

Est A-1457

# Baltische Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

---

Achtundvierzigster Jahrgang.

LXI. Band.

1-6

---

Riga 1906.  
Verlag der Baltischen Monatschrift.  
Nikolaistraße Nr. 27

## Inhaltsverzeichnis.

Band LXI.

	Seite
Ernst von der Brüggen. Von <b>Hugo Semel</b> . . . . . 1.	81
Die Hauptgesichtspunkte eines modernen Geschichtsunter- richts. Vortrag von Cand. hist. <b>V. v. Wilpert</b> . . . . .	32
Geschichtliche Wertmaßstäbe. (Nationalismus und nationale Idee.) Von <b>A. Girgensohn</b> . . . . .	53
Vom Tage: Das Schulprogramm des lettischen Volksschullehrerkongresses . .	63
Zur projektierten Reform der Mittelschulen. III. Von Ober- lehrer <b>C. Schwang</b> . . . . .	106
Die Berufung des Markgrafen Wilhelm zum Koadjutor des Rigaschen Erzbischofs. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte von <b>Paul Karge</b> . . . . .	117
Vom Tage: Urheber und Anführer der revolutionären Bewegung unter dem estnischen Landvolk . . . . .	156
Notiz . . . . .	159
Die Kindererziehung im schulpflichtigen Alter. Pädagogische und kritische Betrachtungen von Dr. med. <b>Ernst Sotolowski</b> .	161
Über tragische Schuld. Vortrag, gehalten in der Estländischen litera- rischen Gesellschaft von <b>Theophile von Bodisco</b> . . . . .	203
Das Gefüge der Welt. Von <b>A. F.</b> . . . . .	231
Alexander von Dettingen. Von <b>Reinhold Seeberg</b> . . . . .	241
Baltische Elementarschulen mit deutscher Unterrichtssprache. Von Oberlehrer <b>C. Schwang</b> . . . . .	266
Aus Gottfried George Mylich's „Familien-Merkwürdigkeiten und Lebensläufen.“ . . . . .	276.
Baltische Chronik des Revolutionsjahres 1905. I. Zur Vorgeschichte . . . . .	307
Aus dem Leben eines livländischen Pastors. Eduard Lofftus, Pastor zu Koddaser und Werro . . . . .	338.
Die Religion in ihrer Begründung auf das Geistesleben. Von <b>Cl. v. Sencke</b> . . . . .	372
Die Agrarfrage in Rußland und ihre einfache Lösung. Von <b>Gregor von Glasenapp</b> (Friedensrichter) . . . . .	383
Zur Geschichte der Universität Dorpat 1865—1902. Von Dr. <b>Alfred von Hedenström</b> . . . . .	417

# Ernst von der Brüggen.

Von

Hugo Semel\*.

**W**ohl schon nach wenigen Jahren wird der Name Ernst von der Brüggen in Deutschland der Vergessenheit anheimgefallen sein. Denn die Fülle des Gebotenen ist dort so groß, daß es nur den Auserkorensten unter den Berufenen gelingt, sich ein dauerndes Andenken zu sichern. Wir Balten aber haben die Pflicht sein Bild uns zu wahren und sein Andenken hochzuhalten — war er doch einer der Unsrn und unsrer Besten einer. Wir haben nicht viele seinesgleichen gehabt.

Brüggen starb 1903, noch nicht 65 Jahre alt. Wir müssen es tief bedauern, daß es ihm nicht vergönnt gewesen ist, seine Memoiren zu beendigen, an denen er kurz vor seinem frühzeitig erfolgten Tode zu arbeiten begann. Das Schicksal hat Brüggen nicht zu andauerndem Wirken in einer bestimmten Stellung gelangen lassen. Dafür hat er in einem wechselreichen, zeitweilig unstäten Leben Gelegenheit gehabt, vieles und mannigfaltiges zu sehen. Er hat ausgedehnte Reisen gemacht, in verschiedenartigen Berufen gewirkt, in verschiedenen Kulturkreisen gelebt; er ist mit einer Unmenge von Persönlichkeiten zusammengekommen, welche zu den politischen und geistigen Führern ihrer Zeit gehört haben. Mit

\*) Bei Abfassung der vorliegenden Skizze habe ich außer Brüggens größeren Werken und einer langen Reihe seiner in den „Preussischen Jahrbüchern“, der „Baltischen Monatschrift“ und vor allem in den „Grenzboten“ veröffentlichten Artikeln auch einiges Material aus dem ungedruckten Nachlaß des Verstorbenen benutzen können. Außerdem verdanke ich manche Angaben den lebenswürdigen Mitteilungen von Personen, die dem Toten im Leben nahe gestanden haben. Trotzdem darf das mir zu gebote stehende Material leider durchaus nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen.

seinem ruhigen, klaren Blick, mit feinem Verständnis und stets regem Interesse hat er alle diese Eindrücke aufgenommen und verarbeitet. Wir hätten in Brüggens Autobiographie ein farbenreiches, künstlerisch vollendetes Bild aus dem Leben unsrer Zeit erhalten und notwendigerweise zugleich einen tieferen Einblick in diese vornehme, reiche Persönlichkeit, welche sich sonst stets vor der allzu nahen Berührung mit der Außenwelt zurückzog. — Aber über Autobiographien, die, im vorgerückten Alter begonnen, das Fazit eines Lebens ziehen sollen, waltet leicht begreiflicherweise oft ein Unstern. Brüggen hat sein Werk, das eine wesentliche Bereicherung nicht bloß der baltischen Memoirenliteratur des Jahrhunderts bedeutet hätte, nicht einmal bis zu seiner Studentenzeit fortgeführt. Er erlag einem qualvollen Leiden am 19. Dezember 1903.

Am 10. November 1840 wurde Friedrich Martin Ernst von der Brüggen auf dem Gute Laidsen in Kurland geboren, das längere Zeit hindurch seinem Vater gehörte. Seine Mutter war eine geb. von Liphart. Er genoß anfangs häuslichen Unterricht, besuchte darauf das Gymnasium in Dorpat und die Schmidtsche Anstalt in Fellin. 1864 bezog Brüggen als Student der Jurisprudenz die Landesuniversität und führte hier ein stilles, der Arbeit gewidmetes Leben. Sein zurückhaltendes, verschlossenes Wesen, sein ernster, fast schroffer Charakter ließen ihn unter seinen Kommilitonen nur wenig Anklang finden — auch in späteren Jahren erschloß er sein Inneres nicht leicht und nicht jedermann. In Dorpat herrschte damals das „Urburschentum“ noch unbeschränkt, „an der „rabies studendi“ litt die Alma mater noch erbärmlich Mangel<sup>1)</sup>.“ Erst als Philister erhielt Brüggen (im J. 1872) die Farben der Livonia, zu der er sich während seiner Studienzeit gehalten hatte. Treue Freundschaften fürs Leben hat er allerdings schon während der Studienjahre anzuknüpfen verstanden, — die Gabe, jeden, zu dem er wirklich in nähere Beziehungen getreten war, dauernd zu fesseln, besaß Brüggen in hohem Grade.

Nachdem Brüggen 1865 den Grad eines Kandidaten der Jurisprudenz erhalten, ging er für einige Jahre ins Ausland, setzte anfangs seine Studien in Berlin fort, lebte darauf in

<sup>1)</sup> sagt Brüggen im Hinblick auf seine Studienzeit in den „Plaudereien über Plaudereien“ (Balt. Monatschr. 1872.)

Dresden und kehrte schließlich nach Riga zurück, wo er 1867 Beamter der Gouvernementsregierung wurde.

1870 erhielt Brüggen die ehrenvolle Aufforderung, die Redaktion der 1859 von Theodor Boettcher und A. Faltin gegründeten und seit 1866 von Bertholz weitergeführten „Baltischen Monatschrift“ zu übernehmen. Schon vorher war er mit einzelnen Artikeln an die Öffentlichkeit getreten, er hatte in der auf Grund von D. Rukhtenbergs Broschüren<sup>1</sup> entbrannten literarischen Fehde energisch gegen dessen einseitige Darstellung Partei ergriffen<sup>2</sup> und — ebenfalls als Student — das heikle Thema „Macht geht vor Recht“ in so schonungslos realistischem Geiste behandelt, daß man im Lande auf den jugendlichen Autor aufmerksam geworden sein soll und manche ältere Herren bedenklich den Kopf schüttelten<sup>3</sup>.

Mit einem geradezu glänzend geschriebenen Artikel „Zur Lage“, der die Entwicklung der innerrussischen und baltischen Verhältnisse in den letzten 20—30 Jahren schilderte, eröffnete Brüggen den 12. Jahrgang der „Baltischen Monatschrift“. Tatenfreudig und voll fühner Erwartungen machte er sich ans Werk, eine nicht unbedeutende Menge interessanter Beiträge floß ihm zu, so vor allem G. v. Gehns geistreiche „Blaudereien eines Heimgekehrten“, die allerdings unter dem an solche scharfe und gewürzte Kost nicht gewöhnten Publikum einen Sturm von Entrüstung hervorriefen. Schließlich sah sich auch Brüggen veranlaßt, dem „Blauderer“ in etwas unsanfter Weise den Stuhl vor die Tür zu setzen. — Brüggen selber lieferte die „Studien zur Patronatsfrage“, eine ausführliche und höchst anerkennende Kritik von Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“, die „Blaudereien über Blaudereien“<sup>4</sup> und anderes mehr. Aber die Enttäuschung ließ — wie oftmals in Brüggens Leben — nicht auf sich warten. Manches in den damaligen baltischen Verhältnissen gefiel ihm nicht, wie wir aus verschiedenen Andeutungen entnehmen können. Speziell für den Beruf des Journalisten schien das Heimatland ihm kein günstiger Boden zu sein. Dazu kam die finanzielle Not, welche überhaupt der Redaktion der „Balt. Mon.“ eine treue Begleiterin gewesen ist.

1) Vgl. „Mecklenburg in Kurland“ u. a.

2) Vgl. Rigasche Zeitung vom 3. 1863, Nr. 273.

3) Leider ist es mir nicht gelungen, diesen Artikel ausfindig zu machen. Unter den Erstlingsarbeiten B.s vgl. noch „Balt. Mon.“ 1867.

4) in Anlaß von Gehns eben erwähnten „Blaudereien“.

Das Jahr 1872 mußte mit einem Defizit abgeschlossen werden — kurz, am Ende dieses Jahres übergab Brüggen die Redaktion dem eben durch seinen „Wilhelm Wolffschild“ bekannt gewordenen Th. S. Pantenius. In einem Abschiedsbrief an die Leser bekennt er, daß viele seiner anfänglichen Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen seien, er meint, daß die rechte Wechselwirkung zwischen dem Publikum und der deutschen Presse fehle, daß den lettischen Zeitungen ein viel größerer Einfluß auf ihre Leser vergönnt sei — Klagen, die seitdem noch manchmal laut geworden sind.

Längere Zeit verbrachte Brüggen nunmehr auf Reisen im Auslande, die ihn nach Deutschland, Holland und Italien führten. Seit 1869 bereits besaß er das Gut Degajzen im Gouvernement Kowno, nicht sehr weit von der kurischen Grenze.

Die Liebe zum „Erdboden“<sup>1</sup> und zur Landwirtschaft, die ihm von Jugend auf eigen war, wird ihn zu diesem Ankauf bewogen haben — eine wirkliche agronomische Vorbildung besaß er natürlich nicht. Auch erwies sich die Wahl nicht als günstig. Die wirtschaftliche Lage verschlimmerte sich von Jahr zu Jahr, so daß Brüggen, der 1876 Mitarbeiter der nationalliberalen „Nationalzeitung“ geworden war<sup>2</sup>, 1879 diese Stellung aufgeben mußte und selber nach Degajzen übersiedelte. Indessen waren alle seine Anstrengungen umsonst, Brüggen mußte zuguterletzt das Gut doch verkaufen und siedelte ganz nach Deutschland über. Er lebte seitdem in recht wenig gesicherten materiellen Verhältnissen und war hauptsächlich auf die Einkünfte von seiner Feder angewiesen.

Auf seine ganze schriftstellerische Tätigkeit haben indeß diese in Polnisch-Litauen verlebten Jahre einen höchst bedeutenden Einfluß ausgeübt. Wirtschaftlichen und nationalökonomischen Problemen ist er stets gern nachgegangen und die aus persönlicher Erfahrung allmählich gewonnene Kenntnis der Landwirtschaft und des Erwerbslebens hat ihn vor einseitig theoretisierender Betrachtungsweise geschützt. Vor allem aber ist er zweifellos durch den Aufenthalt in Polnisch-Litauen zu seinen eingehenden Studien über die polnische Geschichte und die Polenfrage angeregt worden. Bereits 1878

<sup>1</sup>) Diese Überschrift trägt einer von Brüggens schönsten Artikeln. Vgl. „Grenzboten“ 1900.

<sup>2</sup>) Ueber seine journalistische Tätigkeit an diesem bedeutenden Blatt kann ich leider keinerlei nähere Mitteilungen bringen, da mir die betreffenden Jahrgänge desselben nicht zu gebote standen.

erschien Brüggens erstes größeres Werk: „Die Auflösung Polens. Kulturstudien“, das seinen Namen auch in Deutschland bekannt machte<sup>1</sup>, und noch um 1900 veröffentlichte Brüggen in den „Grenzboten“ zur damals gerade brennenden Polenfrage Artikel, über die in der Presse mehrfach diskutiert wurde. — Auf persönliche Eindrücke und Erfahrungen wird auch die Entstehung der bald nach 1880 in der „Nationalzeitung“ und den „Grenzboten“ erschienenen Studien zur Judenfrage zurückzuführen sein. Brüggen verarbeitete sie später zu einer besonderen kleinen Schrift, die bei einem Konkurrenzausschreiben über das betreffende Thema den ersten Preis erhalten haben soll. Brüggen selbst hielt dies Werkchen für die gelungenste unter seinen Schriften. — Im J. 1883 veröffentlichte er eine ausführliche Skizze über „Die agraren Verhältnisse in den Ostseeprovinzen“.

Seit dem Verkauf Degaizens beginnt dann jenes unstäte Wanderleben, das Brüggen in den letzten 20 Jahren seines Lebens — wohl sehr gegen seine eigentlichen Neigungen — geführt hat. Mehrfach versuchte er in Deutschland, das ihm schon lange eine zweite Heimat geworden war, eine feste Anstellung zu finden. 1882 wurde er im Preßbureau des deutschen Reiches angestellt, doch gab er auch diese Tätigkeit bald auf. Er war bereits über jene Jahre hinaus, wo man sich leicht in gänzlich neue Verhältnisse hineinfindet und hineinarbeitet, — in viel zu vorgerücktem Alter, um den Staatsdienst von der Pike auf zu beginnen. Für jeden höheren Posten gab es aber bereits ein halbes Duzend von Bewerbern, und für Ellenbogenpolitik, die da draußen manchmal sehr von Nutzen sein soll, hatte Brüggen nicht das mindeste Talent noch Verständnis. So brachten ihm denn auch die nahen Beziehungen keinerlei Vorteil, in die er damals zu mehreren hochgestellten Persönlichkeiten trat, u. a. zu Graf Herbert Bismarck und zum Statthalter von Elsaß-Lothringen, dem Fürsten Hohenlohe, mit dem er später längere Zeit in brieflichem Verkehr stand.

Fortan widmete er seine Arbeitskraft ganz der journalistischen Tätigkeit und reifte immer mehr zum „politischen Publizisten ersten

<sup>1</sup>) In den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ erschien noch im selben Jahre aus der Feder des polnischen Historikers Liske eine ausführliche Besprechung des Brüggenschen Buches, die allerdings vom wissenschaftlich-methodischen Gesichtspunkte aus manche scharfe Ausstellung macht.

Ranges“ heran, als den ihn der Nachruf in den „Grenzboten“ feierte. Seine Tätigkeit fesselte ihn nicht an einen bestimmten Ort, und so wechselte er häufig seinen Aufenthalt. Den größten Teil des Jahres verbrachte er meist in Berlin. Oft aber wollte er auch in der Schweiz, wo er dann für einige Wochen Julius Eckhardts Gast war, seines Studiengenossen und langjährigen Freundes, dessen zahlreiche Schriften jedem Balten lieb und vertraut sein sollten<sup>1</sup>. Oder er besuchte seine Geschwister in Riga und Kurland. Ein festes Heim im eigentlichen Sinne des Wortes hat er nicht gehabt.

1885 erschien unter dem Titel „Wie Rußland europäisch wurde“ Brüggens zweites größeres Werk, das wohl die weiteste Verbreitung unter seinen Schriften gefunden hat. Weit aus die Mehrzahl seiner Artikel und Studien veröffentlichte Brüggen etwa seit dieser Zeit in den „Grenzboten“, dem vornehmen und reichhaltigen Blatt, das 1848—1870 von Gustav Freytag, später eine Zeitlang von Julius Eckhardt redigiert wurde und jetzt einen leicht offiziellen Anstrich hat. In seinen Anschauungen und seiner Denkungsart harmonierte Brüggen vorzüglich mit der Grundrichtung dieses Blattes, das jeglichem theoretisierenden Radikalismus abhold ist und einen maßvollen Liberalismus auf seine Fahne geschrieben hat. Politische und wirtschaftliche Fragen waren es vor allem, die Brüggen behandelte. Neben den Verhältnissen in Polen und Rußland zog er gegen Ende des Jahrhunderts namentlich die englische Politik und die gesamte Entwicklung des britischen Weltreiches immer häufiger und eingehender in den Kreis seiner Betrachtungen. Von der Vielseitigkeit der von ihm stets gründlich und geistvoll behandelten Gegenstände und Fragen möge das folgende, lange nicht vollständige Verzeichnis seiner von 1898 bis 1901 in den „Grenzboten“ veröffentlichten Artikel eine Vorstellung geben<sup>2</sup>: Der Kongreß in Trient. Evangelismus in Rußland. Ostasien. Mistel und Wurzel (eine Fabel). Nation und Staat. Herr Witte als Reformator Rußlands. Englische Politik. Englische Suprematie in Südafrika. Polnische Politik. Maritimes

<sup>1</sup>) Über seine Schweizer Eindrücke plaudert Brüggen in der „Balt. Mon.“ 1899 u. 1900.

<sup>2</sup>) Die bemerkenswertesten dieser Artikel sind besonders hervorgehoben worden.

und kontinentales Gleichgewicht. Europa und England. Wohin gehen wir? Zusammenschluß der Kontinentalmächte. Erdboden. China. Latifundien und Bauerngut. Polenkämpfe. Kipling und Tolstoj zc.

Auch in den „Preussischen Jahrbüchern“ erschienen nicht selten Artikel von Brüggen, die aber fast ausschließlich Fragen der russischen Wirtschaftspolitik betrafen.

In den Jahren 1895—1900 war Brüggen schließlich auch wieder eifriger Mitarbeiter an der Zeitschrift, deren Redakteur er selber einst vor langen Jahren gewesen war — an der „Baltischen Monatschrift“. 1896 und 1898 veröffentlichte er hier seine umfangreichen, auf archivalischen Studien beruhenden „Beiträge zur Geschichte der Unterwerfung Kurlands“, die neben einer ausführlichen historischen Einleitung Auszüge aus zeitgenössischen Dokumenten brachten, vor allem aus der Korrespondenz des preussischen Residenten am Mitauer Hof, des Herrn von Hüttel. — In einer ganzen Reihe von „Politische Korrespondenz“ betitelten Artikeln beleuchtete er in gedrängter, aber stets fesselnder Weise die aktuellen Fragen der europäischen Politik. Hier veröffentlichte er auch 1896 seinen Nekrolog auf Heinrich von Treitschke — einen schöneren, tiefer empfundenen Nachruf hat Deutschlands machtvollster Historiker nicht erhalten.

Diesen Artikel will ich hier in eingehender Weise wiedergeben, weil Brüggen hier aus der Fülle seiner Erinnerungen schöpft und zugleich — was bei ihm selten genug vorkommt — uns einen Blick in sein Inneres, in sein warmes Gemütsleben tun läßt.

In Berlin bestand jahrzehntlang ein Kreis von etwa 20 Männern, die sich allwöchentlich beim bekannten Literaturhistoriker Julian Schmidt zum „Donnerstagskränzchen“ zusammenfanden — Männer mit klangvollen Namen. Auch auswärtige Berühmtheiten waren hier häufig zu sehen. Diesem Donnerstagskränzchen verdankte Brüggen — eins seiner eifrigsten Mitglieder — eine lange Reihe von schönen Stunden und unvergeßlichen Eindrücken. — „Welch' bunte Mannigfaltigkeit!“ ruft er im Hinblick auf die zahlreichen Mitglieder des Kränzchens aus. „Oben der kleine, wortfarge, hitzige, derbe, kurz entscheidende, treue, biedere, Grog trinkende, knorrige „Julian“ (Schmidt) mit den großen Brillen

gläsern und dem wie eine Perrücke den Kopf umgebenden Haar; daneben der glatte Berliner Hermann Grimm; dessen Bruder Rudolf; der schneidige Bürgermeister und spätere Minister Hobrecht . . . Meigen, der Nationalökonom; Tiedemann, der Sekretär Bismarcks; G. Schmoller, B. Gehn, Brunner, der Germanist . . . gelegentlich auch der Maler Menzel, B. Auerbach, Ludw. Pietsch. . . Aber sobald um 1/211 Uhr abends sich die Tür öffnete und Treitschkes hohe, volle Gestalt mit einem freundlichen Lächeln und warm tönenden „guten Abend“ hereintrat, bedurfte es für mich neuer Gäste nicht mehr. Wie viele ihrer da seit 20 Jahren verkehrt haben, — es war keiner, der für mein Empfinden an Treitschke heranreichte. . . . Die ganze Kraft des Mannes, und die ganze Tiefe und Zartheit dieses Gemüts, und die ganze sonnige Heiterkeit dieser Seele und die ganze kristallene Schönheit dieses Herzens — das klang einem aus jedem Wort, jedem Lachen Treitschkes entgegen. . . Für mich stand der Mann höher als seine Werke. . .“ Und seine ganze Begeisterung für diese einzigartige Persönlichkeit faßt Brüggen in die Schlußworte zusammen: „Um die Summe zu ziehen: ich bin nicht von denen, welche leicht oder gern die Fehler bei andern übersehen oder verdecken; aber ich weiß nichts, was ich bei Treitschke hätte missen oder zulegen mögen. Und das ist mehr, als ich von einem andern Manne sagen könnte.“

Wir aber können hinzufügen: Treitschke und Brüggen waren wesenverwandte Naturen, beide beseelt „vom Ernst der Leidenschaft für das Schöne wie gegen das Häßliche“, beides Feinde hohler Abstraktionen, pietätloser Neuerungsucht und demokratischer Nivellierungsgelüste. Selbst im Stil lassen sich vielfache Anklänge zwischen beiden erkennen, wenn auch Brüggen Treitschkes hinreißendes Pathos, die elementare Wucht seiner Ausdrucksweise nicht erreichte.

Zwei Jahre etwa vor seinem Tode siedelte Brüggen nach Riga über und fand hier in der Pension der Frau Dr. G. sorgliche Pflege. Wohl möglich, daß der Wunsch, in der Heimat zu sterben, ihn dazu bewogen hat, Deutschland den Rücken zu kehren, denn schon seit langer Zeit war er schwer leidend. In diesen letzten Monaten soll er oft geäußert haben, er hege keinen sehnlicheren Wunsch, als ein Stück heimatlicher Erde sein eigen nennen und nach eigenem Ermessen darauf schalten und walten zu können.

Seine journalistische Tätigkeit hatte Brüggen um diese Zeit bereits so ziemlich eingestellt. 1902 erschien — als Frucht jahrzehntelanger Studien — sein letztes größeres Werk: „Das heutige Rußland“ und wurde in der deutschen Presse mit wärmster Anerkennung begrüßt. Die „Grenzboten“ schrieben: „Bei von der Brüggen finden wir das Bild des modernen Rußland fertig und vollständig, bis in die kleinsten Einzelheiten von Meisterhand entworfen, und mit einer Wärme und lebhaften Tongebung gemalt, zu der nur persönliche Anschauung befähigen konnte. . .“ Die Bedeutung dieser Lobsprüche wird dadurch noch erhöht, daß Brüggen das eigentliche Rußland aus persönlicher Anschauung nicht kannte.

Seine geistige Frische bewahrte Brüggen bis ans Ende. In den Stunden, wo sein Leiden ihm geistige Arbeit nicht unmöglich machte, beschäftigte er sich u. a. mit der Aufzeichnung seiner Ansichten über den Ursprung und die Entwicklung der Religion. Auch begann er, wie eingangs erwähnt, seine Memoiren niederzuschreiben.

Beide Arbeiten gelangten nicht über die ersten Anfänge hinaus. Am 19. Dezember 1903 verschied er.

Die baltische Presse beschränkte sich damals darauf, den zwar kurzen, aber überaus ehrenvollen Nachruf zu reproduzieren, den die „Grenzboten“ ihrem langjährigen Mitarbeiter widmeten — ein Zeichen dafür, wie sehr Brüggen infolge der langjährigen Trennung von der Heimat dem Gesichtskreis der großen Mehrzahl seiner Heimatgenossen entrückt war.

Eine traurige, wehmütige Geschichte ist's, die uns Brüggens Leben erzählt — die Geschichte nicht weniger unter den besten Söhnen unsrer Heimat, namentlich in den letzten Jahrzehnten. Für seine Veranlagung und seine Fähigkeiten fand sich hierzulande kein rechter Boden, keine entsprechende Tätigkeit. Er zog hinaus in die Ferne, in das Land, wo seiner Urväter Wiege gestanden. Hier gelangten seine Gaben zu voller Entfaltung, aber wohl doch nicht ganz zu entsprechender Wirkung. Und als er zurückkehrte in die Heimat, da war sein Haar grau, da war er ein Fremdling geworden. Ernst von der Brüggen ist dem Baltlande nicht so viel geworden, wie er ihm hätte werden können.

\*

\*

\*

Der Liebenswürdigkeit der Frau Dr. E. verdanke ich eine Photographie des Verstorbenen, die am Rigaschen Strande im Sommer vor seinem Tode gemacht worden ist. Es liegt ein eigener Reiz in diesem Bildchen. Im Hintergrunde der Fichtenwald, dessen würzigen Duft wir in der Erinnerung zu spüren glauben. Vorne in einem bequemen Sessel, die lange Pfeife in der Hand, den Kopf leicht nach vorne geneigt, — ein ältlicher, stiller Mann, dessen feine, aristokratischen Züge von den Jahren und dem Leiden gefurcht sind. Im Ausdruck der Augen und in den Linien der Falten ist Müdigkeit und Abspannung und vielleicht ein klein wenig Verachtung für die Menschen und ihr Getriebe zu lesen. Im Augenblick aber hat die Sommernachmittagssonne die trüben Gedanken verschucht und über das Ganze liegt ein Hauch ruhigen Friedens gebreitet.

Brüggens geistige Physiognomie, die ich im folgenden zu zeichnen versuchen will, läßt sich nicht leicht in ihrer Eigenart erfassen und bestimmen. Er war eine nordische, schwerflüssige Natur, welcher der Glanz sonniger Heiterkeit und frischer Ursprünglichkeit abgeht<sup>1</sup>. Bei näherer Betrachtung indessen fesselt seine Persönlichkeit immer mehr durch die eigenartige Verbindung heterogener und einander scheinbar widersprechender Charakterzüge. Trotzdem aber haftet seinem Wesen nichts Zerfahrenes oder Brüchiges an, vielmehr erscheint dasselbe unter dem Einfluß einer überragenden Intelligenz gefestigt, in sich geschlossen und im „Erdboden“ der Heimat wurzelnd.

Brüggens Naturell war gekennzeichnet durch eine starke Eindrucksfähigkeit und eine dem entsprechende Neigung, impulsiv auf alle Eindrücke zu reagieren. Aber nur selten gelangte diese Neigung zum Durchbruch, denn sie wurde gezügelt und teilweise paralytisch durch ein in Brüggens geistiger Veranlagung tief begründetes Streben nach Objektivität und Ruhe. Sich in seinem Handeln vom ersten Impulse, von der Eingebung des Augenblicks bestimmen, in seinem Urteil von instinktmäßiger Sympathie oder Antipathie leiten zu lassen, galt ihm als unmännlich, als Zeichen

<sup>1</sup> In größerer Gesellschaft soll er meist schweigsam gewesen sein, und wenn er nicht bei Stimmung war, oft stundenlang kein Wort gesprochen haben. Fesselte ihn aber das Gespräch, so wurde er lebhaft und wußte dann alle Gaben eines guten Gesellschafters zu entfalten.

der Schwäche beim einzelnen und der Unkultur bei einem Volke. Ausdauer und Folgerichtigkeit im Denken und Handeln waren ihm die führenden Mächte im Leben. Darum fiel auch sein Urteil über das Slaventum so aus, wie in dem meisterhaften Bilde, das er vom polnischen Nationalcharakter entwirft<sup>1</sup>; hier hat er das Gegenbild zu seinem eigenen Wesen gezeichnet.

So ist Brüggens ganzer Anschauungsweise eine streng intellektualistische Richtung aufgeprägt. Die Eigenart seines Intellekts verleiht vor allem seiner geistigen Physiognomie die charakteristischen Züge. Ihm war es Bedürfnis, die Erscheinungen zu ordnen und in einen inneren Zusammenhang zu bringen — stets urteilt er von weiten Gesichtspunkten aus. Aber ein stark ausgesprochener Wirklichkeitsinn hinderte ihn daran, den Boden des Realen unter den Füßen zu verlieren. Die empirisch gegebene und erfassbare Welt wollte er in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und Fülle sich geistig zu eigen machen. Hier fühlte er „die starken Wurzeln seiner Kraft.“ Nichts lag ihm ferner, als die Existenz einer darüber hinausliegenden, transzendentalen Welt zu leugnen. Ja, manchmal glaubte er auch die Wirkung ihrer vorborgenen Kräfte im Getriebe der Menschen zu spüren. Aber er wußte sich an der menschlicher Erkenntnis gesetzten Grenze zu bescheiden<sup>2</sup>. Und innerhalb dieser Grenzen suchte er auch stets mit den wirklich maßgebenden Triebkräften und Faktoren zu rechnen. Daher stand ihm die Erfahrung stets höher als die Theorie, oberflächliches Schematisieren und falsches Idealisieren waren ihm gleich verhaßt. Für die Träume der Utopisten und Weltbeglückter, die mit blutleeren Schemen, nicht mit Menschen von Fleisch und Bein rechnen, hatte er stets nur kühle Ablehnung übrig. Ihm war jene realistische Betrachtungsweise angeboren, die den Mächten der Wirklichkeit ins Auge zu sehen weiß, und jene historisch-genetische

<sup>1</sup>) Vgl. Polens Auflösung S. 31.

<sup>2</sup>) Dies war auch für seine Stellung zu den religiösen Fragen entscheidend. Die Religion war ihm Schöpfung des Menschengeistes, das Erzeugnis seines höchsten, geistigsten Sirebens. Die Stimmung ehrfurchtsvollen Sich-Bescheidens, welche aus Fausts Worten hervorklingt: „Wer will Ihn nennen — Und wer bekennen? — Wer will sagen — ich glaub' Ihn — oder: ich glaub' Ihn nicht?“ — sie hat auch Brüggens beherrscht. . . Was ihm aber als menschliches, allzu menschliches Weiwert erschien und trotzdem Anspruch auf Ewigkeitswert erhob, dem begegnete er mit scharfer, kritischer Sonde. Intoleranz in religiösen Dingen, lärmende Propaganda und geistliche Herrschaftsgelüste waren ihm aufs tiefste verhaßt.

Denkungsart, die nicht die Erscheinungen an einem bereits fertig gezimmerten Ideal mißt, sondern sie aus ihrem Werden und ihrem gegenseitigen Zusammenhange heraus zu begreifen und zu beurteilen versucht.

Tiefgreifend ist die Wirkung der hierbei sich ergebenden Erkenntnis von der gleichzeitigen relativen Berechtigung verschiedener, oft einander entgegengesetzter Standpunkte; von der Vergeblichkeit aller menschlichen auf absolutes Glück, auf absolute Vollkommenheit gerichteten Bestrebungen. Und nie ist ein Zeitalter von dieser Erkenntnis tiefer durchdrungen gewesen, als das 19. Jahrhundert, namentlich in seiner 2. Hälfte. Auf das fieberhafte Vorwärtsdrängen, den himmelsstürmenden Idealismus des Zeitalters der Revolution und der Hegelschen Philosophie folgte vielfach eine tiefgehende Ernüchterung, eine müde Resignation; eine Neigung, das bunte, wirre Getriebe, das wir doch nicht aus dem altgewohnten Geleise in neue Bahnen leiten können, mit den Augen des Künstlers anzuschauen, mit dem kühl zergliedernden Verstande des Forschers zu beobachten, und im übrigen — die Dinge ihren Lauf gehen zu lassen.

Auch Brüggen hat Stimmungen gekannt, wo alle Wahrheiten ins Schwanken zu geraten, alle Ideale sich als Trugbilder zu erweisen scheinen, wo die Betätigung der alle Illusionen zerstörenden Kritik uns eine geheime, innere Befriedigung gewährt. . . . Und zweifellos gehörte er zu jenen echt modernen Naturen, bei denen der kritisch-kontemplative Sinn den Trieb zur expansiven Betätigung nach außen behindert und überwiegt. Es drängte ihn mehr dazu, den Dingen und den Menschen ihr Wesen abzulauschen, als ihnen das seinige aufzuprägen. In die staubige Arena des Lebens stieg er nicht gern herab.

Aber dies ist nur eine Seite seines Wesens. In scheinbarem Widerspruch zu dieser kühl abwägenden und zergliedernden Richtung seines Intellekts steht die Wärme und Intensität seines Gemütslebens. In seinem Innern war die Fähigkeit zu hassen und zu lieben noch nicht durch „die Kühle einer am Ariadnesfaden der Geschichte jedes Labyrinth moderner Verhältnisse lächelnd durchschreitenden, ganz reifen, ganz ruhigen Bildung“<sup>1</sup> erstickt worden.

<sup>1</sup>) die Kinkel bei Jakob Burckhardt bemerkt haben will.

Mit leidenschaftlicher Anteilnahme ging er den großen Problemen der Zeit nach, — sie waren ihm stets mehr als bloße Objekte wissenschaftlicher Betrachtung, und oft vertauscht er fast unbewußt die Rolle des ruhigen Beobachters mit der des überzeugten Apologeten. Wir werden sehen, wie auch seine politische Stellungnahme vielfach durch sein Gefühlsleben bedingt war.

Und schließlich — last not least — charakterisierte ihn eine starke Hingabe an die von ihm vertretene Sache, eine Hingabe, die ihn völlig die Versuchung überwinden ließ, welche an jeden Schriftsteller und vor allem an jeden Publizisten herantritt — die Sache als Spiegel für die eigene Persönlichkeit zu benutzen. Wohl erwuchs sein Lebenswerk organisch aus seiner Persönlichkeit, beherrschte und absorbierte dieselbe aber auch. Dührings schöne Worte in der Vorrede zu seiner Autobiographie: „Sache, Leben und Feinde“ — „Das Leben war Mittel für einen Zweck und der Sache gewidmet“ — sie gelten voll auch für Brüggen.

Für die vornehme Zurückhaltung, die er stets geübt, spricht vielleicht nichts besser, als daß er meines Wissens während seiner fast 40jährigen journalistischen Tätigkeit keine einzige jener häßlichen, in persönlichen Invektiven gipfelnden Polemiken geführt hat, welche heutzutage in Zeitungen und Zeitschriften aller Art an der Tagesordnung sind. —

So eine Natur, wie die eben geschilderte, kennt keine Sprünge, keine unvermittelten Übergänge und gewaltsamen Krisen. Ihre Entwicklung vollzieht sich nicht in Kataklysmen geistiger Art — es ist ein langsames Wachsen und Werden, das keinerlei Periodisierung zuläßt. So können wir an Brüggen eine seltene Frühreise wahrnehmen, die sich sowohl in seiner Art zu urteilen und zu schreiben, als auch in seinen Ansichten selber dokumentiert. Vertiefung und Vergeistigung, keine eigentliche Veränderung läßt sich in den Zügen seines geistigen Bildes beobachten. Früh erreichte er seine Vollkraft und bewahrte sie bis ans Ende seines Lebens.

\*     \*     \*

Im Folgenden will ich den Versuch machen, Brüggens Stellungnahme zu den wichtigsten Fragen im politischen Leben unsrer Zeit zu charakterisieren, unter möglichst weitgehender An-

Lehnung an einzelne seiner hervorragendsten Artikel. Nicht in genialer Eigenart, nicht in der Erschließung neuer geistiger Werte liegt die, wie mir scheint, über den Augenblick hinausragende Bedeutung von Brüggens schriftstellerischer Gesamtleistung begründet, sondern in der Ruhe und Reife seines Urteils, in der durch keinerlei persönliche oder Standesinteressen getrübbten Klarheit seines Blickes. Brüggens stand nicht nur außerhalb der Parteien, er stand über ihnen und hatte innerlich all die Gegensätze überwunden, welche in der Form von Schlagwörtern, wie „Liberalismus und Konservatismus, Nationalismus und Kosmopolitismus“ und anderen mehr unser kulturelles und politisches Leben beherrschen und vergiften. Er selber erscheint in seiner Anschauungsart als ein Beispiel für „die segensreiche Verbindung zwischen dem aristokratischen Prinzip und der liberalen Gesinnung“, deren Wirkungen er in Altlivland beobachtete.

Diese in Brüggens psychologischer Eigenart wurzelnden schwerwiegenden Vorzüge werden noch gehoben durch eine glänzende Darstellungsweise. Auf seinen Stil soll sich Brüggens — mit Recht — etwas zugut getan haben. Klar und männlich und wichtig ist seine Ausdrucksweise, häufig pathetisch, aber nie überladen, eigenartig, aber nie gesucht. Ich weiß nicht, ob die Baltischen Länder einen vollendeteren Stilisten hervorgebracht haben.

Zwei unschöne Fremdwörter sind es, durch die sich die politisch-wirtschaftliche Entwicklung Europas im 19. Jahrhundert kennzeichnen läßt: Demokratisierung und Industrialisierung.

Die Demokratisierung ist eine Folge der abstrakt-liberalen politischen Doktrinen, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ihren Siegeszug über Europa angetreten haben.

„Was alle angeht, darüber haben alle zu entscheiden“, lautet die liberale Doktrin. „Die öffentlichen Angelegenheiten dürfen nicht nach dem Belieben einzelner professioneller „Staatslenker“, sie müssen vom Volk entschieden werden. Jegliche Gewalt geht nicht nur vom Volk aus, sie muß auch in dessen Namen und dessen Willen entsprechend ausgeübt werden. Wenn aber des Volkes Wille und Meinung geteilt ist, so ist durch Abstimmung Wille und Meinung der Majorität zu ermitteln, der sich die Minorität dann zu fügen hat. — Da aus Opportunitätsgründen

ein beständiges Abstimmen des ganzen Volkes undurchführbar erscheint, so hat letzteres mittelst des berühmten „vierschwänzigen“ Wahlrechts seine Vertreter zu wählen. Ihre Meinung hat dann als Surrogat resp. Quintessenz der „öffentlichen Meinung“ zu gelten.“

Nie läßt Brüggen Spott und Satire freier und unbarmherziger walten, als wenn er auf diese seinen aristokratischen Grundüberzeugungen und seiner aller Ideologie abgeneigten Denkweise gleichermaßen Hohn sprechenden Lehre zu reden kommt.

„Was ist es denn überhaupt um die öffentliche Meinung?“ fragt Brüggen<sup>1</sup>. „Wer ist sie, wo ist sie, woher kommt sie, woraus besteht sie? Was die Meinung eines Menschen ist, das kann ich wissen, vorausgesetzt daß er überhaupt eine Meinung hat, was besonders in staatlichen Dingen oft nicht der Fall ist. Die Meinung zweier Leute, die ist schon schwerer zu bestimmen, bei dreien findet man nach der bekannten Annahme in Deutschland wenigstens schon vier verschiedene Meinungen . . . und bei 100 Menschen ist die Meinung desjenigen die allgemeine, der die Gründe und den Willen der andern besiegt hat. Im öffentlichen Leben gibt es aber nur selten Fragen, die zu beurteilen die Masse des Volkes fähig ist.“

Allerdings, es gibt Momente im Volksleben, wo zwar nicht eine Meinung, d. h. ein auf Vernunftgründen ruhendes Urteil, wohl aber ein Wille in der Mehrheit des Volkes sich gleichmäßig herausgestaltet. Das sind Momente großer äußerer Erschütterungen, wie 1813, oder innerer Krisen der Entwicklung, wie 1848, 1870. Massengefühl — das ist eine berechnigte und wirkliche Kraft. Große nationale Unternehmungen bedürfen heute zu ihrem Gelingen meist der Unterstützung des nationalen Empfindens. Nicht leicht wird heute eine Regierung einen Krieg gegen den instinktiven Willen ihres Volkes beginnen. Der Kulturkampf brachte eine Niederlage, weil der Instinkt des katholischen Teiles von Deutschlands Bevölkerung das religiöse Band mit Rom stärker empfand, als das nationale Band der deutschen Selbständigkeit. In solchen und ähnlichen Fällen ist der rechte Boden für eine „öffentliche Meinung“ vorhanden.

<sup>1</sup>) Vgl. „Rucvische Jahrb.“ 1903: „Gallische Republik und slavische Despotie.“

Sobald aber vom Fühlen zum Denken und Schließen fortgeschritten wird, gelangt man alsbald zu der Grenze der Kompetenz der öffentlichen Meinung, und jedes Hinübergreifen über diese Kompetenz bedeutet eine Usurpation, eine Gewalttat, die zum Unheil ausschlägt.

Brüggen greift ein Beispiel heraus, das damals (1893) gerade von aktuellem Interesse war: die Regierung forderte eine jährliche Verstärkung der deutschen Armee um 60,000 Mann. Der Reichstag hatte ziemlich unzweideutig die Absicht geäußert, die Vorlage nicht zu akzeptieren. Und man nahm an, daß darauf von seiten des Kaisers die Auflösung des Reichstages und die Anordnung einer Neuwahl erfolgen werde. „Was heißt das nun?“ fragt Brüggen. Doch wohl dieses: daß nunmehr jeder Deutsche, 29 Jahre alt, nicht ehrlos usw., sagen soll, ob die Regierung im Recht ist mit ihrer Forderung oder der Reichstag mit seiner Ablehnung. . . Es herrscht Uneinigkeit über die Notwendigkeit der Verstärkung unsrer Armee bis in die engsten Fachkreise der Generalität hinein; auch ein Bismarck leugnet sie. Dann hat also der Wähler, dem Effekt nach, sein Urteil über diese Notwendigkeit abzugeben, über die ein Bismarck und ein Caprivi entgegengesetzter Meinung sind; der unbescholtene Jüngling von 25 Jahren tritt dann auf die Bühne in der Narrentracht der öffentlichen Meinung und das Wort der Weisheit fällt von seinen Lippen. In der Narrentracht, welche er sich nicht selber anlegt, sondern mit welcher die Verfassung, das Gesetz ihn schmückt. Denn genarrt wird die Volksmeinung, indem man sie zur Beurteilung von Dingen zwingt, die außerhalb ihres Verständnisses liegen.

Und die Folgen dieser widersinnigen Stellung der Volksmeinung im Staatsleben? Sie zeigen sich nirgends deutlicher als im modern-demokratischen Staate par excellence — in Frankreich.

Wir sind gewohnt die Geburt des „modernen“ Europa ins Jahr 1789 zu setzen. Nichts ist bezeichnender für den ungeheuren geistigen Umschwung, der sich zwischen 1800 und 1900 vollzogen, als die grundverschiedene Beurteilung, welche die französische Revolution von den jeweils maßgebenden Historikern erfahren hat. Solange man in der neuen Aera ein goldenes Zeitalter sah, war die französische Revolution mit einer Aureole umgeben. Dieselbe

schwand, sobald die Ernüchterung folgte. Und so schreibt auch Brüggen: „Wären es kräftige Männer gewesen, diese oberen Klassen von 1789, wer weiß, ob eine entschlossene Verteidigung trotz all der schreienden Mißstände politischer und sozialer Art . . . nicht dennoch Staat und Gesellschaft vor diesen Orgien der Bestie im Massenmenschen, die man noch heute manchmal als notwendige und große Episode der Weltgeschichte rühmen hört, gerettet hätte. . . . Nachdem dann die oberen Klassen von der geistlosen Faust und dem unanständigen Willen der großen Massen leicht niedergeschlagen waren, machte man aus dem Siege brutaler Naturkraft über krankhafte Verweichlichung weltbewegende Ideenkämpfe, aus dem Fußtritt eines zügellos gewordenen Pöbels erhabene Prinzipien, aus der Sinnlosigkeit der wild gewordenen Herde tiefe Weisheiten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit<sup>1</sup>.“ . . .

Wir haben die in diesen Sätzen zusammengefaßte Ansicht Brüggens über die Bedeutung der französischen Revolution hier wiedergegeben, weil sie zugleich für seine Beurteilung der weiteren Entwicklung dieses Landes charakteristisch ist und weil aus der Stellung eines Menschen zur französischen Revolution sich <sup>2</sup>/<sub>3</sub> seines politischen Glaubensbekenntnisses erraten lassen. Man sagt, das Volk herrsche in Frankreich. „Aber die Volkssouveränität, dieser Königsmantel in einer Kinderstube, sie ist und war stets ein sinnloses Wort.“ Die „öffentliche Meinung“ entsteht innerhalb der breiten Massen des zu politischen Verhandlungen herbeigezogenen Volkes nicht spontan, sie wird erzeugt durch die Tätigkeit von Demagogen und die Einwirkung der Presse. Nun ist aber bekannt, daß den „Vielzuvielen“ meist ein Kleon mehr inponiert als ein Perikles. „Der rechte Leithammel für die niedere Masse ist nur ausnahmsweise der geniale Staatsmann, in der Regel aber der Schreier, dessen Mund von hohlen Verheißungen trieft.“ So entgleitet die Leitung der politischen Angelegenheiten immer mehr den Händen der wirklich Berufenen, in den Parlamenten gelangen die Politikaster zur Herrschaft.

Größer noch ist die Macht der Presse. „Weil der Jüngling eine Frage, die er nicht versteht, beantworten soll, läßt er sich die Antwort einblasen, und dazu ist niemand geeigneter als die

1) Aus dem Artikel „Dynamit“, Grenzboten 1892.

Tagespresse, welche für alles eine Antwort bereit hat. Die Presse ist heute nicht eine, sie ist die Großmacht, von ihr ist die alte Vertretung der öffentlichen Meinung, die verfassungsmäßige Volksvertretung im Parlament niedergerannt worden.“

Und wie sollte es wunder nehmen, daß die Befähigung der Presse zu dieser Riesenaufgabe — ein ganzes Volk zu leiten — die denkbar schlechteste ist?<sup>1</sup> Liegt doch diese unverantwortliche Macht in den Händen von Leuten, welche keinerlei fester Qualifikation bedürfen. Der Redakteur eines Blattes, welches das politische Urteil von Millionen beherrscht, welches oft mehr Gewalt als ein Minister im Staat hat, — dieser Redakteur übt die Gewalt aus ohne jede Prüfung seiner sittlichen und intellektuellen Befähigung durch eine andre Autorität, als das Urteil der Massen, die er leitet. —

So strebt die Presse danach, das gesamte öffentliche Leben in ihren Bann zu zwingen, mit allen Mitteln, mit guten und schlechten, mit sittlichen und unsittlichen, mit Lüge, Heuchelei, Verleumdung, Bestechung, Erpressung. „Diese heutige Presse gleicht dem Raubrittertum des Mittelalters: jede Redaktion ist ein Raubschloß, von welchem aus das Land umher terrorisiert wird, sei es zur Befriedigung von Herrschsucht, sei es zur Füllung des Beutels. Die Orsini und Colonna im mittelalterlichen Rom, wird man an sie nicht erinnert durch die Preßbarone vom Figaro, Petit Journal, Siècle, Temps?“

Infolge der Einwirkung all dieser entnervenden Einflüsse ist auch die Regierung einer tiefen Korruption anheimgefallen. Die reale staatliche Macht, welche vor 1789 noch national und lebendig war und im Volke mit tausend Andern wurzelte, sie schmilzt immer mehr zusammen. Um sich aufrecht zu erhalten, muß die Regierung selbst als Geldmacht auftreten, sie muß, mit der Börse in Wett-eifer tretend, die Presse bezahlen. Denn größer noch als die Macht der Presse ist in der modernen, wesentlich plutokratisch gegliederten Gesellschaft die Macht des Geldes. Im demokratischen Frankreich herrscht das Geld über die Presse, und die Presse über das Volk. Das Geld aber — dies ist der barocke Abschluß des Ganzen — befindet sich in der Hand der Juden. Die Judenherrschaft als Resultat der Volkssouveränität! „Napoleon

<sup>1</sup>) Brüggen hat in erster Linie die französische Presse im Auge.

Bonaparte III. empfing zweimal die Hulldigung von 7 Millionen Wählern, als er sie befragte. Ein Rothschild herrscht, ohne zu fragen, ohne Plebiszit, und trotz Volkssouveränität sicherer als ein Napoleon. Nicht demokratisch ist dies Regiment, sondern despotisch-demagogisch!“ —

Ja, das Geld! So wenig Brüggen — ernst genommen — zum Mystizismus hinneigte, die Weise, wie er von des Geldes verderblicher Macht spricht, erinnert beinahe an das staunende Grauen, welches die griechischen Lyriker des 7. Jahrhunderts vor Christo vor dem Gelde empfanden: gleich der Edda schrieben sie seinen Einfluß dem Wirken dämonischer Kräfte zu. „Das Geld“, sagt Brüggen, „kennt die Moral nicht, achtet das Recht nicht — es ist der härteste der Despoten.“

Unter dem Einfluß des Geldes hat sich auch die verhängnisvolle Entwicklung vollzogen, welche die wirtschaftlichen Verhältnisse in der letzten Zeit genommen haben und welche wir vorhin mit dem Wort „Industrialisierung“ kennzeichneten. Erst durch das Hinzutreten dieser wirtschaftlichen Evolution haben die liberalen politischen Doktrinen all ihre verhängnisvollen Wirkungen gezeitigt, und erst durch die Nebeneinanderstellung dieser beiden Prozesse — der Demokratisierung und der Industrialisierung — erkennen wir den furchtbaren, unsre ganze Kultur bedrohenden Ernst der dadurch geschaffenen Lage.

Es ist der Übergang vom Ackerbau zum Industriestaat, von der Natural- zur Geldwirtschaft, der sich in immer umfassenderem Maßstabe, mit immer unheimlicherer Geschwindigkeit vollzieht. „Von allen Revolutionen aber“, sagt Brüggen<sup>1)</sup>, „die ein Volk durchzumachen hat, ist keine gewaltiger als der Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft. Und mit so tiefer Verachtung unsre heutige Nationalökonomie auch auf die Naturalwirtschaft, als auf eine rohe und unzivilisierte Form des wirtschaftlichen Lebens herabsieht, so wird man anerkennen müssen, daß keine Revolution für das Glück des einzelnen unheilvoller ist. Es kommt nur darauf an, welchen Nutzen man von der fortschreitenden Kultur erwartet, — ob den, die Zufriedenheit der einzelnen und der Menge zu fördern, — ob den, zu immer feineren, komplizierteren Formen des Lebens zu gelangen. Die Rousseau, Tolstoj und ähnliche Denker haben im Grunde nichts anderes getan, als

<sup>1)</sup> im Artikel „Wo hin gehen wir?“ Grenzboten 1900.

gegen diese Revolution zu protestieren, als die Rückkehr von der Geld- zur Naturalwirtschaft zu fordern. . . .“

Wie die modernen politischen Doktrinen in Frankreich erfunden worden sind und dort zuerst zur Anwendung gelangten, so ist England in der wirtschaftlich-industriellen Entwicklung den Staaten des Festlandes vorangegangen. Hier war es, wo sich zuerst große und schwankende Kapitalmassen in den Händen einzelner aufhäuferten, wo sich die Großbetriebe mit ihrem nach tausenden zählenden Arbeiterheer herausbildeten. Hier gelangten zuerst die Prinzipien der Freiheit des einzelnen und der Gleichheit aller auf wirtschaftlichem Gebiet zu praktischer Anwendung und zeitigten auch hier höchst unerwartete Resultate. Trotz ihrer rechtlich bestätigten, völligen persönlichen Freiheit gerieten die Fabrikarbeiter in völlige tatsächliche Abhängigkeit vom Fabrikherrn. Losgerissen von der heimatlichen Scholle, meist getrennt von Verwandten und Familie, mitten im Glanz der Großstadt dem Elend preisgegeben und im erbarmungslosen „Kampf ums Dasein“ nur auf sich, auf ihrer Hände Arbeit angewiesen, mußten sie sich als die Bedrückten und widerrechtlich Enterbten vorkommen. In ihrem Innern entbrannte der Haß gegen die Besitzenden, gegen die „oberen Zehntausend“, und dieser Haß ging über in den Haß gegen alles Höherstehende, gegen alles Geisligere, in letzter Linie gegen die ganze Kultur, die hauptsächlich von den oberen Schichten der Bevölkerung getragen und gehütet wird.

So entschieden nun auch das Streben der unteren Volksschichten nach Besserung ihrer Lage als berechtigt anerkannt werden muß, so sehr der Staat und die oberen Klassen selber verpflichtet sind, sie in diesem Streben zu unterstützen, ebenso unbedingt müssen die Ziele und die Mittel der Leute verworfen werden, welche jetzt die Führung der Sache der Arbeiter an sich gerissen haben und unter verschiedenen Namen auf den Umsturz der ersten Grundlagen alles gesitteten Volkslebens hinarbeiten.

In einem flammenden, fast wie eine Programmschrift anmutenden Artikel unter der Überschrift „Dynamit“<sup>1</sup> wandte sich Brüggen 1893 in den „Grenzboten“ gegen den Umsturz.

Freiheit und Geseßlichkeit heißen die Pole, auf denen alle Kultur ruht, mit denen sie steht und fällt. Die Sozialdemokratie

<sup>1</sup>) Ihm sind in der Hauptsache die folgenden Ausführungen entnommen.

aber kennt nicht den Begriff der Freiheit, und Gesetzlichkeit ist dem Anarchismus ein Spott. Die Sozialdemokratie will den einzelnen Knechten, ihm die freie Verfügung über seine Arbeitskraft und sein Eigentum nehmen, ihn zum willenlosen Rad in der geistlosen Riesenmaschine machen, welche sich der „Zukunftsstaat“ nennt. Und der Anarchismus nennt als geeignete Mittel, um dies Ziel zu erreichen, Zerstörung von Leben und Eigentum der Besitzenden. „Das bestehende Recht erklärt er für Unrecht und das Verbrechen macht er zum Recht. Es hieße Perlen vor die Säue werfen, wollte man mit Lehren der Geschichte derartige Bewegungen bekämpfen. . . Die gesunde Vernunft und der gebildete Verstand haben mit diesen sozialistischen Theorien nichts zu tun. Solange vom Stein bis zum Elefanten nicht die Gleichheit, sondern die Ungleichheit in allem herrscht, wird auch der Mensch die Herrschaft der Kraft über die Schwäche, die Unterordnung des einen unter den andern in der Wirkung wohl mildern, in Schranken halten, aber sie selbst niemals aufheben können. Herren und Knechte sind nicht durch die Bosheit der Menschen geschaffen worden, sondern durch die göttliche Weltordnung. Nicht Vernunft und Kultur schufen die sozialistischen Theorien, sondern Leidenschaft, Wille, der Trieb nach Genuß, Besitz und Herrschaft. Und dieser Trieb schreitet, wenn weder befriedigt noch durch stärkeren Willen zurückgedrängt, von der Theorie des Sozialdemokraten sicher fort zu der Theorie des Anarchisten, von dem gesetzlichen Mittel zu dem gewaltsamen Mittel.“

Trostlos will uns unter solchen Anzeichen manchmal die Zukunft anmuten. Aber auch die Ereignisse der Gegenwart lassen uns oft erschauern. An allem wird gerüttelt, alles wird untergraben, unterminiert. Wir stehen im Zeichen des „Dynamits“. — Vielleicht wäre es uns besser, wenn weder das Pulver noch seine späteren Verwandten, — Dynamit, Nitroglycerin, Forcit und wie diese Teufelspulver alle heißen, — jemals erfunden worden wären. Heutzutage spielen sie jedenfalls eine furchtbare Rolle in dem Vernichtungskampf gegen die Kultur, zu dem sich das Proletariat zusammenrottet. „Was ist heute überhaupt vor der Zerstörung durch die frevelnde Hand eines einzigen Menschen, durch den zur Tat werdenden Willen weniger Minuten sicher? Ein verbrecherischer, ein wahnsinniger Mensch kann in einem Nu den

Kölner Dom, den St. Peter vernichten. Der Gedanke ist grauig, unheimlich. Denn wir kurzlebigen Menschen achten die Dauerhaftigkeit unsrer Werke um so höher, als wir uns der Vergänglichkeit alles Irdischen und unsrer eignen Kurzlebigkeit bewußt sind; wir empfinden uns selbst dauernder in unsren Werken, wir leben in ihnen fort, und darum ist uns heilig, was „grau vor Alter“ ist. Und diese unsre höchsten Heiligtümer, sie sind heute jedem Buben preisgegeben!“ . . .

An den Folgen des vernichtenden Kampfes zwischen den oberen und unteren Schichten des Volkes, zwischen Oligarchie und Ochlokratie — so hatte sich die Sachlage schließlich zugespitzt — ist einst Hellas und hellenische Kultur zugrunde gegangen. Sollte uns ein ähnliches Schicksal bevorstehen?

Manche sagen: der Staat muß helfen. So hat auch Bismarck gedacht, als er den Kampf gegen die Sozialdemokratie mit all den ihm zu gebote stehenden gewaltigen Machtmitteln aufnahm. Und insofern als die Sozialdemokratie offenkundig auf den Umsturz der bestehenden Staatsordnung hinarbeitet, scheint ein anderes Verhalten kaum möglich. Stutzig machen muß aber schon die eine Tatsache, daß trotz aller angewandten Repressivmaßregeln die Bedeutung der sozialdemokratischen Partei und die Zahl ihrer Anhänger rapid im Steigen begriffen ist — selbst ein Bismarck konnte hier am Verlauf der Dinge nichts ändern.

Von prinzipieller Bedeutung ist ein weiterer Umstand. Die Begriffe Sozialismus und Staatsgewalt schließen einander keineswegs aus. Der Staat an sich ist kein Gegner des Sozialismus. Und der Zukunftsstaat der Sozialisten würde — seine Realisierbarkeit vorausgesetzt — an Zentralisation und Machtfülle alle heutigen Staaten weit hinter sich lassen müssen, um die Ziele und Aufgaben erfüllen zu können, die er sich gesteckt. Er würde äußerlich wesentlich dieselben Formen zeigen, wie die heutigen politischen Gebilde, auch er würde seine Gesetze, seine Gesetzgeber, seine Beamten haben und sicherlich auch sein Heer. Was der Sozialismus anstrebt, ist ja gerade die staatliche Regelung aller Volksarbeit, alles Volkslebens im Sinne einer gleichmäßigen Nivellierung. — Wir sehen aber, daß auch die heutigen Regierungen sich vielfach veranlaßt oder gezwungen sehen, die Organisation einzelner Zweige der Volkswirtschaft in ihre Hand zu nehmen.

Das Post- und das Telegraphenwesen werden überall von staatlichen Behörden verwaltet. In Deutschland geht die Verstaatlichung der Eisenbahnen ihrem Abschluß entgegen<sup>1</sup>. — Infolge der die Lebensinteressen weiter Kreise der Bevölkerung bedrohenden Streiks der Bergleute kann es bald zu einer Anwendung analoger Maßregeln auf den Bergbau kommen. Ferner wäre es denkbar, daß der Staat sich einst gezwungen sehen wird, den Ackerbau zu verstaatlichen, wenn das Abströmen der Landbevölkerung in die Stadt im selben Maßstabe fortbauern und der Acker veröden sollte<sup>2</sup>. Und wenn dann schließlich der Staat, etwa um den verderblichen Folgen der Überproduktion vorzubeugen, noch die Organisation der Industrie auf seine Atlasschultern nimmt, so wäre bereits in der Hauptsache das Ziel erreicht, das die Sozialdemokratie sich gesetzt: auf dem ganzen Wege von der Verstaatlichung des Verkehrs bis zur Verstaatlichung des Ackerlandes und des Gewerbes kann man den Sozialisten zum Gefährten haben.

Hier sei uns ein scheinbares Abschweifen vom Thema gestattet, das in der Folge sich von selber rechtfertigen wird. Brüggen tritt unbedingt für eine starke Staatsgewalt ein, die achtungsgebietend nach innen und nach außen dasteht. Er sympathisierte durchaus nicht mit der englischen (von Stuart Mill und andern vertretenen) Auffassung vom Staat als einer Art von Versicherungsgesellschaft für Leben und Eigentum seiner Bürger, oder hielt zum mindesten diese Auffassung in Deutschland nicht für gut anwendbar bei den nationalen Eigentümlichkeiten seiner Bevölkerung. Aber er glaubte, daß in Deutschland sowohl das Volk als auch die Regierung die Macht des Staates überschätzen, und die Gefahren, welche aus einer zu weit getriebenen Bevormundung von Seiten des Staates erwachsen, völlig verkennen. — Jahrhunderte lang war man im Reiche Friedrichs II. daran gewöhnt, nur nach oben zu schauen, von oben jegliches Heil und jegliche Direktive zu erwarten. Der preußische Beamtenstand hatte nicht seinesgleichen an Leistungsfähigkeit und Berufstreue. „Aber gerade die Tüchtigkeit unsrer Staatsorgane trägt dazu bei, daß die Vielregiererei um sich frißt

<sup>1</sup>) 1893 geschrieben.

<sup>2</sup>) Ähnliche Rücksichten veranlaßten einst die römischen Kaiser das auf dem Boden privater Verträge erwachsene Kolonat zu einer staatlichen Institution zu erheben und die Kolonen an den Boden zu fesseln.

wie ein Schwamm. Es ist so weit gekommen, daß vom Keller bis zum First kein Winkel und kein Nagel in unsern Häusern mehr außer dem Bereiche des Staats- oder des Gemeindebeamten liegt — der Beamte ist fast mehr Hausherr bei mir, als ich selbst. — Dieses Eindringen des Beamtentums in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ist sozialistisches Geistes, so monarchisch oder kommunal es auch aussehen mag; es ist das Zurückdrängen der Persönlichkeit durch den Massenwillen, das Aufjaugen des Einzelinteresses durch das Gesamtinteresse. Wir graben staatlich von oben her die Ungleichheiten ab und arbeiten so dem Sozialismus in die Hände, der von unten her daselbe tut.“ — „Die Geister, die du selbst gerufen, du wirst sie nicht mehr los!“ Den Staat als Retter anrufen, heißt ihn und sich dem Feinde ausliefern. Woher aber läßt sich Rettung erwarten?

Weil Brüggen die französische Revolution nicht vom Schein einer Ruhmesaureole umgeben erblickte, durch die alles Dahinterliegende in tiefe Schatten gehüllt scheint, so verlor auch für ihn „das finstere Mittelalter“ viel von seinen Schrecken. Das Feudalwesen — jeder waschechte Liberale bekreuzigt sich beim Klang dieses Wortes — und eine ganze Reihe anderer mittelalterlicher Institutionen schienen ihm ein reiches, kräftiges Leben ermöglicht und für eine stolze Kulturentwicklung einen geeigneten Boden abgegeben zu haben. In der Hauptsache können wir sogar sagen: wie Brüggen als den Ursprung des Verhängnisses den Sieg der Ideen und Ideale des Zeitalters der Aufklärung ansah, so erblickte er die Rettung in der Rückkehr zu den mittelalterlichen Lebensformen, die 1789 zu Grabe getragen wurden. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheint uns seine publizistische Tätigkeit als eine Episode in dem großen Kampfe, der von den geistigen Führern des 19. Jahrhunderts gegen die Grundlehren und die ganze Denkungsart des 18. Jahrhunderts geführt worden ist. Es waren konservative Naturen, von denen alle wahrhaft schöpferische Arbeit im 19. Jahrhundert ausgegangen ist.

Mit andern Worten, was Brüggen als Ideal vorschwebte, was er erhoffte, war

1) auf wirtschaftlichem Gebiet: Rückbildung vom modernen Industriestaat zu einem hauptsächlich auf Agrarwirtschaft beruhenden Staatswesen;

2) auf sozialem Gebiet: Rückbildung vom modernen „Gleichheitsstaat“, d. h. vom modernen, rechtlich ungegliederten, de facto plutokratisch gegliederten Staatswesen, zum Ständestaat, wo jeder Stand, der ihm gewiesenen Aufgabe entsprechend, seine Pflichten und sein gesondertes Recht hat;

3) auf politischem Gebiet: Rückbildung vom modernen demokratischen und zentralisierten Staat, wo der Massenwille entscheidet und der Beamte regiert, zu einem auf aristokratischen Prinzipien aufgebauten Staatswesen, wo zugleich der Selbstverwaltung der weiteste Spielraum geöffnet ist und die Gesellschaft in sinngemäßer Weise an der Lösung der wichtigen Fragen des öffentlichen Lebens mitarbeitet.

Es ist auf den ersten Blick ersichtlich, daß in obiger Zusammenfassung nur ganz allgemeine Umrisse ohne jede konkretere Ausgestaltung gegeben sind. Eine systematischere Darlegung seines politischen Programms hat Brüggen aber überhaupt nicht verfaßt. Dies läßt sich teilweise durch den vor allem kritisch beleuchtenden Charakter der journalistischen Tätigkeit erklären, in erster Linie wohl aber durch Brüggens schon gekennzeichnete Abneigung gegen rein theoretische Erörterungen. Einzelne nähere Ausführungen über die Maßregeln, die Brüggen vor allem für notwendig hielt, um „die heiligsten Güter der Völker Europas zu wahren“, finden sich indessen naturgemäßer Weise doch in seinen verschiedenen Artikeln zerstreut.

Den festen Damm gegen die zerstörenden Fluten, den Born der Verjüngung und Erneuerung für die alternden Kulturvölker sieht Brüggen — mit unzähligen andern, von Leo Tolstoj bis auf Otto Ammon — im Bauernstande, in seiner Gesundheit und Kraft. Erhaltet den Bauernstand, wenn ihr euch nicht des letzten Halts berauben wollt! tönt es uns wieder und immer wieder aus Brüggens Schriften entgegen, und wir fühlen, daß es sich für ihn hier nicht bloß um einen Hauptpunkt in seinem sozialpolitischen Katechismus handelt, sondern daß das Landleben, wie es vor allem der Bauer führt, mit den Erinnerungen aus seiner Kindzeit, mit den Träumen aus seinen Mannesjahren aufs engste verknüpft ist. Dies tritt uns vor allem in einem von Brüggens schönsten Artikeln entgegen, aus dem uns Niehlsche Innigkeit und Niehlscher Geist entgegenweht. Er erschien 1900 in den „Grenzboten“ unter dem Titel „Erdboden“:

„Das Band zwischen dem Boden und dem Besitzer“, schreibt Brüggen, „ist einerseits ein materielles, andererseits ein sittliches, nämlich die tief im menschlichen Gemüt liegende Liebe zum Erdboden. Diese Liebe ist in ihrem letzten Grunde ebenso mystisch, unerklärlich, als das übrige Gemütsleben des Menschen. Sie wird befestigt durch Gewohnheit und Tradition der Geschlechter, sie wird verstärkt durch Mühe und Arbeit, sie geht über in die Liebe des Schöpfers zum Geschöpf. Wenn ich eines der neueren nationalökonomischen Bücher zur Hand nehme und wenn mir dann daraus immer deutlicher dieser Hauch der Entseelung des Erdbodens entgegenweht, — die sich dank der modernen wirtschaftlichen Evolution zu vollziehen beginnt, — dann lege ich es gern fort, dann ist es für mich abgetan, weil ihm das Verständnis der Volksseele selbst abgeht. . . Auch der Geizhals liebt seinen Besitz; aber niemals hat man den einen Geizhals genannt, der seinen Landbesitz liebte. Die Liebe zum Geldkasten verengt, erniedrigt, die Liebe zum Erdboden kräftigt, erhöht, ja veredelt den Menschen. Vielleicht scheidet uns nichts so sehr vom Juden, als daß er die sittliche Kraft des Erdbodens nicht kennt.“

Einst hieß es: „Stadtluft macht frei.“ In anderm Sinne kann man heute jagen: „Landluft macht frei.“ Aber auch dem Bauernstande, der vor allem in dieser gegenpendenden Berührung mit dem Erdboden bleibt, droht die Infektion durch das Gift des modernen Erwerbslebens. In Amerika gibt es überhaupt keinen Bauernstand in der europäischen Bedeutung des Wortes. Aber auch in Deutschland ist seine Existenz schwer bedroht.

Alle Schranken wegzuräumen, um jeden Preis eine schnelle Zirkulation der Güter zu ermöglichen, unbegrenzte Verkehrs- und Handelsfreiheit zu schaffen, — darin gipfeln die Bestrebungen der modernen Wirtschaftspolitik. Gesetz und Recht haben sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts ebenfalls auf die Seite des mobilen Kapitals gestellt; und so ward auch das zum mobilen Eigentum gemacht, was ewig den Charakter des Immobils tragen und behalten mußte, — der Landbesitz, vor allem das Bauerland. „Mobilisierung des Erdbodens, das ist die unheilvolle Tendenz unsrer Zeit. Im Namen des Liberalismus und der wahnwitzigen Gleichheitstheorie hat das Gesetz das Bauerland wie die Bauern unter das gemeine Zivilrecht gestellt. Aber wie das gemeine

Erbrecht nicht für den Hofbauern paßt, so auch das gemeine Sachenrecht nicht für das Bauerland. Der Bauer erhielt die Freiheit von Robot und Frohne, auch die Freiheit seinen Hof zu zerstückeln und an 10 Kinder zu verteilen, oder ihn an den benachbarten Edelmann zu verkaufen.“

Die Folgen dieser verderblichen legislatorischen Fehlgriffe haben nicht auf sich warten lassen. Das einstige Bauerland ist teils in unsinniger Weise zerstückelt, teils von den Großgrundbesitzern und — schlimmer noch — von Börsenspekulanten aufgekauft worden. In dem ostelbischen Lande sind Dörfer um Dörfer vom Erdboden verschwunden, und im Osten Deutschlands ist der Arbeitermangel allgemein.

Um dem Bauernstande aus der augenblicklichen schweren Krisis zu helfen, die durch die Verhältnisse auf dem Weltmarkt noch verschärft wird, verlangt Brüggen: 1) die gesetzliche Anerkennung und Abgrenzung des bäuerlichen Grundbesitzes; 2) die gesetzliche Schließung des Bauerhofes; 3) ein privilegiertes Erbrecht, schließlich eine eingeschränkte Wechselfähigkeit und eigene Kreditordnung<sup>1</sup>.

Bauer — und Edelmann! Für Brüggen waren diese beiden Begriffe untrennbar mit einander verbunden. Auch der Edelmann gehört in erster Linie auf das platte Land, seine Pflichten wurzeln in der Scholle, sein in sozialem Sinne Nächster ist der Bauer. Die Führung des Bauern, die Sorge um das Wohlergehen des Bauern, — das ist die gesunde Politik des Landadels.

Im Aufsatz „Latifundien und Bauerngut“ skizziert Brüggen kurz die Geschichte des Adels in den einzelnen europäischen Staaten. „Der preussische Adel trägt heute den Charakter, den ihm die Geschichte des Hohenzollernstaates aufgedrückt hat. Es ist eine ehrenreiche Geschichte, und dieser Adel darf stolz darauf sein, als tüchtiges Instrument in der Hand seiner Fürsten für den Ausbau dieser Kolonie zu einem festen Bergfried Deutschlands Großes geleistet zu haben. Aber dieser Adel war doch nur Instrument, er lebte und schaffte nicht frei nach selbstgewiesener Bahn, sondern für den König und durch ihn für den Staat; er ist Dienstadt geworden. Ein Adel aber, der sich nur dem Könige verpflichtet

1) Vgl. „Die agraren Verhältnisse in den Ostprovinzen.“ Berlin 1883.

fühlt, der kein staatliches Selbstgefühl außer dem feudalen Treuegefühl hat, wird immer in ständischen Eigennutz und kleinlichen Geschäftsfinn verfallen; denn er fühlt keine Verantwortung, als gegenüber dem Fürsten; er sieht in seinen Mitständen nur Nebenbuhler oder wirtschaftliche Gegner, nicht die Genossen, mit denen er Rechte und Interessen des Volkes gemeinsam zu vertreten hat; er steht nicht an der Spitze des Volkes, sondern hinter dem Fürsten. Das ist aber eine falsche Stellung.“

Nach einer zu ähnlichem Resultat führenden Beurteilung des englischen und französischen Adels fährt Brüggen fort: „Ich erlaube mir hier auf einen Adel hinzuweisen, der, in engeren Grenzen zwar, doch, wie mir scheint, besser als der französische, englische, auch als der ostelbische Adel seine Aufgabe verstanden und erfüllt hat. Die Mitterschaften der russischen Ostseeprovinzen haben dem Staat eine Menge seiner besten Diener geliefert, aber sie haben innerhalb der Grenzen des Landes zugleich nicht nur ihren ständischen, sondern den Interessen des ganzen Landes, der ganzen Provinz, vor allem des ihnen nächststehenden Standes der Bauern gedient. Die agrarischen Zustände der baltischen Provinzen verdienen die Beachtung aller, die sich mit agrarischen Dingen zu befassen haben.“ Was hier geschaffen worden ist, weicht völlig von dem um dieselbe Zeit im übrigen Europa betretenen Wege ab und nähert sich dem von Brüggen als fürs Gedeihen des Bauernstandes unerlässlich bezeichneten Forderungen. So schreibt er auch: „Ich kenne keine gesündere agrarische Verfassung, als die, welche heute in Livland und den beiden Schwesterprovinzen besteht. Sie gibt dem Volksleben die so wertvolle und anderwärts leider so erschütterte Festigkeit, und sie gewährt zugleich dem Volke allen Spielraum zu regem Leben und Streben. [Was fehlt, ist ein bäuerliches Erbrecht mit starker Betonung des Anerbenrechts.]“

Aus diesen Worten spricht der freudige und berechtigte Stolz über das von den Standesgenossen in der Heimat Geleistete. Brüggen hat nicht mehr erleben müssen, wie diese Schöpfung von sinnloser Zerstörungswut vernichtet wird.

Zwischen Gutsbesitzer und Bauer haben sich noch Reste eines alten patriarchalischen Verhältnisses erhalten. In den modernen industriellen Großbetrieben ist die letzte Spur eines solchen Verhältnisses geschwunden. Zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer

besteht nur ein Band: der Arbeitskontrakt. Der einzelne wird nur als „Produktionsfaktor“, als „Arbeitskraft“ gewertet. Gegen alles, was mit Großindustrie und Börsenwesen zusammenhängt, empfand Brüggen einen instinktiven Widerwillen. „Ein Volk, das sich vorwiegend von Industrie nährt, nährt sich ungesund und ist stets einer tödlichen Krankheit ausgesetzt. Es gleicht dem Schmarotzer: fehlt oder verschwindet der fremde Körper, von dem es lebt, so geht es zugrunde. — Ein gesundes Verhältnis — scheint mir — wäre es, wenn die Industrie eines Landes ihren Schwerpunkt im Lande selbst, im Absatz daheim hätte und die Ausfuhr nur in zweiter Reihe stünde.“

So ein gesundes Verhältnis glaubt Brüggen wiederum im Mittelalter vor sich zu sehen. „Damals“, schreibt er, „herrschte im städtischen Wesen Ruhe und Ordnung, Recht und Gerechtigkeit, obwohl es an Reichtum und aufstrebender Kultur keineswegs fehlte. Aber die städtische Arbeit war wohlgeordnet, das Gemeinwesen selbst handhabte die öffentliche Gewalt, die unterste Klasse der Arbeiter war beschränkt in der Zahl und durch die gesetzlichen wie physischen Hindernisse des Verkehrs wurde das Anstauen der Massen vermieden. Das Gewerbe des Mittelalters stand in gesundem Verhältnis zum gesamten Volk und war lange Zeit hindurch das gesündeste Glied am Körper des Reiches.“

In dem Zusammenfassen des ganzen Volkes, das jetzt ein Agglomerat von unzähligen Individuen darstellt, welche sich höchstens in obere und untere Schichten teilen lassen, zu festen Gebilden und Verbänden erblickte Brüggen einen Rettungsweg. „Nur seit die Macht der Stände gebrochen ist, seit alle politische Macht vom Staat und soziale vom Kapital aufgesogen wurde, seit die Gliederung des Volkes verschwand, ist die niedere Masse dem Demagogen überantwortet worden und zur gefährlichen Macht gelangt. Die Begriffe von Ständen und Zünften erregen noch heute das Blut bei vielen, und gerade bei den Gebildeten. Obwohl von ihnen niemand unter der Übermacht solcher Körperschaften zu leiden gehabt hat, weil ihre Macht längst gebrochen und sie nur in unbedeutenden Abbildern der früheren Herrschaftsformen fortleben, so haben doch Schule und Tradition den Widerwillen der Gebildeten gegen sie wach erhalten. Dennoch wird ähnliches geschaffen

werden müssen, wie es unser Mittelalter hatte, wenn wir unsre sozialen Zustände befestigen wollen.

Schwache Anfänge zur Organisation des Gewerbes sind vorhanden: Schneider und Zimmerleute, Eisenindustrielle und Fabrikanten von Chemikalien haben ihre Vereine, ihre Satzungen; bricht ein Streik aus, so tun sich die gefährdeten Fabrikherren zusammen zur Abwehr. Aber kampffähig, stets gewappnet, wie sie sein müssen gegenüber den heutigen feindseligen Arbeitermengen, sind sie nicht, und ebensowenig sind sie dazu fähig, innerhalb des Gewerbes Organisation der Arbeit und Disziplin im Geschäftsleben durchzuführen. Aber gerade hier müßte die disziplinäre Machtvollkommenheit wesentlich vom Gewerbe selbst, nicht vom Staat ausgeübt werden. Der Staat vermag dem Einzelinteresse, der Persönlichkeit nicht gerecht zu werden, er erdrückt sie. Nur der Stand kann es, die Zunft, die Klasse, die Berufsgenossenschaft, kurz die soziale Gliederung. Wenn die Eisenindustrie in geschlossenen Verbänden der einzelnen Staaten geordnet, unter Leitung eines von den Verbänden beschickten Reichstingens, oder wie man nun eine solche oberste Amtung nennen will, vertreten wäre, wenn der Ting die Gewalt hätte, die Produktion zu regeln, die Überproduktion niederzuhalten, gegen das „schlecht und billig“ anzukämpfen, Klagen der Arbeiter anzunehmen, zu untersuchen, zu entscheiden, wenn er den Fabrikherrn zwingen könnte, Mißlagen seiner Arbeiter abzustellen, wenn er die Konkurrenz deutscher Eisenwaren unter einander in Schranken hielte, wenn er für die Ausübung seiner Gewalt dem Staate verantwortlich wäre, so würde die Eisenindustrie sicherer stehen, der Fabrikant sich wohler befinden, der Eisenarbeiter weniger Grund zu Klagen haben, weniger der Mißleitung durch Volksschwäger und Ehrgeier ausgefetzt sein. Wenn der Ackerbau in gleicher Weise bis zum Ting der deutschen Bauergutsbesitzer hinauf organisiert würde, so könnte er seine Interessen nach oben und unten besser wahren, als jetzt, wo er, von der Industrie oft über den Haufen gerannt, im Reichstage von Leuten, die oft mehr persönlich-ständische, als Ackerbaupolitik treiben, übel vertreten ist. Wenn die Dinge der Gewerbe, als Vertreter der schaffenden Arbeit einander nahe stehend, naturgemäß in einen gewissen Parallelismus, um nicht zu sagen Gegensatz zum Geldkapital gerieten, der ihnen einen bedeutenden Einfluß

auf die Börse sichern müßte, so könnte das dem Giftbaum nur heilsam werden. Der Staat aber fände in solchen Körpern eine mächtige Stütze, er fände den Rettungsanker.“

Den Rettungsanker in zwiefacher Hinsicht.

Der Staat würde durch die soziale Organisation des Volkes erstens von Verpflichtungen und Aufgaben entlastet werden, die, wie wir oben sahen, ihn jetzt bereits zu erdrücken drohen. Schon hat der Staat in einer Lebensfrage seine Ohnmacht eingestehen müssen — höchst ungern jedenfalls —, indem er Einkommensteuer mit Selbsteinschätzung eingeführt und somit an das gute Gewissen der Bürger appelliert hat. „Ich könnte mir wohl denken, daß diese und manche andre Staatssteuern besser aufgehoben wären in Rücksicht ihrer Anlage und Erhebung in den Händen von großen Berufsverbänden, als in denen des staatlichen Beamtentums. — Wäre es nicht denkbar, daß ein Reichstag, in dem die Dinge aller Gewerke ihre natürliche Vertretung hätten, besser die Steuergesetzgebung handhaben könnte, als ein Reichstag, der bloß aus Vertretern redender und hörender Massenversammlungen besteht?“

Wichtiger noch wäre aber die zweite Folge einer derartigen Organisation der Volksmassen. An ihnen würde der Staat einen mächtigen Rückhalt finden in dem Kampf gegen die Umsturz- bewegung, der er heute machtlos gegenübersteht. Gewaltsam niederzuhalten ist sie nicht. „Es wäre“, so faßt Brüggen das Resultat seiner im Artikel „Dynamit“ niedergelegten Betrachtungen zusammen, „besser, wenn der Staat offen die Organisation der Arbeitermassen selbst betriebe, aber zugleich auch die gewerbliche und soziale Organisation der Arbeitgeber, und überhaupt der oberen Klassen. Diese sind vor allen Dingen bedroht, sie müssen daher auch die Hauptarbeit im Kampf gegen den Sozialismus tun. — Mögen die beiden eigentlichen Gegner ihren Kampf ausfechten mit den Mitteln, die mit Gesetz, Ordnung und Sicherheit von Person und Eigentum vereinbar sind. . . . Wendet sich dann die Wut der Dynamitbanden, wie vorauszusetzen ist, in erster Reihe gegen die Verbände, das Leben und Eigentum der Arbeitgeber, so ist es nur in der Ordnung, daß diese den ersten Stoß auszuhalten haben, und nicht der Staat, nicht die Träger der Staatsgewalt, nicht nationales Eigentum, nicht die Heiligtümer des Volkes.“

(Schluß folgt.)

# Die Hauptgesichtspunkte eines modernen Geschichtsunterrichts.

Vortrag, gehalten den 14. Dezember 1905 in der furländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst\*

von

Cand. hist. **W. v. Wilpert.**

Der Zweck des Gesamtunterrichts an Schulen ist ein dreifacher: er soll dem Schüler Kenntnisse geben; er soll ihn zu einem sittlich-religiösen Charakter erziehen; er soll den Schüler zur Selbsttätigkeit anleiten. Die harmonische Bildung des ganzen Menschen ist die Aufgabe der Schule.

\*) Oberlehrer W. v. Wilpert leitete seinen Vortrag mit den Worten ein, er habe bereits zu Beginn des Sommers in der „Düna-Zeitung“ auf die Nützlichkeit von pädagogischen Fachkonferenzen hingewiesen zwecks Vorbereitung von Fragen bezüglich der in Aussicht stehenden deutschen Schulen. Als Historiker habe er sich zugleich zur Aufgabe gestellt, aus der reichen Literatur, wie aus eigener Anschauung, die Hauptgesichtspunkte einer Methodik des Geschichtsunterrichts festzulegen, wie sie sich im Laufe der letzten anderthalb Jahrzehnte an den Mittelschulen des deutschen Reichs herausentwickelt hat. Noch vor wenigen Monaten war die Behandlung einer solchen Frage für uns durchaus zeitgemäß, jetzt hingegen, seit den furchtbaren Vorgängen der jüngsten Vergangenheit, erscheine sie illusorisch, jedoch nur für den, der über der grauenvollen Gegenwart den Glauben an die Zukunft verloren habe. Die Zukunft aber gehört unsrer baltisch-deutschen Jugend, und um ihr zuwillen halten wir fest an jenem Glauben — dann werden auch die Früchte unsrer friedlichen Arbeit in dieser kriegerischen Zeit nicht verloren gehen. In diesem Sinne ersuchte der Vortragende die Anwesenden, seinen Ausführungen gencigtes Gehör schenken zu wollen. — Der Autor sendet an dieser Stelle voraus, daß er es vermieden hat, Verfasser und Titel der von ihm benutzten Werke und Broschüren überall im Text oder in Fußnoten anzugeben; dagegen sind solche entlehnte Stellen bei wörtlicher Entlehnung durch Anführungszeichen hervorgehoben worden. — Neben einigen älteren Büchern, die die Methodik des Geschichtsunterrichts zum Gegenstande haben, wie Campe, Geschichte und Unterricht in der Geschichte (1859) — sind von neueren insbesondere die Schriften von ff. benutzt worden: Wiedermann, Bernheim, Bengel, Rosenburg, K. Lorenz, Wahrenholz, Gansen, Neubauer, Ziegler, D. Jäger, Scheiblhuber u. a. m.

Das Mittel, dieses Resultat zu erzielen, ist das Interesse, denn aus diesem heraus wird im Schüler der freie Wille zur Erkenntnis erzeugt.

Der Weg, den hierzu der Lehrer einzuschlagen hat, wird ihm durch die Methodik des Unterrichts gewiesen.

Den Religionsunterricht und die Muttersprache und deren Literatur etwa ausgenommen, gibt es kein andres Fach, das so geeignet ist den Schüler zum ganzen Menschen zu erziehen, wie gerade die Geschichte. Sie erzeugt und pflegt fast alle Seiten der menschlichen Bildung — die religiöse, ethische, spekulative, ästhetische und soziale. Vorausgesetzt ist hierbei allerdings auch mehr als bei jedem andern Lehrfach eine volle und ganze Persönlichkeit des Lehrenden. „Persönlichkeit spricht im Geschichtsunterricht zur Persönlichkeit; je freier und reicher die Persönlichkeit des Lehrers ist, desto tiefer und stärker wird die Wirkung sein.“ Goethe sagt: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist die Begeisterung, die sie erregt.“ In diesem Sinne erkennen wir die Geschichte als „Gefinnungsfach“ vor allen andern Fächern an, solange der Unterricht dadurch nicht tendenziös gefärbt wird. Der Lehrer hüte sich vor lesterer Taktlosigkeit schon darum, weil der Schüler bald die allzu offen hervortretende Absicht des Lehrers merkt und hiedurch verstimmt wird. Der Schüler verliert den Glauben an die Wahrhaftigkeit des Lehrers; der Einfluß der Persönlichkeit des Lehrers auf den Schüler geht verloren und damit ist dem Lehrenden das wesentlichste Mittel, auf die Lernenden ethisch einzuwirken, genommen. Am Lehrer liegt zum großen Teil die Schuld, wenn der Schüler die Geschichte nur mit dem Gedächtnis erfäßt, denn sie muß nicht lediglich memoriert, sondern durchlebt werden.

Bevor wir diese allgemeinen Sätze über Bedeutung und Anwendung der Geschichte als Unterrichtsstoff beschließen, fügen wir mit besonderem Bezug auf die Verhältnisse, die auch wir deutschen Völkern in der Geschichte durchleben, hinzu: Nichts ist so sehr geeignet den destruktiven Tendenzen der modernen Zeit entgegenzuwirken, wie gründliche historische Kenntnisse. „Sie lehren uns Achtung vor dem Recht der festgefügtten Staatsformen, von welchen das innere Gedeihen und die äußere Geltung eines

Volkcs abhängt; Achtung vor dem Recht des Mitbürger, religiöse Toleranz, Vaterlandsliebe und Heimatsliebe.“

Dieses ist der eine Gesichtspunkt, nach welchem sich die Auswahl des Stoffes für den Geschichtsunterricht zu richten hat. Der andre ist ein mehr praktischer: die Gegenwart aus der Vergangenheit verstehen lernen. Hiernach würde die Auswahl unter der ungeheuren Masse des historisch Geschehenen sich an das Prinzip zu halten haben, inwieweit die historischen Tatsachen „sich als Glieder einer Entwicklungsreihe, die in die Gegenwart mündet, repräsentieren.“ Neben diesen beiden liegt der dritte Gesichtspunkt für die Stoffauswahl — der mehr individuelle, derjenige, welcher sozusagen dem Geschichtsunterricht erst das Kolorit gibt — die lebensvolle Zeichnung von Situationen und Charakteren. Was über diese drei Grundsätze hinausgeht, das wird durch das Goethesche Wort verurteilt: „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.“

Alles, was dem Lehrer selbst interessant erscheint, darf er ja „den Buben doch nicht sagen.“ Demnach muß er mit richtigem pädagogischem Takt nur das in seinen mündlichen Vortrag aufnehmen, was dem Alter und Verständnis seiner Schüler gemäß ist — das sind scheinbar höchst triviale Worte; wie jedoch im Späteren nachgewiesen werden soll, wird gegen diesen Grundsatz am häufigsten gerade im Geschichtsunterricht gesündigt; hat der Lehrer erst die Gemüter der jungen Welt an der richtigen Stelle gepackt, dann vermag er seinen Schülern auch zähere und trocknere Kost in Anlehnung an den mündlich und frei vorgetragenen Stoff zu bieten, die an und für sich der Jugend weniger anziehend erscheinen mag, aber zur systematischen Behandlung der Geschichte um so notwendiger ist.

Was ist's nun, was den Menschen im allgemeinen, insbesondere aber das Kind anzieht? Das Persönliche, das Individuelle, das rein menschliche. Handlungen, und vor allem Gemütszustände der handelnden Personen — deren lebendige Darstellung erwärmt den Schüler innerlich und willig folgt er dem Lehrer dann weiter, wenn derselbe nun vom rein menschlichen zum Tatsächlichen oder Zuständlichen übergeht. Aber auch hier sollte der Lehrer es nie veräumen, wo es irgend mit der historischen Wahrheit sich verträgt, „das bewußte Walten großer Individualitäten stark hervor-

treten zu lassen“, denn „das Beste an der Geschichte ist, daß sie der Jugend große Vorbilder für das eigene Leben bietet.“ — Ein übler Fehler manches Geschichtslehrers ist es, daß er unbewußt mit Begriffen, die ihm selbst in ihrer Bedeutung geläufig sind, von denen jedoch der Schüler keine rechte oder eine schiefe Vorstellung hat, über die Köpfe seiner Hörer hinwegoperiert. Es geht den letzteren hiebei wie dem Laien in der Maschinenhalle — „er wandert von Maschine zu Maschine, sieht die Walzen sich drehen, Räder ineinandergreifen, hört das Hämmern und Klappern, aber einen Bildungszuwachs hat er nicht erhalten, wenn er die Halle verläßt“; es geht ihm wie dem Schüler, der nach der Unterredung mit Mephisto Fausts Zimmer verläßt — das Mühlrad geht ihm im Kopfe herum. — Um solche Resultate zu vermeiden, wende er die Kunst der Apperzeption an, d. i. jenes Verfahren, welches neue Vorstellungen immer an alte, vorhandene anknüpft

Diese Betrachtungen führen gleichsam von selbst zu dem Thema der Phrasen und Abstraktionen, die ebenso üblich als verwerflich sind. Was sollen Allgemeinheiten, wie folgende, für den Schüler bedeuten? „Er förderte Kunst und Wissenschaft“, „Der Streit zwischen Staat und Kirche“, „Innere und äußere Verhältnisse des Landes“, „Wohlfahrt des Volkes“, „Der Fürst eröffnete dem Lande neue Hilfsquellen des Wohlstandes“, „er war auf Hebung von Handel und Gewerbe bedacht“ u. dgl. m. Das Gedächtnis des Schülers prägt sich diese Ausdrücke ein und denkt sich dabei kaum etwas. Sie bleiben für ihn lediglich totes Kapital, solange nicht der Lehrer diese Abstraktionen durch konkrete Beispiele und Tatsachen illustriert. Was sollen dann weiter die von manchen Lehrern so beliebten schmückenden Beispiele, die Epitheta der von ihnen vorgeführten Helden? „Ein kunstsinziger Fürst“, „ein für alles Hohe und Edle begeisterter Regent“, „sein herablassendes, wohlwollendes Wesen“ u. a. m. „Man lobt mit Worten, anstatt die Tatsachen sprechen zu lassen; und doch würden die stummen Taten lauter reden, als die geschwägigen Worte.“ Nichts mehr als eine Phrase ist es, wenn es von Friedrich d. Gr. heißt: „Er übte Gerechtigkeit gegen alle Untertanen, ohne Unterschied des Standes.“ Dahingegen erhält der Schüler durch die schlichte Erzählung von dem Prozeß des Müllers von Sanssouci eine wirkliche und bleibende Anschauung. „Und wie verschwommen,

nichtsjugend und ungenau sind diese sog. Charakterschilderungen! Es sind immer die gleichen Lappen, die der Geschichtsregisseur seinen Helden umhängt; solche kahle Wendungen geben kein irgend deutliches Bild von einer historischen Persönlichkeit.“

Fügen wir zu diesem inneren Fehler vieler sog. Geschichtsvorträge den andern, äußeren Fehler, den „der gar zu langen und verwickelten Satzkonstruktionen, des künstlichen Periodenbaues. Die Gedanken des Schülers folgen derlei geschraubten und ineinander geschachtelten Sätzen ungern und er verliert darüber bald den Faden der Geduld und damit das wesentlichste — das Interesse. Der Lehrer aber spricht weiter — zu den Wänden!“ Solchen Lehrern, den Freunden des hochtrabenden Stils, fehlt das, was allein den Geschichtsvorträgen warmes Leben einzuhauchen vermag — das „erquickende Detail“, wie es D. Jäger nennt. Ohne dieses sind die Vorträge inhaltlos — tönende, aber leere Worte.

Nicht minder zu verwerfen als der Stelzengang phrasenhafter Rede ist das tendenziöse Moralisieren mit dem „unvermeidlichen und unausstehllichen haec fabula docet.“ Die Jugend verliert bald den Geschmack daran und stumpft dagegen ab. Ebenso schlimm ist es, wenn der Lehrer es unternimmt, „den Patriotismus oder andre edle Empfindungen zu predigen.“ Die Vorgänge in der Geschichte predigen sich von selbst, ohne Zutun des Lehrers — tendenziöse Zusätze des letzteren wirken eher abschwächend; jedenfalls unterbrechen sie die Spannung, welche die Erzählung an sich erregt — sie ernüchtern den Hörer und der ethische Zweck des Geschichtsunterrichts geht damit verloren.

Welches sind die Haupteigenschaften eines guten Geschichtsvortrages? fragen wir nun positiv. Es sind Wahrhaftigkeit, Wärme und Anschaulichkeit. In Bezug auf Wahrhaftigkeit wird der Lehrer sofort in ein wissenschaftliches Dilemma gebracht. Wie soll er sich in seinem Vortrag zu jenen vielen nur mangelhaft beglaubigten und ganz und gar durch die historische Kritik verworfenen Ereignissen verhalten, die jedoch in außerordentlich markanter Weise das Wesen historischer Persönlichkeiten oder gewisse Kulturzustände bezeichnen. Die vielen geflügelten Worte, die beispielsweise einem Sokrates, einem Cäsar, Napoleon I. u. a. nachgesagt werden, dienen in lebendigster Weise zur Charakterisierung derselben. Die Heldentaten einzelner Schweizer, so die des

Winkelried, sind so außerordentlich charakteristisch für dieses freiheitsbegeisterte, urwüchsig heldenhafte Bauernvolk, daß, wenn sie auch nicht so geschehen sind, wie eine nicht beglaubigte Überlieferung es lehrt, sie doch, und zwar nicht einmal, sondern hundertmal sich ähnlich zugetragen haben können. Die Berichte über die spartanische Lebensweise und Jugenderziehung, die vielen Anekdoten zur Illustrierung der antiken virtus romana (man denke an Fabricius, Cato u. a.) — all das ist so außerordentlich kennzeichnend für gewisse Zeiten und Menschen, daß man es im Geschichtsunterricht nicht missen möchte. Solche Charakteristika erleichtern dem Hörer in hohem Grade das Verständnis alter Kulturzustände und ihrer Träger, daß man sagen kann: sie dienen in ersprießlichster Weise dem Zweck des historischen Unterrichts und können daher beibehalten werden. Sehr wohl mag der Lehrer zur Steuer der Wahrheit eine beziehungsweise einschränkende Wendung vorausschicken: „man erzählte sich“, „es hieß“, „das Volk sprach davon“ u. ähnl. Die innere Wahrheit der geschichtlichen Darstellung wird solchergestalt nicht nur nicht leiden, sondern sogar gewinnen.

Wesentlicher ist eine andre Frage: „Soll der Lehrer sich immer einer absolut strengen Objektivität befleißigen, oder darf er dazwischen mit einer warmen, kräftigen und echten Subjektivität sich zu einer historischen Begebenheit stellen? Nun, der Lehrer muß, das ergibt sich von selbst, feste Überzeugungen haben, und diese spreche er klar und furchtlos aus, was ihn jedoch nicht hindern darf, an der Gegenpartei das Gute und Berechtigte hervorzuheben und anzuerkennen, — mit einem Wort, er sei möglichst unparteilich in den Tatsachen und subjektiv in den Ideen. Bloße farblose Objektivität, die nie zu einem Urteil kommt, läßt den Schüler kalt, und „ist's schon sehr schlimm, wenn die Kinder während des Unterrichts schlafen, so ist's fast noch schlimmer, wenn sie frieren.“

Dies hat uns zum zweiten Haupterfordernis eines guten historischen Vortrags geführt — zur Wärme. Diese läßt sich durch keine Methodik erlangen. Hier gilt das Wort: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“ Diese Eigenschaft läßt sich nicht erkünsteln, darin vermag kein Lehrer den Kindern etwas vorzumachen, der Instinkt der Schüler läßt sich hierin nicht täuschen.

Erkünstelte Nührung führt zur Lächerlichkeit. Diesen kläglichen Erfolg kann aber auch aufrichtige Wärme erreichen, wenn der Lehrer nicht den notwendigen Takt besitzt für das, was seinen Hörern gemäß ist. Ein anderes ist es z. B. zu Knaben zu sprechen, als zu Mädchen; ein anderes ist es, zu zehnjährigen Knaben zu sprechen, als zu reiferen Jünglingen.

Der Takt des Lehrers muß ihn auch leiten bei Anwendung der edlen Gottesgabe — des Humors. Wohl „wirkt ein drastisches Wort bei der heranwachsenden Jugend oft viel mehr als eine salbungsvolle Rede, die stets auf hohem Rothurn einhereschreitet“, aber „böse Witzworte, nach denen den Jungen in den oberen Klassen die Ohren jucken, schlimme Anekdoten, die sie nur zu gierig verschlingen, bleiben in Rücksicht auf die Würde der Darstellung besser ungesagt und unerzählt.“

Die dritte Bedingung des guten Vortrags war die Anschaulichkeit. Ohne diese gibt es im Geiste des Kindes keine lebendigen Vorstellungen. Nur das, was durch greifbare Bilder Gestalt gewonnen hat, verbleibt im Gedächtnis. Daher „löse der Geschichtslehrer, wo irgend sich die Gelegenheit dazu bietet, die Zustände in Handlungen auf; Handlungen aber setzen Persönlichkeiten voraus. Die einzige Tatsache, daß Friedrich Wilhelm I. die Erträge des Kreises Teltow von 1600 auf 25,000 Taler brachte, beweist für seine umsichtige Verwaltung mehr, als stundenlanges abstraktes Reden.“

Es sei uns gestattet, dem obigen nur noch einige allgemeine und höchst wesentliche Schlußbemerkungen über den persönlichen Vortrag des Geschichtslehrers hinzuzufügen. Der letztere hüte sich also, statt einer lebensvollen Erzählung eine bloße Aufzählung von Begebenheiten zu bieten. Den echten lebendigen Ton der Erzählung aber mag er weniger den eigentlich wissenschaftlich-historischen Werken ablauschen, als vielmehr den historischen Quellen selbst, denn diese haben den Vorzug der Unmittelbarkeit. Diese letztere gewinnt der Vortrag auch dadurch schon, daß jeder historischen Darstellung eine Schilderung von Ort und Zeit, also des Milieus, in welchem sich die Personen bewegen, vorausgeht. Der Schüler wird auf solche Weise auch mit dem kulturhistorischen Detail vertraut gemacht. Derlei gelegentliche Äußerungen über die Bodenbeschaffenheit des Gebietes, in welchem sich wichtige

Begebenheiten abspielen, etwa Kriege geführt, Schlachten geschlagen werden; über den Bau der Wohnstätten, über die Lebensweise der Menschen, ihre Trachten und Waffengattungen usw. prägen sich dem Gedächtnis der Hörer besser ein, als wenn der Kulturgeschichte im Unterricht stets gesonderte Kapitel eingeräumt werden.

Der Erfolg des historischen Unterrichts liegt vor allem — und dasselbe gilt auch vorzugsweise vom Unterricht in der Religion und der Muttersprache — in der Persönlichkeit des Geschichtslehrers; die Jugend verlangt hierbei ganz besonders nach persönlicher Autorität. Worte allein tun's eben nicht. Wem es nicht aus der Seele dringt, der wird die Herzen der Jugend nicht zwingen. — Nun wäre es freilich eine starke Forderung an den Geschichtslehrer, durch 24 oder gar 30 Wochenstunden seine Seele in immer gleichem Schwung der Begeisterung zu erhalten, und zwar zu derjenigen Tageszeit, da mit der Nüchternheit des Magens naturgemäßer Weise auch die Gemütsstimmung im allgemeinen eine nüchterne ist. Der Verstand arbeitet bekanntlich in den Vormittagsstunden reger, als Phantasie und Gemüt. — Nun, die Weltgeschichte bietet ja nicht ausschließlich Gefinnungsstoffe und es würde ein Geschichtslehrer bei immerwährender Ekstase seinen Hörern bald unangenehm werden. *Du sublime au ridicule n'est qu'un pas* sagt der Meister aller Realisten, Napoleon I. Wehe dem stets begeisterten Lehrer, der durch seine Überschwänglichkeit bei den Schülern Überdruß erzeugte. Die Regel für die Geschichtslehrer, so meinen wir, laute: Suche nicht beständig nach Gelegenheit, dich und die Jugend zu begeistern, sondern arbeite mit ihr ernst und treu an den Aufgaben, welche die Weltgeschichte euch bietet; wenn aber eine Gelegenheit zur Erhebung des Gemüts sich von selbst darbietet, dann ergreife sie. Ja noch mehr, es wäre gut, wenn eine solche Gelegenheit nicht allzu oft ausgenützt würde, da sie hiedurch bald leicht abgenützt werden könnte.

Wir gehen nun im Folgenden zu den verschiedenen Darstellungsweisen der Geschichte über. Deren gibt es drei: 1. Die erzählende Geschichtsdarstellung lehrt nur die Tatsachen in ihrer chronologischen Folge kennen; das Hauptinteresse dieser referierenden Form liegt lediglich im Stoff. 2. Die lehrhafte (pragmatische) Darstellung forscht nach Ursachen, Zwecken und Zielen; sie kann daher tendenziös werden in ihrem Bestreben, die

geschichtlichen Vorgänge nach ihren Gründen und Folgen zu erklären. 3. Die genetische Darstellung will, wie Ranke das so schlicht ausdrückt, nur sagen, „wie es eigentlich gewesen“; sie ist daher im höchsten Sinne die objektive Darstellung. Sie fragt nicht wie die pragmatische Geschichte nach dem warum? sondern lediglich nach dem innern Zusammenhang der Ereignisse.

Diese drei Darstellungsweisen der Geschichte lassen sich im Unterricht in verschiedenen Formen anwenden. Da gibt es eine streng chronologische, eine biographische, eine monographische, eine gruppierende, eine konzentrische, eine komparative, eine retrospektive, eine regressiv, eine kalendarische und eine geographisch-historische Methode. Kein geübter und verständiger Geschichtslehrer wird eine von den obengenannten Methoden ausschließlich anwenden, sondern je nach Bedürfnis und Möglichkeit wird er bald die eine, bald die andre benutzen; und so allein haben sie alle ihre Berechtigung. So wird die Folge der historischen Ereignisse ihn im allgemeinen an die chronologische Methode binden; die biographische tritt in ihr Recht, wenn es gilt, eine ausgezeichnete historische Persönlichkeit in ihren Lebensumständen als Mensch dem Menschen näher zu bringen. Monographisch wird sich der Unterricht zuspitzen, wenn ein bedeutungsvolles Ereignis, insbesondere aus der Kulturgeschichte, in seinen Details näher beleuchtet werden soll, Details, die für die allgemeine Geschichte von keiner Bedeutung sind, wohl aber das Interesse der Hörer erregen müssen. So genügt für die allgemeine Geschichte die alleinige Tatsache der Entdeckung Amerikas; mehr oder weniger unwesentlich ist dagegen in dieser Beziehung die persönliche Geschichte des Entdeckers, sein vielfaches Mißgeschick bei der Durchführung seines Gedankens, seine mehrfachen Fahrten usw. Und doch, welcher Reiz liegt in alledem für die Jugend und welch dankbarer Stoff in ethischer Beziehung für den Lehrer!

Die retrospektive Methode überschaut von einem im Laufe des Lehrganges erreichten Höhepunkt den zurückgelegten Weg noch einmal und prägt sich die treibenden Ideen fester ein. Die gruppierende und komparative Methode ist mit Erfolg bei Repetitionen anzuwenden, so bei uns etwa in einer synchronistischen Behandlung unsrer baltischen Heimatsgeschichte mit den allgemeinen Weltbegebenheiten; interessante Gesichtspunkte ergeben sich für den historischen Unterricht beim Vergleich etwa verschiedener Regierungs-

formen (der absoluten, konstitutionellen, republikanischen); der antiken Sklaverei, der Leibeigenschaft und der modernen freien Arbeit; des altklassischen Heerwesens, des Söldnertums und der allgemeinen Wehrpflicht unsrer Zeit. In wie wenig aufdringlicher und doch so nutzbringender Weise könnte insbesondere in Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben, die reifere Jugend der oberen Klassen mit solcherlei staatlichen und sozialen Begriffen durch einen gediegene Unterricht, der von einer maßvollen und festen Persönlichkeit geleitet würde, bekannt gemacht werden.

Die kalendarische Methode darf natürlich nur gelegentliche Anwendung finden, wo es sich um höchst bedeutsame Gedenktage handelt, sonst büßt sie ihren Hauptwert ein — die Feierlichkeit. Bei der geographisch-historischen Darstellungsweise wird der geschichtliche Unterricht dem geographischen untergeordnet. Wird aber aus der gelegentlichen Anwendung dieser Methode eine systematische, so kommt die Geographie kaum voll zu ihrem Recht, die Geschichte entschieden garnicht. Der Schüler muß hiebei die gewagtesten Luft und Seitensprünge durch die Jahrhunderte vor- und rückwärts machen und schließlich ist das Resultat für ihn — chronologisch genommen — ein Chaos.

Gleich wenig empfehlenswert ist die sog. konzentrische Methode, wenn sie's unternimmt, alle paar Jahre, also 4—5 Mal im Laufe der gesamten Lehrzeit, den Schüler, immer wieder von vorne anfangend, durch die mehrtausendjährige Geschichte der Menschheit hindurchzuzerren, wobei er „viele betasten, nichts mitnehmen, vieles kosten, nichts genießen“ kann. Dahingegen ist ein zweimaliger Gesamtkursus der Weltgeschichte, wie er in den preußischen Gymnasien durchgeführt wird, auch bei uns entschieden zu befürworten nach der auch „in der Gesetzgebung und im parlamentarischen Leben erprobten zweimaligen Lesung.“

Was nun endlich die regressiv-geschichtliche Methode anlangt, so kann sie, Gott sei Dank, nur noch die „Bedeutung eines kuriosen Phänomens“ für sich in Anspruch nehmen. Der Schüler soll hiernach vorerst mit der Gegenwart bekannt gemacht werden, um dann rückschreitend sich allmählich mehr und mehr in die Vergangenheit zu vertiefen. Das hieße soviel, als den Bau eines Hauses mit dem Dache zu beginnen. Die Verwerfung dieser Methode schließt selbstverständlich nicht aus, daß auch der jüngere

Schüler so nebenher mit dieser oder jener Tatsache oder Persönlichkeit aus der Gegenwart bekannt gemacht werde.

Oft ist von der modernen Geschichtspädagogik die Frage aufgeworfen worden: Wie weit soll der Geschichtsunterricht den Schüler zu einem modernen Bürgertum vorbereiten? Es sei durchaus notwendig, der reiferen Jugend in Bezug auf die Grundelemente der Volkswirtschaftslehre, des Rechts- und Verfassungslebens der unmittelbaren Gegenwart die Augen zu öffnen; man solle sich nicht darauf verlassen, daß auf der Universität der Student die ausgiebigste Möglichkeit hätte, sich an derlei Vorlesungen durch Hospitieren zu bilden; denn erstens geschehe das im allgemeinen selten und anderseits treten viele direkt aus der Schule in das öffentliche Leben und dann „stehe der Jüngling den sozialen Kämpfen der Gegenwart als willenloses Opfer oder als passiver Zuschauer gegenüber.“ Hierbei sei es jedoch nicht notwendig, „an eine ausführliche Widerlegung der Grundsätze der Sozialdemokratie zu denken“; es genüge, wenn der Geist des Unterrichts dem Schüler echten historischen Sinn verleihe, der ihn vor den Ideen der Umstürzler bewahre, also „daß er sich später nicht irre machen lasse durch die Schlagwörter jener modernen Volksbeglucker.“ Eine direkte Bekämpfung der Sozialdemokratie auf der Schule lehnt auch D. Jäger ab: „Leicht möchte eine tendenziöse Hereinziehung dieser Tageskämpfe bei halbreifen Jünglingen eine der gewollten gerade entgegengesetzte Wirkung haben.“ Dagegen tritt besonders nachdrücklich für die Behandlung „brennender Fragen“ auf der obersten Schulstufe Karl Lorenz ein. Der Lehrer suche die Gelegenheit nicht auf, „kommt aber die Diskussion von selbst darauf — bei Behandlung insbesondere der neueren Zeit sei das oft sogar unvermeidlich —, dann weiche der Lehrer der Besprechung nicht aus; es würde sonst den Eindruck erwecken, als ob er nichts zu sagen wüßte oder nichts zu sagen wagte; beides schadet; der Lehrer gehe vielmehr mit Ruhe, Ernst und Milde darauf ein.“

Wir können obigen Ausführungen unsere Zustimmung nicht versagen. Dahingegen sind gesonderte Lehrstunden für Gesetzkunde zc. an Schulen — eine im neueren Rußland so beliebte Methode — ein pädagogischer Nonsens.

Dem obigen schließt sich die Frage von selbst an: Wie weit soll der eigentliche Geschichtsunterricht in der Schule der Zeit nach gehen? Von dem in früheren Jahrzehnten üblichen Abschluß mit dem Jahre 1789 oder 1815 ist selbstverständlich keine Rede mehr. In den preussischen Schulen geht man bis zum Jahre 1871. Und dieses wird wohl auch der Zeitpunkt sein, mit welchem die baltischen Gymnasien bis auf weiteres zu rechnen haben werden. Eine objektive Behandlung der darauf folgenden Jahrzehnte ist schon für den Fachhistoriker schwer; an der Schule kann demnach höchstens von einer chronologischen, kurzgefaßten Übersicht in Bezug auf diese die Rede sein; in den Rahmen des eigentlichen Geschichtsunterrichts gehört das aber schon kaum mehr. Daß wir in unsren künftigen baltisch-deutschen Schulen beim Geschichtsunterricht uns nicht an Epochen aus der jüngeren historischen Vergangenheit Rußlands halten werden, ist klar, denn erstens gibt es solche Epochen in der neueren russischen Geschichte nicht, und andererseits wird vielleicht die Behandlung der russischen Historie einem speziellen russischen Historiker vorbehalten bleiben.

Mit der Frage nach dem Ausgang des Geschichtsunterrichts berührt sich die nach dem Anfang. Soll der weltgeschichtliche Unterricht bleibend mit der alten Geschichte der Griechen und Römer zu rechnen haben? (wozu noch der Vorkursus über die alten asiatischen Kulturvölker und das alte Ägypten kommt). Sollte nicht wenigstens die Behandlung dieser ältesten und alten Zeiten, die Geschichte „toter“ Völker, auf ein Mindestmaß eingeschränkt werden? Genügt es nicht, daß man in den Gymnasien Griechisch und Latein als Sprache so energisch treibt? Welchen übermächtigen Sinn und Nutzen hat die Geschichte der antiken Völker für den modernen Menschen, daß sie z. B. in den preussischen Gymnasien in zwei konzentrischen Kreisen — Quarta und Obersekunda — durchgenommen wird?

Der Historiker Georg Weber sagt: „Unser gesamtes Geistes- und Kulturleben hat in dem Altertum seine Wurzeln. Aus dem Orient sind unsre Religionsbegriffe geflossen; Griechenland hat für Kunst und Schönheitsfönn ewig gültige Vorbilder und Geseze aufgestellt, und Rom hat die Rechtsverhältnisse der menschlichen Gesellschaft im Staats-, Gemeinde- und Privatleben mit solcher Umsicht und Verstandesschärfe geordnet und festgestellt, daß die

überwältigende Macht der römischen Gesetzgebung und Rechtsbestimmungen noch heute in allen Kulturstaaten bemerkbar ist.“

Trotz neuerlicher Reduzierung der Stundenzahl bleiben Latein und Griechisch die Haupthebelkräfte für die Ausbildung geschichtlichen Sinnes, sagt D. Jäger, und setzt hinzu: nur hüte sich der Lehrer vor einer „unhistorischen Behandlung der alten Sprachen und der Lektüre der alten Schriftsteller!“ Als Beispiel führt er an, welche ungeheure Masse kulturhistorischen Stoffes in Horazens Oden, Satiren und Episteln stecke und wie der Lehrer denselben im Unterricht verwerten könne. „Nur freilich muß der Lehrer darauf verzichten, ein System der Metrik an den Oden eintrichtern oder nach der heute grassierenden Dispositionsmut in Dispositionsmuster verwandeln zu wollen.“

Dieser liberalen Vertretung altklassischen Unterrichts im historischen Sinne stellen wir eine krasse Verurteilung der alten Geschichte als Unterrichtsgegenstand gegenüber. Wahrenholz sagt a. a. O.: „Erstlich genug ist der Schade, den das zu lange Festhalten des jugendlichen Zöglings in Hellas' und Roms Gebieten für das politische Leben der Gegenwart mit sich bringt. Mehr mit fremden, fernen Zeiten, als mit der Geschichte der neuesten Zeit und der des eignen Volkes vertraut, ohne die erforderlichen Vorkenntnisse des modernen Rechts- und Gesellschaftslebens, Verfassungs- und Verwaltungswesens, so tritt der künftige Staatsbürger ungerüstet und nicht gefestigt in die schwierigen Verhältnisse des Parteitreibens und der Tagesströmungen ein. Was würden Griechen und Römer, die wir unsern Knaben als Musterbilder vorführen, zu einer solch unpraktischen und unnationalen Erziehung gesagt haben?!“

Ein Ausweg aus diesem Dilemma des pro et contra ließe sich nach unsrer Meinung etwa so finden, daß man das Schwergewicht der politischen Geschichte der Antike in die Mittelstufe der Gymnasien (Quarta) verlege, wogegen in der Oberstufe (Obersekunda) — mehr als bisher geschehen — vornehmlich die Kulturgeschichte der antiken Welt zu betreiben wäre. Dem Quartaner ist wohl entschieden die politische und Kriegsgeschichte — das „Fechten und Totschlagen“, wie der Philosoph Locke sich ausdrückt — mehr gemäß, die Darstellung der Kämpfe und der Ausbreitung der Macht der griechischen und römischen Staaten, die Schilderung

der antiken Helden und ihrer Tugenden. Hierzu käme ganz von selbst ein gewisses Maß von Kulturgeschichte, welche jedoch weniger durch tote Worte, als durch lebendige bildliche Darstellungen zu lehren wäre. Die Stundenzahl könnte in dieser Klasse hiezu von 2 auf 3 (resp. 4) erhöht werden.

Die eigentlich geistige Kulturentwicklung der antiken Völker wäre, wie gesagt, in der Obersekunda zu erörtern, und zwar insbesondere diejenigen Seiten der Kultur, welche ihre Wirkungen bis auf uns fortgeführt haben; also abgesehen von der Literatur, welche ja bereits in sprachlichen Unterricht zum größeren Teil auf ihre Rechnung kommt, kämen hierbei in Betracht vor allem die plastische Kunst der Griechen und das Rechtswesen der Römer. Die Stundenzahl könnte in dieser Klasse eventuell von 3 auf 2 herabgesetzt werden.

Auf den Standpunkt muß sich, unsrer Meinung nach, eine moderne Schule allgemach doch stellen, daß die Kenntnis der antiken Kriegsgeschichte an und für sich, also jenes oben erwähnten „Fechtens und Totschlagens“, unsrer reiferen Jugend kein genügendes Äquivalent bieten kann für die in der Oberstufe einer Mittelschule darauf verwandte Zeit. Nicht, was die antiken Völker getan haben und was sie gewesen sind, ist für den modernen Menschen maßgebend, sondern was sie uns hinterlassen haben!

Im übrigen mag auch der Lehrer der Oberstufe bei der Behandlung der Kulturgeschichte des alten Griechenland sich die Worte Ludwig von Sybels merken: „Im allgemeinen möchte es geraten sein, den Sinn des Obersekundaners für das Kunstschöne nicht zu überschätzen.“

Mit den obigen Ausblicken sind wir nun auch an die allgemeinere Frage gekommen: Wie und wie weit soll die Kulturgeschichte überhaupt an den Mittelschulen behandelt werden? Der früheren Ignorierung der Kulturgeschichte als Unterrichtsstoff steht jetzt die Gefahr gegenüber, bei übertriebener Wertschätzung derselben über jedes normale Ziel hinauszuschießen. Wenn Campe schon 1859 in seinem Buche „Geschichte und Unterricht in der Geschichte“ sagt: „Nicht in der Volksmasse, nicht in Formen und Einrichtungen, sondern in Personen kulminiert die Geschichte“ — so lesen wir bei Karl Biedermann, dem energischsten Verfechter der

kulturgegeschichtlichen Methode: „Die gewaltigsten Persönlichkeiten können nichts durch sich allein, wenn nicht die Volksmasse, d. h. die Nation, hinter ihnen steht.“ — Bernheim verknüpft die beiden Gegensätze — Ausschluß und Bevorzugung der Kulturgeschichte an Schulen —, indem er sagt: „Persönlichkeit und Masse schließen einander nicht aus, sondern ergänzen einander harmonisch. Nicht die Massenbewegung der französischen Revolution an sich hat die Siege und Herrschaft Napoleons geschaffen, sondern der ziel- und formgebende Wille des genialen Führers mit Hilfe der Massen; nicht das Milieu hat die Meisterwerke Shakespeares hervorgebracht, sondern ein schöpferisches Genie hat aus den Schätzen des überlieferten Kulturmaterials etwas eigenartig neues, vorbildliches gemacht — also überall Wechselwirkung. — Dementsprechend stellen wir als Grundprinzip für den Geschichtsunterricht den Satz auf: „Das eine tun, das andre darum nicht lassen.“ Oder mit andern Worten: Wo die Kulturkräfte als politische Machtmittel auftreten, da bringe der Lehrer sie in die politische Geschichte hinein; wo sie dagegen ihre eigenen stillen Wege gehen, behandle er sie gesondert. So gebührt unsern klassischen Dichtern eine gesonderte Behandlung im Unterricht, weil sie auf die politische Geschichte unsrer Zeit kaum merklich Einfluß gehabt haben, wogegen den Hauptvertretern der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts (Rousseau Voltaire zc.) entschieden in dem Kapitel „Ursachen der französischen Revolution“ ein Platz einzuräumen ist.

Beachtenswert für die Mitbehandlung der Kulturgeschichte an Schulen sind die Worte D. Jägers: „Wenn der Geschichtsunterricht sich nicht ins Uferlose verlieren soll, so hüte sich der Lehrer vor einem Übermaß kulturgegeschichtlicher Betrachtungen neben der eigentlich politischen Geschichte.“

Eine ziemlich allgemein verbreitete, aber sehr irriige Auffassung ist die, daß die politische Geschichte es mit Taten, die Kulturgeschichte es mit Zuständen zu tun habe. „Die staatlichen Grenzen, die Verfassungen der Nationen sind ohne Zweifel politische Zustände; die Werke der Künstler und Dichter, die Entdeckung Amerikas — kulturgegeschichtliche Taten; und setzen wir etwa hinzu: die Lehnsabhängigkeit Kurlands von Polen war ein politischer Zustand, die Aufhebung der Leibeigenschaft eine kulturhistorische Tat.

Der Vorwurf, den man der politischen Geschichte gemacht hat, sie sei vor allem Kriegsgeschichte, ist nicht ganz zutreffend, obgleich es einzelne Zeiträume gibt, die, wie die Zeit des 30jährigen Krieges, von Krieg und Kriegsgeschrei wiederhallen. Doch hüte sich der Lehrer davor, den Schülern hierbei allzuviel Proben von Strategie zum Besten zu geben; es genügt, wenn er bei besonders wichtigen Schlachten diesen oder jenen prägnanten Zug, der zur Entscheidung führte, heraushebt. — Um übrigens auch hier ein Beispiel zu geben, wie sich selbst an die Kriegsgeschichte interessante kulturhistorische Vergleiche knüpfen lassen, so wäre die Betrachtung der Unterschiede in der verschiedenen Kampfweise verschiedener Zeiten und Völker höchst anregend: die griechisch-mazedonische Phalang, die römischen Kohorten, die deutschen Landsknechte, die Armee Friedrich d. Gr. oder Napoleons I. und die modernen Kriegsheere.

Wenn wir bisher in unsrem Vortrag erörtert haben, wie der Geschichtslehrer sich zu seinem Unterrichtsstoff zu verhalten habe, so liegt es uns nunmehr ob, wenn schon in möglichst kurzen Zügen, anzudeuten, welche Mittel die historische Methodik anwendet, um dem Schüler die Aufnahme des gebotenen Stoffes zu erleichtern. Von der ersten Stunde an muß der Schüler zur Selbsttätigkeit angeleitet werden. Die elementarste Weise, die der Lehrer hiezu anwendet, ist bekanntlich das Abfragen. Nächstdem ist eine geistige Betätigung höherer Art die Wiedergabe des aufgegebenen Pensums in extenso durch den Schüler. Bei der letzteren hat der Lehrer zweierlei vermeiden zu lassen: zum ersten memoriere der Schüler nicht in gedankenloser Weise nach dem Wortlaut des sog. Leitfadens; andererseits verfalle er nicht in eine Scheinertase, indem er die dem Vortrage des Lehrers abgelauschten Gemütsaffekte und sittlichen Apostrophen mit ähnlichem Tone und gar denselben Worten nachzusprechen versucht. Dem mechanischen Auswendiglernen wirkt der Lehrer dadurch entgegen, daß er die Schüler, wie D. Jäger es nennt, zum Operieren mit dem durchgenommenen Stoff veranlaßt, ein Verfahren, das insbesondere bei Repetitionen am Platz ist. In primitivster Weise operiert der Schüler schon mit dem historischen Stoff, indem er die Entscheidungsschlachten aus der griechischen oder römischen Geschichte hernennt, oder indem er die sämtlichen deutschen Kaiser in der

chronologischen Reihenfolge mit ihren Regierungsjahren aufzählt. Ein wenig komplizierter wird das Operieren, wenn vom Schüler verlangt wird, er solle eine synchronistische Übersicht etwa der Ereignisse aus unsrer baltischen Geschichte mit denjenigen der Nachbarländer (Polens, Schwedens, Rußlands u. a.) zusammenstellen. So bietet auch die geographisch-historische Methode eine reiche Möglichkeit zum historischen Operieren, so etwa, indem die Grenzen verschiedener Staaten zu verschiedenen Zeiten anzugeben sind. Höhere Aufgaben auf dem Gebiete des geschichtlichen Operierens wären Vergleiche oder Gegenüberstellungen hervorragender Persönlichkeiten der Weltgeschichte, sei es in rein menschlicher Beziehung, sei es in ihrer historischen Wirksamkeit.

Wie der Unterricht in der Muttersprache, so hat auch der Geschichtsunterricht die Aufgabe, dem Schüler die Möglichkeit zu freien Expektorationen zu geben. Der freie mündliche Vortrag soll von dem Schüler geübt werden; als einzige Vorbedingung gelte eine gründliche Vorbereitung, vor allem inhaltlich, um dem Reden ins Blaue hinein nicht Vorschub zu leisten. Der Schüler wird dadurch zur gebiegenden häuslichen Lektüre und zur geistigen selbstschaffenden Arbeit angeleitet. Was die Form des Schülervortrags anlangt, so lasse der Lehrer ihm die völlige Freiheit und den Mitschülern die Kritik; wo die letztere nicht zureicht, greift der Lehrer selbst ein, wie er auch die eventuellen inhaltlichen Zurechtstellungen — beides jedoch erst nach Schluß der Vortragsprobe — unternimmt. Daß diese rhetorisch-wissenschaftlichen Übungen nur in den oberen Klassen statthaft sind, braucht kaum hinzugesetzt zu werden; ebenso selbstverständlich ist es, daß sie nicht zu häufig — etwa einmal im Semester, und zwar nur von seiten freiwillig sich meldender Schüler geübt werden sollten; anderseits dürfen diese Schülervorträge nur einen kleinen Teil der Lehrstunde ( $\frac{1}{4}$  Stunde oder 20 Min.) in Anspruch nehmen.

Ebenfalls nur in den oberen Klassen zulässig ist das sogen. Nachschreiben; doch darf es keinesfalls obligatorisch sein — das Lehrbuch selbst gibt das Quantum des zu fordernden Lernstoffes an —, anderseits bestehe es in kurzen Notizen, nicht in ausführlichen Darstellungen; die letzteren hole sich der Schüler, wenn er das Bedürfnis fühlt, aus häuslicher Lektüre auf Empfehlung des Lehrers.

In Bezug auf die historischen Territorialkarten geht D. Jäger entschieden zu weit, wenn er meint, der geographische Atlas könne dieselben ersetzen. Vielmehr täte der Lehrer gut, wie im geographischen Unterricht, so im historischen, zum Kartenzeichnen selbst die Schüler anzuleiten. Grenzen und Örtlichkeiten prägen sich dem letzteren hierbei ungleich fester ein. Im gleichen Sinne diene die Wandtafel zur Veranschaulichung von Schlachtplänen, Heereszügen, Reisen usw.; zur bildlichen Darstellung einfacher Gegenstände, (Waffen, Geräte zc.), zur Disposition genealogischer Fragen.

Wenn schon gesagt worden ist: „Alle Geschichte ist in die Luft geschrieben, falls sie nicht durch die Geographie unterstützt wird“, so gilt das letztere im weiteren Sinne von sämtlichem Anschauungsmaterial im historischen Unterricht. Ohne die Verdeutlichung geschichtlicher Ereignisse durch Karten, Pläne, Abbildungen von Personen, Kunstwerken, Bauten, kulturhistorischen Situationen und Gegenständen, Inschriften, Denkmälern; ohne Kenntnisaufnahme von alten Sprüchen, Volksliedern, Sagen, von Zeugnissen aus zeitgenössischen Quellenwerken zc. zc. — ohne diesen großen Apparat von historischen Hilfsmitteln würde der Schüler keine rechten historischen Vorstellungen vergangener Zeiten aufnehmen können. Reihen von Zahlen, Namen und Daten mögen sich in seinem Gedächtnis aufspeichern lassen ohne jene Hilfsmittel, wirklich vertraut mit dem Geiste der Zeiten kann er nur vermittels dieses Apparats werden. Wir aber möchten hier an dieser Stelle hinzufügen: Für die Jugend gelten alle diese Mittel der Veranschaulichung nur unter der Voraussetzung der Rekonstruktion. Das heißt, der Schüler kann einen Nutzen hieraus nur dann ziehen, wenn diese historischen Vorstellungen ihm so geboten werden, wie sie zu den betreffenden Zeiten tatsächlich waren, nicht wie sie uns erhalten worden sind. Aus wüsten Trümmerhaufen vermag der erfahrene Fachmann sich im Geiste herrliche Bauwerke vergangener Zeiten zu rekonstruieren; der Phantasie des Schülers muß der Lehrer mit sachlichen Erläuterungen zu Hilfe kommen. Halbverwischte Inschriften, abgebrauchte Münzen vermögen dem Schüler wohl vielleicht eine gewisse Ehrfurcht vor deren historischem Alter abzugewinnen, geben ihm aber kein historisches Bild. Unkenntliche Rudera antiker Kunstwerke sind für den Archäologen von Wert, für den Schüler bedeutungslos. Volkslieder und

Sprüche, unverständlich nach Form und Inhalt für den Laien, Gerätschaften von unbekanntem Gebrauch erzeugen im Schüler keine historischen Vorstellungen, wenn nicht des Lehrers Erklärungen sie ihm lebendig machen. Also nochmals: alle diese historischen Zeugnisse, Reste und Quellen erfordern Rekonstruktion durch eine erfahrene Hand und einen pädagogischen Sinn, sonst heißt's hier nach des Dichters Wort: Vernunft wird Unsinn, Wohlthat — Plage!

Meine Herren! mit der mir gestellten Aufgabe bin ich am Ende. Ich habe versucht, Ihnen die Hauptgesichtspunkte eines methodisch behandelten Geschichtsunterrichts vorzuführen, wie er sich in den letzten anderthalb Jahrzehnten an den Mittelschulen des deutschen Reichs herausentwickelt hat, wobei ich möglichst vermieden habe, mich in Einzelheiten zu verlieren. Ich erlaube mir nur noch, dem obigen einige Schlußworte über unsre Heimatsgeschichte hinzuzufügen.

Wenn es wahr ist, daß die Geschichte geeignet ist, Charaktere zu bilden, so dient eine ernstere Behandlung des Unterrichts in der Heimatsgeschichte ganz besonders dazu, die Jugend zu Vollmenschen im persönlichen wie im politischen Sinne heranzuziehen. Ist das Interesse des Schülers in Bezug auf die allgemeine Geschichte ein mehr objektives, künstliches, so ist das an der heimatlichen Geschichte ein subjektives, natürliches. Diese Heimatsgeschichte muß aber auch so gelehrt werden, daß der Schüler fühlt, hier ist Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Werden beim Unterricht in der allgemeinen Geschichte, Rechts- und Verfassungsgeschichte und die eigentliche Kulturgeschichte dem Schüler mehr nur als gelegentliche Zugaben geboten, so sind bei der Behandlung der heimatlichen Geschichte diese die *conditio sine qua non*, und vor allem heißt es hier auf die Quellen selbst zurückgehen; insbesondere in den oberen Klassen gebe man der baltischen Jugend die Chroniken in Reim und Prosa in die Hand, lese und studiere mit ihnen die wichtigen Verfassungs- und Rechtsurkunden, führe sie in unsre Museen, mache mit ihnen Ausflüge zu den gewaltigen Zeugen unsrer Vergangenheit, den Ruinen alter Schlösser und Burgen, mache sie bekannt mit dem Bau unsrer herrlichen Kirchen — mit einem Wort: Wer die Kulturgeschichte seiner Heimat nicht kennt, der steht vor Rätseln, wohin er sich auch wendet.

Ein Volk, das seine Vergangenheit nicht kennt, ist seiner Zukunft nicht wert. Dazu aber gehört auch, daß die Heimatsgeschichte uns so gelehrt werde, wie sie wirklich war, nicht, wie wir sie uns wünschten. In diesem Sinne wird die Heimatsgeschichte für unsre Jugend eine bildende Macht von eminentester Bedeutung haben — die der Wahrheit, der unverfälschten Wirklichkeit. Der praktisch-politische Wert der Heimatsgeschichte liegt darin, daß der Schüler hierbei die Vergangenheit eines Volkes und eines Landes kennen lernt, unter und in welchem er über ein kleines selbst als Mensch und als Bürger sich betätigen soll. Dieses edle Bewußtsein und diese hohe Verantwortung wird ihn bereits als Knabe und als Jüngling mit einem Gefühl jener Mannhaftigkeit erfüllen, zu der wir unsre Jugend heranziehen wollen, die den echten Werten erfüllen muß, insonderheit in so wilder gährender Zeit, wie sie uns jetzt bedroht.

Freilich, unsre baltische Geschichte läßt sich in Bezug auf den dramatischen Aufbau, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mit der vieler anderer Territorien nicht vergleichen. Wie glücklich sind in dieser Beziehung, um nur zwei Beispiele zu nennen, die Schweizer, die Brandenburger. Es fehlen der baltischen Geschichte fast gänzlich die heroischen Höhepunkte, sie hat keine eigentliche Entwicklung zu einer gesicherten, dauernden, abgeklärten Selbständigkeit. Denn das, was zu gewissen Zeiten dafür gelten konnte, war immer nur vorübergehender Natur. Eine abgegrenzte, eigentümliche Geschichte hat unser Heimatland nie gehabt; die großen wilden Nachbarn haben es ihm nie gegönnt. Fast stets ein Schau- und Tummelplatz für jene, fehlt unsrer baltischen Heimatsgeschichte eine erhabene Größe, welche uns Nachgeborene mit ungetrübter und stolzer Befriedigung auf die alten Zeiten zurückblicken ließe.

Wohl waren es derbe und kampfbereite Geschlechter, die im Laufe eines halben Jahrtausends das Ostseegebiet unter ihre starken Fäuste beugten; ob ritterlicher Adel oder Städter, Handwerker, Kaufmann oder Literat, standen sie trotzig da, wohin sie sich gestellt hatten, zur Abwehr wie zum Angriff jederzeit bereit. Aber, in hundertfachen Kämpfen gewohnt, gegen die Übermacht äußerer Feinde zu kämpfen und vielfach auch zu siegen, wandten sie oft auch ihren grimmen Mut in brudermörderischem Kampfe gegeneinander selbst, zum Hohn und zur Lust schlimmer Nachbarn.

Wahrlich, wer sich in seine baltische Heimatsgeschichte vertieft und neben dem sog. wissenschaftlichen Eifer auch noch von einem andern Durst getrieben wird, jenem Durst der Heimatsliebe, der in der Geschichte der Väter das zu finden hofft, was er in der Jetztzeit vergeblich erstrebt, jenes unnennbar schöne, wahre Glück einer eigenen ungestörten Heimat — der sucht meist vergeblich darnach. Hier und da wohl ein Lichtblick, hier und da einige Jahre, vielleicht einige Jahrzehnte ruhiger Entwicklung — sonst nur Kämpfe und Wirrnisse, Druck und Vergewaltigung, Elend und Noth!

Worin besteht da nun eigentlich der ethische Wert der livländischen Geschichte für die Erziehung unsrer Jugend, wenn ihr der Charakter großzügiger Dramatik abgeht? Sollte da nicht vielleicht lediglich von einem lokalpolitischen und verfassungsgeschichtlichen oder einem kulturhistorischen Nutzen gesprochen werden? Nein, und aber nein — sie hat auch außerdem einen ethischen Wert in des Wortes edelster Bedeutung! Dieser tritt zutage, wenn wir außer den eigentlich historischen Vorgängen uns in die persönlichen, rein menschlichen Verhältnisse unsrer Vorgänger vertiefen, indem wir erkennen lernen, welche stahlharten Kräfte, welche unbezwingliche Energie des Willens in ihnen latent waren, daß trotz all der titanischen Mächte, die sich ihnen entgegenstellten, das Häuflein deutscher Balten nicht nur fortfuhr am Ostseestrande zu existieren, sondern sie auch durch Jahrhunderte eine Macht bildeten, mit der die sie umgebenden Völker zu rechnen hatten. Weitanschauende Politiker sind die baltischen Deutschen fast nie gewesen, aber ganze, volle Männer müssen sie immer gewesen sein, denn sonst hätten sie nicht bestehen können — sie wären sonst längst schon vom Hauch der Geschichte hinweggeblasen worden im Sturm der Zeiten, daß keine Spur mehr von ihnen übrig geblieben wäre. Von diesem Gesichtspunkt aus können wir unsre baltische Heimatsgeschichte unsrer Jugend ans Herz legen und zu ihr sprechen: Werdet, wie eure Voreltern gewesen sind, ob Adel oder Bürger, ob Männer des Schwerts, des Handwerks oder der Feder — seid stark und treu euch selbst und der Scholle, auf der ihr lebt, wie sie es waren zu ihrer Zeit!

# Literarische Rundschau.



## Geschichtliche Wertmaßstäbe.

(Nationalismus und nationale Idee.)

In unsrer demokratischen Zeit hat wohl fast jeder mehr oder weniger ein Bewußtsein davon, daß er an seinem bescheidenen Teil mit Geschichte mache, und da erscheint es denn natürlich, daß jeder auch über geschichtliche Vorgänge, insbesondere in Zeit und Ort naheliegende, sich ein sachverständiges Urteil beimißt. Ja, gerade über die noch im Fluß befindliche Tagesgeschichte urteilt man in Lob und Tadel ganz besonders apodiktisch, obgleich doch auf der Hand liegt, daß es hier gerade besonders schwierig sein muß, einen festen Maßstab der Beurteilung zu gewinnen. Kein Wunder daher, daß die Argumente, die im politischen Meinungskampfe für und wider gebraucht werden, so oft den Eindruck einer aus den verschiedensten Kistkammern willkürlich zusammengerafften Waffensammlung machen. Einen ganz erstaunlichen Kontrast zu der Sicherheit, mit der das einzelne geschichtliche und politische Ereignis eingeschätzt wird, stellt die schwankende Ungewißheit dar, die man unter den Füßen fühlt, sobald man den Boden geschichtsphilosophischer Spekulation betritt, die doch all jenen Einzelurteilen als festes Fundament dienen sollte.

Einen wertvollen Beitrag zur Beantwortung geschichtsphilosophischer Prinzipienfragen, und zwar solcher, die augenblicklich von besonderem Interesse sind, hat Arvid Grotenfelt in seinem Buch über „Geschichtliche Wertmaßstäbe“ gegeben\*. Grotenfelt besitzt in hohem Maße die zu einem solchen Unternehmen nötige Vereinigung von philosophischer und historischer Bildung, wobei allerdings nicht zu verkennen ist, daß die Philosophie ihm Grundwissenschaft, die Beschäftigung mit der Geschichte wohl als Hilfs-

\*) Arvid Grotenfelt, *Geschichtliche Wertmaßstäbe in der Geschichtsphilosophie*, bei Historikern und im Volksbewußtsein. Leipzig, B. G. Teubner. 1905.

studium hinzugetreten ist. Die Entwicklung der spekulativen Ideen bildet den Hauptplan seiner Untersuchung, die geschichtlichen Tatsachen dienen ihm als illustrierende Beispiele. Von nicht geringer Bedeutung für seine Geschichtsauffassung ist auch der Umstand, daß er aus Finnland stammt. Die eigenartige Verflechtung nationaler und politischer Bestrebungen in der jüngsten Entwicklung seiner Heimat, der tragische Konflikt zwischen Recht und Macht, der zur Zeit der Abfassung seines Buches den Moment höchster schmerzlicher Spannung erreicht hatte, mußten einen Antrieb und eine Leitung zur genauen und gerechten Abwägung der sittlichen Elemente des Staatslebens geben. Rühmliche Erwähnung verdient auch die mustergültige Klarheit der Darstellung, ein Vorzug, der in der philosophischen Literatur leider noch immer nicht selten eher gemieden als gesucht zu werden scheint.

Grotensfelt hat sich die Aufgabe gestellt, eine Antwort auf die Frage zu suchen, welche Prinzipien den Geschichtsschreiber bei der Auswahl der Tatsachen leiten, aus welchen Gründen ihm gewisse Ereignisse historisch bedeutungsvoll erscheinen. In einer Reihe von Kapiteln geht er zunächst den Wandlungen der Geschichtsauffassung nach, die in der Philosophie und der Geschichtsschreibung zutage getreten sind. Er zeigt das Auftauchen der Idee des Fortschritts im Altertum, ihre Ausbildung und Erstarrung im Zeitalter der Renaissance und der Aufklärung. Mit liebevoller Sympathie legt er die geschichtsphilosophischen Grundideen der deutschen Idealphilosophie dar, Herders insbesondere und Kants, die bei allen schroffen Gegensätzen doch darin übereinstimmen, daß sie in der Geschichte die Realisierung einer sittlichen Idee, die Entwicklung zu einem sittlichen Ideal erblicken. In eindringender Kritik und Analyse rechnet Grotensfelt mit der par excellence modernen positivistisch-naturalistischen Geschichtsauffassung ab, dem Hedonismus, der Lehre, die alle Moral auf das Streben nach Lust und Glück zurückführt, die sittlichen Grundlagen des Staatswie alles Gemeinschaftslebens auf eine gegenseitige Verrechnung und Ausgleichung der egoistischen Einzelbestrebungen, eine gegenseitige Affekuranz, die jedem den Besitz seiner Glücksgüter nach Möglichkeit sicherstellen soll. Grotensfelt enthält sich bei dieser Erörterung der sich hier leicht aufdrängenden Gemütsargumente, weist aber, wie mir scheint, mit treffender Schärfe nach, daß die scheinbar so einleuchtenden Grundsätze, auf denen der Hedonismus ruht, in der Tat durch einseitige Beobachtung gewonnen und durchaus anstreitbar sind und daß andererseits die folgerechte Durchführung der hedonistischen Theorie zu unhaltbaren Konsequenzen führen müßte. Nachdem Grotensfelt noch darauf hingewiesen, wie im Gegensatz zum Hedonismus im Volksbewußtsein bei Geschichtsschreibern und auch in der neueren Geschichtsphilosophie idealistische

Wertprinzipien sich geltend gemacht, geht er an die Darstellung seiner eigenen Anschauung. Er nimmt als Ausgangspunkt jene Behauptung, die uns jetzt fort und fort entgegenschallt und die das durchgehende Leitmotiv fast aller politischen Kämpfe zu bilden scheint, die Behauptung, daß erste und im Grunde einzige Pflicht jedes Staates, jedes Volkes eine gesunde Selbstsucht sei, das Streben nach Erweiterung des Machtbereichs. In typischer Form tritt diese Anschauung im „Nationalismus“ unsrer Zeit zutage. Unter Nationalismus versteht Grotenfelt „die selbstisch-nationale Richtung, die mit Eifer für die Förderung und möglichst energische Ausbreitung des eigenen Volkstums eintritt, dabei aber nicht die Nationalitätsidee als ein allgemeines, ideales Rechtsprinzip, das die Beziehungen zwischen den verschiedenen Völkern regeln sollte, anerkennt und daher keine Achtung vor „natürlichen Rechten“ anderer Nationen für Pflicht hält.“ Und in der Tat ist ja das der Nationalismus, wie er jetzt fast überall verstanden und geübt wird.

Grotenfelt gesteht nun zunächst der Geschichtsauffassung, die sich unbefangen auf den Boden dieses Nationalismus und des Staatsegoismus stellt, den Vorzug zu, daß sie die Einsicht in den tatsächlichen Hergang der Geschichte, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung der historischen Vorgänge bedeutend gefördert hat. Aber andererseits weist er darauf hin, daß bei jedem Versuch, eine solche Realpolitik in der Praxis oder in der Theorie entschieden durchzuführen, von vornherein merkwürdige Inkonsequenzen aufzutreten pflegen, daß die Vertreter derselben eigentlich niemals ohne Hilfsargumente aus den Gedankenreihen einer „Idealpolitik“ auskommen können, die sie im Prinzip doch für abgedankt erklären. In zweifacher Weise zeigt sich das. Einerseits: wie unverhohlen auch in der praktischen Politik Regierungen und Staatsmänner den Regungen nationaler Selbstsucht folgen, dazu entschließen sie sich doch nicht, sie offen als höchstes Gesetz auszusprechen. Kein Staat, der einem andern den Krieg erklärt, keine Nation, die eine andre unterdrückt, begnügt sich damit, zu sagen: „Ich tue das, weil es mir Vorteil bringt und ich die Macht dazu habe.“ Durch juristische Deduktionen und moralische Erörterungen suchen sie vielmehr in jedem einzelnen Falle zu erweisen, daß ihr Vorgehen sich sittlich vom Standpunkt des Idealismus aus rechtfertigen lasse, daß sie ihr gutes Recht vertreten oder zur Wahrung idealer Kulturinteressen so handeln müßten. Das mag als ein Zugeständnis erklärt werden, das man der menschlichen Schwachheit machen muß, und tatsächlich ist es nichts anderes; aber jedenfalls beweist es doch, daß ideale Faktoren eine immerhin nicht ganz zu verachtende Macht sind, daß die Politik in der Tat nicht ausschließlich von Fragen des Nutzens und Vorteils beherrscht wird.

— Von noch größerer Tragweite ist ein Zugeständnis der theoretischen Realpolitiker. Sie weisen gern darauf hin, daß durch eine robust egoistische Politik ideale Zwecke meist sicherer erreicht worden sind, als durch eine edle und selbstlose. Das ist gewiß teilweise richtig; um irgendwelche sittliche Ideen verwirklichen zu können, muß ein Staat sich natürlich auf einer gewissen Machthöhe erhalten; der Selbsterhaltungstrieb, in vielen Fällen auch der Trieb der Selbsterweiterung, ist für ihn dann aber auch eine sittliche Pflicht, und es ist erklärlich, daß gerade ausgesprochene Idealisten solch einer Pflicht oft nur mangelhaft genügen, daß ihnen die harte Entschlossenheit fehlt, die die geringere Pflicht ohne Schwanken der höheren opfert. Aber andererseits liegt doch auf der Hand, daß mit einer solchen Beweisführung pro domo der politische Realismus sich selbst aufgibt; er erkennt damit an, daß die höchsten Staatszwecke in der Sphäre des Idealen liegen, und weist sich selbst gegenüber dem politischen Idealismus die Stellung eines dienenden Waffenträgers zu. So sieht sich Grotenfelt zu der Folgerung gedrängt, daß ideale Motive nicht bloß tatsächlich mehr zu bedeuten haben, als man gewöhnlich zugeben will, sondern daß sie vor allem bei der Frage nach den Zwecken geschichtlicher Entwicklung den Ausschlag geben müssen, und zwar in ganz andrer und konsequenterer Weise, als der heute üblichen. Die nationalitistische Geschichtschreibung unsrer Tage vermischt realistische und idealistische Anschauungen, indem sie beim eignen Volke jeden Erfolg als sittlich lobenswert preist, der zur Erhöhung seiner Macht führt, bei andern Völkern aber die gleichen Bestrebungen und Handlungen als unfittlich tadelt, wenn sie das Interesse andrer Völker widerrechtlich schädigen. Wollte der Nationalismus konsequent realistisch sein, so müßte er mit Hegel sagen: „Alles, was ist, ist vernünftig“; jeder Erfolg rechtfertigt sich von diesem Standpunkt durch sich selbst. Will er aber konsequent idealistisch sein, so wird es nicht genügen, wenn er im allgemeinen auch andern Völkern daselbe Recht zum Kampf ums Dasein zugesteht, das er für das eigene beansprucht. Er muß dann die weitere Forderung stellen, daß jedes nationale Streben sich durch einen höheren sittlichen Zweck rechtfertige, daß es nur dann als berechtigt anerkannt werde, wenn es zur Förderung der Menschheit in Sittlichkeit oder Kultur beiträgt. Von diesem Standpunkt aus kann es Pflicht eines Staatsmannes werden, augenblickliche Vorteile des eigenen Staates aufzuopfern, wenn sie höhere allgemeinmenschliche Interessen gefährden. Vor allem aber folgt daraus, daß kein Volk, daß kein Staat seine Existenz- und Machtberechtigung als etwas selbstverständliches betrachten darf, sondern daß er sie durch sittliche Taten erweisen muß. Wenn ein Volk dem Kulturfortschritt der Menschheit dauernd im Wege steht, so scheint es uns eine Forderung der

historischen Gerechtigkeit, daß es aus dem Wege geräumt werde; man mag ja solchen untergehenden Völkern sentimentale Teilnahme widmen, man mag im einzelnen Falle die Kampfmittel verurteilen, die gegen sie angewandt werden, aber im Ernst wünscht niemand ihre Erhaltung. Erhaltung eines sittlich wertvollen Volkstums dagegen ist eine Pflicht, die auch von fremden Völkern durchaus anerkannt werden muß; der Angriff auf ein solches Volkstum, der nicht unter dringendem Zwange erfolgt, ist ein sittliches Vergehen, ein um so schwereres, je weniger der Angreifer und Zerstörer gleichwertigen Ersatz zu bieten vermag.

Im folgenden Kapitel macht Grotensfelt den „Versuch einer zusammenfassenden Analyse der geläufigen geschichtlichen Wertungen.“ Als maßgebendes Wertprinzip wird gewöhnlich die „Kultur“ bezeichnet, eine Anschauung, die nicht unrichtig ist, aber näherer Bestimmung bedarf; der Begriff „Kultur“ ist ein vieldeutiger, und es muß daher festgestellt werden, was das wertvolle an der Kultur ist. Dieses Wertvolle sieht Grotensfelt nicht in der Verkörperung der Ideen an sich, die uns in der Betrachtung des geschichtlichen Werdeganges mit dem Zauber eines mächtigen ästhetischen Interesses fesselt. Einen Wert erhalten die Ideen für uns nur dadurch, daß sie von Persönlichkeiten geistig erfaßt und erlebt werden. Das Wertvolle liegt in der Entwicklung der Persönlichkeiten. Die vollständige Entfaltung sämtlicher Naturanlagen und Fähigkeiten des Menschen hat schon Kant als das Ziel geschichtlicher Entwicklung bezeichnet. Unter diesen Anlagen sind es nun wiederum einzelne, auf denen der eigentliche Wert der Persönlichkeit beruht, so daß man nach allgemein herrschender Ueberzeugung „das wesentliche Ziel aller politischen Bestrebungen in der Erziehung der Völker zu höherer Intelligenz und zu gesitteter Denkweise, zu menschenfreundlichen Gefühlen, zu geistigen Bestrebungen sehen“ darf. Und insbesondere „bezeichnet das populäre Bewußtsein unverkennbar ein Gebiet des geistigen Lebens als das höchste, als den Kern des Personenwertes und der Menschenwürde. Es steht uns unerschütterlich fest, daß vor allem die Sittlichkeit, die pflichtgemäße Gesinnung und daneben die Religiosität, die echte Gottinnigkeit unbedingte Werte sind.“ — Daß aber unter den Gebieten des Lebens einzelnen für die Entwicklung der Persönlichkeit und der Menschheit so vorzügliche Bedeutung zugeschrieben wird, führt zu einer andern Gedankenreihe hinüber. Einerseits widerstrebt es unfremd sittlichen Empfinden, daß die Entwicklung des menschlichen Geistes oder der Persönlichkeit nur ein Mittel für andre ihnen fremde Zwecke sein sollte. Andererseits aber sehen wir hier, daß das, was ihnen Wert verleiht, an einem Maßstabe gemessen wird, der außer ihnen liegt, daß das Urteil über ihren Wert „durch die Rücksicht auf ein allgemeineres

Endziel“ begründet wird. „Die Entwicklung der Kultur, der Persönlichkeit und des geistigen Lebens der Menschheit wird zugleich als „der Sinn des Daseins“, als Verwirklichung eines vernünftigen, providentiellen Weltgedankens aufgefaßt; dadurch erhalten diese Ideen einen auf die Gesamtheit des Alls bezogenen, religiösen Zug und damit ihre höchste Weihe. Es muß der Sinn des Daseins sein — wenn das Dasein überhaupt einen Sinn hat —, daß die menschlichen Anlagen sich entwickeln und die Menschheit sich der „Vollkommenheit“ nähere.“

Eine andre Frage von großer Tragweite ist die Beurteilung des Erfolges. In der modernen Geschichtsauffassung herrscht „die Neigung, den Erfolg oder den Sieg als sicheres Zeichen des geschichtlichen Rechts und des höheren Wertes zu betrachten.“ Diese Neigung kann auf extremem Realismus beruhen, der darauf verzichtet, die verschiedenen Lebens- und Kraftäußerungen nach sittlichen Prinzipien zu werten. Sie kann aber anderseits auch aus extremem Idealismus entspringen, aus dem „gottinnigen Glauben daran, daß alles Wirkliche im Grunde göttlich sei“, daß nach den Gedanken der göttlichen Weltordnung das Gute immer siegen müsse. In jedem Falle aber hält die konsequente Durchführung dieses Maßstabes vor einer unbefangenen Geschichtsbetrachtung nicht stand: es läßt sich nicht in Abrede stellen und nicht wegdenken, daß tatsächlich die bessere Sache oft der schlechteren unterlegen ist. Und auch prinzipielle Bedenken müssen a priori gegen die Wertung nach dem Erfolg erhoben werden. Sie beruht auf der Anschauung, daß in der geschichtlichen Entwicklung alles mit unentrinnbarer Notwendigkeit vorherbestimmt sei, und beseitigt die Vorstellung der sittlichen Freiheit, die Forderung der sittlichen Verantwortung, bricht also jeglicher geschichtlichen Wertbeurteilung recht eigentlich das Herz heraus.

Mit der Schätzung nach dem Erfolge wird nur eine äußere, bequem zu handhabende Norm der Wertbestimmung genommen; aber was das Urteil an scheinbarer Festigkeit dabei einbüßt, wird durch die souveräne Freiheit, die es gewinnt, reichlich ersetzt. — Treffend schließt Grotefelt dies Kapitel mit den Worten: „Das Zeugnis für die Erhabenheit des Geistigen über allem Außerlichen liegt doch eben darin, daß der Geist in sich selbst Normen entdeckt, die sich über alles bloß Tatsächliche hoch emporheben.“

Diese Worte leiten zum Schlußkapitel hinüber, das über „die letzten Gründe der Wertung“ handelt. Sollen wir uns damit begnügen, die Wertschätzung des höheren geistigen Lebens als Tatsache anzuerkennen? Oder sollen wir noch weiter nach einem Grunde für diese Tatsache fragen, nach den Endzwecken der geschichtlichen Entwicklung oder vielleicht nach dem einen höchsten Endzweck? Grotefelt erkennt an, daß wir mit diesem

weiteren Schritt den Boden des theoretisch Beweisbaren verlassen und den des Glaubens betreten. Aber wir müssen diesen Schritt machen, wenn wir einen Abschluß aller unsrer Ueberzeugungen in einer einheitlichen Weltanschauung erreichen wollen. So faßt auch Grotenfelt „die Arbeit an der geschichtlichen Kulturentwicklung und für die Steigerung des geistigen Lebens der Menschheit als eine Mitarbeit an der Verwirklichung des göttlichen Weltgedankens und eines weltumfassendes Reiches des Guten auf.“ Der Durchführung dieser Anschauung stellen sich freilich große Schwierigkeiten entgegen, von zwei Seiten insbesondere. Einerseits läßt sich ihre Berechtigung schwer empirisch am tatsächlichen Gange der Geschichtsentwicklung nachweisen. Daß die Summe des Wissens, der Fertigkeiten, die sich in der Menschheit anhäuft, im Laufe der Zeit trotz einzelner Einbuße immer größer wird, versteht sich ja von selbst; ist aber damit ein Anwachsen der Intelligenz, der künstlerischen Schaffenskraft verbunden? Hat sich die Einzelpersonlichkeit — und darauf kommt es doch in letzter Linie an — reicher, bedeutender, harmonischer entfaltet? Endlich: ist mit dem Fortschritt ein Fortschritt der Sittlichkeit und der Religiosität verbunden? Wir werden uns kaum dazu entschließen, alle diese Fragen rundweg zu bejahen; denn wenn wir die höchsten Gipfelpunkte der Entwicklung in diesem eben bezeichneten Sinne nennen wollen, werden diese sicher zumeist in Zeiten zum Teil ferner Vergangenheit fallen. Freilich dürfen wir alle jene höchsten Betätigungen des Geisteslebens als einen unverlierbaren Besitz betrachten, der in den nachfolgenden Geschlechtern fortwirkt. — Dagegen sehen wir aber auch mit dem Guten das Böse sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben, in gleicher Weise sich raffinierter und mannigfaltiger gestalten, in gleicher Weise auch immer weitere Gebiete des menschlichen Lebens durchdringen.

Eine andere Schwierigkeit erwächt uns, wenn wir den Begriff der Vollkommenheit, der den Zielpunkt der geschichtlichen Entwicklung bilden soll, festzustellen versuchen. Die Geschichte soll dazu mitwirken, daß in den menschlichen Einzelseelen eine geistige Wirklichkeit von absolutem Wert, von überzeitlichem Gehalt entstehe. Eine solche Wirklichkeit sei hauptsächlich in der sittlich-religiösen Gesinnung des Menschen zu suchen. Es entsteht nun das Problem, wie man sich das unbedingt Wertvolle, das absolut Sittliche, das doch aus absoluter Freiheit entspringen muß, durch äußere geschichtliche Verhältnisse bedingt denken soll, wie aus zeitlich wirkenden Ursachen Wirkungen von überzeitlichem Gehalt entstehen können.

Eine klare Lösung dieses Problems in begrifflicher Form zu geben hält Grotenfelt für unmöglich. Einen Weg, der zu dieser Lösung führt, sieht er darin, daß man die Gestaltungen des

Idealen, die in der Geschichte hervortreten, nicht „mit den höchsten, absoluten, zeitüberlegenen Werten und Realitäten“ identifiziert, wohl aber sie „als Erscheinungsformen oder Symbole jener Realitäten“ auffaßt. Er glaubt, „daß der Punkt, der vom Zeitlichen zum Ueberzeitlichen hinüberführt, in der rein persönlichen, innerlichen Gesinnung der Individuen liegt. Das unbedingt Wertvolle ist nicht irgend eine erreichte objektive Kulturstufe, auch nicht etwa eine sittliche Einsicht oder eine religiöse Glaubensform, wie sie als objektive geschichtliche Realität da steht, sondern es ist vielmehr das Suchen nach dem Ideal und die hingebende Arbeit für dasselbe. Worauf alles ankommt, ist schließlich das Maß von Hingebung an das Ideal und Erfülltsein von ihm, das Maß von „Gottinnigkeit“ im allgemeinen Sinne, das der Mensch innerlich erreicht; das ist das Moment des menschlichen Geisteslebens, das zum Zeitlichen gehört und gleichzeitig an dem Ueberzeitlichen unmitttelbar Teil hat.“

An dieses Kapitel, das die theoretische Erörterung abschließt, fügt Grotenfelt noch einen Anhang: „Praktisch-politische Schlussfolgerungen.“ Obgleich sie ihm persönlich als notwendige Konsequenzen der im vorhergehenden festgestellten Prinzipien erscheinen, bezeichnet er sie als einen Anhang, weil er sich bewußt ist, daß auf dem Boden politischer Debatten über Tagesfragen eine objektive Verständigung schwieriger ist, als in Schulfragen der Philosophie. Dennoch würde man unrecht tun und wohl auch nicht Grotenfelts Meinung treffen, wenn man diese praktisch-politischen Ausführungen als etwas nur beiläufiges und allenfalls entbehrliches betrachten wollte. Sie berühren sich mit dem Ausgangspunkt der Grotenfeltschen Untersuchung, wo er von den tatsächlich gebrauchten Wertmaßstäben ausging und über ihre Durchführbarkeit ein vorläufiges Urteil fällte. Wir müssen es doch als eine notwendige Ergänzung des Bisherigen ansehen, wenn er jetzt noch einmal unter dem nun gewonnenen höchsten Gesichtspunkte dieselben Fragen bespricht. Zwei Mächte sieht er als die gewaltigsten in der europäischen Geschichte der Gegenwart an: die freiheitlich-demokratische Kulturbewegung und die Nationalitätsidee. Das wesentliche der demokratischen Bewegung sieht er einerseits in dem politischen Liberalismus, andererseits und noch mehr in der Demokratisierung der Kultur. Die Uebelstände, die mit der Ausdehnung der politischen Rechte auf die Massen und der Popularisierung der Kultur verbunden sind, verkennt auch Grotenfelt nicht, glaubt aber, daß sie auf keinem andern Wege überwunden werden können, als auf dem einer immer fortschreitenden politischen und geistigen Bildung des Volkes. Die Demokratisierung erscheint ihm unzweifelhaft als eine intellektuelle und sittliche Bereicherung und Vertiefung des Völklerlebens. Auch in der Nationalitäts-

Bewegung sieht Grotenfelt eine in ihrem Kern notwendige und segensreiche Erscheinung. In ihrer besonderen nationalen Ausgestaltung erweisen die Humanitätsideale eine begeisternde, die Menge fortreibende Macht, die sie in ihrer allgemeinmenschlichen Form nicht besitzen. Die moderne nationale Bewegung hängt eng mit der demokratischen zusammen; nur durch die allgemeine Verbreitung der Bildung konnte ein nationaler Gesamtwille entstehen. Eine Folge der geistigen Bewegung des Nationalismus ist nun das Streben nach nationaler Staatenbildung, nach der Bildung solcher Staaten, die in möglichst geschlossener und energischer Form Macht und Kultur einer Nation darstellten. Zum Teil war dieses Streben ein durchaus natürliches, notwendiges, da insbesondere, wo die Glieder eines großen Volkes durch künstliche politische Schranken von einander getrennt waren, wie in Deutschland und Italien. In andern Fällen aber war das Streben nach Herstellung eines einheitlichen Nationalitätenstaates eine künstlich konstruierte Bewegung, die den natürlichen Verhältnissen Zwang antun mußte, dort nämlich, wo in den Grenzen eines Staates verschiedene selbständige Völkerschaften vereinigt waren. Hier wird, wie Grotenfelt schon früher hervorgehoben hatte, dem Nationalismus zuliebe, der sittliche Kern der Nationalitätsidee in sein Gegenteil verkehrt. Um die Forderungen einer Nation durchzusetzen, müssen die natürlichen Rechte anderer Nationen unterdrückt werden, während doch die Idee der Nationalität, in ihrem idealen Gehalt aufgefaßt, zu der Forderung internationaler Toleranz führen müßte, wie sie der ausgezeichnete französische Historiker E. Lavisse in einer von Grotenfelt zitierten Ansprache an die auswärtigen Studenten in Paris ausgesprochen hat: „Die Lehre, zu deren Verkündiger Ihr berufen seid, ist in wenigen Worten die, daß jedes Vaterland schuldig ist, jedes andre Vaterland zu achten. . . Das größte Verbrechen gegen die Menschheit ist, eine Nation zu töten oder zu verstümmeln.“

Den Anspruch auf ein unbedingtes Recht der Völker, national selbständige und einheitliche Staaten zu bilden, weist Grotenfelt als unbegründet zurück. Ein solches Recht kann man nur anerkennen, wo es durch ideale Leistungen zur Förderung der Menschheit erwiesen wird. — Freilich stützen ja moderne Realpolitiker ihre egoistisch-nationalen Forderungen vielfach gerade darauf, daß die Zukunft der Menschheit von den großen Völkern abhängt und es darum natürlich und billig sei, daß die kleinen Völker in ihnen aufgingen. Auch Grotenfelt erkennt, daß der „Imperialismus“, das Streben nach der Bildung von Weltreichen eine „zum Teil notwendige und insofern berechnete“ Entwicklungsphase ist, „daß die Entwicklung unsres Geschlechts sich im großen und ganzen in der Richtung nach größerer Gleichförmigkeit bewegen

wird.“ Aber er warnt davor, daß man in diesem imperialistischen Machtstreben einen an sich berechtigten Selbstzweck sieht, und er weist energisch auf die großen Gefahren und Schädigungen hin, die die menschliche Kultur durch eine radikale Gleichmacherei erleiden müßte, — auf die Einbuße an Freiheit und Reichtum des geistigen Lebens, das ja bei vielen kleinen Völkern gerade deshalb ein besonders blühendes ist, weil sie in ungestörter Muße sich den intimeren Kulturaufgaben widmen können. „Der Kern und der innerste Wert der Kultur beruht auf dem lebendigen Bewußtsein, daß alle äußere Organisation und äußere Machtentfaltung nur Mittel ist, das geistige Leben lebender Menschen aber der Endzweck.“

So führen auch die praktisch-politischen Betrachtungen Grotenfelts zu der Forderung der internationalen Toleranz, die den Schlußstein seiner Untersuchung bildet. Im vorliegenden Bericht konnten nur die Grundlinien derselben nachgezogen werden; die überzeugende Kraft, die gerade in der sehr eingehenden, sorgfältig abwägenden Beweisführung Grotenfelts liegt, konnte dabei nur unvollkommen zur Darstellung kommen. Wer nach klarer Einsicht in diese Fragen — für uns Lebensfragen — verlangt, der lese Grotenfelts Buch; er wird in ihm einen verlässlichen Führer finden.

R. Girgensohn.



## Vom Tage.

### Das Schulprogramm des lettischen Volksschullehrerkongresses\*.

#### Unsere Volksschule.

An alle Eltern.

So wird denn die eine Lehre das Jahr 1905 uns für alle Zeiten ins Herz hineingebrannt haben: Unser Geschick steht in unseren eigenen Händen! Keiner kann uns helfen, wenn wir es nicht selbst tun! Wo das Leben sich jetzt umgestaltet, da geschieht das, wie mit Augen zu sehen, darum, weil die Mehrheit des Volkes ein andres Leben zu leben beginnt, und es deshalb

\*) Wir geben im Nachstehenden in deutscher Übersetzung das Programm wieder, das bereits vielfach in den lettischen Volksschulen von den revolutionären Komitees eingenüchert eingeführt gewesen ist. Es ist nach mancher Richtung ein nicht uninteressantes Dokument zur Zeitgeschichte, auf das wir vielleicht in andrem Zusammenhang noch zurückkommen werden. Neben mancherlei Beachtenswerthem und Selbstverständlichem, was ja bekanntlich auch von jedem, der an die Volksschule dachte, von jeher befürwortet worden ist, enthält es aber auch vielerlei pädagogischen Nonsens und gerade für das wahre Gedeihen unsrer Volksschule perniciose radikale Bestrebungen, die dem heute ungehenden revolutionären Schwindelgeist entstammen. Merkwürdig ist dabei folgendes: Als im vorigen Sommer eine ministerielle Kundgebung den miserablen Zustand unsrer Volksschulen klipp und klar konstatierte und ihn namentlich auch auf die Untauglichkeit der (in den jetzigen Seminaren vorgebildeten) Lehrer zurückführte, da stimmte unsre ganze — auch die estnische und lettische — Presse dem zu und begründete es auch ihrerseits des weiteren. Als dann die revolutionäre Bewegung zum Ausbruch kam, der Volksschullehrerkongreß tagte, und sein neues Schulprogramm an vielen Schulen willkürlich eingeführt wurde, da haben einige lettische Organe eigentlich nichts dagegen einzuwenden gehabt, da waren auf einmal eben jene Volksschullehrer, für deren Tauglichkeit man nirgends eingetreten war, wie sie sich selbst wenigstens bezeichnen, die „gewissenhaftesten“ und also die berufensten, um die Reform der Volksschule herbeizuführen. Das ist sehr sonderbar. Aber das hat freilich doch nicht verhindert, daß in diesem Programm, wie erwähnt, auch mancherlei auf alten Wünschen und alter Erfahrung beruhende Gesichtspunkte aufgestellt wurden, die fraglos beachtet werden müssen, soll unsre Volksschule wieder gesunden. Die Red. der B. M.

tut, weil es hinfort nicht mehr so leben kann, wie bisher. Und wenn auch bei dieser Umgestaltung des Lebens ein Konflikt mit scharfen Hindernissen unvermeidlich und manche Opfer herübergenommen werden müssen, so gibt es dennoch einen andern Weg, das Leben umzugestalten und einer besseren Zukunft entgegenzugehen, nicht. Von unsren vereinten Kräften und gemeinsamer Tätigkeit hängt alles ab, und darum ist es unsre Aufgabe, immer arbeitsamer zu werden, die bisherige Gleichgültigkeit abzustreifen und jede Gelegenheit auszunutzen, um unsre Kräfte in der Arbeit zu schulen und sie für immer größere Ziele geschickt zu machen.

Und siehe, ein gemeinsam zu vollbringendes Werk pocht schon eine gute Weile an des Volkes Tür — die Reformation der Volksschule. Daß die bisherige Volksschule garnicht ihres Namens wert ist, daran zweifelt niemand. Denn sie ist garnicht unsre Volksschule. Es ist wahr, wir erhalten sie mit unsren Groschen, aber daran, was man dort lehrt und wie man es tut, haben wir keinen Teil. Das bestimmen fremde Regierungsbeamte, deren Aufgabe nicht darin besteht, das Volk aufzuklären, sondern im Gegenteil es zu verfinstern, nicht darin, es geistig stark zu machen, sondern es geistig zu schwächen, nicht darin, sein Selbstbewußtsein wachzurufen, sondern sein Selbstbewußtsein an den Galgen zu bringen, um das Volk zu russifizieren und es für alle Zeit zu einem unterwürfigen Sklaven zu machen, den man bequem auslaugen könnte. An Stelle von Brot gibt uns die Volksschule Stein. Mit eigenen Mitteln schmieden wir ein Werkzeug, das sich gegen uns wendet. An eigener Brust bergen wir eine Schlange.

Wie lange sollen wir das dulden? Die Polen richten unabhängige, vom Volke verwaltete Volksschulen ein, ebenso die Finnen, Kaukasier; sie schütteln alle das unwürdige Joch ab. Auch die Letten fordern sowohl in Petitionen als auch Beschlüssen nach einer freien Volksschule. Die Gemeindeverwaltungen haben sich dazu entschlossen, in der Volksschule eine neue Ordnung einzuführen. Aber mit Beschließen und Erwarten allein kann nichts erreicht werden — die Beschlüsse müssen erfüllt werden. Auf Worte müssen Taten folgen! Zurück können wir so wie so nicht; an der Stelle, wo die Wege sich kreuzen, sind wir bereits vorbei. Selbst die Kinder werden sich nicht mehr nach alter Weise zu Narren zu machen lassen, und eher wird kein Friede sein und die Basis für eine geordnete Tätigkeit wird nicht eher gefunden werden, als bis die Volksschule reformiert sein wird. Nur wenn das Volk selbst das erstritten haben wird, wird sie die Kraft des Volkes werden, die wahre Volksschule, die dem Volke ins Herz gepflanzt ist und hinfort vom Volke als sein Kleinod gehütet wird!

Die erste Frage ist: Wie muß die reformierte Volksschule beschaffen sein? Wodurch wird sich die Volksschule der Zukunft von der Volksschule der Vergangenheit unterscheiden? Was ist da zu ändern, und wie? Und die zweite Frage ist: Wie sind diese Veränderungen durchzuführen?

Wie die Volksschule beschaffen sein muß, darüber hat wohl jeder nachgedacht und sehr unterschieden werden die Meinungen in dieser Beziehung nicht sein. Man muß sich nur gegenseitig verstehen und zu einem bestimmten Urteil gelangen. Die gewissenhaftesten Volksschullehrer und Eltern haben ausföhrlich und zu verschiedenen Malen die Volksschulfrage erörtert und dieses Büchlein will ihre Antwort sein. Damit wenden sie sich an die breitesten Schichten des Volkes und legen ihnen ihre Ideen vor. Prüfet sie, und wenn das auch eure Ueberzeugung ist, so laßt uns Hand in Hand gehen! Denn die Volksschullehrer allein können ihre Ideen nicht durchführen, und seien sie auch die besten; das wird nur dann gelingen, wenn die Sache der Reform der Volksschule die Sache des ganzen Volkes sein wird, wenn das Volk, besonders die Arbeiter in Land und Stadt, erkennen werden, welche eine Bedeutung das hat, daß die Volksschule, mit deren Bildung sie auskommen müssen, ihnen tatsächlich das gibt, was sie im Leben nötig haben. In dieser Erkenntnis müssen sie sich wie im Wettbewerb an der Reformation der Volksschule beteiligen, müssen, wo es nur möglich, ihre Ziele fördern und müssen immerfort darüber wachen, daß die Volksschule die Vertreterin ihrer Interessen ist und bleibt.

Des Volkes Glück und Wohl — siehe das ist alles Strebens A und O! Diesem Ziele müssen alle menschlichen Einrichtungen dienen. Auch die Volksschule! Für das Wohl des Volkes ist es nötig, daß jedes Glied desselben geistig möglichst stark ist, daß es alles versteht, was in seiner Umgebung vorgeht, versteht auch seinen Standort im Leben und seine Bedürfnisse, wüßte, wie die derzeitige Lebensordnung entstanden ist und welche Kräfte in ihr walten. Das muß man wissen, damit der Mensch möglichst zweckentsprechend auszunutzen im stande wäre sowohl die unlebendigen Kräfte der Natur als auch die Erscheinungen im menschlichen Gemeinschaftsleben. Einen solchen Menschen, der vermöge seiner entwickelten Geistesfähigkeiten sein Leben mit Bewußtsein versteht und sich gegen nichts gleichgültig verhält, sondern überall seinen Standpunkt wahr und seine Bedürfnisse vertritt, nennen wir einen seiner selbst bewußten Menschen. Je mehr deren ein Volk hat, um so besser fundamntiert erscheint des Volkes Wohl. Ist es aber so, so kann die Aufgabe der Volksschule keine andre sein, als die, dazu zu helfen, daß alle Glieder der Volksschule ihrer selbstbewußte Menschen würden. Die Volksschule muß verstehen lehren die

Außenwelt und das Gemeinschaftsleben und muß ihren Pflegebefohlenen alles darbieten, was nötig ist, damit die, die die Volksschule verlassen, nun selbst ihr ganzes Leben hindurch ihre Bildung weiter entwickeln können. Die Volksschule muß ihre Pfleglinge soweit führen, daß die der Allgemeinheit zugedachten Kulturmittel, wie Zeitungen, Bücher, Kunstwerke, Versammlungsbeurteilungen, herausgegebene Gesetze usw. jedem verständlich und nutzbar würden.

Die bisherige Volksschule gab das nicht. Sie lehrte nicht die Außenwelt verstehen, sondern quälte das Kind an Stelle dessen mit jüdischen Märchen. Vor der Bekanntschaft mit dem Leben und den Bestrebungen der Gegenwart hütete sie dasselbe wie vor Feuer. Die Kunde, die sie dem Kinde von der Welt gab, war eine so oberflächliche und die von der Geschichte eine so sinnlos verkehrte, daß sie im Leben nur böse Folgen zeitigen konnte. Fast nicht ein einziger Lehrgegenstand hatte die Kenntnis der Sache selbst im Auge, sondern galt lediglich der Erlernung der russischen Sprache. Darum lehrte man alles russisch, auch Rechnen und Gesang; lettisch zu sprechen war den Schülern sogar unter einander verboten. Da ist es denn verständlich, daß man so mit Gewalt nicht einmal die russische Sprache dem Kinde beibringen konnte und die Volksschule demselben schließlich nicht das geringste Bleibende mitgab.

Natürlich muß die russische Sprache auch im Zukunftsprogramm (Tätigkeitsregister) der Volksschule seine Stelle haben, aber lediglich als ein Gegenstand, der neben vielen andern in Betracht käme, welche ihrerseits mit der russischen Sprache in gar keiner Beziehung stehen. So muß die Volksschule der Zukunft unvergleichlich viel mehr lehren, als die bisherige. Was die Volksschule bis jetzt gab, verschwindet einfach gegenüber dem, was wir von ihr in Zukunft fordern. Darum muß die Dauer des Besuches der Volksschule oder der Kursus auf jeden Fall erweitert werden. Im Auslande ist als Regel ein 8jähriger Kursus angenommen — vom 8. bis zum 16. Jahre. Wir werden das in nächster Zukunft wohl nicht erreichen. Sehr gut wäre es wohl, wenn der Unterricht in der Volksschule sich über 6 Jahre ausdehnte, und 6 Jahre sind auch für die folgenden Besprechungen als Norm angenommen, nach der man zu streben hätte wie in der Stadt so auch auf dem Lande. Wo auch das über die Kräfte der Gemeindeverbände und Stadtverwaltungen ginge, da muß man die Unterrichtsdauer auf 4 Jahre beschränken, die dann das Mindestmaß wäre, das von einer wirklichen Volksschule schon in nächster Zukunft zu fordern wäre.

Unser Programm ist für einen 6jährigen Kursus berechnet, jedoch so zusammengestellt, daß es auch in seinen 4 ersten Jahren

immerhin etwas abgerundetes und von allem das notwendigste darbietet.

Die zweite Unterschiedenheit von der alten Volksschule besteht darin, daß alle Unterrichtsgegenstände in der Muttersprache gelehrt werden. Das ist die allernatürlichste Forderung und die allernotwendigste Bestimmung, wenn man überhaupt etwas erreichen will. Nur so kann man das Interesse des Kindes wecken, auf die einfachste Weise ihm alles erklären und sein Denken zu späterer Selbsttätigkeit anleiten. Denn erklären kann man etwas Fremdes nur so, daß man es mit dem, was schon bekannt ist, in Verbindung bringt. Das bekannteste aber ist dem Kinde die Muttersprache und alle Dinge sind ihm so am vertrautesten, wie sie in der Muttersprache genannt werden.

Drittens muß alles so gelehrt werden, daß es im Leben wirklich die meisten Früchte schafft. Es muß stets die praktische Bedeutung jedes Dinges aufgewiesen werden, es muß erläutert werden, wo jede Erscheinung im wirklichen Leben zu finden ist und von welcher Bedeutung die Aneignung und der rechte Gebrauch jeder neuen Erkenntnis ist. Das sind Grundgesetze, nach denen man zu verfahren hat.

I. Wenn wir nun auf die einzelnen Gegenstände übergehen, so muß man mit der Muttersprache, als dem allerwichtigsten, beginnen. Wo die Kinder ohne jeden vorausgegangenen Hausunterricht in die Schule eintreten, da muß der Unterricht in der Muttersprache mit dem Leselernen beginnen, das da nicht nach der Buchstabier-, sondern nach der Lautier-Methode vor sich zu gehen hat. — Die nächste Aufgabe ist das Schreibenlernen. Da hat man sich nicht abzuquälen mit der sog. Schönschreibekunst (Kalligraphie), denn die Hauptsache ist die, daß die Kinder fließend schreiben lernen, damit diese Kunst ihnen im Leben möglichst zu statten käme. Auch für die Übung im Schreiben ist es erspriechlicher, wenn man die Kinder gleich die eigenen Gedanken, sei es auch in der allereinfachsten Form, niederschreiben läßt, als wenn man sie mechanisch gedruckte Vorschriften abschreiben läßt. Die ersten Lesestücke haben sich darauf zu beziehen, was der Kinderwelt am nächsten steht; sie dürfen nicht trockene Beschreibungen sein, sondern müssen lebensvolle Darstellungen aus dem Naturleben, der Geschichte, der Geographie und dem Gemeinschaftsleben sein. Ueberhaupt muß das Lesebuch das Zentrum sein, das die Verbindungslinien zwischen den verschiedensten Gegenständen herstellt. Hier soll sich der Lehrer in den engsten Zusammenhang mit der Erkenntnis des Schülers stellen, Einfluß auf sein Empfinden gewinnen und sein Selbstbewußtsein wecken. Darum muß im Lesebuch auch die Schilderung des Lebens bedeutender

Männer keine Stelle haben, jener Männer, die sich durch ihre geistige Selbständigkeit, Energie und ihr Streben nach hohen sozialen Zielen hervorgetan. Das selbständige Geistesleben der Schüler muß die Fähigkeit ergeben, sich in Aufsätzen zu erweisen und auszusprechen. Abgesehen davon müssen die hauptsächlichsten Schreibformen gelehrt werden, die im Geschäftsmessen vorkommen. Allenfalls gehört zur Muttersprache die Theorie der Literatur\*, die Geschichte der lettischen Literatur und die lettische Kulturgeschichte. Dabei müssen die Werke der Schriftsteller gelesen werden und zwar nach Möglichkeit ganz und nicht bloß in Auszügen und Fragmenten.

Bei der Verteilung dieses Programms auf 4 oder 6 Jahre muß darauf geachtet werden, ob die Kinder in die Schulen eintreten als des Lesens unkundige oder kundige. Im letzteren Falle wird man schon in 4 Jahren ein gut Teil der lettischen Literatur und Kulturgeschichte durchnehmen können und im 6. Jahre die allgemeine Geschichte der Weltliteratur, während dort, wo der Unterricht mit dem Lesenlernen beginnen muß, man in 4 Jahren nur das allerhauptsächlichste der lettischen Literatur und Kulturgeschichte wird traktieren können.

II. Als zweiter Gegenstand kommt die Naturgeschichte in Betracht. Mit ihr will man erreichen, daß die Schüler mit Verständnis auf die Außenwelt schauen, sowohl auf das, was dort schon von Natur vorhanden, als auch auf das, was dort vom Menschen geschaffen. Nur wenn wir alles natürlich erklären und verstehen, können wir es zu unfrem Nutzen verwerten. Zudem muß mit der Naturgeschichte schon im ersten Jahre begonnen werden und muß sie in Gesprächsform behandelt werden, so daß aus dem Buch zu lernen nichts aufgegeben wird. Man muß die Besprechungen mit dem beginnen, was das höchste ist, nämlich mit dem Menschen. Man muß versuchen, Dinge, die den Kindern schon bekannt sind, unter einander zu verbinden und ihre Bedeutung für das Leben aufzudecken. So muß geredet werden über das Atmen, die Körperwärme, das Essen und Verdauen, weiter über die Luft, dann das Wasser und alle seine Veränderungen, und über die Erde. Schließlich müssen im ersten Jahre die hauptsächlichsten Kenntnisse über Vereisung oder Gewinnung der alltäglichen Gegenstände, wie Federn, Petroleum, Zucker, Bier, Branntwein, Pichte, Lehmgeschirre, Seife, Geld, Bücher zc. geboten werden. Dazu werden Hilfsmittel und Schulmuseen nötig sein, die zu schaffen wären.

Mit dem zweiten Jahre wird man gründlicher und systematischer (nach einer bestimmten Ordnung) mit den speziellen

\*) [d. h. Poetik, Metrik zc.]

Zweigen der Naturwissenschaften beginnen müssen. Vor allem gehört ins zweite Jahr die Lehre von den Tieren — die Zoologie. Mit dem Menschen beginnend und den allereinfachsten Organismen schließend, muß man die Schüler mit dem Tierreich bekannt machen und sich dabei an das biologische Prinzip halten, d. h. jedes Tier aus seinen Lebensumständen erklären. Man darf die Tiere nicht bloß beschreiben, wie das die Lehrbücher der alten Naturlehre tun, sondern man muß tatsächlich erklären, weshalb jedes Tier so und nicht anders ist, was seinen Körperbau bestimmt. Nur so gewinnt die Zoologie Interesse und Bedeutung für die Erkenntnis des Menschen.

In Bezug auf den Menschen wären die Grundlehren über Gesundheitspflege und schließlich über die verschiedenen Racen auf Erden, sowie auch die Entstehung des Menschengeschlechts durchzunehmen.

Ins dritte Jahr fällt die Lehre vom Pflanzenreich (Botanik), vom Steinreich (Mineralogie) und die Grundlehren von der Gestirn-Wissenschaft (Astronomie). Die Botanik ist wiederum vom biologischen Standpunkt zu lehren und in der Mineralogie hat man am längsten bei dem stehen zu bleiben, was in unfrem örtlichen Leben anzutreffen ist und was praktische Bedeutung hat. Von der Astronomie kommt nur das allerelementarste in Betracht.

Das vierte Jahr führt hinein in das industrielle Leben, sowohl die produzierende Industrie (Landwirtschaft, Steinohlen-, Kasta-), als auch die verarbeitende (mechanische und chemische Technologie — Papier, Lehm, Zucker, Stärke, Farbstoff). Wo in neuerer Zeit die Industrie eine immer mehr beherrschende Rolle spielt, da verdient sich eine immer größer werdende Anzahl von Volksgenossen seinen Unterhalt in den Fabriken, da darf diese Großindustrie dem Volke keine fremde Welt sein.

Dem fünften und sechsten Jahre gehört die Physik und Chemie in systematischer Form, da die hauptsächlichsten physikalischen und chemischen Gesetze von dem über die unlebendige und lebendige Natur Gelehrten der früheren Jahre bekannt sein werden.

Mit Beginn des zweiten Jahres muß die Naturgeschichte mit Hilfe geeigneter Lehrbücher erteilt werden, obschon die entscheidende Bedeutung den Erläuterungen des Lehrers zukommt. Letztere dürfen nicht theoretisch oder dogmatisch sein; der Lehrer darf nicht mit fertigen Gesetzen herauskommen, oder tiefen Betrachtungen, sondern er muß sich bemühen, von den allerkonkretesten Dingen auszugehen, von dem, was jedem sichtbar oder fühlbar ist, damit dann die Schüler von Wahrnehmungen und Experimenten aus selbst zu tieferen Anschauungen kämen. Man kann die zu

beweisenden Hypothesen fortlassen, aber darf nicht vergessen, die Dinge zu erklären, denen man im Leben begegnet, wie Dampfmaschinen, Telegraphen, elektrische Waggonen, Lampen und alles, was damit in Zusammenhang steht.

III. Rechnen. Die Grundgesetze, nach denen man zu unterrichten hat, sind jedem Lehrer bekannt. Betont sei nur, daß große Aufmerksamkeit dem Kopfrechnen zugewandt werden muß, daß das Rechenmaterial nach Möglichkeit dem praktischen Leben entnommen werden und in den ersten vier Jahren das Rechnen (4 Spezies) mit ganzen Zahlen, Brüchen, Dezimalbrüchen, Zinsrechnungen, Gesellschaftsrechnungen u. durchgenommen werden muß. Außerdem müssen im Rechenunterricht die Grundprinzipien der Buchführung beigebracht werden. In den Kursus des fünften und sechsten Jahres ist Geometrie und Algebra nach dem Maße des gewöhnlichen Elementarkurses hineinzustellen.

IV. Die russische Sprache. In den ersten vier Jahren muß man dahin kommen, daß die Kinder fließend russisch lesen, richtig schreiben und, soweit möglich, sich die russische Konversationssprache aneignen. Um das leicht und erfolgreich zu erreichen, muß man den Unterricht in der russischen Sprache, wie überhaupt in jeder fremden Sprache, erst dann beginnen, wenn in der Muttersprache bereits der erste Grund gelegt ist und der Unterricht in der fremden Sprache schon etwas freier erteilt werden kann. Nur wo die Schüler beim Eintritt in die Schule in der Muttersprache schon lesen und schreiben können, könnte man die fremde Sprache schon von Anfang an lehren. Sonst dürfte man mehr Erfolge erzielen, wenn man den Unterricht erst mit dem zweiten Jahre beginnt. Auch im Russischen muß man alle die Schreibformen anzeigen, die im gewerblichen und gesellschaftlichen Leben benötigt werden, und je nach den Fortschritten ist schon im 4., spätestens im 5. Jahre russische Literaturgeschichte zu erteilen, wobei die Werke der Schriftsteller zu lesen sind, und zwar weniger der älteren als gerade der neueren.

V. Ohne Zweifel ist wichtig und wird es sein auch die deutsche Sprache. Aber da die Schüler zu sehr belastet sein würden, wenn man in zwei fremden Sprachen zu gleicher Zeit zu unterrichten begönne, so ist die deutsche Sprache wenigstens auf das vierte Jahr zu verschieben, wo ja die russische Sprache nicht mehr als völlig fremde zu denken wäre. Das Programm der deutschen Sprache wäre ungefähr dasselbe wie das der russischen.

VI. Die Geschichte. Die Aufgabe dieses bedeutungsvollen Gegenstandes ist die Weckung des Verständnisses dafür, wie das jetzige materielle und geistige Kulturleben und die ganze jetzige Gesellschaftsordnung entstanden ist. Da die Geschichte schon ein ernsteres Denken erfordert, so wäre es geeignet, den Unterricht erst

mit dem dritten Jahre zu beginnen, wo sie sich in natürlicher Weise an den zweijährigen Kursus der Naturgeschichte anschließen. Im dritten Jahre würde sich die Geschichte auf das beschränken, was am leichtesten zu verstehen ist, — auf die Geschichte der materiellen Kultur. Unser Leben ist ganz anders als das Leben der Wilden. Aber es ist leicht an der Hand der Ueberreste der Vergangenheit zu beweisen, daß unsre Vorfahren und überhaupt alle Kulturvölker einst Wilde gewesen; darum: in welcher Weise hat sich nun das äußere Leben der Völker verändert, bis es seine jetzige Gestalt erreicht? Welches ist der Weg von den einfachen Steingeräten der Wilden bis zu unsren metallenen Werkzeugen, Instrumenten und Maschinen, von der Höhle und Hütte bis zu den Riesenbauten, von der Haut der Tiere bis zu den feinen Geweben? Das wäre der Inhalt der materiellen Kulturgeschichte.

Im vierten Jahre folgte als Fortsetzung die Wirtschaftsgeschichte. Sie würde eine Ueberschau darüber sein, wie sich von den allerältesten Zeiten her die Wirtschaftsart entwickelt und in welchen wirtschaftlichen Zusammenhängen die Menschen zu jeder Zeit gestanden und wie sich dabei in verschiedene Gruppen gliedert.

Das fünfte und sechste Jahr wird von der Sozialgeschichte in Anspruch genommen. Dieselbe erzählt, wie die Menschen sich gegenüber den Veränderungen des Lebens verhalten, wie sie gekämpft für ihre Bedürfnisse. Sie erzählt von den Kämpfen der Stände und sozialen Umgestaltungen, besonders von den Revolutionen der neueren Zeit. Der Kursus schließt mit der sozialen Geschichte Rußlands.

Wie erschütterlich, unterscheidet sich dieser Geschichtsunterricht bedeutend von dem gewöhnlichen. Gewöhnlich lehrt man Geschichte nach den einzelnen Völkern, und lehrt sie so, daß man sich an den Personen, den einzelnen Herrschern und andern „großen Männern“ hält. Selbst die politischen Geschehnisse beschreibt man einfach so, daß sie vollkommen unermittelt erscheinen und die ganze Geschichte sich nur als ein buntes Gewirr von unzähligen Kriegen und Herrschern darstellt. Einen solchen Geschichtsunterricht pflegen die herrschenden Klassen, um dem Volke Achtung gegenüber den einzelnen herrschenden Personen als solchen, die da das ganze Leben bestimmen und die Geschichte „machen“, einzupflanzen und zu erhalten. Diese Anschauungen sind falsch und dem Bewußtsein des Volkes schädlich. Sie erklären nicht bloß nicht, wie die jetzigen Zustände mit all ihren Bewegungen entstanden sind, sondern sie erschweren außerdem noch das Verständnis der Gegenwart. Wer nur die Namen und das Alter der Herrscher kennt, der weiß noch nichts von wirklicher Geschichte, denn von diesem Standpunkt aus

kann man sich garnicht vorstellen, wie beschaffen denn eigentlich jeder Zeitraum der Vergangenheit gewesen ist. Wer aber auch den Namen nicht eines einzigen Herrschers wüßte, der könnte nach unsrem Programm dennoch den ganzen Entwicklungsgang der Menschheit klar übersehen, verstünde, weshalb alles, was jetzt ist, so und nicht anders geworden, und wäre einigermaßen auch im stande darüber zu urteilen, wo hinaus die Entwicklung der Zukunft geht und wie man nach Maßgabe dessen am besten sein Streben gestaltete. Wohl sind viele Herrschernamen, Kriege und andre Gescheltnisse sehr bekannt; dieselben wird man auch in Zukunft erwähnen, und wenn nicht anders, so doch als Wertpfeosten in der Geschichte benutzen. Darum muß sie ein gebildeter Mensch wohl kennen und sie sind in unsre Geschichte hineinzuflechten wie Illustrationen. Nur so sind sie, wie auch die Erfinder, Forscher, Propheten, Wissenschaftler und Künstler als einzelne Figuren in dem großen wirtschaftlichen und sozialen Lebensbilde zu verstehen.

VII. Die Geographie hat mit der Heimat zu beginnen. Durch das, was an Ort und Stelle oder in der näheren Umgebung zu sehen, ist der Schüler mit den Hauptelementen der Geographie, wie der Verschiedenheit der Erdoberfläche, den Bergen, Flüssen, Seen, Meer, Flora, Fauna, Klima bekannt zu machen. Dann muß gezeigt werden, wie überhaupt Berge, Flüsse, Seen, Meer, Flora, Fauna beschaffen sind. Die Geographie muß mit dem zweiten Jahre beginnen, wobei das hauptsächlichste bezüglich der Erdoberfläche (physische Geographie) durchgenommen werden muß. Ins dritte Jahr gehörte die lebendige Schöpfung auf Erden, die Pflanzen, Tiere und menschlichen Völker hinein, je nach ihrer Verteilung auf die verschiedenen Erdteile und ihrer Abhängigkeit von den geographischen Umständen. Das vierte Jahr beschloße den besonderen Aufbau der Reiche, Industrie, Handel, Verfassung in sich. Dabei müssen wieder alle bedeutenderen Gegenden, Städte, Einrichtungen eingepreßt werden, nur nicht so, daß man sie einfach bloß aufzählt, sondern so, daß man deren Industrie, Landwirtschaft, Handel oder andre allgemeine Erscheinungen beschreibt und solche Beschreibungen einfügt. — So wird sich der geographische Kursus als dreijähriger herausgestalten und im 5. und 6. Jahre wird die Geographie ganz in Wegfall kommen.

VIII. Gesang ist eine Kunst und als solche ist er auch zu üben. Es genügt nicht, wenn man so und so viele geistliche und weltliche Lieder ein- oder mehrstimmig einübt. Nur dann hat der Unterricht im Gesang einen unleugbaren Wert, wenn er die musikalischen Fähigkeiten des Menschen entwickelt und ihn als vollberechtigten Bürger in das Reich der Musik einführt. Darum muß man im Gesangunterricht schon bei den ersten einstimmigen Versuchen den Schülern die Tonfolge und Gezeße, Notensystem,

Akkorde, Intervalle und den Aufbau eines jeden musikalischen Kunstwerkes, z. B. auch des allereinfachsten Liedes, zu erklären suchen. So wird der Gesang ein viel lebendigeres Interesse finden, wenn der Schüler auch hier lernen wird zu fragen: weshalb ist es so und nicht anders? Und wenn das Wort: das Lettenvolk ist ein Volk des Gesanges — wirklich eine Basis hat, dann sind bei Anwendung dieser Methode sicher eine Menge musikalischer Talente und Künstler zu erwarten.

IX. Dasselbe kann man vom Zeichnen sagen. Auch hierin wird der Unterricht so erteilt, daß nach Absolvierung der Schule kein einziger weiß, was mit dem Zeichnen anzufangen ist und wozu er es überhaupt hat lernen müssen. In den Schulen beginnt man das Zeichnen damit, daß man in fertige Quadrate, die die Hefte enthalten, die vorgezeichneten graden Linien nachziehen läßt, und zwar so, daß bald verschiedene geometrische Figuren, Kreuze, Sterne, bald durch entsprechend schiefe Linien schiefe Figuren herauskommen. Weiter kommt man selten. Und dennoch könnte das Zeichnen einen ebenso großen Wert haben wie das Schreiben. Wie oft im Leben wäre es nicht schön, wenn man das, was man sieht, sei es auch bloß in den Hauptzügen, schnell aufzeichnen könnte, wo dann eine solche Zeichnung viel mehr böte, wie die genaueste Beschreibung. Aber ein Mensch, der in der Schule nur gerade Linien zu ziehen gelernt hat, ist dazu nicht imstande. Ein solcher Unterricht ist ebenso verkehrt, wie wenn der Lehrer im Schreibunterricht nur einzelne Buchstaben anzeigte, aber dieselben unendlich sorgfältig, korrekt und schön. Wo sollte dem Schüler wohl eine solche Schreibekunst nützen? Geseht er hörte irgend was und wollte es aufschreiben, — er könnte es nicht, wo er sich damit abmüht, jeden Buchstaben langsam und schön zu schreiben. Ebenso taugt auch der bisherige Zeichenunterricht nichts. In Wahrheit muß man ihn ganz anders ausüben, muß als das Hauptziel des Zeichnens die Wiedergabe der Außenwelt ins Auge fassen. Die Außenwelt wiederzugeben, sie niederzuzeichnen, — das muß man den Schüler schon von Anfang an lehren. Man muß ihn die Gegenstände der Umgebung zeichnen lehren so wie sie sind. Mögen auch seine ersten Versuche nicht meisterhaft sein, er wird durch dieselben dennoch Auge und Hand üben, wird die Hauptzüge der Gegenstände immer richtiger zu erfassen lernen und wird sich einem solchen Zeichnen mit viel lebendigerer Sympathie hingeben. Die Erfolge in Schulen, besonders in Amerika, wo eine derartige Ordnung eingeführt ist, sind geradezu bewundernswert.

X. Ein jeder Staatsbürger müßte die Geseze seines Staates kennen, wie auch die Regierungs- und Gerichtsordnung. Darum muß die Gesezeskunde in das Programm der Volksschule aufgenommen werden, wobei sie am besten im Kursus des vierten

Jahres ihre Stelle findet. Im 5. und 6. Jahre könnte man das System der Volkswirtschaft und der Soziologie lehren, deren hauptsächlich Grundlehren schon vom Geschichtskursus her bekannt sein werden.

Muttersprache, Naturgeschichte, Rechnen, die fremden Sprachen (russisch und deutsch), Geschichte, Geographie, Gesang, Zeichnen, Gesezeskunde, Volkswirtschaft, — das würden die notwendigen und daher obligatorischen (zwangsweise durchzuführenden) Fächer im Programm der Volksschule sein. Sie sind alle nötig und mit ihnen können in genügendem Maße die geistigen Fähigkeiten des Menschen ausgebildet werden, nämlich Verstand und Empfindung, so daß er zu einem seiner selbst bewußten Menschen wird. Außerdem kann es noch unobligatorische Fächer geben, d. h. solche, deren Erlernen von dem freien Willen der Kinder selbst oder dem der Eltern abhängt. So ein unobligatorisches Fach könnte die Glaubenslehre, die Religion sein, die man keinem einzigen gegen seinen Willen aufdrängen darf. Der Glaube muß auf jeden Fall frei sein, unaufgezwungen, die persönliche Angelegenheit jedes Menschen. Sobald er aufgedrängt wird, ist er ein Gewaltmittel in der Hand des Aufdrängers. Die Gutsbesitzer und Beamten haben ein Interesse daran, ihn in den Volksschulen zu fordern, damit mit Hilfe der Religion dem Volke Gehorsam und Ergebung eingeimpft und erhalten würde. Von seiten des Volkes würde es die allerfurchtbarste Blindheit sein, wenn ein Teil, der sich noch an diesen Nesten der Sklaverei festhielte, dieselben auch denen aufdrängen wollte, die sich von ihnen schon befreit haben. Wir erkennen es durchaus an: bei dieser Trennung der Schule von der Kirche würde „die Ordnung“ wohl leiden, aber das würde die alte Ordnung sein, die einigen wenigen die Macht auf Kosten der Allgemeinheit bewahrte. Und wir erkennen durchaus: bei dieser Trennung der Schule von der Kirche würde „die Sittlichkeit“ leiden, nur würde das die Sittlichkeit sein, die die herrschenden Kreise dem Volke aufdrängen, damit nicht die ganze Gesellschaft, sondern nur sie möglichst sicheren Bestand hätten. Die wahre Sittlichkeit, d. h. die Bestimmungen, die nötig sind, damit die ganze Gesellschaft bestehen und sich entwickeln könnte, die kann überhaupt garnicht gelehrt werden. Die erwächst zugleich mit dem Charakter des Menschen, aber den Charakter bestimmen die angeborenen Eigenschaften, sowie alles vom Menschen erlebte, besonders alle lebendigen Ziele, welche den Willen des Menschen schulen und ihm eine bestimmte Richtung geben. Darum wird auf den Charakter und das sittliche Bewußtsein des Menschen der ganze Unterricht in der Volksschule Einfluß haben, natürlich in dem Maße, als er überzeugend sein wird, als er den Geist des Menschen

schulen wird, als er harmonisch und bestimmt sein wird. Bei dieser Arbeit kann die Religion nur stören und dem entgegen wirken, was Naturgeschichte, Geschichte zc. gibt. Ein und demselben Lehrer wird es ein Ding der Unmöglichkeit sein, in einer Stunde Religion und in der darauffolgenden Naturgeschichte zu lehren.

Das Streben, die Schule von der Kirche zu trennen, erwächst in jedem Reiche, wo die niederen Schichten zur Selbstbestimmung kommen. Der Kampf um die freie, der Welt zugekehrte Volksschule ist ein Kampf um die Selbständigkeit und Macht der niederen Schichten. Früher oder später muß sich ja nach der Kraft des Volkes die Volksschule von der Bevormundung der Kirche befreien. Wie das schon in manchen Kulturstaaten geschehen ist, so wird das auch bei uns geschehen. Die estländische Predigersynode hat sich bereits gedrängt gefühlt, von vielen Vorrechten der Geistlichkeit zurückzutreten, die Zivilehe, die Ziviltaufe anzuerkennen, keinen zum Besuch der Konfirmandenlehre und des hl. Abendmahls zu zwingen, denselben nicht mehr von solchen zu fordern, die ein öffentliches Amt übernehmen.

Wenn so die Religion als obligatorisches Fach in Wegfall kommt, so bleibt im Programm um so mehr Raum für die übrigen obligatorischen Unterrichtsgegenstände nach. Daher hat man nicht zu befürchten, daß unser vorgezeichnetes Programm zu umfangreich und nicht recht durchführbar wäre. Das ist nicht zu befürchten, wenn man alle Erfahrungen in andern Kulturstaaten, z. B. in England, der Schweiz und Amerika berücksichtigt. Man muß nicht vergessen, daß man in der Volksschule der Zukunft nach viel besseren Methoden unterrichten wird, daß das Ziel des Unterrichts tatsächlich der Gegenstand selbst sein wird, nicht aber irgend welche Nebenzwecke, wie im Augenblick die Erlernung der russischen Sprache. Ebenso geht auch unser Programm durchaus nicht über das Verständnis der Schüler und überhaupt über ihre geistigen Fähigkeiten hinaus. Jedenfalls ist nicht nur Naturgeschichte, sondern auch Geschichte leichter verständlich, als die abstrakten „Weisheitsätze“ der Glaubenslehre, wie Engelbeschreibungen, Sündeneinteilungen, Wunderwerke zc., mit denen man schon vom ersten Jahre ab die Kinder in der bisherigen Volksschule plagte.

Freilich ist die Durchführung des neuen Programms viel schwieriger als die des alten. Es werden wenig solche Lehrer vorhanden sein, die sich als genügend vorbereitet erweisen werden, und noch weniger werden solche Lehrbücher vorhanden sein, die man als geeignete wird brauchen können. Aber das alles beweist noch nichts gegen dieses Programm und seine Notwendigkeit. Wenn die Lehrer nicht vorbereitet sind, so müssen sie sich vor-

bereiten, wie ja jeder Mensch jetzt viel zuzulernen und viel umzulernen hat, um in Zukunft zu bestehen und das zu erfüllen, was die künftigen Tage von uns fordern werden. Wie viel mehr gilt das nicht den Lehrern, die ihr lebtag lernen müßten, um immer mehr ihres Volksschullehrernamens würdig und ihres Landes Salz und der Welt Licht zu werden. Und die Lehrer werden lernen, besonders die jüngere Generation der Lehrer! Sie, die durch Jahre hindurch geschmachtet nach dem Moment, wo sie frei werden atmen und so arbeiten können, wie ihr tiefstes Herzensbewußtsein es fordert! Dieser Moment ist nun gekommen: von ihnen und vom Volke hängt es nun ab, wie die Schule nach ihrer besseren Erkenntnis einzurichten und zu leiten wäre. Die Gefühle, die in ihrer Brust glimmen, ihre Begeisterung möge ihnen die Kraft geben, die Worte, die ihnen so lange auf den Lippen brannten, mögen wie Ströme fließen und wie Saatkörner in fruchtbares Erdreich fallen. Der Fundgruben, aus denen man lernen und sich vorbereiten kann, gibt es jetzt in russischer Sprache schon genug, und die selbstbewußteren Lehrer werden dafür sorgen, daß sie bekannt und allen denen zugänglich werden, denen nach ihnen verlangt. Die selbstbewußteren Lehrer werden auch für geeignete Schulbücher sorgen.

Und obschon man gleich in diesem Jahre unser Programm noch nicht wird durchführen können, sondern es zuerst allmählich wird einführen müssen, so wird doch auch für diese schrittweise sich vollziehende Reformation der Volksschule unser Programm von großer Bedeutung sein. Es ist dasselbe als Muster, als Ideal (Endziel, danach man trachten soll) gedacht und als solches ist es stets im Auge zu behalten, so daß man von seiner Gedankenrichtung nicht abgeht, sondern es zur Tat werden läßt, so viel und so schnell es nur möglich ist.

Bis jetzt hat unsres Volkes Bildung sich stets in der Leitung der herrschenden Kreise befunden. Ob es die Priester und Herrscher der alten Zeit oder die Bureauraten, Gutsherrn und Geistlichen der neueren Zeit gewesen, sie haben es alle gut gewußt, was für eine Kraft sie in der Bildung hatten. Daher behielten sie die Bildung für sich, und wenn sie dem Volke einige Brocken von ihrem Tische hergaben, so sonderten sie dieselben aus und verfälschten sie so, daß das Volk von wahrer Bildung völlig ferngehalten wurde. Nun endlich kann die Bildung des Volkes zu einer Angelegenheit des Volkes selber werden, zu einer solchen Bildung, die weder Aussonderung noch Verfälschung kennt, weil das Volk Gewicht darauf legt, die Wahrheit und nur die Wahrheit zu erkennen. Wir sind zur wahren Erkenntnis von Natur- und Gemeinschaftsleben gelangt, darum werden wir allen Trug von uns abschütteln, werden von den Gesichtern unsrer sozialen Heuchler die Larven

herunterreißen, und werden wissen, was wir zu tun haben im Interesse unsrer Zukunft.

Ein Tätigkeitsgebiet hat sich aufgetan — für die Lehrer und das Volk. Niemals werden die Volksschule nur die Lehrer allein reformieren, wenn hinter ihnen nicht wie ein Mann die örtliche Gesellschaft stehen wird. Und wir zweifeln nicht daran, daß sie das tun wird. Schreit nicht alles, was wir in der Volksschule in den letzten Jahrzehnten zu überstehen gehabt haben, schreit es nicht gen Himmel? Ist die Volksschule nicht das nächste, das uns ans Herz gewachsen ist und auf das wir mit Stolz und Hoffnung schauen? Aber in der bisherigen Volksschule haben fremde Blödsinnige unsre Herzen mit Füßen getreten, da hat man unsre Kinder geistig an den Galgen gebracht! Das Leben forderte immer mehr und mehr von uns, die Volksschule gab uns immer weniger und weniger. Das Leben und die Volksschule gingen jedes seinen Weg, und die Volksschule war geradezu bestrebt, des Lebens Wahrheit zu verbergen, um dem Volke einen Sack über den Kopf zu ziehen.

So sind die Dinge gegangen und so würden sie auch fürder gehen, wenn die Bedürfnisse des Lebens in diesem Jahre nicht ganz Rußland in Bewegung gebracht hätten und eine besonders starke soziale Woge nicht auch im Baltenslande aufgeschäumt hätte. Diese Woge hat vieles hinweggespült, auch vieler Augen ausgewaschen — sie wird auch die alte Volksschule wegpülen. Damit das je eher je besser geschehe, muß man in jeder Gemeinde und jeder Stadt die Kunde von der Reformation der Volksschule und das neue Programm verbreiten; man muß dazu aufmuntern, daß die Leute die Besprechung, Annahme und Einführung des neuen Programms von den Gemeinde- und Schulverwaltungen fordern. Wo ein Lehrer das nicht tut, muß er abgesetzt werden. Wo die Administration die Lehrer vergewaltigte, da müssen die örtlichen Kräfte sich zu ihrer Verteidigung vereinigen. Hier und da ist das schon geschehen, und es sind Fälle bekannt, wo die vereinigte Gemeinde einen Lehrer vertrieben, der völlig unfähig war und als Wagger im Dienste der Administration und Geislichkeit gearbeitet hat. Solche Elemente dürfen nicht länger das Brot der Gemeinde essen. In den Städten mögen die Kinder den Unterricht solcher Dunkelmänner von Lehrern nicht besuchen, mögen auch die Religionsstunden boykottieren. Und die Hauptsache ist, daß die Gesellschaft sich vereinigt und unter einander und auch mit den Lehrern konspiriert. An der Reformation der Volksschule haben alle ihr Teil Arbeit, und am allerwichtigsten ist es für die vermögenslosen Knechte und Fabrikarbeiter, daß sie ihr Teil Arbeit möglichst schnell und vollständig ausführen. Die Söhne der Wirte und Bürger haben nicht in dem Maße durch die schlechte Volks-

schule zu leiden, denn sie werden zu weiterer Ausbildung herangezogen; dagegen müssen sich die Kinder von Knechten und Arbeitern zum größten Teil an der Volksschule genügen lassen. Wie beschaffen sie ist, so beschaffen ist ihre Bildung. Darum kann man wohl sagen, daß es fast besser ist, ohne Volksschule zu bleiben, als sich von einer solchen Volksschule wie der bisherigen verkrüppeln zu lassen. Die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben, die dort beigebracht wird, ist nur ein Mittel zur Bildung, das mit Erfolg der in Anwendung bringen kann, der genügend vorbereitet weiß, was und wie er liest und versteht, was er liest. Man hat es erfahren, daß des Lesens unkundige Arbeiter sich das Lesen angeeignet haben nur von ihrer Literatur her und es in der Bildung weiter gebracht haben, als mancher, der schon längst zu lesen verstanden. Daher ist es nicht die Hauptsache, daß überall Volksschulen bestehen und unsre Kinder sie besuchen, sondern daß in ihnen der demokratische Geist herrscht. Frankreich zeigt, daß die Volksschule nur Eicnd zeitigt, wenn Jesuiten sie leiten, so daß es für das Volk weit besser wäre, wenn solche Schulen überhaupt nicht existierten.

Aber rechte Volksschulen können nur die allerbreitesten Schichten des Volkes, jene Schichten, die sie am meisten benötigen, einrichten und erhalten. Wenn die unteren Schichten das nicht tun werden, dann kann niemand anders ihnen das geben. Von ihnen hat bisher ihre Zukunft abgehangen, von ihnen wird sie auch fürderhin abhängen. Und wenn wir die Reformation der Volksschule zu unsrer Sache machen werden, dann wird diese eine Lehre dies Jahr 1905 uns jedenfalls für alle Zeiten ins Herz hineingebrannt haben: Unser Geschick steht in unsern eigenen Händen\*.




---

\*) Unter den Volkslehrern ist ein genaueres und spezielleres Programm bezüglich aller Fächer und Kurse zugleich mit einem Auswahlverzeichnis der reichen Fundgruben und Hilfsmittel, die den Volkslehrern zu ihrer Vorbereitung zur Disposition stehen, in Zirkulation zu setzen.

## Ernst von der Brüggen.

Von

Hugo Semel.

Schluß.

In ähnlicher Weise nahm Brüggen Stellung zu einer Frage, die wie wenige andere das 19. Jahrhundert in seinen Tiefen bewegt hat — ich meine die Nationalitätenfrage. Neben den sozialen erfüllen nationale Kämpfe das 19. Jahrhundert in früher unerhörtem Maßstabe. Auch hierin zeigt sich der schärfste Gegensatz zum Revolutionszeitalter. Das Wort „Weltbürgertum“, dem vor 100 Jahren alle Herzen in stürmischer Begeisterung entgegenstiegen, — es läßt uns kalt. Nicht im Kosmopolitismus, sondern im Nationalgefühl wurzeln wir mit unfremdem Denken und Empfinden. „Denn was früher Glaube war, ist heute Nationalität. . . . Dem gemeinen Manne steht vielleicht sein religiöser Glaube, vielleicht seine Kirche gleich hoch, dem Gebildeten kaum mehr<sup>1</sup>. . .“

Brüggen mußte den Fragen nach dem „Nationalcharakter“ und den nationalen Kämpfen ein um so tieferes Interesse entgegenbringen, als sein Heimatland seit Jahrhunderten der Schauplatz solcher Kämpfe gewesen war und seine engeren Heimatgenossen den äußersten, hart umstrittenen Vorposten deutscher Kultur auf fremdem Boden bildeten. — In Polnisch-Litauen bot sich ihm ein ähnlicher Anblick: Polen und Litauer im Kampfe gegen Russifizierungsversuche brutalster Art; daneben als weiteres ethnographisches Element — die Juden. So sah sich Brüggen von Jugend auf hineinversetzt in eine Umgebung, wo er nationale

<sup>1</sup>) Dieses sowie die meisten der folgenden Zitate aus dem Aufsatz „Nation und Staat.“ Grenzboten 1899.

Eigenart und nationale Kämpfe mit all ihren Folgeerscheinungen aus eigener Anschauung kennen lernen konnte. So war es nur natürlich, daß er auch später in Deutschland analogen Problemen eine besondere Aufmerksamkeit schenkte, so der Juden- und vor allem der Polenfrage.

Das zeitweilig in Mode gekommene Schlagwort von der Gleichartigkeit und Gleichwertigkeit der Völker und Racen darf heutzutage wohl als beseitigt gelten. Welch augenfällige und im Laufe der historischen Entwicklung sich nur noch vertiefende Unterschiede finden sich nicht schon im Temperament und Charakter der europäischen Völker! — Den lockenden Aufgaben, welche sich hier dem Blicke des Forschers darbieten, ist auch Brüggen nachgegangen. Zu den anziehendsten Partien in seinen Werken über Polen und Rußland gehören die Stellen, wo er über den Zusammenhang zwischen der nationalen Eigenart und dem geschichtlichen Leben dieser Völker spricht. Wie fein weiß er den leichtbeweglichen Charakter der Slaven, ihr in Augenblicksstimmungen verflatterndes Gemütsleben zu schildern, wie treffend aber auch das trozig-selbstbewußte Wesen der Schweizer!<sup>1</sup> Und welche eine packende Charakteristik des Judentums enthält nicht seine kleine Schrift „Rußland und die Juden.“

Die Bedeutung des nationalen Prinzips auch in der politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts ist aus dem sich geltend machenden Anspruch der Nationen auf ein selbständiges und einheitliches Staatsleben zu erklären. Diese Idee hat seit 100 Jahren die Völker erfaßt: indem sie alle ihre zerstreuten Teile an sich zu ziehen suchen, hoffen sie mit der gesteigerten Kraft sich nach außen besser schützen, im Innern ihre nationale Art reicher ausgestalten, ihre Kultur stolzer entwickeln zu können.

Die Verwirklichung dieses an sich großen und gesunden Zieles mußte aber zu politischen Verwicklungen mannigfachster Art führen, da in Europa die Grenzen von Nation und Staat nur in vereinzelt Fällen zusammenfallen. Mit dem Moment, wo er „national“ wurde, fühlte der Staat sich verpflichtet, im Namen der herrschenden Nation eine friedliche oder gewalttätige Assimilierung (Verschmelzung) der heterogenen nationalen Splitter innerhalb seiner Grenzen anzubahnen.

<sup>1</sup>) Vgl. Balt. Monatschr. 1896 u. 98,

So wurde die Mehrzahl der europäischen Staaten zum Schauplatz erbitterter Eroberungskämpfe von Nation gegen Nation. Hieß es einst: „Cujus regio, ejus religio“, so heißt es jetzt: „Wessen das Land, dessen die Nationalität.“ Aber nationaler Fanatismus ist nur ein Stiefbruder des religiösen, gleich verwerflich in seinem Wesen, gleich verderblich in seinen Folgen.

Wohl gibt Brüggen zu, daß der nationale Staat in Lagen geraten kann, wo er mit staatlichen Mitteln den Kampf gegen fremde Volkspolter führen muß, wenn dieselben nämlich über das Maß friedlicher Verteidigung des eigenen Volkstums hinausgehen, zu der jeder national Fremde in einem Kulturstaat ermächtigt ist<sup>1</sup>. Allein ein solcher Kampf ist so ernst, daß er der Regierung die heilige Pflicht auferlegt, die Natur und die Berechtigung der dabei angewandten Mittel und die gebotenen Grenzen in jedem Falle möglichst genau abzuwägen.

Der Maßstab für die Härte dieser Unterjochungskämpfe liegt in der Schätzung ihrer nationalen Art und ihrer nationalen Kulturgüter seitens der Angegriffenen. Je höher ein Volk in der Art seines Charakters und seiner Kultur steht, um so tiefer empfindet es jede gewaltsame Verletzung seiner Nationalität. Maßregeln, welche der Regier als Wohltat ansehen, der ungebildete polnische Bauer kaum als lästig empfinden würde, können Franzosen oder Dänen als unerträglich Druck erscheinen.

Um den nationalen Kämpfen ihren gehässigen und vergiftenden Charakter zu nehmen, muß nach Brüggen's Ansicht vor allem der Staat sich nach Möglichkeit jeglicher Eingriffe in diesen Kampf zu gunsten der herrschenden Nationalität enthalten<sup>2</sup>. Ohne äußeren Zwang mäßigt sich überall die Heftigkeit der bloß auf wirtschaftlichem und sozialem Boden geführten nationalen Kämpfe.

Besonders auf dem Gebiete der Polenpolitik des Deutschen Reiches wollte Brüggen diesen Grundsatz angewandt wissen. Dem allerdings sehr naheliegenden Einwand, was geschehen soll, wenn das Deutschtum unter diesen Umständen an Boden verlöre, sucht Brüggen durch den Hinweis zu begegnen, daß es dem Deutschen in Russisch-Polen überall gelinge, seine wirtschaftlichen Konkurrenten

<sup>1</sup>) In dieser Lage befindet sich nach Brüggen's Meinung das Deutsche Reich gegenüber Polen und Dänen.

<sup>2</sup>) außer im eben genannten Fall.

— sowohl Polen als auch Juden — sich vom Leibe zu halten, ja meistens sie aus dem Felde zu schlagen. Und dies ohne irgend welche staatliche Hilfe! Denn „es ist ein arger Irrtum, zu meinen, daß Staatsdisziplin, Soldatenrock, Gewohnheit der Polizeiordnung den Menschen für den nationalen Kampf, für Kolonisation erziehe. Vielmehr scheint der Mann am wenigsten geeignet, in der Fremde auf eigenen Füßen zu stehen, der aus dem best- und meistregierten Staate kommt<sup>1</sup>.“ Der Deutsche ist am stärksten, wo er auf sich allein gestellt ist.

In der Polenpolitik hat die Regierung nach Brüggen's Meinung allerdings viel gefündigt. Sie ist so eifrig den Aufgaben des Kulturstaates nachgegangen, daß sie darüber die Fragen der nationalen Machtstellung aus den Augen verloren und den Polen selber die Waffen geschmiedet hat, welche die letzteren nunmehr gegen den Staat wenden. — Durch die Maßnahmen der deutschen Regierung haben die Polen einen kräftigen Mittelstand, eine Presse, Banken und Industrie erhalten. „Für den Mangel an Dankbarkeit kann den Polen kein Vorwurf treffen, denn man wechselt nicht aus Dankbarkeit Nation oder Kirche. Man hätte nach 1848 weniger liberal und mehr politisch sein müssen.

An die Regierung stellt Brüggen vor allem die Forderung, für eine passende und tüchtige Beamtenschaft in den polnischen Landesteilen zu sorgen. „Gute Nerven, gute Manieren, kein bureaukratisch enges oder steifes Wesen, freier politischer Blick, nationales Bewußtsein, feste Hand — das sind, so viel ich die Polen kenne, die Eigenschaften, die ihnen gegenüber am meisten Erfolg haben können. Der zugeknöpfte Mann der Akten und Formen wird die Polen niemals leiten.“ Sonst hat die Regierung nur dafür zu sorgen, „daß die Streitenden den Boden des Gesetzes und der staatlichen Ordnung nicht verlassen.“

Auch auf dem Gebiet der viel besprochenen und besonders schwierigen Sprach- und Schulfrage rät Brüggen zur Mäßigung und kühlerer Beurteilung der Sachlage. Mit der Durchführung der deutschen Sprache in der Administration und der Justizverwaltung und mit der Errichtung ausreichender deutscher Schulen auf polnischem Boden hat der Staat seine Pflicht erfüllt.

<sup>1</sup>) Vgl. Grenzboten 1900: Polnische Politik.

Polnischen Kindern den Unterricht in deutscher Sprache aufzuzwingen, ist eine harte Maßregel, deren Erfolg außerdem zweifelhaft ist. Denn „nicht das Erlernen der fremden, sondern erst das Verlernen meiner eigenen Sprache wird meine Nationalität verwandeln. Wenn wir aber wäñnen, unser Schulmeister werde uns Posen erobern — wie er die Franzosen besiegt haben soll —, so werden wir, fürchte ich, getäuscht werden. Posen wird nicht durch Schulen, sondern durch Einwanderung deutsch werden.“ — Barbarisch aber ist, polnischen Frauen den Privatunterricht von Kindern in der polnischen Sprache zu verbieten. „Wir aber wollen ein Kulturstaat sein und nur Mittel anwenden, die unser würdig sind.“

Nicht der Staat, sondern allein das deutsche Volk kann mit Aussicht auf Erfolg an die Lösung so einer Riesenaufgabe gehen, wie es die Germanisierung der polnischen Landesteile ist. Freilich muß vorerst auch noch das nationale Selbst- und Pflichtbewußtsein der breiten Massen ganz anders entwickelt werden, denn bisher besitzt davon der Durchschnittsdeutsche — trotz 1870 — noch erbärmlich wenig. Hinter den großen Kulturvölkern des Westens, ja sogar hinter den Polen, steht er darin weit zurück. Und voller Bitterkeit bemerkt Brüggen in Bezug auf den häufig gerügten nationalen Indifferentismus der deutschen Auswanderer<sup>1</sup>: „Es gibt Leute, die sich, wenn sie in die Fremde gehen, vorher mit deutschem Reichsstempel sollten abstempeln lassen, um wenigstens die Erinnerung zu behalten, welchem Volke sie zuerst angehörten.“

Dringend notwendig ist aber sowohl die Stärkung des nationalen Selbstgefühls der Deutschen, als auch das Fallenlassen der gewaltsamen Germanisationspolitik, wenn der deutsche Staat sich den gewaltigen Aufgaben gewachsen erweisen soll, welche auf dem Gebiet der äußeren Politik einer baldigen Lösung entgegen drängen. Was war äußere Politik in Europa vor 100 Jahren, und was ist es heutzutage um sie? Damals ein Intriguenpiel zwischen den Diplomaten der verschiedenen Höfe, Erbstreitigkeiten und ein Feilschen um Titel, um den Rang einer europäischen Großmacht. Heutzutage ist die Welt ihr Schauplatz, und um die Herrschaft über Weltteile ringen Weltmächte miteinander.

<sup>1</sup>) vor allem derer aus den „besseren“ Ständen.

Weltmacht — ein schwer definierbarer Begriff, der aber immer realere Bedeutung gewinnt! England war der erste Staat, der ihn verkörperte, wie England auch zuerst die wirtschaftliche Evolution durchmachte, welche diese Verschiebung in den politischen Machtverhältnissen und Zielen hervorrief. Denn wirtschaftliche Fragen sind es, welche heutzutage — mehr denn je — den Gang der Ereignisse bestimmen. 1900 hat Brüggen in den „Grenzböten“ in einer Reihe glänzend geschriebener Artikel<sup>1</sup> den Verlauf dieser Entwicklung skizziert und die aus derselben sich ergebenden Folgen klarzulegen versucht.

Die Bestrebungen der Weltmachtspolitik tragen einen „militärisch-kommerziell-expansiven“ Zug<sup>2</sup>, der Kultur stehen sie gleichgültig gegenüber. Die Lebensfrage für einen Staat wie England war und ist es, geeignete Absatzfelder für die massenhaften Erzeugnisse seiner Industrie zu finden. Der überseeische Handel war die Quelle des ungeheuer anwachsenden Nationalwohlstandes, und bot zugleich die einzige Möglichkeit, die unnatürlich angewachsene Bevölkerung zu ernähren. . . Die niemals sehr engen und stets mehr äußerlichen Beziehungen des Inselreichs zu Europa nahmen infolgedessen immer merkwürdigere Formen an. Nur die geheime Furcht vor etwaiger Konkurrenz verhinderte eine völlige Gleichgültigkeit. Denn „welche Interessen hätte England noch in Europa, die, in dem Diegel staatsmännischer Skepsis aufgelöst, nicht als einzigen realen Bestandteil das Bedürfnis zurückließen, Europa in Blockade zu erhalten und keine großen Flotten aufkommen zu lassen?“ Diese beiden Ziele negativer Art hat England mit größter Fähigkeit verfolgt und auch glücklich zu erreichen verstanden. Es hat seine maritimen Nebenbuhler nach einander und durcheinander vernichtet. „Rund um Europa hat England ein Schanzwerk zu Wasser errichtet, das, von einer großen Flotte verteidigt, nicht leicht durchbrochen werden kann. . .“ So hat England auf dem Kontinent „ein Gleichgewicht von Staaten geschaffen, die zulegt allesamt das Gleichgewicht England gegenüber verloren haben.“

<sup>1</sup>) Vgl. Grenzböten 1900: England und Europa. Maritimes und kontinentales Gleichgewicht. Wohin gehen wir? Vgl. auch schon 1897: Der Zusammenschluß der Kontinentalmächte.

<sup>2</sup>) wie Brüggen in Anlehnung an G. F. Steffen sagt, dessen vortreffliches Buch „England als Weltmacht und Kulturstaat“ er wiederholt zitiert.

Eine zweite Weltmacht erscheint in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, deren Bevölkerung und Machtmittel im Laufe eines Jahres schneller wachsen, als dies in den europäischen Kontinentalstaaten innerhalb eines Jahrzehnts geschieht. Und drittens kommt die asiatische Weltmacht Rußland hinzu.

So handelt es sich heutzutage nicht mehr um ein Gleichgewicht der europäischen Kulturstaaten untereinander, sondern um das Gleichgewicht zwischen Europa als Ganzem und den Weltmächten Großbritannien, Nordamerika und Rußland.

So liegt die Sache, oder so wird sie wenigstens in nächster Zukunft liegen, wenn das alte, in seiner Herrschaftsstellung arg bedrohte Europa nicht schleunigst auf Gegenmaßregeln Bedacht nimmt. An der Zeit aber ist es, daß man in Europa und in Deutschland vor allem begreifen lerne, daß es sich hierbei nicht bloß um ehrgeizige Träume und Herrschaftsgelüste handelt, sondern um Lebensfragen für die Bevölkerung. Bei der fortschreitenden Industrialisierung immer weiterer Gebiete und dem entsprechenden Bevölkerungszuwachs kann auch Deutschland seine Einwohnerschaft nicht mehr vom Ertrage der heimischen Landwirtschaft ernähren. Es ist ebenfalls von auswärtiger Zufuhr und damit von den wechselnden Konjunkturen auf dem Weltmarkt abhängig geworden. Wehe aber dem Volke, das unter solchen Verhältnissen auf das Wohlwollen einer fremden Macht angewiesen ist und nicht trotzig auf eigenen Füßen stehen kann. Wenn irgendwo, so wird hier gegebenenfalls das Recht des Stärkeren zur Geltung gelangen. Bei einem Konflikt zwischen England und Deutschland, wie er täglich im Bereich der Möglichkeit liegt, brauchte ersteres nur die Zufuhr von der See abzuschneiden, um in Deutschland eine Stockung der gesamten Industrie und eine Hungersnot hervorzurufen, mit all ihren Schrecken im Gefolge.

Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß beim gegenwärtigen Verhältnis der beiderseitigen Streitkräfte zur See England diese Blockade würde durchführen können. So ist es eine gebieterische Pflicht der deutschen Regierung, für eine Verstärkung der Kriegsflotte zu sorgen. Die Mittel hierzu werden aber — und hier beleuchtet Brüggen die Nationalitätenfrage noch von einer neuen Seite — in genügendem Umfange nur zu erlangen sein, wenn die gesamte Bevölkerung sich unterschiedslos gern und opferwillig

am großen Werk beteiligt. „Wenn wir wachsen wollen innen wie außen, dann werden wir die nationale Begrenzung aufgeben und andre Nationalitäten innerhalb unsrer Reichsgrenzen als in Staat und Reich mit dem Deutschtum gleichberechtigt anerkennen müssen. Weltpolitik kann man nicht treiben, solange man den Staat zu einer Germanisierungsanstalt von allerlei Fremden macht.“

Da es aber für Deutschland trotz Anspannung aller Kräfte in absehbarer Zeit unmöglich sein wird, den gewaltigen Vorsprung einzuholen, den England errungen, so muß es sich nach verlässlichen Bundesgenossen umsehen, in deren eigenstem Interesse ein Trugbündnis gegen das seegewaltige Inselreich liegt. Flüchtig wirft Brüggen die Bemerkung hin, man müßte versuchen, nach Analogie des „Greater Britannia“ ein „Größeres Deutschland“ zu schaffen, Holland, Dänemark und Schweden-Norwegen müßten sich dazu dem deutschen Kaiserreich als autonome Nebenstaaten anschließen.

Konkretere Bedeutung wird vielleicht in nicht allzu ferner Zukunft eine ebenfalls von Brüggen vorausgesagte politische Konstellation gewinnen, welche seitdem unter der Bezeichnung „der Fünfbund“ wiederholt zum Gegenstand eingehender Erörterungen in der Presse gemacht worden ist. Wenn die angedeutete Evolution sich wirklich vollziehen sollte, dann wäre das eine Tatsache von unermeßlicher Tragweite.

Wir greifen auf die oben geschilderte politische Gesamtlage zurück. England und Nordamerika<sup>1</sup> überflügeln infolge ihrer ungeheuren territorialen Ausdehnung und dem dadurch ermöglichten ungeheuren Wachstum ihrer Bevölkerung die europäischen Kontinentalmächte immer entschiedener. Zudem steht namentlich England dem übrigen Europa nicht bloß fremd, sondern direkt feindlich gegenüber, seine Interessen sind denen der Festlandstaaten häufig diametral entgegengesetzt. Deutlich zeigte sich dies unter andrem in der ihrerzeit viel ventilirten Abrüstungsfrage. Es war verfehlt, England zum Haager Kongreß hinzuzuziehen, meint Brüggen. „Denn je größer die Last, die die europäischen Mächte zur Erhaltung ihrer Landheere auf sich laden, um so besser für England:

1) Begreiflicherweise stellt Brüggen Rußland den übrigen europäischen Mächten als eine Welt für sich gegenüber, bald vereinigt er sie, das Gemeinsame ihrer Lage und ihrer Interessen hervorhebend, zu einer Gruppe der europäischen Riesenstaaten.

denn um so weniger werden sie für Bau und Erhaltung von Flotten übrig haben<sup>1</sup>."

So ist es natürlich, daß die kontinentalen Mächte allmählich die von den Zeiten der Väter her überkommenen Gegensätze zu überwinden und mit einander nähere Fühlung zu gewinnen suchten. „Das Ergebnis der gesamten politischen Entwicklung der letzten Jahre“ — schrieb Brüggen schon 1897<sup>2</sup> — „liegt klar vor Augen. Von einem feindseligen Gegenüberstehen des Drei- und des Zweibundes ist keine Rede mehr, Rußland hält sein Verhältnis zu Frankreich fest, und der Dreibund hat im Interesse des europäischen Friedensbedürfnisses nur den Wunsch, daß es Rußland gelinge, durch sein Bündnis mit Frankreich einen fünften mächtigen Bürgen für die Ruhe in Europa zu sichern.“ — Schärfer noch hat vor kurzem Wildenbruch dieselbe Beobachtung formuliert.

Der Fünfbund würde allerdings eine Macht repräsentieren, welche der englischen Flotte kühnlich die Stirn bieten könnte und dem alten Europa überhaupt seine führende Stellung gegenüber allen Übergriffen der angelsächsischen Race hüben und drüben des Ozeans sichern würde.

Freilich drohen noch andre Gefahren, vor allen Dingen von Osten her. Den großen Zusammenstoß zwischen Japan und Rußland hat Brüggen nicht mehr erlebt. Aber die Bedeutung der „Selben Gefahr“ war ja schon viel früher erkannt worden, und Brüggen beklagte, daß dieselbe durch das gewalttätig-verlegende, unkluge und unpolitische Verfahren der Europäer in China noch akuter gemacht werde. Den Ausschlag im großen Ringen zwischen der gelben und der weißen Race wird ebenfalls wahrscheinlich die wirtschaftliche Überlegenheit der einen oder der andern geben, und gerade auf diesem Gebiet sind Chinesen und Japaner böse Konkurrenten.

So sah Brüggen die europäische Kultur schwer bedroht — gefährdet durch äußere Feinde und mehr noch durch innere schwere Schäden und klaffende Gegensätze. Aber dennoch verzweifelte er nicht an ihrer Fortdauer und an ihrer siegreichen Kraft. An dieselbe zu glauben war ihm Bedürfnis, wie andern der Glaube an die weltüberwindende Macht der Religion. In der Erhaltung und

<sup>1</sup>) Kontinentales und maritimes Gleichgewicht. Grenzboten 1900.

<sup>2</sup>) Grenzboten 1897: Der Zusammenschluß der Kontinentalmächte.

Entwicklung dieser Kultur sah er Sinn und Zweck der Menschheitsgeschichte beschlossen. „Wir haben kein höheres Ziel als Kultur“, bekennt er, „und zum Hauptwerkzeug ist uns die Vernunft gegeben.“ Mit den blanken Waffen der Vernunft ist auch er sein Lebtag für die Entwicklung der Kultur gegenüber allen ihren feindlichen Mächten eingetreten, ein treuer Kämpfer in der großen Schar der „Kulturträger“.

\*                      \*

Zum Schluß wollen wir noch einen Blick auf die drei größeren Werke werfen, welche uns Brüggen hinterlassen hat. Sie gehören zweifellos zum Besten, was die baltische Literatur besitzt, zu den Werken, welche nicht von einem Fachmann im vollen Sinne des Wortes geschrieben worden sind und aus denen trotzdem auch der Fachmann unter Umständen lernen kann. In jedem baltischen Hause, wo auf dem Bücherbrett neben Kügelgens „Jugenderinnerungen“ und Pantenius' Romanen auch Victor Hehn und Julius Eckardt vertreten sind, sollten auch diese drei Bücher von Brüggen nicht fehlen. Aber freilich, auch Hehn und Eckardt fehlen eben gar oft, und wir haben wieder einmal vergessen, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt.

Ich habe mich nicht genügend mit polnischer Geschichte beschäftigt, um ein Urteil über den sachlichen Wert und die Zuverlässigkeit der Darstellung in „Polens Auflösung“ abzugeben. Der polnische Historiker Liske wirft in einer in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ 1878 erschienenen Anzeige dem Brüggen'schen Buch vielfach unkritische Benützung der Quellen, voreilige Schlußfolgerungen und Verallgemeinerungen vor, aber er meint dennoch: „Ein geistreiches und interessantes Buch, in einem würdigen und womöglich leidenschaftslosen Tone gehalten; die Darstellungsweise des Verfassers äußerst anziehend, stellenweise sogar glänzend; zahlreiche treffende Bemerkungen in dem ganzen Buche zerstreut, vor allem die Charakterbilder der hervorragenden Persönlichkeiten mit großem Talent und wahrheitsgetreu ausgeführt. Die Beobachtungsgabe des Verfassers durchaus aner kennenswert, sowie auch das Bestreben, die Tatsachen nach ihrem inneren Zusammenhang und ihren tieferen Gründen zu erklären. . .“ — Der Fachmann lobt im allgemeinen den Laien nicht gern!

Besonders hervorheben möchte ich noch die Meisterschaft, mit der Brüggen den grellen Gegensatz zwischen der trostlosen Lage des ganzen Staatswesens und dem bachantischen Treiben in den Kreisen der hohen Aristokratie geschildert hat. Zuerst die Porträtgalerie der Magnaten: Karl Radziwill, Anton Tiesenhausen, F. A. Branicky, Felix Potocki, Adam Czartorysky! So leibhaftig treten diese „Herrenmenschen“ vor unsre Augen, daß man an Maccaulaysche Schilderungen erinnert wird. Und dann das Bild von Warschau während des „langen Reichstags“: wie mit einem Zauberschlag erfolgt die Verwandlung aus einem schmutzigen Niesendorf in den Schauplatz westeuropäischer Hyperkultur, wobei allerdings die grellsten Kontraste bestehen bleiben. Die glänzenden Paläste ragen aus einem Meer elender, baufälliger Hütten empor; die goldstrogenden Karossen der Magnaten versinken fast im Schmutz der meist ungepflasterten Straßen. Überall ein Gewirr von bunten, abenteuerlichen Trachten, ein wildes Durcheinander von asiatisch sinnlosem Prunk und französischer Eleganz, — kurz, in nuce ein Bild des damaligen Polen.

Und wie hat Brüggen dem heißen Pulsschlag des Lebens in der polnischen Hauptstadt zu lauschen verstanden, er, der kühle, ernste Mann! Um so schildern zu können, muß man Künstler sein, wie jeder wahre Historiker es gewesen. Es ist, als ob ein letzter, wahn sinniger Taumel die polnische Gesellschaft ergriffen — von Fest zu Fest, vom Konzerthaus ins Theater, vom Spieltisch in den Ballsaal, wo inmitten anderer glänzender Erscheinungen die Julie Potocka die Sinne der Zuschauer bezaubert, eilen und jagen in toller Hast diese unglücklichen Kinder des Augenblicks, diese politischen Eintagsfliegen, — und in den Kabinetten von Petersburg, Wien und Berlin verständigt man sich unterdeß über die endgültige Aufteilung der „Retsch pospolita“.

Wahrlich, diese Bilder vergessen sich nicht leicht.

In die Vergangenheit Rußlands versetzt uns Brüggens zweites größeres Werk. Wir erhalten auch hier, wie in „Polens Auflösung“, weit mehr, als der Titel verspricht. „Wie Rußland europäisch wurde“ gibt dem Leser das Resümee der gesamten politisch-kulturellen Entwicklung des Riesenreiches, wie sie nach Brüggens persönlicher Auffassung verlaufen ist.

Über Charakter und Gang der russischen Geschichte, über die Bedeutung ihrer einzelnen Phasen sind viele erbitterte Kontroversen geführt worden. Kennzeichnend, ja geradezu entscheidend für die prinzipielle Stellungnahme eines jeden Historikers ist hierbei das Verhältnis, welches er zur Person des Reformators und zur Bedeutung seines Lebenswerkes einnimmt.

Hier treten uns scharf gesondert die beiden Hauptströmungen im geistigen Leben Rußlands entgegen. Diejenigen Historiker, welche ihrer ganzen Denkungsart nach zu den „Sapadniki“, den Westeuropäischen gehören, sehen in Peter den machtvollen Schöpfer und geistigen Vater des neuen „europäischen“ Rußlands, in seinem Lebenswerk den Sieg der Kultur über asiatische Kulturlosigkeit und Barbarei. In dem Ausbau des von Peter Geschaffenen liegt ihrer Meinung nach Rußlands Aufgabe für die Zukunft. — Schroff und erbittert bekämpfen die Slavophilen diese Ansicht. Nicht den Beginn einer neuen, sondern die Vernichtung einer alten Kultur bedeutet für sie die Ära Peters. Nicht ist die europäische Pseudokultur auf russischen Boden verpflanzt, sondern die nationalrussische, von griechisch-byzantinischen Keimen befruchtete Kultur ist gewaltsam niedergetreten worden, um einer verunglückten Kopie, einem kraftlosen Zwittergewächs Platz zu machen. Peters unsinniger Versuch ist nicht gelungen, wie von verständnislosen Leuten behauptet worden ist<sup>1</sup>, er konnte der Natur der Sache nach garnicht gelingen. Und Rußlands Aufgabe für die Zukunft besteht in einer möglichst entschiedenen Abkehr von dem betretenen falschen Wege und dem Einlenken in die Bahnen der alten nationalen Kultur, die nie hätte verlassen werden sollen<sup>2</sup>.

Brüggens Urteil über Rußlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lautet hart und streng. Er nimmt in eigentümlicher

<sup>1</sup>) In seinem hoch talentvoll geschriebenen Buche „Rußland und Europa“ antwortet Danilewsky auf die Frage, ob Rußland zu Europa gehöre, mit einem hochmütig-stolzen „Nein“! Ein konkretes Bild von der angeblich niedergetretenen altrussischen Kultur entwirft er uns allerdings aus leicht begreiflichen Gründen nicht.

<sup>2</sup>) Eine so scharfe Scheidung zwischen den beiden Parteien besteht heutzutage allerdings nicht mehr, wie etwa in den 60er Jahren. Die neuesten russischen Historiker nehmen meist einen vermittelnden Standpunkt ein. Namentlich findet die Ansicht Vertreter, daß Rußland auch ohne Peters gewaltsames Vorgehen sich europäischen Einflüssen geöffnet hätte und daß der rückwärtslos brutale Zwang die Abneigung gegen den Westen nur verstärkt und den Uebergang erschwert habe. — Brüggens schließt sich bis zu einem gewissen Grade dieser Ansicht an.

Weise seinen Standpunkt zwischen den „Sapadniki“ und den Slavophilen und gibt beiden recht und unrecht. Er meint mit den Sapadniki, daß Rußland vor Peter keine Kultur besessen habe, und mit den Slavophilen, daß Peter in Rußland keine europäische Kultur geschaffen habe. Das Zukunftsprogramm der Slavophilen ist für ihn ein Wortgeklingel ohne Sinn, und das der Sapadniki mit einer Schöpfung aus dem Nichts vergleichbar.

In ähnlicher Weise wie in „Polens Auflösung“ greift Brüggen auch hier weit zurück und beginnt mit einer Untersuchung darüber, „wo diejenigen Wurzeln haften, aus welchen die gegenwärtige Struktur des Volkes nach Form und Inhalt hauptsächlich herzu-leiten ist.“ Und er antwortet: Rußland ist als selbständiger Staat erst gegründet und geschaffen worden von den Großfürsten von Moskau<sup>1</sup>. Alles frühere gehört zur Geschichte der Normannen, „dieses Volkes von Helden und Herrschern.“ Dieser normannischen Periode wird durch den Einfall der Mongolen ein Ende bereitet. Rußland wird gewaltsam aus den Bahnen der europäischen Kultur, in die es dank der Tätigkeit seiner ersten Fürsten gelenkt worden war, herausgerissen und für Jahrhunderte an Asien, ans Mongolentum gekettet. Und auch als die politische Macht der „Goldnen Horde“ bereits gebrochen war, wies doch „die Art der Regierung, der Titel der Großfürsten, ihr Anspruch auf Herrschaft auf mongolische Wurzel hin. In Recht und Gesetz, in Strafen und Belohnungen, in Verwaltung, Besteuerung und Postwesen, in Maß und Gewicht, in Sitten, Gerät und Lebensart des Volkes hatten sich Einrichtungen und Dinge erhalten, deren Heimat tief im Osten Asiens lag.“<sup>2</sup>

Auch im Charakter der moskauischen Großfürsten zeigt sich deutlich dieser Einfluß des mongolischen Elements. Bei Zwan IV. haben wir es nicht mit einem Normannen in einem Anfall von Berserkerwut zu tun, sondern mit einem Mongolen. „Kalt, grausam, feige, boshaft, wollüstig, herrschsüchtig, hochfahrend, hinterlistig, blutgierig, voll von Listen und Ränken, voll Aberglauben und Heuchelei, aber auch voll Klugheit, Verständnis für

<sup>1</sup> Ein Gedanke, der cum grano salis genommen, durchaus Beachtung verdient.

<sup>2</sup> Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß weder der Einfluß der Mongolen noch vor allem der der Normannen ganz so groß gewesen ist, wie Brüggen das glaubt.

allgemeine Dinge, für geistigen Wert und Erzeugnisse der Kunst. Ein Mongole an Verstand und Charakter, mit krankhaft, bis zur Raserei gesteigerter Wildheit, ein unmenürliches Scheusal, — und doch mit staatsklugem Sinn.

Iwan IV. zertrat die letzten Reste von Selbständigkeit und Unabhängigkeit im Lande. Die normannischen Teilsürsten und der Adel sanken zu Schattenexistenzen hinab, ohne jeden Schein politischer Rechte. Zu gleicher Zeit aber hatte sich — mit Anklängen an analoge Verhältnisse im Osmanenreich — eine mächtige Bureaufkratie herausgebildet, innerhalb deren Abstammung, Reichthum und persönliche Würde nichts, die zarische Gnade alles galt und die bis auf den heutigen Tag das eigentliche Szepter in den Händen behalten hat.

Einen Bürgerstand in westeuropäischem Sinne gab es überhaupt nicht. Während Aug. Thierry es wagen konnte, die Entwicklung der europäischen Kultur mit der Entwicklung des „tiers état“ zu identifizieren, vegetierte in Rußland die „städtische“ Bevölkerung überall in starrer Leb- und Bedeutungslosigkeit. Die Bauern aber wurden von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr in ihrer Bewegungsfreiheit behindert, in immer starrere Fesseln gebracht, bis in der Mitte des 17. Jahrhunderts der Prozeß der „закрепощение“ seinen Abschluß gefunden hatte. — Die ständisch-aristokratische Gliederung der Gesellschaft, die überall Leben und Bewegung in die trägen Massen bringt, wurde in ihren Keimen vernichtet. Es gab nur „Leute des Zaren“; einige dienten ihm im Heer und als Beamte, andre bearbeiteten „sein Land“. So erstarb jeder Hauch von Freiheit und Leben in dieser „moskowitzischen Nachbildung des mongolischen Einheitsstaates“.

Unter solchen Verhältnissen konnte auch der Einfluß der Kirche nicht entfernt so stark und vielseitig, nicht so befruchtend sein, konnte nicht so tief ins Volk eindringen, wie dies im Westen der Fall war<sup>1</sup>.

Die Verbindung mit der Kulturwelt im Westen und Süden, die zur Zeit der Normannensürsten noch bestanden hatte, ging beim gleichzeitigen Einfall der Mongolen und Osmanen ebenfalls

<sup>1</sup>) Vgl. hierüber die interessanten Darlegungen des neuerdings vielgenannten B. N. Miljukow im 2. Bande seiner „Umriss der russischen Kulturgeschichte.“

verloren. — Und so „trennte eine ungeheure, wie es auch heute noch schein!, unausfüllbare Kluft das moskowische Reich von Europa: hatte es doch weder ein Mittelalter noch eine Renaissance römisch-abendländischen Geistes gehabt.“

Mit einer glänzenden Charakteristik Peters beginnt der zweite Abschnitt des Buches. Es ist eine große Kunst, oft Gefagtes und scheinbar allen Bekanntes so zu sagen und so zu schildern, daß wir bekennen müssen: So haben wir das alles noch nie gesehen, unsre Vorstellungen waren blaß und undeutlich! — Ein ähnliches Bekenntnis wird wohl den meisten Lesern nach der Lektüre der Brüggen'schen Schilderung von Peters Wesen und geistiger Eigenart auf den Lippen schweben. Brüggen's Schilderung ist psychologisch so fein und zugleich so kraftvoll, sie zeichnet so scharf auch die Grenzen von Peters Können, daß wir sie am liebsten Wort für Wort wiedergeben würden.

Peters Größe liegt in der Energie der Ausführung, in der ungeheuren Kraft des Willens, nicht in der Schöpfungskraft eines genialen Geistes — das ist der Grundgedanke in Brüggen's Darlegungen. Wir lassen einzelne Stellen folgen:

„Peter war eine extreme Natur, wie man sie noch heute im slavischen Charakter vorherrschend findet, und überließ sich daher leicht der Tyrannei einer aufgegriffenen Idee, statt dieselbe zu beherrschen. . . . Wenn er seine nationale Herkunft zu verleugnen scheint, so ist es in der Unermüdlichkeit seiner Arbeitskraft. Nichts von dem bequemen Gehenlassen, das der Russe so damals wie heute zeigt! Bei ihm war alles unausgesetzt in Bewegung — Körper, Wille, Geist. Seine intellektuellen Anlagen waren von nicht gewöhnlicher Art und wurden durch unausgesetzte Übung zu großer Schärfe der Beobachtung, erstaunlicher Leichtigkeit der Auffassung und unermüdblicher Vielseitigkeit und Anpassungskraft entwickelt. Aber sein Verstand hatte nicht weite Grenzen. Er war ein praktischer Kopf und beherrschte ein bestimmtes naheliegendes Gebiet der Tatsachen mit Meisterschaft; aber er dachte zu wenig abstrakt, um weit verzweigte Dinge richtig zu beurteilen oder durch eine lange Kette von Schlüssen hin eine Wirkung weit voraussehen. . . . Ich glaube, daß man ihm mit Unrecht weit ausschauende Planmäßigkeit beilegt. Seine Politik gründete sich auf seine unmittelbaren natürlichen Anlagen und Leidenschaften.“

Für die Erfolge, die Wirkungen europäischer Kultur hatte er ein scharfes Verständnis. Aber es gebrach ihm an Verständnis für Ursache und Wesen dieser Kultur, für das Wesen des staatlichen oder volklichen Lebens, für die sittlichen und intellektuellen Voraussetzungen kultureller Arbeit. Daher „tragen alle seine Unternehmungen den Stempel des Mechanischen, Technischen, Äußerlichen. Er baute und ordnete, änderte und hantierte in seinem Reiche herum, gerade wie auf seinem Schiffe. Für den nächstliegenden Zweck nahm er die nächstliegenden Mittel, ohne sich viel um tiefere Ursachen und weitere Wirkungen zu kümmern.“ Das Resultat mußte daher nach dem bekannten Wort ausfallen: „Ordre — contreordre — désordre!“

Wenig betont zu werden pflegt meist der trostlose Zustand, in welchem sich Rußland bei Peters Ableben befand. Wir sind nur zu leicht geneigt eine den äußeren Erfolgen entsprechende innere Entwicklung, eine Periode des Aufschwungs vom Nordischen Kriege an zu datieren, wie das auch neben Herrn Slowaiskij ernst zu nehmende Historiker tun. Brüggen dagegen glaubt auf Grund einer eingehenden Darlegung berechtigt zu sein, von einer völligen Auflösung des staatlichen Lebens zu reden. „Das Volk war so mit Lasten und Quälereien überhäuft, daß es sich endlich größtenteils in Bettler- und Räuberhorden auflöste, zu deren Verfolgung der übrige Teil der Bevölkerung enthoben ward.“

Die beiden Ziele, denen Peter seine Hauptaufmerksamkeit zuwandte, waren die Schaffung einer Kriegsflotte und eines europäischen Heeres. Beides sollte ihm seine Eroberungspolitik gegen Schweden und die Türkei ermöglichen. In all diesen Bestrebungen sieht Brüggen nicht die notwendigen Bestandteile eines weit angelegten Planes, dessen Ziel es gewesen, Anschluß an Europa zu gewinnen, wie es die unbedingten Bewunderer Peters tun, sondern das Resultat von ungezügelter Neigungen und persönlichen Liebhabeereien, den Beginn einer bis auf den heutigen Tag maßgebend gebliebenen äußerlichen und flachen Auffassung von den Aufgaben eines europäischen Kulturstaates<sup>1</sup>. „Aus allem spricht bereits jener

<sup>1</sup>) Daß die Gewinnung des Meeres eine Lebensfrage für Rußland bilde, wird wohl trotz Brüggens Ausführungen aufrechterhalten werden müssen. Ob Peter bei der Erreichung dieses Zieles wahrhaft staatsmännisch zu Werke ging, bleibe dahingestellt.

Geist rücksichtsloser Gier nach äußerem Schein, Macht und modernem Glanz, welcher sich von nun an um den russischen Thron breit zu machen anfängt und der auf Kosten der Wohlfahrt des Volkes den Wettlauf mit dem alten Europa unternimmt. . . Mit einem Volke, so roh wie Peter das großrussische vorfand, einen Kulturstaat und zugleich einen erobernden Staat gründen zu wollen, hieß mit der einen Hand zerstören, was mit der andern gebaut ward. Jeden kleinsten Kulturkeim mußte er aus der Fremde holen oder mühsam im Lande ihn verbreiten, zugleich aber verbrauchte er ihn wieder zu auswärtigen Unternehmungen. . .“

Es ist ein echt tragischer Zug in Peters Wirken, auf den Brüggen hier hinweist. Er haßte den Schein und verachtete die Formen wie wenig andere. Aber gerade er hat die Herrschaft des Scheins und des Formenwesens in Rußland begründet, weil er sich an ein Werk machte, dessen überwältigende Größe er nicht ahnte. — Und da sein Werk gegründet war nicht auf die emporstrebende Kraft und die dunkle Kultursehnsucht eines jugendlichen Volkes, sondern lediglich auf den Zwang, den unstätten, ganz äußeren, nicht gegenwärtigen, noch dauernden Zwang, so mußte es mit seinem Tode zerfallen. „Auch, der gewaltigste Despot besitzt nicht die umgestaltende Kraft eines Volkes, und die höchste Intelligenz des einzelnen vermag nicht die Willenskraft zu ersetzen, die in Gewohnheit und ererbtem Charakter der Masse liegt.“

Peters Nachfolger waren aber nicht die Leute, sein Werk in seinem Geiste fortzusetzen. Seine Fehler waren bei ihnen in verdoppeltem Maße zu finden, seine Vorzüge teilten sie nicht. Seine größte Eigenschaft, persönlich klein sein zu können, um sachlich Großes zu erreichen, fand keine Nachahmung, weil dazu wirkliche Größe gehört.

Auch die Geschichte dieser ersten Nachfolger schildert Brüggen bis 1740 mit derselben Anschaulichkeit. Die Herrschaft des Scheins, der äußerlichen, karrifizierenden Nachahmung dauert fort<sup>1</sup>. „Die Masse lebte nach wie vor ihr eigenes Leben in der Provinz, abgeschiedener noch als früher. . . Nach wie vor lief der Bauer nach Süd und Ost, strich als Bettler oder Räuber im Lande umher.

<sup>1</sup>) Vgl. als vorzügliche Illustration die Schilderung des russischen Schulwesens im 18. Jahrh. bei Miljukow a. a. O. Bd. II.

. . . Petersburg war zum Wasserkopf geworden, der die Kräfte des Landes auffog, ohne dem Ganzen mit Wollen und Denken zu dienen. Das Volk verstand die Regierung nicht mehr, noch die Regierung die Bedürfnisse des Volkes. Was hatten Peters Nachfolger erreicht? Wie kläglich waren sie gescheitert an dem Widerspruch, den selbst ein Peter kaum überwunden hätte, an dem Mißverhältnis zwischen Mitteln und Zweck, der Kluft zwischen Wollen und Können. Dieses Land war eben nicht reif, das zu tragen, was man ihm aufbürdete, materiell zu schwach, um ein europäischer Großstaat zu sein, intellektuell zu roh, um europäische Formen des Lebens mit lebendigem Inhalt zu füllen. Unwahr war alles, dieser scheinbar mächtige Eroberer, dieses scheinbar von einem einzigen Willen gelenkte Heer von Beamten, diese scheinbar arbeitende Regierung, dieser scheinbar reiche, prunkende Hof.“ — Und so, schließt Brüggen, ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. —

Jetzt wissen wir, wie der Autor den Titel seines Buches verstanden haben will. Sein Urteil ist hart, in manchen Beziehungen zu hart. Aber nirgends hat hämische Böswilligkeit seine Feder geführt. — Und scheint nicht die neueste russische Geschichtswissenschaft, scheint nicht die öffentliche Meinung in Rußland Brüggen immer mehr recht geben zu wollen?

Mit diesem heutigen Rußland beschäftigt sich Brüggens letztes größeres Werk: „Das heutige Rußland. Kulturstudien.“ (1902 erschienen.) Die Vorzüge seiner Vorgänger weist dieses Buch in unverändertem Maßstabe auf. Aber die Aufgabe, die sich der Verfasser gesetzt, ist hier so ins Riesenhafte gesteigert, daß die Lösung viel weiter hinter dem Ideal zurückbleiben mußte und zurückgeblieben ist. Immerhin gebührt dem Buch ein Ehrenplatz unter den zahllosen, demselben Gegenstande gewidmeten Publikationen<sup>1</sup>.

Wohl über kein Land ist im 19. Jahrhundert so viel geschrieben worden, wie über Rußland. Aber gerade hier haben

<sup>1</sup>) Brüggens „Kulturstudien“ müßte ich nur Schulke-Gävernig' „Volkswirtschaftliche Studien in Rußland“ an die Seite zu setzen, was Anschaulichkeit und Kraft der Darstellung betrifft. Schulke-Gävernig' Auffassung ist eigenartige, aber auch einseitiger, als die Brüggensche, sein ganzes Buch ist eher eine Sammlung höchst geistreicher Skizzen, als ein planmäßig durchgearbeitetes Ganzes. Das große Werk von Wallace kenne ich nicht.

die „Unberufenen“ arg gesündigt. Jeder Westeuropäer, der sich einmal auf der östlichen Seite des Njemen befunden und ein paar skandalöse Histörchen gehört hatte, fühlte sich bei seiner Rückkehr verpflichtet, „Enthüllungen“ über Rußland zu machen. Von solcher oberflächlichen und auf grobe Sensation berechneten, meist „verbotenen“ Ware ist der Büchermarkt vielfach überschwemmt gewesen. Ungeachtet dessen gibt es aber für den wahren Mann der Wissenschaft, für den Soziologen und Historiker, den Nationalökonom und Völkerpsychologen kaum ein fruchtbareres Feld für Beobachtungen mannigfachster Art, als gerade dieses Rußland in seiner eigenartigen Doppelstellung zwischen Asien und Europa, mit seinen grellen Kontrasten und schreienden Widersprüchen. Wir sehen die letzten Sprößlinge europäischer Hochkultur und Überkultur auf noch jungfräulichen Boden verpflanzt, oder vielmehr auf einen Boden, wo Überreste griechisch-byzantinischer und orientalischer Halbkultur in Verbindung mit dem slavischen Nationalcharakter die eigenartigsten Gebilde und Mißbildungen hervorgebracht haben. Ein höheres Interesse, einen ergreifenden Charakter erhält das Gesamtbild aber durch die tiefe Sehnsucht nach etwas Besserem, Freierem, Leichterem, welche trotz Stumpfsinn und Verderbtheit überall hervorleuchtet.

In 17 Kapiteln führt Brüggen uns die Sphinggestalt unter den modernen Völkern vor. Er nimmt den Faden da auf, wo das Werk über den Reformator und seine Nachfolger ihn liegen gelassen. Nach außen dauert die Herrschaft des Scheins fort, „im Innern aber das alte Elend, die Bettelarmut, die Bestechlichkeit, die Unwissenheit, die äußere Kirchlichkeit, die Willkür. Erreicht hatte man nur drei Dinge: einen glänzenden Hof, ein großes Heer und die Durchführung der Unfreiheit aller Volksklassen.“ Was für Opfer der Erreichung dieser drei Dinge gebracht worden sind und gebracht werden, dafür liefert Brüggens Buch einen langen Kommentar.

Die ganze Finanz- und Wirtschaftspolitik (vgl. Kap. III—IV) mit ihrer völlig verfehlten Begünstigung der Industrie und des Exporthandels auf Kosten des Ackerbaues ist von dem Bestreben diktiert, der Staatsgewalt möglichst große Geldmittel zu verschaffen, welche dann zu auswärtigen Unternehmungen verwandt werden. Unterdessen vollzieht sich mit furchtbarer Stetigkeit — vor allen

Dingen in den Zentralgouvernements — der wirtschaftliche Niedergang des Adels und des Bauernstandes (vgl. Kap. V—VIII). Nach der Wiedergabe von Bruchstücken aus Terpigorjews berühmten Schilderungen der Katastrophe, welche über den russischen Adel nach der Bauernemanzipation hereinbrach, heißt es: „Wenn man diese Schilderungen liest, meint man, es sei von Kindern die Rede, so wenig Besonnenheit, so wenig Erfahrung, so wenig Lebensklugheit, so wenig Selbstachtung; und so viel Zutrauen, Weichherzigkeit, Sorglosigkeit; so leicht im Geben und Nehmen, so genussfähig, so duldsam gegen andere, — es sind Kinder, die noch kaum die Schule verlassen haben; ihre Gedanken reichen nicht über den nächsten Monat, die nächste Woche hinaus. . .“

Ein ähnliches Bild, nur in zehnfach düstereren Farben, bietet uns der Bauernstand, dessen Passionsgeschichte nunmehr folgt. — Die Passionsgeschichte des russischen Bauern ist zu bekannt, als daß wir auf sie an der Hand der Brüggen'schen Darlegungen näher einzugehen brauchen. In diesem Bauern schlummern vielfach reiche Anlagen, aber durch einen völligen Mangel an eigener Initiative und durch die trostlose Atmosphäre, in der er sich von Jugend auf bewegt, werden sie völlig paralytisch. „Aus faulem Sumpf steigen erstickende Dünste auf, so daß wir schauern. Eine molluskenhafte Haltlosigkeit ist in diesen Gestalten, die sie zur Trunksucht, zum Verbrechen taumeln läßt wider ihren Willen, fast ohne Leidenschaft, ohne Furcht vor Strafe, die Opfer eines Verhängnisses, nicht die Träger eines bösen, starken Willens; nicht schlecht von Natur, aber ihr haltlos unterworfen. . . . Ein merkwürdiges Gemisch steckt im russischen Bauern: er läßt sich mißhandeln bis zum Tode, er duldet alles; körperlich, geistig, sittlich zeigt er eine bewundernswerte Kraft des Ertragens, und doch ist man oft erstaunt über die ruhige Würde dieser Wilden, doch findet man oft bei ihnen eine außerordentliche sittliche Größe; aber es ist, als wären ihnen die Sehnen aktiver Kraft durchgeschnitten; der individuelle Charakter fehlt, die gefestigte Persönlichkeit. Der Spruch der Gemeinde, der Befehl der Obrigkeit, der Wille des Zaren! Außer diesen drei Gewalten lebt in seiner Brust kein klares Bewußtsein eigener Selbständigkeit. Sieht man ihn vor sich, so meint man oft, das sei der Abkömmling eines großen, freien Volkes; sieht man sein Tun, sein Leben, sein

Wollen, so meint man das Opfer einer langen Knechtschaft vor sich zu haben — oder den Sohn eines Volkes ohne Zukunft.“ (Vgl. Kap. IX: Kirche und Moral.)

Was im Lande an verfügbaren Kräften vorhanden ist, wird zu auswärtigen Unternehmungen und zur Russifizierung der Grenzländer verwandt. Für die Errichtung und Unterhaltung russischer Schulen und Kirchen werden nirgends solche Geldmittel zur Verfügung gestellt, wie in den Grenzländern, wo sie zu Propagandazwecken dienen, d. h. am wenigsten nötig wären. „Aus Politik hungert der Russe nicht nur leiblich, sondern auch geistig, auch in sittlich-religiöser Beziehung.“ — Auf die Grenzmarkenpolitik der letzten 20 Jahre kommt Brüggen im XII. Kapitel ausführlich zu sprechen, — über sie gibt es heute auch in der russischen, wahrhaft fortschrittlich gesinnten Gesellschaft nur eine Stimme.

Das XIII. Kapitel enthält eine Beurteilung und Verurteilung der ostasiatischen Politik, des unsinnigen Expansionsdranges, der zu vollständiger kultureller Anämie des Reiches führen muß. Brüggen weist auf die ungeheuren Gefahren hin, welche Rußland durch den künstlich heraufbeschworenen Kampf gegen die gelbe Rasse drohen. „Nachdem man die Grenze auf chinesisches Gebiet verlegt hat, wird man bald sich eine russische große Mauer gegen China wünschen.“ Manche seiner Sätze sind durch den Verlauf des letzten Krieges so glänzend bestätigt worden, daß man glauben sollte, sie seien nach und nicht vor dem Ausbruch desselben niedergeschrieben worden. Die undankbare Rolle des Propheten in politicis hat Brüggen in diesem Falle glänzend ausgefüllt.

Die letzten Kapitel: „Die Landschaftsverfassung“ (XIV), „Bureaufratie“ (XV und XVI) und „Verfassungsfragen“ (XVII) behandeln die brennenden Probleme, deren Entscheidung jetzt immer näher rückt, vielfach im Sinne der Landschafterkongresse in Moskau.

Flüchtig haben wir einiges aus dem reichen Inhalt des eben gerade hochaktuellen Buches hervorgehoben. Am interessantesten vielleicht, zugleich aber auch am meisten die Kritik herausfordernd ist das XI. Kapitel mit der Überschrift „Mittelklassen“ (Stadtwesen, Schulen, Revolutionäre, Kunst, Literatur). Vorzüglich gelungen ist die Schilderung des sog. Mittelstandes in Rußland, der in engen, gedrückten Verhältnissen trübselig dahingeht ohne Unterneh-

mungslust und ohne geistige Nahrung, des großen Heeres der Halbgebildeten, aus deren Mitte die Vorkämpfer für das Evangelium des Umsturzes hervorgehen. — In diesem Kapitel wäre aber auch der Ort gewesen, von Tatsachen und Erscheinungen zu sprechen, die Brüggen ganz übergeht. Hier merkt man doch, daß der Mangel an persönlicher Anschauung nicht ganz zu ersetzen ist, man merkt auch, daß Brüggen keinerlei Beziehungen zu der geistigen Elite Rußlands gehabt hat. Dies hat eine gewisse Einseitigkeit in seiner Auffassung und Lückenhaftigkeit in seiner Darstellung zur Folge gehabt. In Brüggens Gemälde sind nicht die Schatten zu tief und zu grausig, es fehlen aber einige Lichtpunkte, die den Gesamteindruck etwas weniger trostlos hätten erscheinen lassen.

Brüggen schildert nur das offizielle Rußland, soweit es vom „Swob Sakonow“ anerkannt und vom Tschinownik regiert wurde. Es gibt aber heutzutage auch in Rußland schon lebendige Kräfte, die der Staat trotz aller darauf verwandten Mühe nicht in seine Fesseln hat schlagen können. Rußland hat — nach Brüggens glücklichem Ausdruck<sup>1</sup> — ein Stück Kultur bereits erlebt, es hat schon einiges an geistigem Besitz und etwas in der Art kultureller Tradition. Die mit den Namen Byron, Schelling, Hegel, Darwin u. a. verknüpften geistigen Bewegungen haben auch in Rußland Widerhall gefunden und die schlummernden Geister zum Leben geweckt. Es existiert ein Band zwischen Rußland und Europa, wenn es auch natürlich nicht immer das Beste und Reizte aus dem Westen war, was im Zarenreich Wurzel faßte.

Der Beginn dieser geistigen Evolution ist wohl in die Ära Alexander des I. zu setzen. Die „Defabristen“bewegung war trotz ihres kindlich unreifen Charakters ein erstes Anzeichen erwachenden politischen Sinnes innerhalb der Gesellschaft. Es folgte der in der kurzen Geschichte russischen Geisteslebens so bedeutsame Kampf zwischen den Sapadniki und den Slavophilen, der durch Jahrzehnte auf den verschiedensten Gebieten geführt wurde und — mutatis mutandis — auch noch heute fortbauert. Mächtig in die Breite und Tiefe wächst diese aufrüttelnde, erweckende Bewegung in den 60er Jahren. Hier tritt uns u. a. Alexander von Herzens eigenartig fesselnde Gestalt entgegen.

<sup>1</sup>) Kultur will aber erlebt, nicht gelernt sein. (Wie Rußland europäisch war?)

Auf diesem kulturell bereits befruchteten Boden fußt die heutige liberale russische Welt. Auch heute noch bildet sie nur eine dünne Schicht über der ungeheuren Masse des träge dahindämmernden Volkes und steht mit demselben noch vielfach ganz außer Konnex. Aber das Streben, diesen Konnex herzustellen, ist vorhanden, und äußert sich häufig in einer trotz aller Verkehrtheiten ergreifenden Weise.

Freilich, in den Reihen der Regierungsbeamten, unter den Repräsentanten des offiziellen Rußlands waren nur wenige Vertreter dieser liberalen, fortschrittlich-freundlichen Gesellschaft zu finden. Sie rekrutierte sich aus einem nicht unbedeutenden Teil des russischen Adels, aus den Reihen der russischen Professoren und der Zöglinge der russischen Hochschulen. In den Semstwo's und den Stadtverordnetenversammlungen, unter Richtern, Advokaten und Ärzten hatte sie zahlreiche Vertreter. . . All diese Elemente fühlten sich eng verknüpft durch die Bande der Nationalität, durch gleiche Denkungsart und gemeinsame Ziele, nicht zum mindesten durch den auf allen gleichermaßen lastenden Druck<sup>1</sup>. Wie schließlich diese von ihrem Solidaritätsgefühl getragenen Elemente plötzlich, über Nacht, zu einer Macht im staatlichen Leben Rußlands geworden sind, das hat Brüggen freilich nicht mehr erlebt.

Dabei kam es wenig darauf an, ob es in den Reihen dieser Intelligenz Namen von europäischem Klang gab. Brüggen weist darauf hin, daß selbst die hervorragendsten russischen Gelehrten<sup>2</sup> sogar dem Namen nach vielen gebildeten Westeuropäern unbekannt sein dürften. Wichtig und notwendig war es für diese echten „obern Zehntausend“, in ihrer Mitte talentvolle, geistig hochstehende Männer als Führer der Bewegung, als Sammel- und Mittelpunkte zu besitzen. Wichtig ist ferner, daß die Intelligenz ein klares Bild von dem Werdegang, der Vergangenheit des eigenen Volkes durch eine wirklich wissenschaftliche, historische Forschung erhalte, und über die Bedürfnisse dieses Volkes durch eine auf der Höhe ihrer Aufgabe stehende Presse belehrt werde. Auch in dieser Beziehung sind vielversprechende Anfänge bereits vorhanden. Die

<sup>1</sup>) In seinem interessanten Buch „Rußland vor der Katastrophe“ liefert Hugo Ganz ansprechende Studien zur Psychologie dieser liberalen russischen Gesellschaft.

<sup>2</sup>) Brüggen nennt in etwas willkürlicher Zusammenstellung Mendelejew, Tschebyschew, Lobotshewski, Pirogow, Wolfin, Sielmsjew und Wilbassow.

russische Geschichtsforschung und Journalistik haben sich überraschend schnell entwickelt. Manches hier in Betracht kommende historische Werk, manches journalistische Talent würde in Deutschland berechtigtes Aufsehen erregen.

Daß trotzdem die reifsten, die glänzendsten Leistungen des russischen Geistes auf dem Gebiete der Literatur im engeren Sinne vorliegen, darin hat Brüggen unleugbar recht. Er zeigt eine beim Westeuropäer selten anzutreffende Vertrautheit mit der russischen Literatur und auch mit dem Geist der russischen Sprache. Begeistert preist er ihre oft verkannten Schönheiten, vor allem findet er sie „unvergleichlich als Volkssprache“. Manche recht ansehbare Urteile laufen allerdings auch hier mit unter; so z. B. nennt er Gogols „Revisor“ „ein zwar gutes Stück, aber doch nur ein Stück mittleren Ranges.“ Ich wüßte nicht, welches deutsche Lustspiel man dem „Revisor“ an die Seite stellen könnte. Sicher doch nicht die hölzerne „Minna von Barnhelm“.

Zu wenig hervorgehoben ist aber in Brüggens Darstellung ein für den Charakter der russischen Literatur wichtiger, ja entscheidender Zug — ihr inniger Konnex mit dem Leben. Ich spreche nicht von der sog. realistischen oder naturalistischen Richtung ihrer Hauptvertreter, sondern davon, daß diese Männer in bedeutsamster Weise das Organ der Bestrebungen ihres Volkes waren, zu einer Zeit, wo jede freie Äußerung über das politische, soziale und sittliche Leben der Gesamtheit in anderer Form verpönt war. In der Literatur, von der, nach Brüggen, „der einzige Lichtstrahl in dem düstern Gemälde ausgeht“, gelangten also Jahrzehnte lang nicht bloß, oft nicht einmal in erster Linie künstlerische Bestrebungen zum Ausdruck. Daher ist die Geschichte der russischen Literatur vielfach geradezu identisch mit der Geschichte des geistigen Werdens und Wachsens der russischen Gesellschaft, der russischen Intelligenz.

Diese Geschichte zu schreiben, auf deren Umrisse ich mir einige flüchtige Hinweise erlaubt habe, war gewiß nicht Brüggens Absicht oder Aufgabe. Die ihr zugrunde liegenden Tatsachen ließen sich aber nicht übersehen, ohne das Gesamturteil über die Gegenwart zu pessimistisch, die Prognose für die Zukunft zu trostlos zu gestalten.

Einen wie tiefen Einblick Brüggen aber in die Lage und die Bedürfnisse des russischen Volkes getan, trotzdem ihm manche

Seiten im Leben des Volkes und der Gesellschaft entgangen waren, dafür legen am besten die Worte Zeugnis ab, mit denen er vor etwa 20 Jahren sein erstes Werk über Rußland schloß und die hier zum Schluß als eine Art von Zukunftsprogramm Platz finden mögen:

„Nicht in der Rückkehr zu den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen Alexej Romanows wird, glaube ich, eine wirkliche Abwendung von dem bestehen, was Peter d. Gr. Übles in seinen Staatsbau hineingelegt hat, vielmehr in der Abwendung von der kriegerisch erobernden äußeren und der national erobernden inneren Verrückungspolitik, — im Abbruch des Beamtenstaates; in der Schöpfung selbständiger Volksklassen, vor allem kräftiger leitender Stände; in der Befreiung des religiösen und des lokalen Volkslebens; in der Vernichtung der despotischen Zentralisation, in der Auflösung der unhaltbaren Einheit des Riesenreiches; in der Rückkehr zu den wirklichen russischen Volksinteressen, die noch heute ihre Heimat in Moskau, „bei den Gräbern der Altoäter“, nicht in der Fremdenstadt Peter d. Gr. haben. Denn „die wirkliche Freiheit“ liegt in dem örtlichen und provinziellen Geist, in der Ungleichheit der Klassen, der Aufsichtsämter und der Gewalten selbst. Die Einheit ist der mehr oder minder glänzend gekleidete Despotismus.“



# Zur projektierten Reform der Mittelschulen.

Von

Oberlehrer **C. Seywang.**

---

## III.

Im dritten Teil meiner Arbeit<sup>1</sup> habe ich von dem, was für das Innere des Neubaus geplant wird, nach den von mir berücksichtigten fünf Gesichtspunkten: I. dem historischen; II. dem des Verhältnisses zwischen den Fächern des Könnens und Kennens; III. dem der Forderung der modernen Bildung; IV. dem der Möglichkeit, einen Lehrgegenstand neben oder nach der Schule nachzuholen; V. dem des Nutzens des resp. Lehrgegenstandes für unsre deduktive, induktiv experimentelle und induktiv beobachtende Denkungsart — zuerst die Erweiterung des Kursus der neuen Sprachen zu besprechen und dann im Schlußteil den vergrößerten Kursus der Naturwissenschaften und den freieren Betrieb des Unterrichts in den beiden obersten Klassen zu erörtern und endlich besonders die Schlußfolgerung zu ziehen, ob die vom Ministerium geplante Reform der Mittelschulen einen Bildungsfortschritt gegen früher oder aber einen dem Lande gefahrbringenden Bildungsrückschritt bedeutet.

Der Kursus der neuen Sprachen wird vergrößert.

Die Bestrebungen, in den Lehrplan auch neue Sprachen aufzunehmen, gehen schon in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts

---

<sup>1</sup>) Diese erhebt selbstverständlich keinen Anspruch, die berührten Fragen irgendwie vollständig, erschöpfend zu behandeln, ihr Zweck ist vielmehr der, das Interesse für pädagogische Fragen, das früher im baltischen Lande ein sehr reges war, wieder zu erregen resp. das noch vorhandene zu erhalten und in die weitesten Kreise zu tragen.

und die erste des 18. zurück<sup>1</sup>. Es begann damals ein Kampf zwischen dem Latein und lateinischer Literatur mit dem Französischen und der französischen Literatur. Ruhmredige Franzosen bildeten sich und ändern ein, ihre Dichter und Prosaisker seien den alten Klassikern vorzuziehen. In der Diplomatie trat allmählich Französisch als Universalsprache der europäischen Könige und Fürsten an die Stelle des Latein. Ebenso hatte es sich als Umgangssprache unter den höheren Ständen Deutschlands geltend gemacht, von denen der heillose Ludwig XIV. und sein ihn adorierendes, verworfenes Hofgesindel als höchste Muster der galanten Bildung verehrt und nachgeäfft wurden. Die oberflächlichen, verräterisch undeutschen Anpreiser dieser Bildung hofften sogar, Französisch werde die klassischen Sprachen ganz verdrängen und selbst Lehrsprache auf Universitäten werden. Darf man sich wundern, wenn alles dies Rückwirkung auf die Schulen hatte. Vornehmer Leute Söhne ließen sich vom Griechischen eximieren und hielten das Französische für unentbehrlich. Unter den deutschen Pädagogen, die mit Erfolg für die reale Richtung eintraten, ist an erster Stelle Aug. H. Franke zu nennen, weil er in seinem Pädagogium in Halle das Französische einführte. Dasselbe wurde dort von einem geborenen Franzosen zusammen mit dem Ordinarius gelehrt. Ersterer hatte zu lesen und zu parlieren, letzterer die Grammatik zu lehren, Übersetzungen zu leiten und für Disziplin zu sorgen. — In der Fürstenschule in Meissen, um noch ein Beispiel für das weitere Vordringen des Französischen anzuführen, wurde 1817 das Französische eingeführt, zugleich mit dem Tanzen, und ein Franzose zugelassen zum Unterricht im Sprechen, Fechten und Tanzen. Obligatorisch für die obersten drei Klassen wurde das Französische in Meissen aber erst 1812<sup>2</sup>. Jetzt ist das Französische in Deutschland meist verbindlich — im Bismarck-Gymnasium mit 20 Stunden von Quarta (= Quinta) an, wünschon dasselbe im nördlichen Teil des Reiches oft durch englisch, im südlichen auch durch italienisch ersetzt wird. Auch bei uns im Reich wäre besonders in den Hafen- und Fabrikstädten vor dem Französischen wohl dem Englischen der

1) Vgl. Kaumer, Geschichte der Pädagogik II, S. 108 ff.

2) Vgl. Plate, St. Afra, Geschichte der königl. sächs. Schule von der Gründung an. Der Monsieur Dupin hielt sich nicht lange in seiner Stellung, weil schlechter sittlicher Einfluß auf die Schüler sich bemerkbar machte, auch mit den Nachfolgern ging es nicht besser.

Vorzug zu geben, das ja bekanntlich auch von seiten der Literatur in jeder Hinsicht einen weit größeren Reichtum lesenswerter, sittlich reiner und interessanter Bücher — auch mehr treffliche, einfache, natürliche Kinderchriften — bietet, als Frankreich, und wohl auch die größte Aussicht hat, an Stelle des früheren Latein und des jetzigen Französisch Weltsprache zu werden<sup>1</sup>. In den russischen Gymnasien und Progymnasien handelt es sich, bis jetzt wenigstens, immer nur um Französisch und Deutsch, und galt früher für den Unterricht in diesen Sprachen ein doppeltes Ziel<sup>2</sup>: mitzuwirken an der allgemeinen Bildung der Schüler durch Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten, und alle nötigen Kenntnisse ihnen mitzuteilen, damit sie nach Beendigung des Gymnasialkurses imstande sind, wissenschaftliche und überhaupt Literaturerzeugnisse der deutschen und französischen Gelehrten und Schriftsteller im Original zu benutzen, sowohl zur Erweiterung ihrer allgemeinen Bildung, als auch zum Studium der von ihnen erwählten Spezialwissenschaft. Es ist also dasselbe Ziel, das in Deutschland auch jetzt noch beim Französischen resp. Englischen erstrebt wird<sup>3</sup>. Für russische Gymnasien sind das Deutsche und Französische gewiß zu dem Zweck sehr geeignet, bieten sie doch alles, worauf es bei Erlernung einer fremden Sprache ankommt: das Fremdartige oder die am meisten Bildung gewährende Heterogenität, Reichtum der Formen, ausgebildete Grammatik und reiche Literatur. Auf das frühere Doppelziel und besonders auf die *disciplina mentis* auch durch die neuen Sprachen, die ja, wenn auch weniger gut, als durch die alten Sprachen<sup>4</sup>, besonders durch die französische, die Tochtersprache der lateinischen, mit ihrem streng logischen Charakter, ihrer Schärfe

<sup>1</sup>) In den meisten deutschen Gymnasien wird neben dem Französischen das Englische wenigstens fakultativ schon betrieben und in den Lehrerinnen-seminaren wird jetzt das Englische auch sehr stark betont.

<sup>2</sup>) Vgl. правила и программа класс. гимн. и прогимн. 1893 S. 150. Das Angeführte ist meine Uebersetzung.

<sup>3</sup>) Ueber den Streit über die neu sprachliche Methode vgl. Münch, „Neu sprachliche Methode und kein Ende“ in der „Monatschrift für höhere Schulen“ 1905, Sept.—Okt., und Goerth, Die Lehrkunst VI: „Ziel und Methode des Unterrichts in der franz. und engl. Sprache an höheren Mädchenschulen.“

<sup>4</sup>) Die größere Fremdheit dieser erfordert größere Geistesgymnastik. Auch ist ihre Ausdrucksweise weniger kompliziert und nicht mehr im Fluß und Veränderung unterworfen und der logische Aufbau der Grammatik bei ihnen leicht durchführbar. Auch die Lebensverhältnisse, Situationen u. d. d. d. sind einfacher und für die Jugend daher faßlicher. Vgl. Selinsky, „Die alte Welt und wir.“

und Präzision, meiner Meinung nach gewiß durchführbar und erreichbar ist, wird nur leider schon seit einigen Jahren ganz verzichtet resp. dasselbe als sehr nebensächlich betrachtet, und bei der Erlernung der neuen Sprachen nur noch ins Auge gefaßt, fließend zu sprechen und zu lesen, event. auch zu schreiben, um sich ihrer im mündlichen und event. schriftlichen Verkehr bedienen zu können. Diesem nur das Kennen anstrebenden Ziele dient denn auch nicht mehr die Apperzeptionsmethode, welche bei den alten Sprachen angewandt wird und die Grammatik, Syntax und Semasiologie behandelt, um den Organismus der Sprachen kennen zu lernen<sup>1</sup>, sondern die Assoziationsmethode — in Frankreich ist jetzt diese Methode durch einen Federstrich des Ministers allen resp. Fachlehrern vorgeschrieben<sup>2</sup> —, nach der wir ja auch mit wenig Mühe unsre Muttersprache erlernen, und wird z. B. schon für die unteren Klassen der Kommerzschulen streng vorgeschrieben, keine Handbücher zu benutzen und keine grammatischen Regeln zu geben, geschweige denn zu diktiert. Diese Vor- und Nachsprechmethode oder mehr oder weniger auf mechanischem Eindringen fußende Naturmethode, nach der ja auch Kellner, Portiers etc. nur durch praktische Übung, ohne Grammatik, oft mehrere Sprachen erlernen und die ja auch einige Erfolge da erzielt, wo Mädchen in geschlossenen Anstalten, den Internaten, Klöstern oder Pensionaten, besonders der Hauptstädte, unterrichtet oder dressiert werden, leidet augenblicklich freilich noch an nicht unbedeutenden Mängeln und Absonderlichkeiten und ist meiner Meinung nach in öffentlichen Lehranstalten, für welche, soweit sie Vorschulen für Hochschulen sind, als Ziel nur oder hauptsächlich der formale Bildungsgewinn ins Auge zu fassen sein dürfte, garnicht anwendbar, aber mit der Zeit wird sie schon unter irgend einem neuen Namen als vervollkommnete wieder auftauchen und wohl in den neuen Sprachen nach französischem Beispiel auch in allen russischen Schulen die allein herrschende werden.

<sup>1</sup>) Vgl. Goerth, Die Lehrkunst S. 290: Eine lebende Sprache kann nur auf zweierlei Weise erlernt werden: entweder praktisch durch lebendigen Verkehr mit Eingeborenen und solchen, die des fremden Idioms vollkommen mächtig sind, oder durch schulmäßigen Unterricht, d. h. durch systematisch geordnetes Erlernen und Einüben der grammatischen Regeln und Einprägen von Vokabeln und Redensarten, verbunden mit Übungen im Uebersetzen und Rückübersetzen, an die sich später Schreib- und Sprechübungen und synonymische Studien anschließen.

<sup>2</sup>) Vgl. Münch, Monatschr. für höhere Schulen 1905 Sept.—Okt.

Eine vermehrte Anzahl von Stunden nun für die neuen Sprachen, wenn diese nach der Nachsprechmethode gelehrt werden sollen, zu fordern, ist aber schwerlich richtig, da es doch wieder nur zum Nachteil anderer Fächer geschehen kann, die das geistige Können der Schüler anstreben<sup>1</sup>. In Mittelschulen aber, denen allen ohne Ausnahme das Recht gegeben werden soll, alle Hochschulen beziehen zu können, muß und kann solchen zur geistigen Entwicklung der Schüler nur wenig oder nichts beisteuernden Fächern nur wenig Zeit gewidmet werden, ja es empfiehlt sich vielleicht sogar die Erlernung der französischen oder deutschen Sprache ganz der Initiative der Familie zu überlassen<sup>2</sup>. Da nun die Möglichkeit vorliegt, das Französische und Deutsche auf die angegebene Art leicht neben oder auch nach der Schulzeit noch zu erlernen<sup>3</sup> und, wie oben ausgeführt, eine Aneignung der neuen Sprachen nach der Nachsprechmethode in Schulen nicht wünschenswert erscheint, so dürfte im Lehrplan der Mittelschulen den neuen Sprachen höchstens eine fakultative Betreibung und auch in diesem Falle nur nach vorwiegend apperzeptioneller Methode zur Verstärkung der Fächer des Könnens eingeräumt werden.

Beiläufig, alle Versuche den Humanismus mit dem Realismus zu vereinigen, Versuche, welche schon auf Ratichius und Comenius zurückgehen, indem man nacheinander stark betrieb z. B. deutsch, englisch, französisch, lateinisch und zuletzt griechisch, haben sich nicht bewährt und sind nach meist kurzer Zeit wieder von der Bildfläche

<sup>1</sup>) Daß dadurch auch das sprachlich-formale Zentrum im projektierten Lehrplan aufgehoben wird und zur Ausbildung der von uns am häufigsten angewandten induktiv-beobachtenden Denkungsart verhältnismäßig nur wenig Stunden nachbleiben und der neue Lehrplan nur einen Allerweltdilettantismus zuwege bringen kann, werde ich im Schlußteil meiner Arbeit, wo ich das Schema der Stundenverteilung nach der projektierten Reform gebe, noch besonders nachzuweisen suchen.

<sup>2</sup>) Nach der oft erprobten Erfahrung, daß Kinder am besten und schnellsten — fast spielend — eine Sprache von Kindern erlernen, ließe sich durch vorübergehende Ausnahme, besonders in den langen Sommerferien, von fremdsprachigen Altersgenossen wohl unschwer die Möglichkeit verschaffen, unsre Kinder die resp. neuen Sprachen lernen zu lassen. Nur müssen unsre Kinder dabei in der Muttersprache schon ziemlich fest geworden sein und ihr Sprachgefühl in dieser zuerst ausgebildet sein, da sonst nur konfundiert wird und auch die geistige Entwicklung leidet, wie wir es ja überall da sehen können, wo die Kinder gleich von klein auf mehrsprachig — bei uns im Baltenslande leider oft gleichzeitig sogar, *horribile dictu!* *vietsprachig* — erzogen werden.

<sup>3</sup>) Selinsky nennt im VI. Exkurs S. 290 seines Buches die neuen Sprachen *внѣшкольные, самыя интересные и удобонаверстаемые предметы*. So bezeichnet er auch S. 293 die Naturkunde und die neueste russische Literatur.

verschwunden. So z. B. wurde in Leipzig durch Gauschilb im modernen Gymnasium, welches 1859 — 600 Schüler zählte, das Lateinische nach vorhergegangenem Englisch und Französisch erst mit ca. 18 Jahren begonnen, aber bald zeigte sich, daß die Schüler dieser Schule das Englische und Französische nicht mehr kannten und das Lateinische noch nicht. Auch diese Schule ist daher wieder eingegangen, wie auch alle andern Versuche der Art nur kurzlebig gewesen sind und auch garnicht von langer Dauer sein konnten.

In den projektierten Lehrplänen unsrer zukünftigen deutschen Mittelschulen wird im kurländischen Schema<sup>1</sup> das Französische als fakultatives Lehrfach betrachtet und mit 12 — in V, VI, VII, VIII je drei Stunden — resp. 15 St. (IX) angefetzt und die Bemerkung hinzugefügt: die Schüler aller Klassen sind mit Rücksicht auf ihren Kenntnisstand in Gruppen zu teilen. Das halte ich für richtig und die Stundenzahl für genügend, auch für den Fall, daß das projektierte Lehrprogramm<sup>2</sup> der neuen russischen Mittelschulen wirklich eingeführt wird und beim Examen neben Deutsch auch Französisch verlangt wird. Wird doch in vielen Familien bei uns das Französische neben der Schule betrieben und lassen sich daher bei sehr vielen Schülern einige Kenntnisse der Sprache voraussetzen. Auch die vorangegangene vierjährige Beschäftigung mit dem Lateinischen erleichtert ja sehr die Aneignung des Französischen. — In der neuen Domschule in Reval sind — fakultativ — von der Sexta bis zur Sekelta inkl. je 2 St., im ganzen also 14 St. fürs Französische projektiert; ich glaube aber, um die Gefahr des allzu großen Nebeneinanders von verschiedenen Lehrgegenständen — an Sprachen allein schon auf der unteren Stufe Deutsch, Russisch, Latein und Französisch —, was ja immer mit Zerplitterung der Kräfte gleichbedeutend ist, zu vermeiden, daß es besser ist, den französischen Unterricht entweder ganz der Familie zu überlassen oder aber ihn erst dann zu beginnen, wenn der lateinische schon bis zur Lektüre der Schriftsteller

1) Vgl. Balt. Monatschr. 1905, Heft 10, S. 280.

2) Nach diesem sind Deutsch und Französisch verbindliche Fächer und für das erstere in den vorgesehenen sechs Klassen 16 Stunden und für das letztere 18 St. angefetzt. Dazu noch in den früheren I und II, der jetzigen Vorschule, Deutsch mit 9 St. und Französisch mit 5 St. Vgl. Lezius, „Das bisherige Ergebnis der Schulreform in Rußland“ in der Monatschrift für höhere Schulen 1905, Heft 6, S. 304.

vorgeschritten ist, also etwa in Tertia, und ihn von dieser Klasse an mit je drei Stunden, wie ebenfalls in Kurland, anzufügen. Daß nun noch für die drei obersten Klassen, wenn auch fakultativ, in der neuen Domschule aus utilitarischen Gründen mit je zwei Stunden das Estnische projektiert wird, ist nun nicht schön, haben wir doch infolgedessen auf der oberen Stufe ein Nebeneinander von sogar sechs Sprachen: Latein, Deutsch, Russisch und — fakultativ — Griechisch, Französisch, Estnisch. Das ist entschieden zu viel, da durch zu große Vielseitigkeit der Bildungstoffe ja der sicherste Weg gegeben wird, das Aufkommen aller genialen Naturen unmöglich zu machen. Ich wäre daher durchaus dafür, das Französische und das Estnische<sup>1</sup> ganz aus dem Lehrplan der neuen Domschule zu streichen.

Ja, aber wie steht es denn mit dem Schlußexamen event. im russischen Gymnasium, das ja an Sprachen Russisch, Latein, Deutsch und Französisch nach der projektierten Reform verlangen kann? Wäre es da nicht besser, ebenso wie in den zukünftigen russischen Gymnasien, aufs Griechische ganz zu verzichten? Mit den für die Domschule vorgesehenen je drei griechischen Stunden von IV oder auch III an, also mit 15 resp. 18 St. ist freilich nicht viel anzufangen und dürften hier glänzende Resultate nicht zu erwarten sein, und ich bin auch der Ansicht, daß man, wenn nicht mehr Stunden für das Griechische eingeräumt werden, lieber ganz diese Sprache aus dem Lehrplan zu streichen hat<sup>2</sup>. Aber lassen wir das Griechische weg, so entsteht der Übelstand, daß Estland in Zukunft ganz auf seine Nachbarprovinzen resp. die Kirchenschulen angewiesen sein wird in Bezug auf Theologen, Philologen, Historiker zc.<sup>3</sup>, ja daß, wenn Petitionen, wie die des Mitauschen Stadttamts an den Minister des Innern<sup>4</sup> berücksichtigt werden, „an der Hochschule zu Dorpat zur Immatrikulation und

1) Eine niedrigere Sprache als unsre Muttersprache kann auf diese sogar verbildend wirken, und ist die Aneignung des Estnischen, wenn nötig, der Privatinitiative zu überlassen.

2) Eine köstliche, vollsaftige Apfelsine kann gewiß in einem zu kleinen Gefäß untergebracht werden, aber was bleibt von der schönen Frucht nach? Ungenießbares Zeug! Vgl. Selinsky, „Die alte Welt und wir.“

3) Vgl. Selinsky S. 75: Знание обоихъ древнихъ языковъ необходимо для усвоения научной терминологіи, которое оно и облегчаетъ и осмеляетъ; эта сторона дѣла особенно ощутительна для медиковъ и натуралистовъ.

4) Vgl. Balt. Monatschr. 1905, Heft 12, S. 414.

auch zum Anhören der Vorlesungen nur Absolventen klassischer Gymnasien zuzulassen“, den Abiturienten der neuen Domschule Dorpat nicht mehr zugänglich ist. Dasselbe droht auch von seiten ausländischer Hochschulen, auch der meisten polytechnischen<sup>1</sup>, und dürften in Zukunft Zeugnisse von russischen Realgymnasien — die neue Domschule projiziert aber ein diesen ähnliches Programm — nicht mehr als voll anerkannt werden. Sehr zu beachten ist, was Prof. Lezius in Rjiew<sup>2</sup> in seinem „Das bisherige Ergebnis der Schulreform in Rußland“ sagt: „Alle gymnastialen Mittelschulen sind so stark reformiert worden, daß sie nicht mehr den Namen von Gymnasien, ja nicht einmal den von Vollanstalten verdienen. Niemand darf sich wundern, wenn die Regierungen anderer Staaten daraus die praktische Folgerung ziehen und den Zöglingen der neuen russischen Realgymnasien die Gleichberechtigung mit den eigenen nicht mehr einräumen.“ Diese Realgymnasien sind in der Tat durch den Ausschluß des Griechischen zu Kompromiß- und Zwitteranstalten geworden<sup>3</sup> und sollten uns eher als warnendes Beispiel vor Augen stehen, als zur Nachahmung reizen. Auch ich bin durchaus für das aut — aut: echte Gymnasien, wie wir sie früher im Baltischen Lande hatten, mit Latein und Griechisch als Zentrum, oder Schulen mit Französisch und Englisch resp. Mathematik und Naturwissenschaften als Zentrum<sup>4</sup>. Ja, woher sollen

<sup>1</sup>) Aus Hannover z. B. liegt mir ein Schreiben vor vom Dez. 1905: „Als Studierender können Sie in der hiesigen Technischen Hochschule nur aufgenommen werden, wenn Sie im Besitz eines Zeugnisses eines 8klassigen russ. Gymnasiums sind — die Absolvierung einer Realschule mit Ergänzungsstufe genügt für die Aufnahme als Studierender nicht“, und aus Danzig-Langfuhr ebenfalls vom Dez. 1905: „In letzter Zeit sind als Studierende nur solche Personen zugelassen, die im Besitz eines Reisezeugnisses eines russischen 8klassigen Gymnasiums waren, während die mit andern Reisezeugnissen nur als Hörer (ohne zu den Prüfungen zugelassen werden zu können) zugelassen werden.“

<sup>2</sup>) Vgl. Zeitschrift für höhere Schulen 1905, S. Juni, S. 306.

<sup>3</sup>) Vgl. R. v. Freymann, Zur Reform des humanistischen Gymnasiums. Balt. Monatschr. 1905, Heft 10, S. 247.

<sup>4</sup>) Den Gedanken, das Russische zum Mittelpunkt zu machen, halte ich für ganz verfehlt. So sehr ich für die gründliche Aneignung der Reichs Sprache bin, die uns ja schon jetzt und in nächster Zukunft erst recht notwendig ist, und daher mit voller Ueberzeugung die Ansicht vertrete, daß die Eltern alles dransetzen müssen, den Kindern das Erlernen dieser Sprache zu erleichtern — nach der Assoziationsmethode — und nicht nur der Schule zu überlassen, welche diese Aufgabe allein garnicht lösen kann, denn die Ansprüche an die Kenntnisse in derselben beim Abiturium sind jetzt andre als früher, wo eine nicht sehr schwierige Uebersetzung aus dem Deutschen genügte, ebenso sehr aber bin ich davon überzeugt, daß die russische Sprache nur oder vorzugsweise nach der Apperzeptionsmethode erlernen zu lassen, mit Erfolg nicht gut möglich ist, da sie noch, bis jetzt wenig,

Ja, woher sollen dann aber unsre Mittelstädte, wie Reval, Mitau, Libau zc., die doch auch für deutsche Elementarschulen — in Mitau ist eine solche schon vorhanden und in Reval wird eine Kirchen-Elementarschule soeben ins Leben gerufen — und doch wohl sehr bald auch für Kreisschulen zu sorgen haben werden, die Mittel hernehmen, um nebeneinander Realschulen und Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache zu erhalten? Solche Mittelschulen kosten ja viele Tausende und macht selbst ein hohes Schulgeld von etwa 100 Rbl. auch bei großer Schülerzahl diese Schulen kaum bezahlt. Gewiß, nur große Städte wie Riga können sich vielleicht den Luxus gestatten, räumlich getrennte Gymnasien und Realschulen zu unterhalten, aber weshalb sollen denn unsre Mittelstädte nicht wieder, wie das auch schon früher einmal der Fall gewesen ist z. B. in der Revalschen Domschule, Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache gründen, die den Lehrplan der Gymnasien und Realschulen bis IV inkl. vereinigen und von der Tertia an eine Trennung des Lehrplanes für Klassiker und Realisten eintreten lassen? Die zu erwartende sehr große Frequenz solcher Schulen dürfte diese mit nur geringer Unterstützung auskommen lassen und auch in Bezug auf den Raum dürften nur wenig Schwierigkeiten — in der Domschule in Reval gar keine — entstehen, handelt es sich doch nur für vier Klassen für einzelne Stunden — doch wohl immer für die kleinere Hälfte der Schüler — Realisten resp. Gymnasiasten — um höchstens vier besondere kleinere Räume. — Für den Lehrplan eines solchen Gymnasiums mit Realabteilung von Tertia an möchte ich folgende Vorschläge machen, die selbstverständlich je nach den gestellten Anforderungeu

stens, keine grammatisch ausgebildete genannt werden kann und, nach der erwähnten Methode betrieben, durch ihre vielen Ausnahmen nur verwirrt und als sensualistische par excellence — vgl. die Aspekte (взды), den Mangel an Zeiten, Modi, unausgebildetes Passivum zc. — als sprachlich-formales Zentrum nicht geeignet ist. Daß dieses Zentrum auch nicht durch die vorgesehenen 32 Stunden Latein in der neuen Domschule genügend gewahrt ist, dürfte ebenfalls einleuchten, besonders wenn noch von den vier Stunden pro Klasse auf der oberen Stufe einzelne Stunden zur Auffizierung des in der Muttersprache bereits durchgenommenen dienen sollen. Die Annahme übrigens, daß einige wenige Stunden dafür genügen sollten, halte ich für eine ganz falsche, denn wenn die Uebersetzung der Schriftsteller in je einer Stunde die Woche nicht schon von der Klasse an, wo die Lektüre der Schriftsteller beginnt, geübt wird, so dürfte wenig Gewähr geboten sein, daß z. B. ein Livius und Virgil beim Abiturium auch ins Russische übersetzt werden können. Dazu gehört beständige, mehrjährige Uebung. Ich glaube daher auch nicht, daß die für Kurland projektierte IX. russische Klasse imstande sein wird, diese Aufgabe zu lösen.

im Einzelnen einer Änderung oder Verbesserung unterliegen können.

Gymnasium mit Realabteilung.  
I—IV gemeinsam.

F ä c h e r.	I.	II.	III.	IV.
Religion . . . . .	2	2	2	2
Russische Sprache u. Literatur	5	5	4	4
Deutsche Sprache u. Literatur	4	4	4	3
Lateinische Sprache . . . .	4	4	4 u. 1 <sup>1)</sup>	4 u. 1
Griechische Sprache . . . .	—	—	4	4 <sup>2)</sup>
Geographie . . . . .	2	2	2	2
Geschichte . . . . .	2	2	2	2
Mathematik . . . . .	4	4	4	4
Naturgeschichte . . . . .	—	—	—	2
Kalligraphie . . . . .	2	2	—	—
Singen . . . . .	1	1	—	—
Zeichnen . . . . .	2	2	2	2
Turnen . . . . .	2	2	2	2
in Summa	30	30	31	32

Gymnasium. V—VIII.

F ä c h e r.	V.	VI.	VII.	VIII.	in Summa inkl. I—IV
Religion . . . . .	2	2	2	2	16
Russ. Sprache u. Liter.	4	4	4	4	34
Deutsche Spr. u. Liter.	3	3	3	3	27
Lateinische Sprache . .	4 u. 1	4 u. 1	4 u. 1	4 u. 1	38
Griechische Sprache . .	4 u. 1	4 u. 1	5 u. 1	5 u. 1	30
Geographie . . . . .	—	—	—	—	in I—IV 8 St.
Geschichte inkl. russ. G.	3	3	3	3	20
Mathematik . . . . .	4	4	4	4	32
Physik . . . . .	—	2	2	2	6
Naturgesch. u. Physiologie	2	2	2	2	10 davon 2 in IV.
Turnen . . . . .	2	2	2	2	16 davon 8 in I—IV.
in Summa	30	32	33	33	
Französisch fakult. oder obligatorisch <sup>1)</sup> .	3	3	3	3	getrennt von der Real- abteilung.
	33	35	36	36	

1) und 1 zum Übersetzen der Schriftsteller ins Russische, nachdem diese bereits in den andern Stunden ins Deutsche übertragen worden sind.

2) Hier ließe sich event. für die zukünftigen Realisten Handelsgeographie, einfache Büchführung zc. ansetzen, wenschon ich glaube, daß die griechische Grammatik ebenso formal bildend behandelt werden kann, wie die lateinische.

3) wenn im Französischen ein Examen im russ. Gymn. verlangt wird.

## Realabteilung.

## V—VIII.

F ä c h e r.	V.	VI.	VII.	VIII.	
Religion . . . . .	2	2	2	2	16 gemeinsam mit Gymnasium
Russ. Sprache u. Liter.	4	4	4	4	34 " " "
Deutsche Spr. u. Liter.	3	3	3	3	27 " " "
Französisch . . . . .	7	7	6	6	26 getrennt vom Gymnasium
Englisch . . . . .	—	6	6	6	18 " " "
Handelsgeographie resp. Buchführung . . . . .	2	—	—	—	2 <sup>1</sup>
Geschichte . . . . .	3	3	3	3	20 gemeinsam mit Gymnasium
Mathematik . . . . .	4	4	4	4	32 " " "
Physik . . . . .	—	2	2	2	6 " " "
Naturgesch. u. Physiologie	2	2	2	2	10—2 in IV gem. mit Gymn.
Zeichnen . . . . .	3	1	2	2	16—8 in I—IV getr. v. Gymn.
Turnen . . . . .	2	2	2	2	16—8 in I—IV gem. m. Gymn.
in Summa	32	36	36	36	

<sup>1)</sup> resp. 10 als Fortsetzung von III und IV mit je 4 Stunden statt Griechisch inkl. Buchführung zc.



# Die Berufung des Markgrafen Wilhelm zum Koadjutor des Rigaschen Erzbischofs.

Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte

von

Paul Karge.

## I.

Nicht nur der Provinzialgeschichte allein gehört die Berufung des fränkischen Brandenburgers, des Markgrafen Wilhelm, nach Riga und Livland an; gleichzeitig ist sie ein Glied der großen universellen Bewegung der Geister, welche die christliche Welt an der Schwelle der Neuzeit in zwei feindliche Lager theilte. Noch eine zweite Erscheinung der Zeit, die, in den andern Staaten-gebilden schon überwunden, an dem vielgestaltigen Leib des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation indessen noch zehrte, kam in ihr gleichfalls zum Ausdruck: der Kampf des zur Herrschaft und Obmacht strebenden modernen Fürstentums gegenüber der veralteten, dem Mittelalter angehörigen Institution der Mönchsritterorden, gegenüber dem Mittelalter, das seine politische und soziale Glanzzeit hinter sich hatte.

Mehrfach und vornehmlich gerade in neuester Zeit sind diese beiden Gesichtspunkte von den Geschichtsforschern, welche diesen Gegenstand behandelt haben, ausgeschaltet oder übersehen worden. Man hat die Berufung des Markgrafen Wilhelm ganz vom lokalen oder provinziellen Standpunkte aus betrachtet oder sie allen Ernstes einzig und allein als Ausfluß dynastischer Pläne und Begehrlichkeit hinstellen wollen. So hat man natürlich die in ihr vorhandenen Berührungspunkte mit den großen weltgeschichtlichen Ereignissen,

die charakteristischen Merkmale, durch welche die livländische Reformationsgeschichte mit der Allgemeinhistorie in Verbindung steht, zum guten Teil verwischt und zerstört. Wir wollen es hier versuchen, die allgemeine, reformationsgeschichtliche Tendenz, welche in der Wahl des fränkischen Brandenburgers zum Ausdruck kommt und gleichsam den Einschlag zu dem provinziellen Gewebe bildet, wieder zur Geltung zu bringen und in das richtige Licht zu rücken.

Die schon in den Anfängen der livländischen Kolonie begründete Gegenstellung zweier Gewalten, in die sich die Machtansprüche unterschiedlicher kleinerer noch mischten, hat die Geschichte Livlands dauernd bestimmt und gestaltet: die Rivalität zwischen Ordensmeister und Erzbischof. Beide geistlichen Standes, hatte das in dem Orden repräsentierte deutsche Rittertum doch immer eine größere moralische Kraft, weiteren Blick und eine von den Vätern ererbte staatlich-weltliche Veranlagung in hohem Maße zur Schau getragen. Fast schien es sogar, als sollte in dieser äußersten Pflanzstätte deutschen Rittertums, ganz im Gegensatz zu seiner Entwicklung im Heimatlande, wo seine letzten stattlichen Ausläufer der Überlegenheit des benachbarten Fürstentums zur Opfer gefallen waren, der Ritter mit dem weißen Mantel und dem schwarzen Kreuz in erheblich vergrößerter Machtstellung in die neuere Zeit sich hinüberretten, indem er den Vertreter der auf diesem Boden geistlicher Machtgebilde, im eigentlichen Sinne den hierarchisch-klarifalen Gedanken darstellenden Potenz, den Rigaer Erzbischof, unter seine Hand bekam. Der Grund für diese eigenartige Erscheinung, welche den allgemeinen historischen Gesetzen fast zu widersprechen scheint, lag in erster Linie in der überragenden Persönlichkeit eines Mannes, des Ordensmeisters Plettenberg. Dem vielgewandten, beweglichen und zweifelsohne klug zu nennenden Erzbischof Blankenfeld, dem Berliner Bürgermeistersohn, der im Dienste des Ordens Jahre lang päpstlicher „Kurtisan“ gewesen war und in der einträglichen Gunst der obersten Ordensgebietiger sich gesounnt hatte, fehlten am Ende doch alle Ingredienzien wirklich staatsmännischer Begabung<sup>1</sup>. Vom Orden und seinen eigenen Landständen bekämpft, hatte er das Land verlassen und, fern von der

<sup>1</sup>) Über Blankenfeld im allgemeinen vgl. man jetzt die fleißig zusammengestellte Monographie W. Schnörings, „Johann Blankenfeld. Ein Lebensbild aus den Anfängen der Reformation.“ Halle 1905.

Heimat, im „Gland“ sterben müssen. Schon hatte der Orden sich zum alleinigen Herrn der Hauptstadt des Landes, Riga, gemacht. Aber die Wahl eines neuen Erzbischofs zu verhindern fühlte er sich doch nicht stark genug. Immerhin war der Nachfolger Blankenfelds, der geistig beschränkte, den Weltfreuden keineswegs abgeneigte und Rom treu ergebene Johann Schöning, ein Rigaer Kind, aus der bekannten Rats- und Bürgermeistersfamilie dieses Namens, ganz nach dem Willen der Ordensgebietiger, vom Domkapitel berufen worden. Der Orden hoffte ein gefügiges Werkzeug in ihm zu haben.

Statt dessen regte sich aber sofort wieder die alte Antagonie. Schon das bloße Vorhandensein, das bloße Nebeneinander beider Gewalten löste alle die alten Streit- und Kampfesfragen auf der Stelle wieder aus. Schöning mußte die Fesseln, welche der Orden ihm auferlegte, schlechterdings zu sprengen suchen, wofern er nur halbwegs den ihm zugefallenen geistlichen Machtbezirk in Besiz nehmen wollte.

Oft hat man den Herzog von Preußen als den eigentlichen Urheber der Berufung des Markgrafen Wilhelm, seines jüngeren Bruders, nach Riga bezeichnet und gelten lassen wollen. Kein Zweifel, daß er in seinen Gedanken die Möglichkeiten erwog, wie die in den Wirren des preußisch-polnischen Krieges gelöste Verbindung mit Livland, vor allem die preußische Oberlehensherrlichkeit wieder herzustellen wäre. Nur wenige Tage nach dem Abschluß des Krakauer Friedens gab er seinem am Hofe des Kaisers in Spanien weilenden Gesandten den Auftrag, die Belehrung mit Livland und den deutschen Gebieten des Ordens bei Karl V. für ihn nachzusuchen<sup>1</sup>. Im Gegenteil, es wäre sogar verwunderlich gewesen, wenn er solchen Gedanken nicht nachgegangen wäre, wenn die Frage der künftigen Gestaltung der politischen Beziehungen des neuen Herzogtums zu Livland, vor allem die Haltung gegenüber dem Ordensmeister Plettenberg, nicht einen breiten Raum in den Erwägungen der preußischen Staatsmänner eingenommen hätte. Schon um seiner eigenen Sicherheit willen mußte Albrecht solchen Gedanken nachgehen. Denn was er aus Livland her über den Orden und sein Verhalten vernahm, oder was er durch seine

<sup>1</sup> Herzog Albrecht an Georg von Klingenbeck, Briege 1525, April 18. (Vgl. Karge, „Herzog Albrecht von Preußen und der deutsche Orden“ in der *Altpreuß. Monatschrift* Bd. 39, S. 372.)

Vertrauensmänner und Verbindungen im Reich über ihn zu hören bekam, klang überaus schlimm und gefährlich genug. So viel schien nach allem festzustehen, daß die livländischen Herren den Schritt, welchen Albrecht getan hatte, nicht im entferntesten billigten, geschweige ihn nachahmen würden; sie würden es lieber auf eine Vereinzelnung zwischen den evangelischen Nachbarmächten und dem ihnen am allerletzten Ende freundlich gesinnten Polen-Litauen ankommen lassen. Livländische Ordensherren und Ordensagenten tauchten überall im deutschen Reiche auf, die gegen Albrecht zu hegen schienen, darunter Robert de Grave, der Komtur von Töllin, als einer der gefährlichsten. Am polnischen Hofe erschien eine livländische Ordensgesandtschaft<sup>1</sup>, an der römischen Kurie entfaltete der Ordensprokurator eine in die Augen fallende Tätigkeit<sup>2</sup>, kurz, ein ganzes Netz von Intriguen und Mächenschaften schien sich gegen Albrecht anzuspinnen. Die zur Vorsicht mahnenden dringlichen Warnungen, welche noch dazu häufig von Gewährsmännern kamen, die gut unterrichtet sein konnten, mehrten sich so, daß Albrecht fast annehmen mußte, ein gemeinsamer Angriff des deutschen Ordens und Adels stehe ihm von beiden Flanken, vom Reiche wie von Livland her bevor. Daher hieß es für ihn gut auf der Hut zu sein. Indeß, aggressive Gedanken hat Albrecht wohl nie gehabt; dazu hätten ihm Mittel und Kräfte auch gefehlt. Seine sämtlichen Räte und Staatsmänner rieten ihm überdies eine freundschaftliche Haltung gegenüber den livländischen Machthabern an. Bereits fünf Tage vor dem Abschluß des Krakauer Friedens empfahl ihm Hans von Besenrode und Meinecke von Schierstädt, Plettenberg sich zum vertrauten Freunde zu halten; auf diese Weise werde er ihn und Livland vermutlich eher gewinnen, als durch Gewalt und Praktiken. Achatius von Zehmen, der dem Herzog von Preußen eng befreundete spätere Wojewode von Marienburg, riet ihm, seine Politik gegenüber dem Ordensmeister stets unter den Gesichtswinkel der vom Moskowiter her drohenden Gefahr und der Notwendigkeit ihrer Abwehr einzustellen. In friedlichem Sinne haben sich ferner der Bischof Georg von

<sup>1</sup>) Herzog Friedrich von Liegnitz an H. Albrecht, Liegnitz 1525, Dez. 23. (StA. Königsberg, Herzogl. Briefarchiv A 2.)

<sup>2</sup>) Oberster Marschall Georg von Ely an den Ordensprokurator in Rom, Georg Busch, 1526 Mai 29. (Ebenda H. 1526.)

Polenz, Friedrich von Heideck, des Herzogs damaliger Kanzler Spielberger und der spätere Hauptmann von Memel, Georg von Klingenberg, geäußert<sup>1</sup>. Feste Formen und Umrisse, eine bestimmte Linie, wie er die verloren gegangene Nachbarprovinz dem preussischen System und Einfluß wieder angliedern könne, — eine Idee, welche Albrecht Zeit seines Lebens nie aus dem Auge gelassen<sup>2</sup>, — haben seine Gedanken aber nicht gehabt. Mit dem realen Wirklichkeitsfönn, welcher den Fürsten und Staatsmännern jener Jahrhunderte eigentümlich war, überließ er die Lösung der Frage ganz der Fügung des Augenblicks. So hat sich ihm auch die Kombination: durch die Beförderung eines Bruders auf den Posten des Rigaer Koadjutors seinem Ziele näher zu kommen, ganz wie von ungefähr ergeben. Von anderer Seite wurde sie ihm zuerst entgegengebracht und freiwillig angetragen. Noch kurz zuvor hatte er mit diesem selben Bruder ganz andre Pläne im Sinne gehabt und ihn zum Herzog oder doch wenigstens zum Hauptmann-Statthalter von Masowien machen wollen.

Wichtige politische Lebensinteressen waren es, welche ihn zu gunsten seines neuen Herzogtums bestimmten, auf jene Anregung einzugehen, die aus dem Erzstift kam. Natürlich hat auch das Hauptinteresse, dynastische Regungen, die Rücksichtnahme auf das Gedeihen und die Wahrung des „löblichen Kurhauses Brandenburg“ in Albrechts Gedankengänge hineingespielt, — das soll keineswegs geleugnet werden. Aber den Ausschlag haben sie nicht gegeben, wie wohl behauptet worden ist. Aus dem ganzen preussischen Schriftenwechsel jener Tage drängt sich uns die Beobachtung auf, daß die religiös-politische Seite der Frage, sozusagen die staatlichen Interessen des neuen Herzogtums für Albrecht durchaus im Vordergrund standen und die dynastische Tendenz zurücktreten ließen. Albrecht sowohl wie die Evangelischen legten bei weitem mehr Gewicht auf die Zuverlässigkeit des neuen Koadjutors in religiöser

<sup>1</sup>) Besenrode und Schierstädt an H.M. Albrecht, Neustädlein 1525 April 3. Böhmen an dens., 1525 Juli 21. Memorial Christoph Gattenhofens, im Auftrage des Bischofs Polen z wecks Beantwortung der Lohmüller'schen Darstellung der Reformationsbewegung in Livland zusammengestellt [September 1525]. Klingenberg an H.M. Albrecht, Madrid 1525 Februar 22. (Sämtliche Stücke im St.M. Königsberg.)

<sup>2</sup>) Interessant ist nach dieser Richtung eine in der preussischen Kanzlei entstandene Rechtsdeduktion vom J. 1534, welche wir an anderer Stelle mitteilen werden.

und politischer Hinsicht, als auf sein Verwandtschaftsverhältnis zum Herzog. Ein Bruder von ihm hätte der in Aussicht genommene schließlich garnicht zu sein brauchen, nur mußte er unbedingt dem religiös-politischen System angehören, zu dem sich Preußen seit dem ewigen Frieden von Krakau bekannte. In dieser Bedingung aber lag doch wieder ein Grund, an einen der fränkischen Brandenburg zu denken; von ihm, vorausgesetzt daß er evangelisch war, durfte man am ehesten ein Gemeinschaftsgefühl und Übereinstimmung der Gesinnung erwarten. Er würde sich der politischen Konstellation am schnellsten anpassen, ihr auch für die Zukunft treu bleiben und nicht wider den Stachel löcken. — Nicht unterschätzen darf man ferner den bestimmenden Einfluß des spezifisch religiösen Moments, das in der Tiefe der Seelen die Situation beherrschte, der großen allgemeinen Idee, welche die Anhänger des Evangeliums, Fürsten und Völker erfüllte und eng mit einander verband, des Gefühls der Glaubensgemeinschaft: durch die Entsendung eines gleichgesinnten Bruders meinte Albrecht ein der Gesamtheit der in schwerer Gefahr befindlichen Neugläubigen dienliches Werk zu tun, ihre gesamte Stellung und zugleich auch die eigene damit zu stärken. In den Kundgebungen seiner Räte und Staatsmänner, in seinen eigenen Gedankengängen tritt dieser Standpunkt verschiedentlich hervor<sup>1</sup>.

Mehrfach hat man es auch versucht, besonders in neuester Zeit, den Rigaer Stadtssekretär und Syndikus, Magister Johann Lohmüller, für die Berufung des Markgrafen Wilhelm verantwortlich zu machen. Das heißt aber doch den Wirkungskreis und die Machtkompetenzen eines städtischen Ratssekretärs weit überschätzen. In diesem Lande der geistlichen Herrlichkeiten, mit denen es „allzusehr behängt war“, — wie Lohmüller einmal klagt — wo neben dem Orden und Klerus als dritter Stand der landständische Adel herrschte, kamen ganz andre Faktoren, als wie der städtische Rat, in Betracht. Wichtig ist, daß Lohmüller um die Dinge gewußt hat, daß er bei ihrer Verwirklichung mitgeholfen und mitgeschoben hat, — dafür sprechen schon gewisse persönliche

<sup>1</sup>) Vgl. das im Auftrage des samländischen Bischofs Georg von Polenz von Christoph Gattenhofen gefertigte Gutachten über die Lohmüllersche Darstellung der Reformationsbewegung in Livland, welches Friedrich von Seidewitz überbracht hatte. 1525 August/Sept. (StA. Königsberg, Konzepte D.)

Beziehungen, die er zu den eigentlichen Urhebern von Wilhelms Berufung hatte, insonderheit die Glaubensgemeinschaft; auch war es ein blinder Zufall, daß er in denselben Tagen, da der erzstiftische Kanzler Wolfgang Loh mit Schönig wegen einer brandenburgischen Koadjutor in Lübeck unterhandelte, in wichtigen Geschäften seiner Stadt dort ebenfalls anwesend war, — aber das eigentliche Spiel hat doch in ganz andern Händen gelegen.

Wer war es denn überhaupt, der an der Stärkung der Stellung des Landesherrn, des Erzbischofs, und an der Befreiung des Erzbistums aus der Umklammerung durch den Orden in erster Linie ein aktuelles Interesse hatte? Wem mußte am meisten daran gelegen sein, daß die Aulusa des Herrschaftsgebiets, — diejenigen Landesteile, Privilegien, Rechte und Gerechtfame, die Jurisdiktionen, kirchlichen Güter, Gülten, Renten und Zinsen, welche in Gefahr waren, einerseits durch die Machtpolitik von Meister und Orden und andererseits durch die Empörung Rigas dem territorialen Ganzen verloren zu gehen, — durch die Berufung und Hand eines mächtigen und starken Koadjutors wieder zurückgenommen würden? — eines Koadjutors, der sich auf breitere Basis stützte, als das beim Erzbischof Schönig, dem Rigaer Bürgersohn, der Fall war, der nicht nur den einzelnen Ständen und korporativen Gliederungen des Erzstifts selber, sondern vor allem dem Orden imponierte, der es daneben auch verstand, den leidigen Widerstreit der Gemüter, die Wirren auf kirchlich-religiösem Gebiet mit ihren tief einschneidenden materiellen Folgen zu mildern, zu überbrücken und zu beseitigen — kurz, der durch seine ganze Persönlichkeit, durch Herkunft und Namen, durch seine Stellung in religiöser und politischer Hinsicht die Gewähr bot, der Wunden Herr zu werden, welche Blankfeld und Schönig niemals zu heilen vermocht hätten? In dieser Fragestellung, in der sich die Summe der noch so verschiedenartigsten, der gleichen und entgegengesetzten, der sich deckenden oder einander durchkreuzenden Lebensinteressen der an der Wohlfahrt des Erzstifts — als Landesganzen, als Territorium genommen — in erster Linie beteiligten Kreise im weitesten Sinne umfassen läßt, liegt schon die Antwort begriffen. Oder will man noch etwa behaupten, daß Riga und sein Ratssekretär ein aktives Interesse daran gehabt hätten, die landesherrliche Macht des Erzbischofs zu stärken?

Wir wollen hier nur die inneren Parteiverhältnisse des Erzitifts selber, wie sie in den Jahren von 1527 bis 1530 etwa lagen, darstellen. In anderm Zusammenhange, im Rahmen eines historisch-biographischen Lebensbildes, werden wir in kurzem auch auf die späteren Entwicklungsphasen eingehen und dabei die innere Struktur der übrigen livländischen Staatenwelt, ihre sozialen, politischen und religiösen Grundlagen, sowie die verschiedenen Neubildungen auf materiellem und geistigem Gebiet berühren, soweit sie zu unfrem Gegenstände stofflich in Beziehung stehen. Interessant, wie eigenartige und neue Aufklärungen unfre Quellen: der im Königsberger Staatsarchiv beruhende, überaus umfangreiche diplomatische Schriftenwechsel des Herzogs von Preußen mit seinem jüngeren Bruder Wilhelm und den livländischen Staatsmännern jener Zeit für die verschiedenartigsten Fragen, so z. B. für die Rigaer Partei- und Verfassungsverhältnisse uns boten, für die Stellung der drei Verfassungskörperschaften zu einander, des engeren, heimlichen Rats, des weiteren Rats und drittens der Gemeinde, der beiden Gilden, deren Beziehungen und Gegensätze so grelle Beleuchtung finden, daß wir fast eine zusammenhängende Geschichte der inneren Rigaer Kämpfe und Parteiungen während der ganzen Reformationsperiode geben können. Neu ist ferner der Nachweis über die Parteineubildungen seit Markgraf Wilhelms Ankunft im Lande, ihre verschiedenen Schattierungen und Unterströmungen, welchen wir dort führen können, über das Vorhandensein zweier großen Parteien und Richtungen, welche sich als die evangelisch-markgräfliche und die altständisch-katholische bezeichnen lassen, — ein Unterschied, welcher erst gegen das Ende der dreißiger Jahre schwindet, um neuen Übergängen und andern Entwicklungsreihen Platz zu machen; ferner der Hinweis auf die engen Verührungen, man möchte fast sagen das Abhängigkeitsverhältnis der politischen Lage innerhalb der livländischen Staatengewalt von dem jeweiligen Stande des großen Entscheidungskampfes zwischen Lübeck und Dänemark, der sich in jenen Jahren abspielt, besonders in den Tagen der Grafenfehde. Das wechselnde Auf und Ab der politischen Konstellation zwischen den beiden Rivalen um die Vormachtstellung zur See bildet gewissermaßen den Gradmesser für die Gestaltung der livländischen Dinge. Jeder Erfolg der Lübecker kommt den katholischen Ständen, Orden und Prälaten, zugute,

während das Überwicht König Friedrichs und seines Sohnes Christian eine, wenn auch nur kurze, Erholung für die markgräflisch-evangelische Richtung bedeutet. Ein denkwürdiger Augenblick, als der leitende Staatsmann Markgraf Wilhelms, als offizieller Vertreter und Gesandter dreier Fürsten, des Königs von Dänemark, des Herzogs von Preußen und des Markgrafen Wilhelm vor dem Rigaer Räte steht und ihn zum Eintritt in den großen evangelischen Bund und vor allem zur Allianz mit Dänemark auffordert. Nur den Gegennutzen des „Rigischen Wullenwebers“ ist es zuzuschreiben, des aus der großen Gilde stammenden Kersten Schloszmacher, der den aus Lübeck importierten Fürsten- und Adelshaß des hanseatischen Bürgertums für seine Pläne nutzbar machte und trotz seiner Zugehörigkeit zur lutherischen Glaubenslehre es mit den Römischen im Lande, mit Prälaten und Orden, hielt, daß solche Entwürfe und Hoffnungen zu Fall kamen. Als Christian III. schließlich doch Sieger blieb, war es für den Markgrafen und seine Partei schon zu spät.

Diese und eine ganze Reihe von ähnlichen neuen und wichtigen Einblicken in die Geschichte Livlands während jener Jahrzehnte haben uns die Quellen gewährt, welche wir der nahezu druckfertigen Biographie des Markgrafen-Koadjutors und Erzbischofs Wilhelm zugrunde legen konnten. Dort haben wir uns auch in das fesselnde Gebiet der psychologischen Fragen und Probleme zu vertiefen bemüht, welche dieser eigenartige und interessante Fürstencharakter darbietet. Ein echtes Kind der gährenden Übergangszeit, im harten Kampf mit seinem ältesten Bruder, dem Markgrafen Kasimir, aufgewachsen, durchzieht sein ganzes Leben eine Dissonanz: der urwüchsig-angeborene, weltlich-fürstliche, unüberwindliche Widerwille gegen das geistliche Gewand, zu dessen Tragen er verurteilt ist. So stark ist dieser Widerwille, daß ihm höchstens die völlige Verständnislosigkeit des Andersgläubigen die Wage hält, die sich so weit steigert, daß Wilhelm im übelsten Landsknechtsjargon über die heiligsten Dinge Zoten reißt, sobald es sich um römisch-katholische Kultusformen handelt, während er dem gegenüber — man möchte fast sagen — schon rein äußerlich in eine ehrerbietige und andächtige Haltung sich rückt, wenn er an seinen Gott, den Gott Luthers und der Protestanten denkt. Kriegsrühm und fürstlicher Mittersport, die Freuden der Welt, eine mächtige, weltliche Herr-

schaftsstellung — das waren die Träume und Ideale seiner Jugendzeit, denen zuliebe er seinem ältesten Bruder einfach durchbrennt — man kann es prägnant nur mit dem vulgären Ausdruck bezeichnen —, bis es der milderen, versöhnlichen Art seines Lieblingsbruders Abrecht gelingt, ihn dennoch dem geistlichen Stande zuzuführen. Ihm seelenverwandt, versteht er es, besser als die älteren Brüder, den individuellen Neigungen des jungen Trostkopfes nachzufühlen und ihnen goldene Brücken zu bauen. Erst ganz allmählich fand Markgraf Wilhelm sich mit seiner Stellung ab, nachdem er so manchen glänzenden Jugendtraum begraben hatte. Welch eine Fülle von glücklichen Ansätzen hat nicht die Deselische Katastrophe allein geknickt? Er, der bei seiner Ankunft im Lande von dem überwiegenden Teil der Rigaer Bürgerschaft als „Heiland und Hort“, als Befreier und natürliches Haupt der evangelischen Glaubensbewegung begrüßt und angejubelt wurde, mußte die ganze Veränderlichkeit der Volksgunst später bitter an sich erfahren, als er seine, dem protestantischen Glauben noch dazu angepaßten, aus freien Stücken verminderten Hoheitsrechte für sich in Anspruch nahm und unerwartet auf den lebhaftesten Widerspruch des nach Autonomie und Selbstbestimmung strebenden Gemeinwesens stieß. Der beständige Kampf mit dem Orden hatten ihm Tatkraft und Jugendmut früh gelähmt. Die Frage der freien Bischofswahl und der Succession, der wundeste Punkt zwischen Orden und Erzbischof, um derentwillen es schon in der Mitte der vierziger Jahre zu kritischen Tagen wiederholt gekommen war, brachte ihn schließlich am Ende seiner Tage noch in Lebensgefahr und Gefangenschaft. Welche verdrießlichen Reibungen und unaufhörlichen Kämpfe hat er nicht wegen der Reformation und der Einführung der lutherischen Predigt alle die Jahre hindurch mit seinem Domkapitel führen müssen? Mit Hilfe des Ordens wußten die geistlichen Herren diesen Lieblingsplan des Markgrafen-Erzbischofs, an den er noch einmal mit dem Optimismus der Jugend seine Zukunftshoffnungen geknüpft hatte, bis an seinen Tod zu hintertreiben. Nicht gerade der erste, welcher die Gefahr erkannt hätte, die dem Lande von Moskau drohte, hatte er doch zuerst, und zwar schon lange vor der Katastrophe, an die Organisation systematischen Widerstandes gedacht und in weit angelegten Entwürfen sich ergangen, um für den Entscheidungskampf, dessen Nähe er ahnend vorausah, gewappnet

zu sein. Schon aus seinen Anfängen in Livland stammt das Wort, das er, bis auf den Grund seiner Seele enttäuscht und verärgert, gelegentlich fallen ließ: er würde Livland, nur mit einem Badekittel bekleidet, schon längst verlassen haben, wenn er nicht mitten in den Kampf gegen Moskowiter und Tataren gestellt wäre. Ein Dasein, voll von vergeblichem Ringen und herben Enttäuschungen, welches, von allen Seiten umdrängt, auf dem ihm eigensten militärisch-politischen Gebiete unbefriedigt, sich erst allmählich in die Enge seines Schicksals hineinfindet und nach andern Richtungen für die von den Vätern ererbten Kräfte, die an größeren Zielen zum Scheitern kamen, einen Ausweg suchte. Und doch wie zäh haften in ihm, selbst noch im Alter, nach allem Ungemach die phantastischen Bilder seiner Jugendzeit! Sobald er sich nur einen Augenblick freier fühlt, umgaukelt ihn wieder der alte Traum der livländischen Herzogskrone, die in den Tagen der Desel'schen Wirren seinen Händen für immer entglitten war. Trotz aller Mißerfolge und des Scheiterns seiner politischen und teilweise auch seiner kirchlich-religiösen Mission bietet sein Lebensbild interessante Momente in Fülle, es gewinnt bei näherer Betrachtung und belebt sich in einer Weise, wie man es nach den bisher bekannten, freilich ganz lückenhaften und unzuverlässigen Quellen kaum hätte ahnen können.

Wir sind indessen von unserm Wege abgekommen; wir wollten nur kurz auf das baldige Erscheinen der Biographie des Markgrafen Wilhelm hinweisen und einige der dort behandelten Fragen andeuten. Im Folgenden wollen wir nun wieder zu unserm eigentlichen Gegenstande zurückkehren.

In erster Linie hatte natürlich der Erzbischof selber das aktuellste Interesse daran, daß seine Stellung und geistlichen Machtbefugnisse in demselben Umfange, wie seine Vorgänger sie besaßen hatten, wieder hergestellt würden. Nur so durfte er schlechterdings hoffen, die Hauptstadt des Landes, welche dem Meister erst kürzlich allein gehuldigt hatte, sowie die geistlichen Jurisdiktionen, Freiheiten, Rechte und Einkünfte, die in den letzten Jahren abhanden gekommen waren, zurückzugewinnen. Hand in Hand mit diesen Zielen gingen die Wünsche des Domkapitels, so oft es auch sonst zu seinem Oberherrn in Opposition gestanden hatte. Alles Trachten und Denken der ehrwürdigen geistlichen Herren galt der Restitution

des Rigaer Doms, der Kathedralkirche des ganzen Erzstifts, sowie der Wiederaushändigung des ihnen von städtischer Seite besonders entfremdeten Grund- und Kapitalbesiges.

Als dritter Faktor kam die erzstiftische Ritterschaft in Betracht, gleichviel ob sie zu dem katholisch gebliebenen Teil derselben gehörte, welchen Gotthard von Neilen führte, der Stiftsvogt von Kokenhufen, oder ob sie der Fahne Georgs von Krüdener folgte, des Treidener Stiftsvogts, der zu den Neugläubigen übergegangen war. Gerade die Ritterschaft hatte besonderen Grund, auf den unvermehrten Bestand des Erzbistums zu halten — sie hatte in erster Linie den Druck, die Lasten und Kosten, die ganze Verantwortung für die Zerstückelung und territorialen Verluste zu tragen. Einen deutlichen Fingerzeig nach dieser Richtung, einen Einblick in ihr inneres Empfinden gewähren uns die Ausführungen, welche die adligen Herren selber auf einem Ritterschaftstage damals machten: als Eingeborene und Landeseinsassen, die mit dem Grund und Boden fest verwachsen wären, hätten sie, allen übrigen Ständen voran, das nächste Interesse an den Geschicken des Erzstifts. Alle Schäden und Unbill, die es beträfen, fielen vornehmlich auf sie, ihre Kinder und Kindeskinde bis ins vierte und zehnte Glied zurück, während die geistlichen Herren, die an keine Scholle gebunden wären, meistens fremd und zugewandert, des wahren Heimatgefühls unfundig, ledig, wie sie wären, einfach das Land zu verlassen pflegten, wenn es in Schwierigkeiten käme, oder wenn sie reich genug geworden wären, um ihren Lebensabend daheim in Ruhe zu verbringen. Schon die Wahl des braunschweigischen Herzogs Georg, welche der Orden nachdem hintertrieb, war durch solche Erwägungen veranlaßt worden; man hatte die Einbußen der letzten Jahre durch den geborenen Fürsten wieder einholen wollen, wie Johann Briesemann offen sagt<sup>1</sup>.

So war das Zusammengehen der Interessen der führenden Stände, selbst soweit es sich um das oberste Ziel, um die Hebung der Landesmacht, um die Befreiung des Erzstifts aus den Händen des Ordens und um die Rückgewinnung der durch die Hauptstadt Riga entfremdeten Besitztümer handelte, im Grunde bereits ein

<sup>1</sup>) Von Johann Briesemann geschriebene Zeitung, die Ereignisse im Erzstift nach dem Tode Blankenfelds betr., vom 4.—5. März 1528. (StA. Königsberg. Herzogl. Brieftarchiv I.)

bedingtes; schon hier begannen die Gegensätze, Parteischattierungen und Unterströmungen sich anzukündigen, die, je weiter man von diesem Ziele abkam, sich desto mehr vertieften und desto schärfer in die Erscheinung traten. Der Erzbischof, das Domkapitel, die Ritterschaft und, wenn man die Stadt hinzunimmt, — sie alle verfolgten ihre Sonderziele, sogar im Schoße der einzelnen Gruppen und Körperschaften gab es Bestrebungen, welche diametral sich gegenüber standen.

Merkwürdig, wie eine und dieselbe politische Aktion das allen Ständen Gemeinsame sowohl, wie auch ihre Besonderheiten gleichzeitig zum Ausdruck bringen kann. Wir haben hier die in Lemsal beschlossene Mission der erztiftischen Stände vom 15. März des Jahres 1528<sup>1</sup> auf den Reichstag nach Regensburg im Auge, welche einerseits als Beweis für die auf das oberste Ziel gerichtete Einigkeit gelten darf, wie sie anderseits wieder die innerhalb der einzelnen Gruppen und zwischen ihnen bestehenden Parteilungen und Meinungsverschiedenheiten klar zutage fördert. Die Weisungen der Gesandten zerfielen in einen offenen und einen geheimen Teil. Offiziell sollten sie die Konfirmation und die Bestätigung des nach dem Willen des Ordens gewählten Erzbischofs Schöning bei Kaiser und Reich nachsuchen und, falls sie die Genehmigung nicht erhielten, die Wahl des Herzogs Georg von Braunschweig, der von seinem Bruder Herzog Heinrich d. J. und dem Kaiser vorgeschlagen war, unter Umständen auch die eines andern Fürsten fördern. Sogar der offene Teil der Werbung stellt so schon einen Protest wider den Orden dar. Die Erwähnung des Herzogs Georg oder eines „andern Fürsten“, welcher möglicherweise auf den erzbischöflichen Stuhl berufen werden sollte, war ein Schlag für die Ordensherren. Hatten sie doch die Postulation des Braunschweigers allein aus dem Grunde bekämpft, weil sie keinen „geborenen Fürsten“ neben sich dulden wollten; wie Brießmann ihnen wohl nicht mit Unrecht nachsagt: sie hätten einen solchen gefährlichen „Vogel nicht gern in Livland nisten lassen“ wollen<sup>2</sup>. Auf dem Augsburger Reichstag, nicht viel später, bekannte der Ordensgesandte Kemmert von Scharenberg, Komtur von Reval, sich ganz unverhohlen zu diesem

<sup>1</sup>) StA. Königsberg. Herzogl. Briefarchiv D. (Regest bei Rapierky, Zuber II, 2951.)

<sup>2</sup>) Aus der schon erwähnten Zeitung vom 4.—8. März 1528.

Grundsatz: der Orden wolle „keinen Fürsten in Livland leiden“, — so sagte er<sup>1</sup>. Nicht minder bedrohlich, vom Standpunkt des Ordens aus betrachtet, war auch der geheime Teil der Werbung. Anfänglich streng sekret gehalten, war dennoch der Inhalt allmählich bekannt geworden, dank den Verbindungen, welche die Ordensherren im deutschen Reiche allerorten unterhielten. Der Elekt, der in eigener Person nach Regensburg ging, hatte im Geheimen nämlich den Auftrag mitbekommen, mit seinen Mitgesandten zusammen, dem Domherrn Matthias Unverfert, dem Stiftsvogt Krüdener und einem Mitgliede des einflussreichen Geschlechts der Tiefenhausen, Hartwig von Tiefenhausen, sich nach einem Fürsten umzusehen, der für die Stellung des Koadjutors im Erzbistum Riga geeignet wäre und Mittel und Ansehen besäße, um den Orden in seine Schranken zurückzuweisen<sup>2</sup>.

In Hinsicht auf diesen Gedanken waren alle Parteien und Einzelpersonen sich eins gewesen. Denn unter den Urhebern dieser Beschlüsse finden wir sowohl die Führer der katholischen Partei im Erzstift, als auch die der Evangelischen, und zwar aus beiden Körperschaften, aus dem Domkapitel wie aus der Ritterschaft. Wenn auch Heinemann Rode, das spätere Haupt der römischen Ultras im Erzstift, noch fehlt, so sehen wir doch die katholische Seite des Domkapitels durch Rodes Freund und intimsten Gesinnungsgenossen<sup>3</sup>, den Domdechanten Johann Storbefe vertreten, während die adligen Herren, soweit sie der alten Kirche treu geblieben waren — bezeichnender Weise saßen sie vornehmlich um Kokenhusen herum —, vom dortigen Stiftsvogt Gotthard von Neilen geführt wurden. Die Anhänger der neuen Lehre überwogen jedoch auf diesem erzstiftlichen Landtage durchaus. Die Namen der Anwesenden und der Unterzeichner der Akte vom 15. März werden durch die Unterschriften gerade der beiden

<sup>1</sup>) Georg von Klingenbeck an Mgk. Georg, Ansbach 1530, August 10. (Kgl. Preussischer Hausarchiv zu Charlottenburg. Akten, die Koadjutorstelle zu Riga betr. 1530/34.)

<sup>2</sup>) In den von markgräflicher Seite herrührenden zahlreichen offiziellen Darstellungen und Denkschriften über Wilhelms Postulation zum Rigaer Koadjutor wird diese Tatsache mehrfach festgestellt, ohne Widerspruch auf der Gegenseite zu finden.

<sup>3</sup>) Den Beweis für diese Freundschaft werden wir in der Biographie des M. Wilhelm bringen, auf die wir für manche Namenszusammenstellungen und Schilderungen, die wir hier geben, überhaupt verweisen.

Männer eingerahmt, welche sich später als die besten Förderer der Kandidatur des Markgrafen Wilhelm erwiesen haben, und die als Häupter der evangelischen Partei, „des neuen Wesens“ im Erbstift gelten dürfen, des Stiftsvogts Krüdener sowie des erstiftischen Kanzlers, Magisters Wolfgang Loß, eines Landeskindes des Herzogs Heinrich von Sachsen-Freiberg, des lutherisch gesinnten Bruders des eigensinnig bigotten Herzogs Georg. Zu ihnen hielten sich trotz der nahen Verwandtschaft, welche zwischen den Häusern Tiefenhausen und Plettenberg bestand, Hartwig, Reinhold und Johann von Tiefenhausen, ferner Heinrich von Ungern, diese vier später mit die treuesten Stützen der evangelisch-markgräflichen Bewegung; ebenso Wolf von Schierstädt, vermutlich ein Bruder des um den Markgrafen Wilhelm so hochverdienten Staatsmannes gleichen Namens; nicht minder die beiden Rottke und Johann Nivergal. Durch ihr Verhalten während der Anfänge Wilhelms, gleich in den folgenden Monaten, geben sich diese Männer sofort auf den ersten Blick als lutherisch Gesinnte, als überzeugte Anhänger des Evangeliums zu erkennen, so daß wir sie ohne Bedenken auch schon für das Jahr 1528 als solche ansprechen dürfen. Bis zu einem gewissen Grade gehörte auch der Domherr Matthias Unverfert zu ihnen, der mit seinem Freunde Hildebrand Lutke zusammen einen Kompromiß zwischen beiden Lehren anstrebte und ihre friedliche Einigung betrieb. Er gehörte auch später zu den hauptsächlichsten Urhebern der Wahl des Markgrafen.

Nicht minder interessant ist ferner auch ein Blick auf die Zusammensetzung der Gesandtschaft, wie sie die Akte vom 15. März bestimmt. Die im Domkapitel und innerhalb der Ritterschaft vorherrschende Stimmung kann nicht besser gekennzeichnet werden, als wenn in den drei Persönlichkeiten, welche mit Schöning nach Regensburg gehen, drei Anhänger der neuen lutherischen oder doch wenigstens der mittleren Richtung ihm beigegeben waren: aus der Ritterschaft Georg von Krüdener und Hartwig von

<sup>1)</sup> Die Parteistellung der beiden andern geistlichen Herren, welche in dem Landtagsrezeß noch genannt werden, Johann Wittes und Hartwig Gendenas, bleibt im Dunkeln; ebenso vermögen wir auch einige Ritterschaftsherren nicht unterzubringen, da ihre Namen in den folgenden Jahren ganz in den Hintergrund verschwinden. (Ueber die Personalien der hier aufgeführten Mitglieder des Domkapitels vgl. Arbusow, Bisländische Geistlichkeit vom 12.—16. Jahrh. in den Mitauer Jahrbüchern für Genealogie usw. 1900/2.)

Diefenhausen, zwei ausgesprochene Führer des evangelischen Glaubensbekenntnisses, und aus der Mitte des Domkapitels ein Vertreter der mittleren Richtung, der eine starke Hinneigung zur evangelischen Lehre in diesen Jahren zeigte, der Domherr Matthias Unverfert. Nicht ohne Absicht sind diese drei Männer dem Neuwählten, welcher anscheinend schon damals in dem Verdacht eines römischen Ultra stand, nach Regensburg beigeordnet worden.

Aber noch auf ein anderes Gebiet lenken die Beschlüsse der Lemtaler Tagfahrt unsern Blick. Die Verbundung vom 15. März bezeichnet so recht den Kampf und die Antagonie zwischen Rittertum und Fürstenstand und die Stellungnahme der öffentlichen Meinung gegenüber dieser Zeiterscheinung. Sie kann als die Antwort auf die Haltung des Ordens gegenüber dem Herzog Georg, dem „geborenen Fürsten“ gelten, dessen Postulation dem Orden unbequem war und deren Zurücknahme er vom Domkapitel erzwungen hatte. Ausdrücklich war dem Electen und seinen Mitgesandten der Auftrag im Geheimen gegeben worden, wenn es die Situation geraten erscheinen lasse, sich nach einem Roadjutor für das Erzbistum, aber aus fürstlichem Hause, umzusehen. Bewußt und planmäßig brach man mit dem bisher geübten Brauch, die Nachfolger auf dem Nigaer Bischofsstuhl aus den Kreisen des Bürgerthums zu nehmen. Den Kampf mit dem Orden — diese Anschauungsweise zieht sich durch die Beschlüsse der Bistumsstände wie ein roter Faden — konnte nur ein Prälat bestehen und siegreich zu Ende führen, der neben den geistlichen Machtmitteln noch andersgeartete, stärkere, den Ordensherren überlegene Kräfte und Verbindungen zur Verfügung habe. Das konnte dem Rittertum gegenüber aber nur ein Angehöriger des auf der ständischen Stufenleiter höher stehenden Fürstenstandes, ein Mitglied eines mächtigen, hochansehnlichen Fürstenhauses sein. Wenn er dazu noch die Stadt „unter die Obrigkeit des Stifts“ und „zur Anerkennung des Erzbischofs“ bringe, — so gingen die Sorgen der Ritterschaftsherren — oder wie die Domherren ihn sich dachten, wenn er die Rechte und Herrlichkeiten, welche sie einst befaßen hatten, ihnen zurückgewinne, so würde er alle die Eigenschaften besitzen, welche man in der Person des Roadjutors sich vereinigt wünschte. Kein Zweifel, daß man schon damals ganz im Geheimen Namen von Fürsten genannt haben mag, welche den Schwierig-

keiten der Stellung gewachsen schienen. So mögen die Brüder des preußischen Herzogs vielleicht schon in Lemsal in die Debatte gezogen und ihre Berufung erörtert worden sein. Bei der Nähe und den mannigfachen Berührungspunkten, welche die Mitterschaftsherren mit dem Herzog und seinem Lande hatten, hätte eine solche Erwähnung durchaus nichts unnatürliches und unwahrscheinliches an sich gehabt.

Wir sehen, die öffentliche Meinung hatte bereits zu dem Kampfe zwischen Mittertum und Fürstenstand Stellung genommen und ein Urteil über den Ausgang des Ringens sich gebildet. Der Träger und Vertreter der modernen fürstlichen Idee im benachbarten Preußen, der Markgraf-Herzog Albrecht, der — wenn man will — dem im livländischen Ordensstaat vertretenen Rittertum feindlich gegenüberstand, brauchte den Kampf gegen die einst so glänzende Ordensritterschaft, welcher er vor kurzem noch selber angehörte, nicht mehr allein zu führen, ihm kamen die veränderten Zeitanschauungen, die höhere Bewertung des Fürstentums, die öffentliche Meinung selbst entgegen.

Lag nun aber eine derartige Stärkung des Landesherrn oder der Landesherrschaft, wie sie die führenden Stände des Erzbistums im Auge hatten, auch in den Interessen Rigas? Diese Frage haben wir noch zu beantworten. Wir gewinnen damit zugleich die Grundlagen für eine Klarstellung des alten Streits um die Haltung und Anteilnahme der Stadt und ihres Ratsekretärs bei Wilhelms Wahl.

Schon früh war die Stadt, die sich als Vorort Livlands fühlte, durch ihre Beziehungen zum benachbarten Preußen und den engen Verkehr, den sie mit ihrer Mutterstadt Lübeck unterhielt, für die lutherische Lehre, welche Gedankenfreiheit und Erlösung aus dem geistlich-hierarchischen Joch verhieß, gewonnen worden. Der aus der urwüchsigsten Tiefe des deutschen Gemüts mit elementarer Gewalt hervordringende wuchtige Ruf des Wittenberger Mönchs an seine „lieben Christen in Livland“ hatte wie Drommetenschall gewirkt und alle Herzen entzündet. Der überwiegende Teil des Bürgertums, sämtliche städtischen Verfassungsförperschaften, nicht nur die sog. „Gemeinheit“, die große und kleine Gilde, auch die eigentlichen Ratsgeschlechter — die Ulenbrocks, Drelings und wie sie hießen — hatten, im Gegensatz zu der

Haltung manches patrizischen Stadtreiments im deutschen Heimatlände, sich insgesamt der neuen Predigt zugewandt. Der Druck und die Schäden der geistlichen Doppelherrschaft hatten der neuen Bewegung gerade in den Geschlechterkreisen, welche die Geschicke der Stadt in ihren Händen hielten, die Wege gebahnt und geebnet. Eid und Huldigung waren dem neuen Erzbischof versagt worden, die geistlichen Jurisdiktionen aufgehoben, das Domkapitel vertrieben, der Dom und sämtliche andern Kirchen der Stadt der neuen Lehre geöffnet worden, alle kirchlichen Güter, Häuser und liegenden Gründe, Gülten, Renten und Zinsen, gleichviel ob sie dem Erzbischof oder dem Domkapitel gehörten, von der Stadt eingezogen worden. Konnte es da in ihrem Interesse liegen, die Stellung und Macht des Landesherrn dermaßen gestärkt zu sehen, wie es die führenden Stände wünschten? In demselben Augenblick, da Schöning sich frei von dem Druck des Ordens fühlte, würde er nichts besseres zu tun wissen und sich nichts anderes mehr so angelegen sein lassen, als alle die geistlichen Güter und Herrlichkeiten nachdrücklichst wieder zurückzufordern. — Viel eher erforderte die Lage, in welcher die Stadt sowohl in politischer wie in kirchlicher Hinsicht sich befand, das Gegenteil. Wenn sie den Erzbischof auch nicht gerade dermaßen beengt und erniedrigt wünschen dürfte, daß etwa der Orden ausschließlich die Herrschaft übt, so mußte sie doch seine Machtstellung in mäßigen Grenzen zu halten suchen, auf daß er die städtischen Errungenschaften der letzten Jahre nicht antasten könnte und sie in ihrem Kampfe um Autonomie und Selbstbestimmung beschränkte.

Man sieht, die leitenden Kreise Nugas konnten, wofern nicht besondere Verhältnisse eintraten, welche die Lage gänzlich verschoben, kaum ein näheres Interesse an der Wahl eines Koadjutors haben. Im Gegenteil, sie war ihnen unbequem und erweckte in ihnen Unbehagen bei dem Gedanken an die Zukunft, falls der Erwählte es wirklich versuchen sollte, die Erwartungen einzulösen, welche die einzelnen Stände, der Erzbischof, das Domkapitel und die Ritterschaft — ein jeder natürlich in der Richtung seiner Eigenwünsche — auf ihn setzten. Diesen Standpunkt der herrschenden Ratsgeschlechter bringt Briesmann treffend zum Ausdruck, wenn er sie kühl bis ans Herz hinan, ja sogar feindlich den Versuchen des Domkapitels, den braunschweigischen Herzog Georg zum Nachfolger

Blankenfelds zu wählen, gegenüberstehen läßt. Denn Sympathien auf Seiten der Städtischen für den in Aussicht Genommenen verrät es gerade nicht, wenn er die Haltung der geistlichen Herren mit dem bitterbösen, sarkastischen Worte geißelt, sie würden „wohl auch den Teufel selbst zum Herrn und Bischof annehmen, wenn sie nur alle ihre Herrlichkeiten zurückbekämen.“ — Das war die Stimmung der Mehrheit im Nigaer Räte, die auch Briegmanns Freund und Gesinnungsgenosse Magister Lohmüller teilte, welche der Reformator hier nur wiedergibt. Wir verstehen diese Abneigung und feindliche Haltung der evangelischen Stadt gegen den braunschweigischen Herzog Georg sofort, wenn wir daran denken, daß er ein Bruder des den Anhängern Luthers tief verhaßten Vorkämpfers der römisch gesinnten Fürstenpartei im Deutschen Reiche war. Aus dem nämlichen Grunde verhielten sich auch die städtischen Herren, welche doch einst in den Tagen von Rujen und Wolmar mit der Ritterschaft Hand in Hand gegangen waren, gegen ihre Werbungen abweisend, die letzten Endes auf eine Wiedervereinigung der Stadt mit dem Erzbistum hinausliefen.

Und dennoch sehen wir, schon wenige Monate darnach, als es sich um die Wahl des fränkischen Markgrafen Wilhelm handelte, dieselben Männer, welche auch in den Tagen der braunschweigischen Kandidatur die Politik der Stadt geleitet hatten — die Bürgermeister Paul Dreling und Heinrich von Ulenbrock, den Bürgerältesten Konrad Durkop, der mit beiden stets zusammen ging, ferner Anthonius Muther, Georg Köning, Patroklus Klocke, Jürgen Pabel, Johann vom Berge und andere mehr, nicht zu vergessen ihr geschäftiges Sprachrohr, den Stadtsekretär — zu unsrer Verwunderung fast an der Seite der Ritterschaft stehen, welche in erster Linie Wilhelms Berufung betrieb und die Verantwortung für sie trägt. Boten die städtischen Ehrbaren doch dem eben erst ins Land gekommenen jungen Fürsten ihrerseits selber Einvernehmen und Bündnis an<sup>1</sup>.

Unser Erstaunen aber wächst noch mehr, wenn wir bedenken, daß die Stadt mit der Förderung dieser Wahl zugleich die Tendenzen und Pläne ihrer bittersten Gegner, des Erzbischofs sowohl wie des Domkapitels, unterstützte oder wenigstens zu unterstützen

<sup>1</sup>) Näheres darüber wird in der Biographie des Markgrafen folgen.

schien, deren beider Kandidat ja auch der Markgraf war. Wie konnten — so müssen wir anderseits fragen — die geistlichen Herren und der Erzbischof einen Fürsten zum Koadjutor nehmen, welcher sich gleichzeitig dabei auch der Gunst der Neugläubigen, der Evangelischen in Riga, erfreute?

Hier müssen Verkettungen eigener Art, besondere Zusammenhänge und Gründe, auch Widersprüche obgewaltet haben, welche der Aufklärung noch bedürfen. Vielleicht hat ein Paktieren der einzelnen Parteien unter einander stattgefunden, bei welchem die im Augenblick stärkste von ihnen ein Kompromiß durchsetzte, welchem die schwächere, wenn auch widerwillig, sich fügen mußte. Möglich ferner, daß auch dem einen oder andern Teil im Hinblick auf die Person des Gewählten Irrtümer und Verrechnungen in politischer wie religiöser Hinsicht begegnet sind, welche den davon Betroffenen uns später in der Rolle des Betrogenen und Enttäuschten zeigen. Wir werden im Folgenden sehen, welche von diesen Erklärungsversuchen und Möglichkeiten zutreffen.

## II.

Trotz der Erkaltung, welche die offiziellen Beziehungen zwischen dem livländischen Ordensmeister und dem Herzog von Preußen seit dem Krakauer Frieden vom 8. April des Jahres 1525 zeigten, war der private Verkehr zwischen den beiden alten Ordensprovinzen doch nach wie vor ein intimer und reger geblieben. Beide Lande waren ja auch auf Grund ihrer ganzen Kultur, des nationalen Charakters der herrschenden Bevölkerung, ihrer beiderseitigen Entwicklung auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet, ihrer Zwischenstellung zwischen den großen, antideutschen Nachbarmächten zu sehr auf einander angewiesen. Tausend Fäden, die sich im Laufe der Jahrzehnte hin- und herüber geschlungen hatten, Freundschaften, Verschwägerungen, Austausch und Abwanderung von einzelnen Familiengliedern oder ganzer Familien übten eine Wirkung aus, die kein Machtwort eines Regierenden plötzlich aufheben konnte. Um nur einige Beispiele, die uns nach dieser Richtung hin gelegentlich gekommen sind, aus diesen Jahren anzuführen, so besaß der Landvogt des Samlands, Meinecke Schierstädt, einen Bruder im Erzstift drüben; den Hauptmann von Pöbalg,

Hartwig von Tiesenhausen, nennt er seinen „Schwager“. Andreas von Rippe, der spätere Hauptmann von Kaymen, erfreute sich ähnlich naher Verwandtschaft drüben. Bei näherer Prüfung würden wir noch eine ganze Reihe von weiteren Beispielen für beide Seiten haben beibringen können. Dazu kam, daß den, der aus Livland ins deutsche Reich reisen wollte oder aus ihm zurückkehrte, sein Weg über Preußen führte, wofern er sich nicht den Gefährnissen des Seeweges aussetzen wollte. Eine ganze Anzahl führender und einflußreicher livländischer Persönlichkeiten sehen wir denn auch in diesen Jahren diese Straße wählen. So berührte der Treidener Stiftsvoigt Krüdener auf seinem Heimwege vom Regensburger Reichstage gegen Ausgang des Jahres 1528 Königsberg, wo er am herzoglichen Hoflager mit allen Ehren empfangen wurde. In eben denselben Tagen, als Krüdener in Königsberg weilte, muß auch der Bischof von Dorpat auf der Durchreise durch Preußen begriffen gewesen sein und des Herzogs Gastfreundschaft genossen haben. Wenige Wochen später, im Januar des folgenden Jahres, stellte sich Hartwig von Tiesenhausen ein. So brach der Verkehr niemals ab. In den herzoglichen Rentebüchern, einer historischen Hülfquelle ersten Ranges, die, gleich den sogenannten „Preußischen Registranden“, für die Anfänge des preußischen Herzogtums nur leider fehlen, sind alle die Gastgeschenke und Aufwendungen gebucht worden, welche für vornehmere, auf der Durchreise befindliche Fremde verausgabt wurden. Wenn man dabei aus den Aufzeichnungen der späteren Jahre, in welchen die Livländer ein ganz besonders starkes Kontingent zu stellen pflegen, einen Schluß ziehen darf, so muß auch in diesen Jahren der livländische Durchgangsverkehr durch Preußen ein bedeutender gewesen sein.

Überdies aber waren gerade in den letzten Jahren noch neue Anknüpfungspunkte und Bindelinien hinzugekommen, welche tief in den Gemütern wurzelnd, trotz ihres kurzen Bestehens beinahe noch mehr und nachhaltiger zusammenschließend wirkten, als es die alten historischen Zusammenhänge taten. Das neue Glaubensbekenntnis war es, die evangelische Glaubensgemeinschaft, welche einen Teil der livländischen Bevölkerung mit ihren Gesinnungsgenossen in Preußen und dem neuen evangelischen Herzogtum aufs engste innerlich verband. Je mehr die in Livland herrschenden Stände, Prälaten und Orden, welche der alten Kirche treu geblieben

waren, diese Beziehungen erschwerten und den Verkehr mit dem Herzog, ihrem vermeintlichen Gegner auf politischem und kirchlichem Gebiet, zu bekämpfen suchten, desto bewußter flüchtete sich der Ideenaustausch der Neugläubigen in Livland mit ihren Freunden in Preußen in die Verborgenheit und suchte geheime, im Sinne des Ordens verbotene Wege auf. Ja, um so mehr wurden alle Neugläubigen, der evangelische Teil der Ritterschaften und die Städte, zu dem glaubensverwandten Nachbarfürsten hinübergebrängt, seitdem Plettenberg die Erfüllung und Durchführung der Reformation auf dem Wolmarer Landtage in den Frühlingsmonaten des Jahres 1526 feierlich von der Hand gewiesen hatte. Der Erhaltungstrieb und der Herzensdrang ließen die Blicke der Evangelischen in Livland unwillkürlich von nun an zum Herzog von Preußen hinübergehen. Denn nicht nur, daß die Rigaer ihren eigentlichen Reformator und ersten Prediger, den Vater ihrer Gottesdienstordnung, Johann Brießmann, aus der nächsten Umgebung des Herzogs sich geholt hatten, auch die erztiftische Ritterschaft trachtete nach Albrechts Gunst und Freundschaft. In der Anlehnung an ihn sah sie den besten Schutz und zugleich ein Kampfmittel wider ihre eigenen katholischen Landesherren.

Wenn aber die erztiftische Ritterschaft, wenigstens soweit sie evangelisch war, schon einen solchen Anschluß suchte, so darf man sich noch weniger darüber wundern, daß der kurländische Adel — natürlich nur der lutherisch gesinnte — verhältnismäßig noch mehr nach Preußen hinüberblickte. Infolge der größeren Nähe war er den von dorthier kommenden Ideen und Einwirkungen erheblich stärker ausgesetzt und leichter zugänglich, als es die weiter abliegenden erztiftischen Vasallen waren; für ihn bot die Anlehnung zudem auch mehr Aussichten auf praktische und reale Erfolge, als für ihre ferner wohnenden Standesgenossen im Erzbistum. Wir werden es demnach begreiflich finden, wenn wir die Buttlers und Frankes und alle die kurländischen Edelleute, welche am 30. Januar und 6. Februar des Jahres 1532 das evangelische Bündnis mit Riga schlossen und unterzeichnet haben, schon vorher mit dem Herzog von Preußen in engen Beziehungen stehen sehen.

Leider lassen uns gerade für die entscheidenden Wochen und Monate die schon gekennzeichneten Quellen im Stich. Ein Teil solcher Grenzbeziehungen zwischen Land und Land wird zwar für

den Nachlebenden immer in ein gewisses Halbdunkel verschwinden, da es sich jeder Kontrolle entzieht; immerhin aber müßten doch über den sogenannten offiziellen Verkehr der leitenden Kreise Belege und irgendwelche Beweismittel vorhanden sein, mag man auch noch soviel, aus bestimmten Gründen, rein mündlich verhandelt haben und auf strengste Geheimhaltung bedacht gewesen sein. — Kein Zweifel, daß die livländischen Wünsche und Annäherungen bei der Gefahr, die ihre Entdeckung für die Urheber und Überbringer in sich barg, wohl meistens mündlich übermittelt wurden und so auch wieder zurückgegeben und beantwortet worden sind. Aber auf preussischer Seite müßten doch wenigstens die Weisungen und Korrespondenzen vorliegen, welche sich mit den rein äußerlichen Seiten des Empfanges und der Aufnahme der aus Livland kommenden Gäste befaßten, und die an die Instanzen ergangen sind, denen die Pflege des Verkehrs mit Livland in erster Linie oblag, an den Oberburggrafen Martin von Kannacher, den Hauptmann von Memel Georg von Klingenbeck und den Landvogt des Samlandes Meinecke von Schierstädt, den ersten Rat und Minister des Markgrafen Wilhelm aus seiner Zeit als Koadjutor des Rigaer Erzbischofs.

Ein schwerer und unwiederbringlicher Verlust, daß gerade für die Anfänge des preussischen Herzogtums, für die Jahre von 1525 bis 1528, die Rechnungsbücher der herzoglichen Kentei sowohl, als auch die „Preussischen Registranden“ verloren gegangen sind, jene wichtige Foliantenreihe, in welche alle Befehle und Mitteilungen des Herzogs oder der Königsberger Zentralbehörde an die Gerichts- und Verwaltungskörperschaften des Landes eingetragen wurden. Erst mit dem 28. Dezember des Jahres 1528 beginnen sie. Wir müssen uns daher sozusagen mit Wahrscheinlichkeitszahlen begnügen, wo wir andernfalls einwandfreie Tatsachenreihen hätten geben können.

Immerhin — und das ist ein Glück — bietet diese mit dem Schluß des Jahres 1528 einsetzende Quellenreihe, zumal wenn man sie mit dem anderweitig vorhandenen Urkundenstoff in Verbindung bringt, so viele Anhaltspunkte und sichere Unterlagen dar, daß man den Gang und Verlauf der Dinge trotz aller Verluste in ihren Hauptzügen erkennen kann.

So interessant und aufklärend es wäre, die Berührungen zwischen der erzstiftischen Ritterschaft und dem Herzog und seinen Räten und Staatsmännern auch während der Jahre 1525—1528 zu verfolgen, so müssen wir doch bei dem Stande der Quellen darauf verzichten. Die zwischen dem Herzog und dem livländischen Ordensmeister offiziell gewechselten Schreiben und Legationen liegen uns freilich noch vor; doch haben sie für die Entwicklung, die wir hier schildern wollen, keine Bedeutung. Aus ihrem Inhalt und Ton würden wir schwerlich ein richtiges Bild des engen Verkehrs gewinnen, welcher zwischen den Evangelischen in Livland und dem Herzogtum in diesen Jahren herrschte, — ja, wenn wir auf diese Urkunden allein angewiesen wären, würden wir ihn überhaupt nicht einmal ahnen können.

Wie intim der Verkehr und Ideenaustausch, wie stark die Anziehungskraft im Laufe der letzten Jahre geworden war, welche das preußische Herzogtum auf die kurländischen und erzstiftischen adligen Herren übte, das geht schon daraus hervor, daß eine ganze Reihe dieser Edelleute — dazu noch die namhaftesten und vornehmsten fast — gegen Ende des Jahres 1528 sich bereit erklärten, in des Herzogs Dienste einzutreten und preußische Jahrgelder zu empfangen, — eine Form diplomatischer Interessenvertretung, wie sie vor der Einführung des ständigen Gesandtschaftswesens allgemein üblich war. Ebenso wie der Herzog darauf Bedacht nahm, in Livland Freunde und Vertreter zu haben, welche seine Interessen wahrnehmen und die öffentliche Meinung in preußischem Sinne beeinflussen sollten, so wird auch der Orden geheime Agenten und Vertrauensmänner in Preußen unterhalten haben, schon um über die Vorgänge am Herzogshofe auf dem Laufenden zu sein. Die damaligen Zeitgenossen nahmen an der Übernahme solcher Dienste für fremde Herren und Mächte keinen Anstoß. Erst die im Laufe des 16. Jahrhunderts sich durchsetzende Ständigkeit im Gesandtschaftswesen hat die Moralanschauungen nach dieser Richtung hin verändert. Immerhin war es für den einzelnen Untertan, welcher eine solche Verpflichtung gegen seine eigene Landesherrschaft übernahm, ein gewagtes und gefährliches Stück, das ihn, in kritischen Zeiten zumal, um Besitz und Leben bringen konnte, falls seine Beziehungen bekannt wurden.

Auf jeden Fall aber setzt ein derartiges Zugeständnis, die Interessen des preussischen Herzogtums in Livland zu wahren, einen solchen Grad von gegenseitigem Vertrauen und Einvernehmen voraus, wie es intimer und nachhaltiger kaum gedacht werden kann. Wir sahen bereits, wie beide Teile gleichsam auf einander angewiesen waren. In demselben Maße, wie die livländischen evangelischen Herren bei den Glaubensgenossen in Preußen Schutz und Rat und Anlehnung gegen die Bedrohungen der katholischen Mächte im Lande, des Ordens und der Prälaten suchten, ebenso lag es in den Interessen des Herzogs, jede Gelegenheit wahrzunehmen, die sich ihm bot, um seine Einflusssphäre nach Livland hinüber wieder auszudehnen und dem ihm feindlich gesinnten Orden in seinem eigenen Lande eine Diversion zu machen. Diese beiden Momente, das Schirm- und Schutzbedürfnis der sich bedroht und unsicher fühlenden livländischen Neugläubigen auf der einen Seite und die politisch-religiösen Staatsinteressen des neuen preussischen Herzogtums auf der andern Seite, mit denen der natürliche, innere Drang der neuen Kirche nach Ausdehnung sich gleichzeitig paarte, haben die Annäherung der beiden Parteien vornehmlich herbeigeführt. Fragt man nach der Stelle, von welcher der erste Versuch zur Anknüpfung und die ersten vertraulichen Eröffnungen ausgegangen sind, so ist die Antwort schwer, da eben die Quellen fehlen. Für Kombinationen und Konjekturen steht ein breiter Spielraum offen. Indes, wie solche Dinge kommen. Von hüten und drüben kam man sich beiderseitig entgegen. Möglich, daß einer der erzkatholischen oder kurländischen Edelleute auf ihrer Durchreise durch Königsberg ihrem Herzen Luft gemacht haben und das Gespräch auf die politische Lage zwischen Preußen und der livländischen Ordensprovinz brachten oder auf die Bedrückungen und persönlichen Gefahren hinwiesen, welchen die Neugläubigen um ihres Bekenntnisses willen von seiten der Prälaten und des Ordens ausgesetzt wären, oder, daß ein Herr aus Albrechts Umgebung, sei es als Abgesandter oder in der Rolle eines freiwilligen Diplomaten auf einem livländischen Edelhofe die Fäden zu spinnen begann und bei der Gegenseite auf williges Gehör und Entgegenkommen stieß. Möglich auch, daß der Prediger und Psalmenbdichter Briesemann den Stein ins Rollen brachte. Denn die Legende irrt, wenn sie ihn allein als gottseligen Priester und Kirchenreformer

nach Riga gehen läßt; er hatte daneben noch andre, durch und durch weltliche Aufträge vom Herzogshofe mitbekommen, zu denen die herrschende Richtung im Rigaer Rat den preussischen Staatsmännern vielleicht sogar die Anregung und nötigen Unterlagen gegeben hatte. Ein Blick in Brieffmanns Bericht aus den ersten Märztagen des Jahres 1528 über die Vorgänge in Riga, wie in Livland überhaupt, genügt, um wahrzunehmen, daß dieser Mann auch für die weltlichen Seiten des Lebens ein tiefes Verständnis hatte und mitten in den Tagesereignissen stand. In jenen Zeiten religiös-politischer Erregung, da zwei Weltanschauungen mit einander rangen, steckte in jedem Prediger ein Stück von politischem Emissär und Agitator. In unsrer Geschichte des Markgrafen Wilhelm werden wir den quellenmäßigen Beweis erbringen, daß Brieffmann in den Tagen der Wahl und Berufung des Markgrafen die politischen Fäden mit in seinen Händen hielt, wenigstens soweit die Haltung der Stadt in Betracht kam.

Was wir im Folgenden schildern, ist völlig neu und bisher ganz unbekannt gewesen. Gleich andern kurländischen Edelleuten hatte auch Dietrich von Butler auf Tuckum gute Nachbarschaft mit Preußen stets gehalten. Doch war er noch näher an seine Freunde jenseits der Na herangerückt, seitdem er, durch Luthers Lehren bekehrt und begeistert, zu den Neugläubigen übergetreten war und den stillen, aber planmäßigen Druck des Ordens an sich und seinen evangelischen Standesgenossen erfahren hatte. Sei es nun, daß dieser Antrieb allein es war, oder daß die Vorgänge auf dem erztiftischen Landtage vom März des Jahres, Berichte, Erzählungen und Überredungsversuche von ihm befreundeten Herren, die jenen Verhandlungen beigewohnt, auf ihn mit eingewirkt haben und ihm den Mut verliehen — im Laufe des Herbstes muß eine vertrauliche, völlige Aussprache zwischen ihm und einem der herzoglichen Räte, wahrscheinlich mit Klingenbeck, stattgefunden haben, welche ihn zu der Überzeugung brachte, daß die Interessen der Neugläubigen in Kurland, ja in Livland überhaupt, mit denen des Herzogs zusammenfielen, daß eine Gemeinbürgerschaft zwischen ihnen zur Erhaltung und Ausbreitung der neuen Lehre gegenüber den katholischen Widersachern unerläßlich nötig wäre. Wie, wenn er den vertraulichen Anregungen und Anträgen des preussischen Staatsmannes Folge gäbe, der es natürlich nicht unterlassen haben

wird, aus der Lage der Dinge und Buttlers Erkenntnis Nutzen zu ziehen, indem er — Dietrich Buttler — die Interessen des preußischen Herzogs fördern hülfte; er würde ja damit zu gleicher Zeit den Interessen des evangelischen Glaubens und der Evangelischen in Livland dienen und sie auf diese Weise am besten schützen und verteidigen können. Selbstverständlich sind diese Verhandlungen von den livländischen Machthabern streng geheim geführt und gehalten worden. Das Bekanntwerden der Annahme preußischer Dienste seitens eines kurländischen Vasallen wäre vom Orden, als Lehns- und Oberherrn, als schwerer Landesverrat betrachtet worden.

Doch lassen wir nun die Urkunden selber sprechen. — Am 28. Dezember des Jahres 1528 vermag Klingenbeck dem Herzog mitzuteilen, Buttler habe lezthm sich bereit erklärt, in preußische Dienste einzutreten. Sichtbar freudig bewegt stimmt Albrecht am 4. Januar des folgenden Jahres zu, Buttler als „Rat von Haus aus“ zu seinem Diener anzunehmen, d. h. er sollte von seinem gewöhnlichen Wohnsitze aus des Herzogs Interessen fördern helfen, ohne daß er am preußischen Hoflager sich aufzuhalten brauchte. „Auch sonst, wo wir ihn zu uns erfordern und gebrauchen würden“, verpflichtet Albrecht ihn. Noch an demselben Tage wird der Bestallungsbrief ausgestellt, Klingenbeck soll ihn an Buttler übermitteln.

Ein glücklicher Zufall, daß diese Urkunde uns erhalten ist. Buttler verspricht darin, des Herzogs „Frommen, Nutz, Ehre und Gedeien“ seinem höchsten Verstande und Vermögen nach zu fördern, Schaden, Beschwerung und Nachteil von ihm fern zu halten und sich sonst in allem, wie es einem getreuen und gehorsamen Diener eignet, zu erzeigen. Was ihm im Laufe seiner Dienstleistungen vom Herzog oder von dessen verordneten Räten im Geheimen anvertraut werde, darüber wolle er bis an sein Grab und seinen Tod tiefstes Schweigen bewahren. Als Gegenleistung verpflichtet sich Albrecht, ein Jahresgehalt von 50 Mark preußischer Münze ihm zu geben, solange er in seinen Diensten bleibe. Wenn er indessen seiner persönlich bedürfe und ihn an seinen Hof fordere, so solle Buttler und alle Reiter, welche er dem Herzog zuführe, die gleiche Besoldung erhalten, wie sie die andern herzoglichen Söldner bezögen.

Sogar in der nächsten Umgebung des Meisters muß eine Opposition bestanden haben, welche die politische Richtung des Ordens und sein Verhalten in der Religionsfrage mißbilligte und auf Änderung des Kurfes drang; das beweist, daß man preußischerseits daran denken konnte, Plettenbergs eigenen Hofmarschall Thewes Patin für Albrechts Interessen zu gewinnen. Wenn wir indessen erfahren, daß Thewes Patin ein Neugläubiger und überzeugter Anhänger Luthers war, so wird uns sein Tun verständlich — er wollte mit Hilfe des Gegengewichts, das ihm der Rückhalt an Preußen verlieh, die römisch gesinnten Ordensherren, die mit den Prälaten zusammengingen, von Plettenberg abdrängen und ihn, zu gunsten der lutherischen Lehre und Predigt, für eine Annäherung an das neue Herzogtum gewinnen. Dietrich von Buttler war es gewesen, welcher Patin in den preußischen Interessenkreis hineingezogen und den Herzog auf ihn aufmerksam gemacht hatte. Ihm ließ daher Albrecht auch die Kredenzen für die weitere Verhandlung zugehen und betraute ihn mit dem Abschluß des Vertrages. Im übrigen ist die Bestattungsurkunde für Plettenbergs Hofmarschall genau nach dem Muster und Wortlaut der Buttlerschen gefertigt worden, sie trägt auch dasselbe Datum wie jene.

Aber nicht nur, daß Herzog Albrecht in Riga einen ihm durch und durch ergebenen Anhänger, ja eine Partei bereits für sich hatte, die mit Sehnsucht nach Preußen hinüberblickte, daß er mitten unter dem kurländischen Adel seine Fäden spann und in der nächsten Umgebung des Ordensmeisters selber eine Persönlichkeit gefunden hatte, welche die preußischen Interessen, die sich mit denen der neuen Kirche deckten, fördern wollte, auch nach Desel hinüber und in das Erzstift begann er seine Verbindungen auszu dehnen.

Merkwürdig, daß er im Bistum Desel gerade an den Mann geriet und verwiesen wurde, der später der größte und erfolgreichste Feind des Markgrafen Wilhelm und des Hauses Brandenburg, der energische Vorkämpfer der alten Kirche wurde — an Gotthard von Gilsen, Bischof Bughövdens späteren Feldhauptmann, welchem Markgraf Wilhelms Niederlage in Desel und damit der Untergang seiner weitausschauenden Jugendpläne in erster Linie zuzuschreiben ist. Möglich, daß Gilsen diese Verirrungen der Jahre 1528 und 1529 durch erhöhte Betriebsamkeit seinem Herrn gegenüber später wieder

gut machen und vermischen wollte. Seltsam bleiben diese Beziehungen immerhin. Sein Verhalten muß in dem Kreise der Eingeweihten, der Klingenbecks, Schierstädt's, Buttlers, Briesmanas und anderer jedenfalls den Eindruck erweckt und hinterlassen haben, als ob er zu den Anhängern der neuen Lehre im Geheimen zähle und man auf ihn rechnen könne. Vielleicht, daß auch dritte aus gelegentlichen Äußerungen, die er zu ihnen getan, mehr herausgelesen haben, als er zum Ausdruck gebracht haben wollte. Wie dem aber auch sei, am 1. und 4. Januar schreibt Herzog Albrecht an den Oberburggrafen Martin von Kannacher sowie an Klingenbeck, je nachdem Gilsen mit vier, drei oder zwei Pferden dienen wolle, werde er ihn in seine Dienste aufnehmen und ihn wie andre Diener stellen. Buttler solle der Meinung Gilsens sich versichern und den Ausgang dem Herzog melden. Die Verhandlungen zerfielen jedoch; wir erfahren leider nicht, durch welche Zwischenfälle.

Am regsten gestalteten sich aber die Beziehungen zwischen Herzog Albrecht und der erzstiftischen Ritterschaft. Hier sind es gerade die Führer der evangelischen Partei gewesen, deren Bekanntschaft wir schon aus Anlaß des Landtagsabschieds vom 15. März des Jahres 1528 machten, welche mit Albrecht in nähere Verbindung traten, und eigenartig genug, daß es gerade die beiden Herren waren, die wir auf den Reichstag nach Regensburg gehen sahen, — Georg von Krüdener, der Stiftsvogt von Treiden, und der Bebalger Hauptmann Hartwig von Tiefenhausen, welche sich unter den erzstiftischen Vasallen zuerst dem Herzog von Preußen verschrieben. Kein Zweifel, daß diese Beziehungen auf persönliche Begegnungen, Unterredungen und vertrauliche Aussprachen zurückgehen, welche die beiden im Laufe des Jahres 1528 oder Anfang 1529 mit dem Herzog oder seinen Räten hatten. Irrren wir nicht, so werden sie auf ihrer Hinreise ins Reich den Seeweg gewählt haben, so daß nur die Annahme eines Besuches am herzoglichen Hoflager für ihren Rückweg übrig bleibt. Ausgeschlossen ist freilich nicht, daß Gefinnungsgenossen von ihnen und Glaubensverwandte in ihrem Auftrage nach der Beschlußfassung vom 15. März sofort zum Herzog eilten, um ihn von den Lemtaler Vorgängen und über den Stand der Dinge im Erzbistum überhaupt zu unterrichten.

Und in der That begegnen wir sowohl Georg von Krüdener als auch Hartwig von Tiefenhausen um die Jahreswende, auf ihrer Rückreise aus dem Reich begriffen, in Preußen und in Königsberg. In seinem schon öfters erwähnten Schreiben vom 28. Dezember des Jahres 1528 dankt Herzog Albrecht seinem Memeler Hauptmann Klingenbeck für die gute „Ausrichtung“, welche er dem Bischof von Dorpat, dem Stiftsvogt Krüdener „und andern“ erwiesen habe. Unter den preußischen Staatsmännern muß es bereits um diese Zeit festgestanden haben, daß Krüdener für die Interessen des Herzogtums gewonnen war und in Albrechts Dienste treten werde. Albrecht selber lenkt den Blick des Oberburggrafen am 1. Januar auf ihn, und zwar mit solcher Sicherheit in Ton und Ausdruck, daß wir schlechthin schließen müssen, beide Männer haben, entweder in persönlichem Ideenaustausch oder durch zuverlässige Mittelspersonen, sich über die Gleichheit ihrer politischen und religiösen Ziele verständigt und sind mit einander völlig eins geworden.

Ebenso erfahren wir auch bestimmt, daß Hartwig von Tiefenhausen im Januar des Jahres 1529 am herzoglichen Hofe zu Königsberg geweilt hat. Der Vogt des Samlandes Meinecke Schierstädt teilt es dem Herzog mit, daß sein „Schwager aus Livland“, Hartwig von Tiefenhausen — so bezeichnet er ihn — in wenigen Tagen in Königsberg eintreffen werde. Albrecht gibt daraufhin von Lautischken aus, wo er sich zur Jagd aufhielt, am 7. Januar den Befehl, den Gast mit allen nur denkbaren Ehren aufzunehmen: „Du wollest ihm alle Ehre und Ausrichtung tun, desgleichen ihm Schweine, Wildpret in unserm Namen schenken.“ Leidet verschwindet es im Halbdunkel, ob Tiefenhausen erst damals von seiner Mission aus dem Reiche heimkehrte oder ob er bereits in Riga gewesen war, bevor er nach Königsberg kam. Wie dem aber auch sei, die ganze Sachlage drängt geradezu zu der Annahme hin, daß diese Reise bereits der Wahl eines fränkischen Brandenburgerers galt. Wir besitzen ein Schreiben Herzog Albrechts an seinen Rat und Hauptmann Klingenbeck vom 19. Mai des Jahres 1529, in welchem er über die livländischen Dinge spricht. „Die Sachen zwischen dem Meister in Livland und dem Erzbischof zu Riga samt ihren Verwandten“ — so heißt es in dem Schreiben — „stehen noch fast irrig und dermaßen, als Du uns zuvor auch

Bericht getan hast. In Summa, der Meister will nicht leiden, daß die Regenten des Rigaer Stiffts die kaiserlichen Mandate der Stadt Riga insinuieren noch überantworten lassen. Der Meister hat die Stadt Riga mit der Zusage in seinen Schutz genommen, mit ihr für einen Mann zu stehen und, wenn die Mandate trotzdem publiziert und angenommen würden, will er sich gegen sie verwarnt haben: Welches die Riga'schen Regenten groß beschwert und keinen Trost wissen, denn daß sie gern unsrer Brüder einen zu einem Bischof wählten und wohl Lust hätten, den Propst zu Würzburg zu einem Bischof zu haben<sup>1</sup>."

In welche Beleuchtung rückt die Berufung des Markgrafen Wilhelm oder eines Bruders des preußischen Herzogs überhaupt, wenn wir erfahren, daß vier der namhaftesten und einflußreichsten Persönlichkeiten im Erzstift: der Kanzler Wolfgang Loß, durch dessen Hände alle wichtigen Angelegenheiten des Landes gingen, der Treidener Stiftsvogt Georg von Krüdener sowie die Ritterschaftshauptleute Hans und Hartwig von Tiefenhausen am 15. März des Jahres 1529 in des Herzogs Dienste traten. Wir erstaunen nun nicht mehr, daß die Wahl zum Roadjutor auf einen Bruder des Herzogs fiel, und daß man gerade den berief, welcher zur lutherischen Lehre eine wohlwollende Stellung genommen und bei den Eingeweihten als heimlicher Anhänger des Evangeliums galt.

Wie wichtig dieser Erfolg, die Gewinnung dieser vier einflußreichen Persönlichkeiten im Erzstift den preußischen Staatsmännern für die Zwecke und Ziele der preußischen Politik erschien, das geht bereits äußerlich daraus hervor, daß der Oberburggraf Kannacher selbst die Bestallungsurkunden in den sog. Geheimen Registranden eintrug, welchem sonst nur die allerwichtigsten und geheimsten Schriftstücke einverleibt zu werden pflegten.

Wenn auch den für Buttler und Thewes Patin gefertigten Bestallungsbriefen im Großen und Ganzen ähnlich, zeigen die vier für die erzstiftischen Herren ausgestellten doch einige wesentliche Änderungen nicht nur jenen beiden gegenüber, sondern auch unter sich, den Unterschieden des Standes und der rechtlich-sozialen Stellung der einzelnen Herren entsprechend, oder nach dem Grade, in dem sie dem Herzog ihre Dienste zu leisten versprochen hatten,

<sup>1</sup>) StA. Königsberg. Geh. Registrand 1527—1538. (Ostpreuß. Foliant Nr. 78, S. 120/122.)

vielleicht auch nach Maßgabe dessen, was man von ihnen, nach ihrem Einfluß im Erzstift, erwarten zu dürfen meinte. Magister Loß wurde als „Rat und Diener“ angenommen; er sollte sowohl daheim an seinem Wohnsitze, wie auch überall, wo er sich gerade befand, auf allen seinen Reisen und diplomatischen Missionen in Livland selbst oder, wenn er ins deutsche Reich oder in die angrenzenden Nachbarmächte geschickt würde, der preussischen Interessen sich annehmen. Wo er auch immer wäre, sollte er des Herzogs Bestes wissen, ihn vor Schaden und Nachteil warnen, sowie „in Ratschlägen und andern Dingen“, welche dem Herzog zu Ehren und zu Gedeihen gereichten, auf dessen Wunsch sich fleißig bemühen und gebrauchen lassen. Als jährliches Dienstgeld würde ihm, vom 15. März des Jahres 1530 an gerechnet, 50 Mark Rigischer Münze in Aussicht gestellt, welche er so lange erhalten sollte, als er in Albrechts Diensten bliebe.

Die andern drei Urkunden stimmen, bis auf die Höhe des Jahresgehalts, in ihrem Wortlaut überein; sie wenden sich an Angehörige eines und desselben Standes, an Gleichgestellte, und haben auf die nämlichen Dienste Bezug. Alle drei Herren — Krüdener und die beiden Tiesenhausens — wurden, wie der Kanzler Loß, vom Herzog als „Räte und Diener“ angenommen, welche in der herzoglichen Ratstube sowie auch „von Haus“, d. h. von ihren Höfen und Wohnsitzen aus entweder persönlich sich gebrauchen lassen sollten oder im Falle von Krankheit oder bei andern triftigen Ehehaften sich durch einen „tauglichen, geschickten“ Edelmann vertreten lassen durften. Auf Albrechts Erfordern sollte ein jeder von ihnen so viele wohlgerüstete, taugliche reisige Pferde, auch Söldner stellen, als sie aufbringen könnten; sie sollten dafür dieselbe Besoldung und denselben landesüblichen Unterhalt beziehen, wie sie seine andern Kriegsleute und Reisige erhielten. Eigenartig ist dabei die verschiedene Bewertung, welche ihre Dienste erfuhren. Krüdener sollte, vom 15. März des folgenden Jahres an gerechnet, das für jene Zeit überaus stattliche Dienstgeld von 300 Mark Rigischer Münze jährlich erhalten; er galt als der wichtigste Faktor und als die einflussreichste Persönlichkeit innerhalb der erzstiftischen Ritterschaft. Nächst ihm wurde Hartwig von Tiesenhausen auf 150 Mark und darnach Hans von Tiesenhausen auf 100 Mark rigisch eingeschätzt. Erwähnen müssen wir noch eine Einschränkung,

die in ihren Bestallungsbriefen sich vorfindet, welche in den für Buttler, Thewes Patin und Loß gefertigten dagegen fehlt. Die verschiedenen Verpflichtungen, welche sie zu Albrechts Gunsten eingingen, sollten sich nämlich gegen jedermann erstrecken, wer er auch immer wäre, ausgenommen allein ihren Landesherrn, den Erzbischof, gegen den sie, als seine Lehnsvasallen, dem Herzog den Dienst verweigern. Diese Bedingung hatten sie schon in den Verhandlungen gestellt. Ernst freilich haben sie diese Klausel später nicht genommen; sie sollte ihnen wohl auch nur eine Rückendeckung gegen Schöning bieten, falls er von diesen Dienstverträgen erführe und Anstand an ihnen nähme. Mit Wilhelms Einzug stellten sie sich in allen Fragen der Politik und Religion ganz offenkundig auf dessen Seite und in Gegensatz zu ihrem eigentlichen Landesherrn.

Wir haben den Inhalt dieser Bestallungsbriefe hier ausführlicher behandelt, weil sie in der Reihe der uns überkommenen Quellen gleichsam den Mittel- und Angelpunkt bilden, auf den sich unsre Untersuchung stützt. Nur ihrem Vorhandensein haben wir schließlich die entscheidenden Einblicke und die Lösung jenes Rätsels zu verdanken, das über der Wahl und Berufung des Markgrafen Wilhelm bisher lag. Hier mag es uns erlassen sein, auf die Abschlußverhandlungen zwischen dem Erzbischof Schöning und Herzog Albrecht, auf das Bündnis der beiden sowie auf die Wahl des Markgrafen und seinen Einzug näher einzugehen; wir würden sonst nur unsrer späteren Darstellung vorgreifen.

Immerhin werden sich nun die Ereignisse vom Sommer und Herbst des Jahres 1529 bei weitem leichter erklären lassen, als wie bisher. Sie erscheinen uns nunmehr in sich begründet und folgerichtiger, nachdem wir die inneren Zusammenhänge, die Wechselwirkungen, die tieferen Beweggründe kennen gelernt haben, welche die bezeichneten livländischen Herren, insbesondere die Führer des Evangeliums innerhalb der erzbischoflichen Ritterschaft, auf so gefährliche Bahnen trieben. Zwei Momente haben dabei zusammengewirkt: die allgemeinen kirchlich-politischen Gegensätze, der Geisterkampf, welcher diese tiefbewegte Zeit erfüllte, und andererseits Fragen spezifisch lokaler Natur, die Gegenstellung von Orden und Erzbischof und das getrübbte Verhältnis zwischen der Rigaer Ritterschaft und der Stadt. Brießmanns politischer Scharfblick und die eigene

Klage der erztiftischen Ritterschaftsherren dienen uns hier als Wegweiser.

Die Stadt, als wirtschaftlich mächtigen Faktor im Lande, für die Interessen des Erzbistums wieder zurückzugewinnen, bildete eines der Hauptziele der adligen Herren. Die Antwort des herrschenden städtischen Rats auf ihre Werbungen aus Anlaß der Postulation des braunschweigischen Herzogs Georg hatte trotz aller gegnerischen Stellungnahme und andern Auffassung ihnen doch gezeigt, daß es eine Möglichkeit zur Verständigung zwischen ihnen beiden gäbe, daß man einen Boden finden könne, auf dem man sich zusammenträfe. Der Ton und die Stimmung, welche durch die städtischen Kundgebungen gegangen waren, hatten der Ritterschaft gegenüber nicht im entferntesten einen dermaßen gehässigen, verbitterten und feindlichen Akzent gehabt, als wie gegenüber dem Domkapitel. Ein Rest von politischer Freundschaft, die Erinnerung an die Tage gemeinsamen Zusammengehens hatte für das aufmerksame Ohr der Ritterschaftsherren, besonders der evangelisch Gesinnten, vernehmbar hindurchgeklungen. Wollten sie also ernstlich, daß Riga, die Hauptstadt des Landes, mit seiner Steuerkraft „wieder an das Erzstift käme“ — so lautet der amtliche Ausdruck häufig —, so müßten sie selber eingreifen. Jene Antwort hatte es ihnen klar zum Bewußtsein gebracht, daß sie Riga nur näher kommen würden, wenn sie die Dinge und ihre Neuordnung selbst in die Hand nähmen und bei der Koadjutorwahl sich an die Spitze stellten; sie durften sie keinerlei Zufälligkeiten, am wenigsten aber dem abwesenden, streng katholisch gesinnten neuen Erzbischof und seinem Anhang im Domkapitel ausschließlich überlassen; sie mußten das Augenmerk ihrer Freunde und der übrigen Stände auf einen Fürsten lenken, der in der Tiefe seiner Seele von der überwältigenden Kraft der reinen und christlichen Predigt erfaßt wäre, wenn er dies Geheimnis auch noch sorgsam in seinem Busen barg — so erforderte es wieder die Situation und die notwendige Rücksichtnahme auf den Erzbischof und die ihm Gleichgesinnten. Und während sie noch in dieser Richtung überlegten und die Schwernis des Augenblicks und ihre Aufgaben abwogen, stellte sich schon die Wirkung des andern Impulses ein. Ihre Gedanken waren umrankt und umwoben, beherrscht von den großen Zeitfragen, welche alle Gemüther bis in den Grund bewegten und

auch in Livland einen mächtigen Widerhall gefunden hatten — von der neuen Glaubensidee, dem Streben nach Befreiung von Rom und seiner hierarchischen Ordnung, von der Idee der verbesserten Kirche, um deren Besitz und Erhaltung sie mit dem inbrünstigen Eifer Neubekehrter gegen die Übermacht der katholischen Stände ankämpften. Beide Momente zusammengenommen, haben die Annäherung an den Herzog von Preußen herbeigeführt. Der evangelische Teil der Ritterschaft war der treibende Keil und die eigentliche Triebfeder bei Wilhelms Wahl. Ging es dem Erzstift schlecht, so trafen die Schäden vornehmlich sie und ihre Kinder und Kindesinder bis ins vierte und zehnte Glied — so haben die Herren selbst geklagt. Sie vertraten den mit der Scholle verwachsenen, bodenständigen, mit den Geschicken ihres Territoriums aufs engste verknüpften, den von den Vätern ererbten alten befestigten Grundbesitz. Ihr Interesse an dem Ausfall der Wahl und der Persönlichkeit des Koadjutors ging, im Grunde genommen, fast noch tiefer, als das von Erzbischof und Domkapitel.

So ablehnend sich auch die Stadt gegen die Wahl eines Bruders Herzogs Heinrich des Jüngeren, des Gegners aller Evangelischen, verhalten hatte, so änderte die Lage sich doch wesentlich, sobald es sich um einen Koadjutor handelte, der auf dem Gebiete des Glaubens milder dachte und der neuen Lehre wohlwollend gegenüberstand. Das war der Grund, aus dem die herrschenden Ratsgeschlechter die Wahl und Berufung des Markgrafen Wilhelm nicht ungern sahen und die Bestrebungen des evangelischen Teiles der Ritterschaft im Stillen unterstützten. Sie hofften an ihm, dem evangelischen Fürsten, eine verlässliche Stütze und Rückendeckung gegen Erzbischof und Orden zu gewinnen. Männer, wie Uhlenbrock, Dreling, Durkop und Lohmüller sahen mit richtiger Bitterung voraus, daß Wilhelm es über kurz oder lang mit seinem geistlichen Oberherrn verschütten würde und daß er dann die Stadt in demselben Maße gebrauchen werde, wie sie ihn. Für die nächste Zeit wenigstens lagen die Symptome einer engen Interessengemeinschaft deutlich vor. Aus ihrer gemeinsamen natürlichen Gegenstellung gegen die katholischen Mächte im Lande, gegen Orden und Prälaten, würde eine Annäherung und ein Zusammenschluß für die Stadt und den Markgrafen sich wie von selbst ergeben, deren Aufrechterhaltung sicher so lange als Erzbischof Schöning lebte,

von beiden Teilen als politisches Bedürfnis empfunden wurde. Welche Stellung man später gegen den Markgrafen einnehmen werde, gleichviel ob er weltlicher Herr und Herzog von ganz Livland würde, — wie die damals führende städtische Ratspartei am ehesten hoffen mochte — oder ob er unter dem Druck und Zwang der übrigen Stände genötigt wäre, Zeit seines Lebens die geistliche Würde aufrecht zu halten, das sollte der Zukunft vorbehalten bleiben.

Kein Zweifel, daß Lohmüller, als er am 15. Mai mit Jakob von Barten nach Lübeck ging<sup>1</sup>, allgemeine Weisungen und Direktiven vom Räte mitbekommen hat, wie und nach welcher Richtung hin er den städtischen Einfluß geltend machen sollte, falls etwa über die Koadjutorfrage dort verhandelt würde. Auch in den Tagen, als er auf seiner Durchreise durch Preußen beim Herzog weilte<sup>2</sup>, — nachweislich zum ersten Mal in diesen Jahren — wird diese Angelegenheit bei ihrer hohen Bedeutung für die Zukunft des Erzstifts wie für das Schicksal der evangelischen Lehre in Livland überhaupt zwischen ihm und dem Herzog oder dessen Räten wiederholt auf das eingehendste erörtert worden sein. Neue Gesichtspunkte aber können dabei kaum herausgekommen sein. Denn wenn die Kandidatur eines fränkischen Markgrafen, die Aussichten, welche ein solcher durch seine enge Verwandtschaft mit dem König von Polen und seine Zugehörigkeit zum „löblichen“ Kurhause Brandenburg bot, in des Herzogs Gegenwart schon niemals offen verhandelt war, so haben das sicher Georg von Krüdener, die Tiefenhausens und Wolfgang Loß, zumal bei ihren nahen Beziehungen zu Albrecht, schon lange vor Lohmüllers Anwesenheit getan. Ebenso wenig hat er aber auch in Lübeck Gelegenheit gefunden, einen bestimmenden Einfluß auszuüben — das schlossen schon einfach die Verfassungsverhältnisse des Erzstifts aus. Er brauchte zudem auch solchen Bemühungen sich garnicht mehr hinzugeben. Die einzige Tätigkeit, die für ihn übrig blieb, bestand

<sup>1</sup>) Der Rat der Stadt Riga an H. Albrecht und Kredenz auf Lohmüller, Riga 1529 Mai 10. (Index II, 2959) und der Geleitsbrief der Stadt für ihre beiden Sekretäre M. Johann Lohmüller und Jakob von Barten, Riga 1529, Mai 15. (bei Schackert, Urkundenbuch zur preußischen Reformationsgeschichte II, Nr. 624).

<sup>2</sup>) Um den 28. Juni 1529. Vgl. H. Albrechts Empfehlungsschreiben bei Rapierski II, 2961 und Schackert a. a. O. II, 627.

darin, daß er den Vertrauensmann der erzstiftischen evangelischen Ritterschaft, den Stiftskanzler Lohß, mit dem er gut bekannt und befreundet war, in seinem Vorhaben unterstützte und bestärkte. Die fürstlichen Namen, welche dem preussischen Herzog genehm waren, der des Grafen Johann von Henneberg, des Roadjutors des Stiftes Fulda, oder der des Würzburger Domherrn, des Markgrafen Friedrich, welche zuerst als Kandidaten in Frage kamen, waren von den Ausschlag gebenden Ständen, Domkapitel, Erzbischof und den Vertretern der Ritterschaft, zweifellos schon festgelegt, als Lohmüller um den 20. Juli etwa nach Lübeck kam. Und an der letzten Wendung der Dinge, dem Ersag des Markgrafen Friedrich durch seinen jüngeren Bruder Wilhelm, ist er nach allem, was wir von diesen Dingen wissen, sogar ganz unbetheilt gewesen. Nach dem Abschluß des Vertrages mit Lübeck hatte er genug mit sich selbst zu tun und eine Reise zum Landgrafen Philipp und nach Wittenberg unternommen, so daß er mit Lohß, der in Schönings Begleitung auf der Rückreise durch Mecklenburg, Pommern und Preußen begriffen war, und den heimischen Ritterschaftsherren im Augenblick gar keine Fühlung hatte. Diesen Ausgang hat er überhaupt erst als vollendete Tatsache hinterher kennen gelernt.

Wer war nun aber bei der Wahl des Markgrafen Wilhelm der eigentlich Betrogene und Enttäuschte, von dem wir oben sprachen? Die Ritterschaft, die Stadt, das Domkapitel oder der Erzbischof? Ohne Zweifel der Erzbischof und mit ihm die streng katholisch gesinnten Herren im Domkapitel — der Dechant Johannes Storbefe, Heinemann Rode, der spätere Propst, der eigentliche Führer der katholischen Partei im Erzstift — sowie der katholische Teil des Adels unter Gotthard von Neilens Führung. Doch darf man dabei nicht vergessen, daß Markgraf Wilhelm zu Anfang keineswegs ihr Kandidat gewesen war, vielmehr der Henneberger oder Markgraf Friedrich, die ihnen vermutlich zuverlässiger erschienen waren. Schönning hatte bei seinen Reisen im Reich, auf welchen er um Hülfe und Beistand für sein Erzstift warb und letzten Endes einen fürstlichen Roadjutor suchte, immerhin Gelegenheit gehabt, gewisse Personenkenntnisse sich zu verschaffen.

Die evangelisch gesinnten Herren der erzstiftischen Ritterschaft waren es, welche im Bunde mit einigen Vertretern der Mittel-

partei im Domkapitel die Pläne der katholischen Ultras durchkreuzten. In Schönings Kanzler Wolfgang Loß besaßen sie einen Vertrauten, der ihre geheimsten Wünsche kannte und sie mit ihnen teilte, durch dessen Vermittlung sie einen beständigen Einfluß auf ihren geistlichen Lehnherrn üben konnten. Sobald Wolfgang Loß von Herzog Albrecht vernommen hatte, daß Markgraf Friedrich „etwas hart wider das Evangelium“ wäre, stellte er im stillen Einvernehmen mit seinen Glaubensfreunden daheim, seinen Auftragsgebern, die Kandidatur des jüngeren Bruders Wilhelm auf, der ganz im Sinne seines älteren Bruders Georg, des regierenden fränkischen Markgrafen, sich der neuen Lehre angeschlossen hatte. In dem Bericht, welchen Loß über seine Verhandlungen mit Herzog Albrecht seinem geistlichen Herrn um den 7. September herum in Lauenburg erstattet haben wird, brauchte er nur die Namen zu vertauschen. Loß wird es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen haben, die Eigenschaften Wilhelms, besonders seine Stellung zu den religiösen Dingen Schönings gegenüber in das beste Licht zu rücken. Als Mitglied und Vorkämpfer der römischen Kirche durfte der Klerik den wirklichen Anlaß, der zu dieser Namensänderung geführt hatte, nicht erfahren; ihm wurde vielmehr erklärt, der Markgraf Friedrich habe die Berufung nach Riga aus mehrerlei Gründen abgelehnt. Man wird wohl nicht fehl gehen mit der Annahme, daß Schönings in dem neuen Kandidaten, dem Markgrafen Wilhelm, einen ebenso zuverlässigen Partei- und Gesinnungsgenossen am Ende zu finden meinte, wie er ihn an dessen älteren Bruder, dem Würzburger Dompropst, gehabt hätte. In dieser Voraussetzung hat er das Odium der Allianz mit dem evangelischen Herzog von Preußen auf sich genommen, zu der ihn die Krüdeners, Loß' und Tiefenhausens unter Hinweis auf die mißliche Lage des Erzbistums und die vom Orden her drohenden Gefahren gedrängt haben werden. Fern von seinem Bistum, ohne andern Rückhalt und Schutz, mußte er den durch Loß vertretenen Wünschen und Vorschlägen seiner Vasallen schon willig Gehör leihen, wofern er nicht von vorn herein mit ihnen zerfallen und seinen Besitztitel überhaupt gefährden wollte. Oder, wenn er wirklich um die Neigungen Wilhelms zu gunsten der evangelischen Lehre wußte, so hat er darüber hinweggesehen, vermutlich aus der Erwägung heraus, daß er durch einen nach jener Seite hinüber-

schillernden Koadjutor Niga gegenüber schließlich nur selbst gewinnen könne. Er würde schon später aufpassen und auf der Hut sein, daß sein Nachfolger nicht die Oberhand bekomme, noch ihm und der alten Kirche gefährlich werde.

In diesen Zusammenhängen etwa hat sich die Wahl und Berufung des Markgrafen Wilhelm abgespielt.



## Vom Tage.

### Urheber und Anführer der revolutionären Bewegung unter dem estnischen Landvolk.

Während unter den Letten fast gleichzeitig mit der Proklamation des Manifestes vom 17. Oktober die langvorbereitete Revolution ausbrach, verharrte das estnische Landvolk noch längere Zeit in relativer Ruhe, obgleich die nationale Presse in der Mehrzahl ihrer Vertreter in unverständiger und unverantwortlicher Weise geschürt und gehezt hatte. Symptome revolutionären Fiebers zeigten sich in den Städten Reval, Dorpat und Pernau. Es kam zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Polizei und dem Militär einerseits und den im Freiheitsrausch lärmenden Volkshaufen andererseits. Brandreden mehrten sich und die Zahl der „Roten“ wuchs täglich. Das flache Land blieb immer noch kühl gegen die feurigen Worte und Taten der städtischen Volksgenossen. Schon glaubte man annehmen zu dürfen, das Estenvolk würde kraft seiner Besonnenheit und dank seinem ruhigen Charakter den Lockungen der revolutionären Heger widerstehen. Da brach ein unglücklicher Tag herein. Es war der 28. November v. J., der Tag des all-estnischen Kongresses in Dorpat.

Die Dorpater estnischen Vereine hatten diesen Kongreß berufen. Es lag bei ihnen die Absicht vor, die Meinungen und Wünsche des Volkes in Anlaß des Freiheitsmanifestes durch seine Delegierten zu hören, und vice versa dem Volke einheitliche Instruktionen zur Verwirklichung der proklamierten Freiheiten zu erteilen. Es waren Delegierte von allen Berufsschichten aus Stadt und Land erschienen — über 800 an der Zahl. Der Kongreß sollte in der Bürgermuffe tagen. Am terminus conveniendi, dem 28. November, versammelten sich daselbst die Volksvertreter. Nun nahm der unheilbringende Kongreß seine Tätigkeit auf.

Die Wahl der Leitung des Kongresses begann und endete mit häßlichen Tumultszenen. Die national-fortschrittliche Partei Tõnisson (Redakteurs des Dorpater estn. Blattes „Postimees“)

und die sozial-revolutionäre Partei Speek's (Redakteurs des Dorpater estnischen Blattes „Uudiseb“) standen sich schroff gegenüber. Die Tõnisson'sche Partei rekrutierte sich hauptsächlich aus den gebildeteren und wohlhabenderen Elementen des estnischen Volkes, die Speek'sche dagegen aus dem niedrigsten Proletariat. Bei so stark divergierender politischer Anschauung und sozialer Beschaffenheit der Parteien war eine einheitliche Beratung und Beschlußfassung total ausgeschlossen und es kam sehr bald zu einer kräftiggegnerten Scheidung. — Tõnisson behauptete das Feld in der Bürgermuffe und wurde von seiner Partei zum Leiter der Verhandlungen gewählt. Die Speek'sche Sektion retirierte sich in die Aula der Universität und ernannte den Advokaten Lemant — einen ultraradikalen Schreier aus Reval — zum Führer.

Die national-fortschrittliche Partei — 500 bis 600 Mann stark — unter dem Präsidium Tõnissons lehnte eine gewalttätige revolutionäre Aktion ab. Sie beschäftigte sich vornehmlich mit dem künftigen Ausbau der Selbstverwaltung des Landes auf ökonomischem, pädagogischem und kirchlichem Gebiet und mit der Erhaltung der nationalen Eigentümlichkeiten des estnischen Volkes auf dem Grunde der im Manifest vom 17. Oktober gegebenen Freiheiten. Im Falle einer reaktionären Strömung in den Regierungssphären sollte das Volk jedoch einen passiven Widerstand leisten: die Zahlung der Steuern einstellen, die Administrativbeamten boykottieren zc. Das waren die Grundzüge der Beratungen und Beschlußfassungen in der Bürgermuffe.

Ganz anders aber ging es in der Aula der Universität her! Hier tobten wilde Leidenschaften, erschallten revolutionäre Rufe des aufgehehten Proletariats. Außer den 200 Delegierten hatten sich in der Aula viele mandatlose Individuen eingefunden. Es wurde ein revolutionäres Aktionsprogramm von den „roten“ Häuptern der kopflosen Menge vorgelegt und von ihr mit fanatischen Hurrahrufen approbiert. Der Brennpunkt des Programms lautete:

Nieder mit der Regierung, nieder mit den Gutsbesitzern und ihren Burgen! Die Pastoren in den Sack oder an den Galgen! Fort mit den bisherigen Gemeinde- und Schulverwaltungen! Die Rekruten bleiben zu Hause! Greift zu den Waffen! Nehmt, was zu nehmen ist! Nicht müßig dastehn und warten, ob etwas von Regierungs Gnaden kommt!

Wer dagegen zu reden wagte, wurde ganz einfach nieder- oder hinausgebrüllt. Man gab diesen Revolutionsbeschlüssen den feierlichen Namen „Aula-Manifest“ und verbreitete sie in zahllosen gedruckten Exemplaren unter dem Volk in Stadt und Land. — Das Wort „Manifest“ wirkte wie eine Zauberformel auf das Landvolk. War doch das Volk bisher gewohnt Manifeste als den

Ausdruck des kaiserlichen Willens, der zarischen Allgewalt hinzunehmen. Hatten doch bisher die Manifeste nur kaiserliche Gnadenbezeugungen — Straferlasse, Schenkungen, große politische Umwandlungen — dem Volke kundgetan. Dadurch, daß die Speesche Revolutionspartei ihr Umsturzprogramm zu einem „Manifest“ stempelte, verwirrte sie total die kritiklose und leichtgläubige Masse.

Seit der Verbreitung dieses unheilvollen „Aula-Manifestes“ durch die heimkehrenden Delegierten und sonstige engagierte Agitatoren steigerte sich die Unruhe auf dem Lande in hochgradiger Weise. Man ging bald daran, das Revolutionsprogramm durch Verwüstungen und Erzeße auf den Gutshöfen, Pastoraten und in den Kirchen und Gemeindehäusern in frevelhafter Weise zu verwirklichen.

In den revolutionären Strudel wurden zunächst die Revaler Fabrikarbeiter hineingezogen. Diese waren schon lange vorher einer revolutionären Propaganda von seiten der lettischen Agitationsbänden und der Revaler estnischen „roten“ Intelligenz ausgesetzt. Dazu gehörten namentlich die Rechtsanwälte: Lemant, Strandmann; die Redakteure: Pätts, Pung und Konsorten; die Ärzte: Lüss, Masing, Köhler. — Von Reval aus zogen demolierende und sengende Bänden über ganz Estland und vereinigten sich teilweise mit ihren lettischen Bundesgenossen in Nordlivland. Bei Pöllenhof, hieß es, sollten sich die Süd- und Nordbände zwecks Kooperation treffen. Aber noch bevor es zur Vereinigung kam, wurde die Südbände geschlagen.

Im estnischen Teil Livlands ist nur der Fellinsche Kreis fast intakt geblieben. Es sind daselbst weder Güter verwüstet noch Kirchen geschändet worden. Nur einige alte Gemeindeverwaltungen sind gewaltsam durch revolutionäre Banditen verdrängt worden. Das Regime der „neuen Volksmänner“ war von kurzer Dauer. Das Erscheinen des Militärs hat auch hier seine unsichtbarmachende Wirkung ausgeübt.

Fragen wir nun zum Schluß: Wer sind die eigentlichen Urheber und Anführer der im Lande verübten Erzeße und Verwüstungen? Die Antwort kann nur lauten: Die gewissenlose estnische Presse in der Mehrzahl ihrer Vertreter und die ruchlosen Agitatoren vom Aula-Kongreß!

## Notiz.

In einer Zuschrift an die Redaktion der „St. Petersb. Ztg.“ überläßt Herr Axel Baron Freytag-Loringhoven in Anlaß unsrer Notiz „Zur Abwehr“ im Novemberheft v. J. der Redaktion der „B. M.“ freundlichst die Entscheidung, welchen von zwei Vorwürfen sie als verdient auf sich nehmen will: den „einer bewußten Unwahrheit und absichtlichen Irreführung der öffentlichen Meinung“, oder den „einer kaum dagewesenen Taktlosigkeit und Indiskretion“.

Der erste Vorwurf zielt darauf, daß wir zu dem Versuch des „Baltischen Briefes“ Nr. VI unsern Landesvertretern s. z. s. die Schuld an der ganzen Lage in die Schuhe zu schieben, gesagt hatten, das geschähe ohne jeden Beweis. Baron Freytag gibt nun zu, daß dies allerdings für den VI. Brief stimme, nicht aber für den VII. und VIII., die früher erschienen sind, als unsre Notiz; und in diesen Briefen habe er „eine ganze Anzahl dokumentarischer Beweise“ beigebracht. Habe nun die Red. der „B. M.“ diese letzteren gefannt vor der Publikation ihrer Notiz, so — ergebe sich daraus eben der Vorwurf Nr. 1. — Die Sache liegt nun allerdings so, daß wir Brief VII und VIII damals nicht kannten. Übrigens hatten wir es in unsrer Notiz ja auch nur mit Brief VI zu tun. Wir haben uns jetzt über die beiden andern orientiert; dort sind zwar einige „Dokumente“ zitiert zu finden, nirgends jedoch jene mit der gewöhnlichen Selbstsicherheit unberufener Vaterlandsretter behaupteten „Beweise“ für die angebliche politische Minderwertigkeit, das „reaktionäre“ Banausentum unsrer Landesvertretung. Statt dessen aber übereifrige und oberflächliche Schlußfolgerungen und ein unbesonnenes Verfahren. Das alles macht allerdings nicht den Eindruck, als habe der Verfasser die gesamte politische Einsicht in alleiniger Erbpacht.

Und nun der zweite Vorwurf — der Indiskretion, des „groben Verstosses gegen jede journalistische gute Sitte“, weil wir „gegen den Willen des Autors“ seinen Namen genannt. Taktlos und indiskret?! Wieso? War uns etwa die Sorge dafür anvertraut, daß der Schleier vom „y“ nicht gelüftet werde? Gewiß, im gewöhnlichen Leben hat man meist die literarische Gepflogenheit, in einer Entgegnung die Chiffre des Gegners höflich und diskret beizubehalten. Diskretion setzt das Gefühl einer gewissen schuldigen Rücksicht voraus. Aber es treten leider auch Fälle ein, wo man nirgends in der Welt sich davon abhalten läßt, die Anonymität zu sprengen und den politischen Gegner ohne jede Rücksicht zu dekouvrieren. Für uns lag dieser Fall hier vor. Rücksichtslos hätte Baron Freytag es also nennen können, daß wir sein „y“-Versteck nicht respektierten, und dagegen hätten wir auch gar nichts einzuwenden; denn — das sollte es auch sein! Gerade das wollten wir eben: rücksichtslos denjenigen namhaft machen, der es für möglich hielt, im Stile etwa eines Käu, Lönisson und verwandter Pamphletisten, die ganze Landesvertretung seiner Heimat in einer in der That kaum dagewesenen Weise zu verunglimpfen.

Die Red. der B. M.

---

== Versicherungs-Gesellschaft ==  
„Rossija“.

St. Petersburg, Morškaja Nr. 37.

**Grund- und Reservekapitalien über 49,000,000 Rbl.**

Die Gesellschaft schließt zu vorteilhaften Bedingungen:

- Lebens-Versicherungen**, d. h. Versicherungen von Kapitalien und Renten zur Sicherstellung der Familie und des eigenen Alters;  
**Unfall-Versicherungen** einzelner Personen, Kollektiv-Versicherungen von Beamten und Arbeitern auf Fabriken und Passagier-Versicherungen;  
**Feuer-Versicherungen** aller Art beweglichen und unbeweglichen Eigentums;  
**Transport-Versicherungen** von See-, Fluß- und Landtransporten, sowie von Schiffskörpern;  
**Glas-Versicherungen** gegen Beschädigung durch Bruch und Zerspringen.

Nähere Auskünfte werden erteilt und gedruckte Antragsformulare verabsolgt durch das Hauptkomptoir in St. Petersburg (Morškaja, eigenes Haus, Nr. 37), durch die Filiale der Gesellschaft in Riga (Theaterboul. Nr. 3) sowie durch die Plazagenturen.

**Versicherungs-Billette** zu Passagier-Versicherungen auf Eisenbahnen und Dampfschiffe werden auch auf den Eisenbahnstationen und den Landungsplätzen der Dampfschiffe verabsolgt.


---

# Die Kindererziehung im schulpflichtigen Alter.

Pädagogische und kritische Betrachtungen

von

Dr. med. **Ernst Sokolowski.**

o sehr ich mich darauf freute, einem früheren Vortrage: „Die Kindererziehung in den ersten Lebensjahren“ diesen folgen zu lassen, so sehr ich der Meinung war, nunmehr an die Pforten der Erziehung par excellence gelangt zu sein, so sehr habe ich bei Bearbeitung meines heutigen Stoffes mehr und mehr einsehen müssen, daß ich mich geirrt hatte. Mit andern Worten: Die für das betreffende Individuum entscheidende Erziehung muß bis zum ca. 5. Lebensjahre erledigt sein. Das bis zu diesem Zeitpunkt Erreichte ist für die Entwicklung der Persönlichkeit entscheidend und von bleibendem Wert, was bezüglich der nunmehr folgenden Erziehungsergebnisse zum mindesten nicht der Fall zu sein braucht. Dazu kommt ein naheliegender Umstand, der mich mit dem Vorbringen des Nachstehenden zaghaft machen mußte. Wir kommen auf ein Gebiet, das ungezählte Male besser behandelt worden ist, ein Gebiet, das mit all seiner Verbesserungsbedürftigkeit der Gegenstand so vieler Bestrebungen, Wünsche und Gedanken ist, daß vor allem das Vorbringen von etwas Neuem oder Besonderem garnicht denkbar ist. Während das Feld der Erziehung in den ersten Lebensjahren noch viel weniger beachert ist und daher eine Behandlung ermöglicht, welche direkt praktische Anregungen zuläßt und plausible Ratschläge gestattet, stoßen wir bei der Beschäftigung mit der späteren Erziehung stets auf Fragen,

die entweder schon längst mit vielem Recht Allgemeingut oder aber zu vielbesprochenen Streitfragen geworden sind, Streitfragen, zu denen wir zwar Stellung nehmen können, die aber aus vielen Gründen weit davon entfernt sind, eine definitive Entscheidung zu erleben. Daher ist das Nachstehende leicht der Gefahr ausgesetzt, einen unerwünscht akademischen Charakter anzunehmen. So sehr ich mir Mühe geben will, letzteres zu vermeiden, muß ich meine freundlichen Leser von vornherein bitten, Nachsicht zu üben und mich nicht für zudringlich zu erklären, wenn sie nachträglich vielleicht darüber Beschwerde führen, daß ich sie so lange aufhielt, ohne etwas Neues zu bieten.

Wir treten also an ein Lebensalter heran, in welchem die Dressur ein Ende hat und die Erziehung im engeren Sinne in ihr Recht tritt. Wir haben es von nun ab mit Kindern zu tun, die bereits mit Bewußtsein und Kritik auf die Erziehungsmaßnahmen wie überhaupt auf die Regungen der Außenwelt reagieren. Gleichzeitig handelt es sich um das Alter, in dem zwar noch gespielt, aber zugleich auch schon gelernt wird.

Dementsprechend steigern sich die Anforderungen an die Kritik und das Geschick der Erzieher um ein Erhebliches. Vorausgesetzt, daß es bis zu diesem Zeitpunkt gelungen war, den absoluten Gehorsam des Kindes zu erreichen, tritt von nun ab die Pflicht an den Erzieher heran, daß er sich wohl überlege, wo und wann er den Gehorsam von seinem Zögling fordert. Je nach der Reife des Kindes naht der Moment, in dem nicht mehr gefordert werden soll, daß es gehorche, „weil Papa so gesagt hat.“ Die geäußerten Wünsche und Befehle des Erziehers müssen mit der weiterschreitenden Entwicklung des Zöglings für diesen an Durchsichtigkeit gewinnen. Es ist leicht abzusehen, welchen Gefahren wir die Entwicklung des Kindes aussetzen, wenn dieser Grundsatz nicht zu seiner Geltung kommt. Dem einen Kinde muß in der Entfaltung der Persönlichkeit Gewalt angetan werden, indem es von jung auf lernt, gegen oder wenigstens ohne seine bessere Überzeugung Handlungen zu begehen. Ein anderes und zwar der von Hause aus selbständigere Charakter wird durch das rücksichtslose Bestehen auf blindem Gehorsam — systematisch dazu getrieben werden, allen bislang durch konsequente „Dressur“ erlangten Gehorsam aufzugeben; und an dem einsichtslosen Verfahren eines dem Kinde

unverständlichen Anfinnens erstarbt bei der sich regenden Kritik die Opposition, der Trotz und schließlich der Eigensinn! Aus ähnlichen Überlegungen gilt der Grundsatz: je mehr Einsicht beim Zögling vorauszusetzen ist, um so mehr muß das Verbot als solches von der Bildfläche verschwinden. Die Rechnung ist hierbei einfach und klar: je mehr Verbote — um so mehr Gefahr vor und für Übertretung.

Die eben besprochenen Grundsätze könnten den Eindruck hervorrufen, als bestche der Hauptzweck der Erziehung lediglich darin, daß das vorhandene Gute im Kinde nicht verdorben werde. So ganz ausschließlich negativ und passiv scheint mir der Charakter einer gedeihlichen Pädagogik zwar nicht zu sein; wohl aber glaube ich, daß Zweck und Ziel der Kindererziehung viel bescheidener sind, als viele sich das vorstellen. Gewiß nimmt die Erziehung mit den zunehmenden Lebensjahren einen positiveren Charakter an — es beginnt die eigentliche Leitung des Zöglings. Wir müssen uns nur darüber Klarheit verschaffen, worin diese „Leitung“ besteht; wie weit gehen überhaupt erzieherische Kompetenzen und Möglichkeiten? Es wäre ein hartes Anfinnen, von einem Pädagogen schlechtweg die Besserung eines Zöglings erwarten zu wollen. Von vornherein muß davon Abstand genommen werden, daß das Gute auf direktem Wege angezeigt oder eingetrichtert werden könnte. Weber kann noch soll überhaupt einem Menschen einverleibt werden, was nicht schon sein ist. Es wird daher unsre erste und wichtigste Pflicht sein, festzustellen, was im gegebenen Falle dem Kinde erb und eigen ist, die positiven, ethisch verwertbaren Eigenschaften herauszufinden und dieselben zur Entfaltung zu bringen. Jedes Individuum ist geneigt mit denjenigen Eigenschaften zu wirken und zu operieren, die am stärksten ausgesprochen oder entwickelt sind. Da wir aber in jedem Kinde sowohl Aktiva wie Passiva, sowohl ethisch vollwertige als minderwertige Anlagen finden werden und müssen, so ist unsre Pflicht, das Verwendbare in ihm durch konsequentes Anwenden und Üben zu derartiger Valenz zu bringen, daß das Kind seiner minderwertigen Neigungen zum Leben sozusagen nicht mehr bedarf. Wir müssen hierbei berücksichtigen, daß wir die Passiva ebenso wenig abschaffen können, wie etwaige Tugenden anerziehen, eben weil sie gleichfalls erb und eigen sind. Ja, noch mehr! Angeborene Tugend und Untugend sind allemal

Sonnen- und Schattenseite ein und derselben Frucht, entsprossen am gleichen Zweige und erwachsen aus der gleichen Wurzel; keine Willensstärke ohne Eigensinn, kein Phantasiereichtum ohne Lügenhaftigkeit, keine Energie ohne Rücksichtslosigkeit und kein Wahrheitsdrang ohne Zweifelsucht. Jetzt kommt nur alles darauf an, welche der beiden Seiten mehr oder überhaupt zur Entfaltung kommt, und viel kann die Erziehung fördern im Ausbilden der Licht- und im Vernachlässigen der Schattenseiten; und was nicht geübt wird, muß, dem Naturgesetz folgend, mit der Zeit atrophieren; es kann zwar niemals vom Erdboden verschwinden, aber es findet keine Verwendung, verliert dadurch an Kraft und Bedeutung und tritt in den Hintergrund, ohne eine Rolle spielen zu können. Ich erinnere mich, daß Thomas Carlyle gelegentlich den paradox klingenden Ausspruch tut: Das Vorhandensein von Schlaueit spreche stets mit unverbrüchlicher Sicherheit für Dummheit. Ein Mensch, der wahrhaft klug sei, bedürfe nicht der krummen Wege, um seine Ziele zu erreichen. Die Eigenschaften, deren er bedarf, um die Situation geradenwegs zu beherrschen, sind bei ihm so ausgesprochene, daß jedes andre Mittel, zu dieser Herrschaft zu gelangen, direkt überflüssig wird. Vom Standpunkt eines gewissen Souveränitätsgefühls wird jeder Umweg verschmäht, ja verachtet. Wie haben wir uns aber zu verhalten, wenn wir bei unfrem Zögling trotz alles bis dahin vielleicht stattgehabten pädagogischen Bemühens dennoch auf Schlaueiten oder auf ausgesprochenes Lügen stoßen? Oder, wie haben wir zu verfahren, wenn überhaupt die Notwendigkeit der Strafe sich vor uns aufrollt? Ich erwähnte schon, daß wir bei allen pädagogischen Maßnahmen dem Zögling gegenüber offene Karten beobachten sollen. Die unantastbare Gerechtigkeit einer eventuell erforderlichen Strafe wird ihm unbedingt am besten einleuchten, wenn wir es so einzurichten wissen, daß die Strafe der betreffenden Handlung als deren Konsequenz direkt auf dem Fuße folgt. Leider sterben die Pädagogen nicht aus, die das abgekürzte Verfahren bevorzugen und mit einer Tracht Prügel allen Anforderungen Genüge geleistet zu haben meinen. Wie ich in meinem früheren Vortrage hervorhob, sollte von körperlicher Züchtigung in dem Lebensalter, das wir vor Augen haben, überhaupt nicht mehr die Rede sein. Das Alter der unsrer Obhut nunmehr anvertrauten Kinder gestattet dagegen, daß wir uns z. B. die

Bedeutung des Sages zu nuzze machen: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.“ — Ich habe wiederholt beobachten müssen, wie wirksam und schmerzlich es empfunden wurde, wie beschämt das betreffende Kind sich fühlte, wenn einem seiner Berichte mit einer gleichgültigen Handbewegung begegnet wurde; ein solches Entwerten eines gegebenen Referats wird um so wirksamer sein, wenn die Umstände es gestatten, daß ein anderer Zeuge des zu referierenden Ereignisses herangezogen werden kann, weil sein Referat mehr wert sei. Hier hat das Schamgefühl die Exekution der Strafe übernommen, und zwar spontan. Man hüte sich aber davor, dieses Verfahren einzuschlagen, ohne daß man etwa der Lüge des Kindes ganz sicher ist. Auch ist es dringend geboten, hierbei die größtmögliche Sachlichkeit und Affektlosigkeit zu beobachten<sup>1</sup>. Ganz besonders umsichtiges und vorsichtiges Verfahren im Strafen ist in den Fällen geboten, in denen wir genötigt sind mit einer gewissen unvermeidbaren Untugend der Kinder zu rechnen. Das Sprüchwort: „Jugend hat keine Tugend“ ist vom Humor erfunden und diktiert; es mahnt uns zu milder Beurteilung und drückt uns eine nachsichtige Behandlung gewisser Vergehen sozusagen in die Hand. Es gibt besonders bei der Erziehung männlicher Jugend so viele Gelegenheiten, die von uns verlangen, daß die Entscheidung schnell getroffen werde; es muß in flagranti festgestellt werden, welch' Geistes Kind die betreffende Handlung sei; hiervon hängt alles ab. Entsprang sie der Bosheit, dem Mangel an gutem Willen, der Tücke, dem Eigensinn, — so wird sie straffällig und ist dementsprechend anzufassen. War sie dagegen der Ausfluß momentanen Übermuts, die Äußerungsform gesteigerten Kräftevorrats, die Regung an sich gesunder Unternehmungslust, so liegen die Dinge anders; nichts kann schädlicher wirken, als die Verwechslung beider Ursachen, und andererseits wird dem Erzieher von seiten seines Zöglings nichts lebhafter gedankt, als das Geschick im Unterscheiden dieser Ursachen. Das Gefühl für Gerechtigkeit ist schon in ganz minderjährigem Alter von derartiger Lebendigkeit, daß die „von des Gedankens

<sup>1</sup>) Wenn wir dem Verfahren den Charakter der persönlichen Zurücksetzung geben, so kann selbstverständlich das Vertrauen des Zöglings untergraben werden. Nicht wie ein moralisches Mißtrauensvotum, sondern wie eine sachliche Minder-einschätzung muß die Sache gehandhabt werden.

Blässe angekränkelte“ Kritik vieler Erwachsener bei Schulbuben in die Lehre gehen könnte.

In der oben erwähnten Hinsicht ist es sogar zweckmäßig, der Jugend ganz programmäßig einen gewissen Spielraum zu lassen; z. B. muß dem Bedürfnis Rechnung getragen werden, daß die Kinder nach dem Ruhezwang der Unterrichtsstunde die sog. Zwischenstunde benutzen, um ihre Glieder, wie ihren Geist, ihr ganzes Wesen ein wenig zu reifen, ihm freien Lauf zu lassen. Es ist geradezu für die Entfaltung des Charakters und der Persönlichkeit gefährlich, den gelegentlich zwischen zwei Knaben entstandenen Faustkampf mit Moralpredigten zu inhibieren; er wird entweder heimlich fortgesetzt werden oder es werden in den jugendlichen Kämpfen Gefühle geweckt, die vermieden werden mußten: wie das unterdrückte Rachegefühl des präsumptiven Siegers und ein malitioses Triumphiren des präsumptiven Unterliegenden.

Von hervorragender Bedeutung sind die Gelegenheiten, welche zum ersten Mal die Möglichkeit selbständigen Handelns geben, wie z. B. kleine Reisen ohne Autoritätspersonen, Fußtouren zc. Derartige muß im Alter zwischen dem 14. und 16. Lebensjahre durchaus sogar angeregt werden. Bei solchen Gelegenheiten muß von vornherein von jeglicher Kontrolle abstrahiert werden. Gerade ein wirkliches Vertrauen der Jugend in diesen Situationen zu zeigen ist fruchtbarer und wichtiger, als alles Hütenwollen, wobei es schließlich doch nur beim Wollen bleiben kann. Denn ein Knabe oder Jüngling in jenem Alter wird sich durch die beachtete Einengung gesunderweise nur provoziert fühlen zum Versuch der Befreiung, und dieser Versuch wird gemacht werden, ob mit oder ohne Erfolg. Hier wie auch in vielen andern Lebenslagen soll sich die Selbständigkeit bereits regen, beweisen und bewähren, eben die, für deren Entwicklung systematisch der Grund gelegt wurde mit dem Nichtwiegen und Nichtwickeln der Säuglinge. Sie wurde angebahnt in den ersten Lebenswochen durch die beharrliche Art, mit der die verständige Mutter das überflüssige Schreien ihres Lieblinges ignorierte. Um konsequent zu verfahren, sollen wir uns auch in der folgenden Zeit davor hüten, die Kinder daran zu gewöhnen, daß ihnen alles zubereitet und fertig gemacht wird. Angefangen mit den kleinsten Handgriffen, elementaren Reparaturen zerbrochener Spielsachen, dem An- und Auskleiden,

dem Lösen von Schulaufgaben soll jedes Kind frühzeitig lernen, sich auf sich selbst zu verlassen; und wie sich mit Unfehlbarkeit beobachten läßt, hilft es sich gerne selbst zurecht; es geht geradezu darauf aus, seinen Erfahrungsschatz zu vergrößern und sein Leben durch Entdeckungsreisen zu bereichern.

Alles Hüten, jede Kontrolle und Quarantäne muß mit dem zunehmenden Alter der Kinder immer unbemerkter vor sich gehen und schließlich prinzipiell aufhören, weil sie allzu große Gefahren hat. Die Gefahr der Verheimlichung, der Umgehung und Durchbrechung jeglicher Quarantäne nimmt mit dem Alter zu. Daher ist es ebenso schädlich wie lächerlich, a priori Bücher zu verbieten. Wer nicht schon im ABCshützenalter dem Urteil und Geschmack seiner Kinder Halt und Richtung zu geben begonnen hat, der wird weder den Jüngling noch die Jungfrau vor allerlei Schandlektüre aushüten. In jenem zarten Alter besteht allerdings durchaus noch die Möglichkeit, die Lektüre gewissermaßen unbemerkt zu leiten. Ich habe gelegentlich darauf hingewiesen, daß wir die Phantasie der Kinder nicht vor dem ca. 6. Lebensjahre mit Märchen füttern sollten. Das Erzählen oder Lesen von lehrreichen, aber zugleich anregenden und unterhaltenden Geschichten — Struwpeter und Speckers Fabeln — dürfte als Bildungstoff für die ganz Kleinen genügen. Die ABCshützen können dann unbeschadet in den ganzen Zauber der Märchen- und Sagenwelt eingeführt werden. Schon in diesen Alterszeitraum, d. h. etwa den 6—10jährigen Kindern gehört eine ganze Auslese vorzüglicher Jugendschriften, die, je nach Lebensjahr und Reife allerdings zum Teil bereits der nächsten Altersstufe, den 10—15jährigen angepaßt sind; so etwa die Werke von Louise Schneider, Johanna Spyri usw., späterhin Erzählungen wie „Der Lampenputzer“, „Der Lederstrumpf“, „Die weite, weite Welt“ u. a. Freilich möchte ich für die Altersklasse vom 10—15 Lebensjahre auch schon geeignete Reise- und Lebensbeschreibungen, sowie Erzählungen auf historischer und geographischer Unterlage empfehlen; mit entsprechender Auswahl können allenfalls auch Robinsonaden gelesen werden. Jedenfalls kann es aber bei den letzteren, deren es ebenso viele wie schlechte gibt, nicht sein Bewenden haben, denn mit dem Pubertätsalter müssen bereits die Klassiker in ihr Recht treten. Wir können aber von keinem Kinde verlangen, daß es dem „Till“ oder „Minna von Barnhelm“

irgend Geschmack abgewinne, wenn bis dato platte Abenteuer- und Kriminalgeschichten, nichtsagende Romane zc. seine hauptsächlich literarische Nahrung bildeten.

Von nun an hat dann jede Notwendigkeit, aber auch jede Möglichkeit einer Kontrolle der Lektüre definitiv ein Ende. Und so soll es sein!

Vorderhand sind wir noch bei einer Altersstufe, in deren Betätigungen das Spielen eine herrschende Stelle einnimmt, und zwar soll das Spiel allmählich in ausgedehnterem Maße zur Geltung kommen, es soll auf körperliche Übungen und Sport ausgedehnt werden. — Rousseau<sup>1</sup> äußert sich über diese Frage wörtlich folgendermaßen: „Ich glaube die Gesundheit und die gute Körperkonstitution dreist in die Zahl der durch die Erziehung erworbenen Vorteile oder vielmehr in die Zahl der Naturgaben rechnen zu dürfen, welche die Erziehung dem Menschen bewahrt hat.“

Während das Spiel als solches in den ersten Lebensjahren wesentlich in einem Nachahmen der Wirklichkeit bestehen soll, muß es jetzt selbst und in sich auf etwas Wirklichem beruhen; es muß vor allem die körperliche Kraft und Gewandtheit als direktes Ziel verfolgen. Freilich treten auch schon andre Spiele in ihr Recht, Spiele, welche die Überlegung, die Kombinationsgabe und das Gedächtnis zu fördern vermögen, wie die Brettspiele. Begonnen mit dem Damm, wäre gradatim dem Alter und der Entwicklung des Kindes entsprechend, aufzusteigen bis zum Schach. Mittlerweile verlangt die Entfaltung des physischen Organismus den Beginn mit systematischem Turnen. Mit leichten Freiübungen wird schon im 4.—5. Lebensjahre der Anfang gemacht und die Leistungen steigern sich auch hierbei allmählich nach Maßgabe der Kräfte und Jahre des Kindes, bis wir an das Gerätturnen gelangen. Dann folgt der Sport, dessen einfache Qualitäten übrigens auch schon frühzeitig, etwa zwischen dem 6. und 10. Lebensjahre, in Aufnahme kommen sollten, so z. B. das Rudern (zunächst mit einem Ruder), das Schlittschuhlaufen, das Reiten.

Es ist um den Sport, sein Wesen und seine Bedeutung eine höchst interessante Sache; seine immer mehr zunehmende Verbreitung und Ausbildung kann vom kulturhistorischen Gesichtspunkte aus nicht hoch genug veranschlagt werden. Die Vielseitigkeit seines

<sup>1</sup>) J. J. Rousseau, „Emile“.

Nutzens läßt sich nicht verkennen noch verdunkeln durch die Behauptung, daß der Sport als Selbstzweck menschenunwürdig und lächerlich sei oder zum Verdummungsinstitut für seine Befenner werden müsse. Seine erste Bewertung ist, wenn ich mich nicht irre, zurückzuführen auf die große pädagogische und praktisch-psychologische Umsicht der Engländer.

„Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, 80 Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Wir müssen es den Engländern lassen, daß sie wie kein andres Volk die große Weisheit dieses Ausspruchs begriffen und in die Praxis umzusetzen verstanden haben. Es hat sich bei ihnen ein tiefes Verständnis dafür ausgebildet und eingebürgert, daß der Wert und Inhalt unsres persönlichen Lebens bemessen ist je nach dem Inhalt desselben an Mühe und Arbeit. Berufsverpflichtungen tun gewiß das ihrige, um die Existenz des Individuums mit dem erforderlichen Quantum an Mühe und Arbeit zu versehen. Wie aber ist dieses Quantum zu erreichen für den, der sich einer absolut sorgen- und mühelosen Existenz erfreuen zu können in der Lage ist? Gewiß hat auch er die Möglichkeit zu arbeiten, er tut es vielleicht auch; es besteht nun aber einmal die Tatsache, daß dem Charakter dieser seiner Arbeit der Schweiß, die eigentliche Mühe und Plage fehlt. Da ist es denn zum natürlichen Bedürfnis geworden, sich diese Plage und den Schweiß, in dem wir unser tägliches Brot essen sollen, auf andrem Wege geradezu zu provozieren. Von diesem Gesichtspunkt, ob bewußt oder unbewußt, pflegt auch der Berufsmensch seinen Sport und geht ihm unter Umständen mit einem Eifer und Ernst nach, der dem Beschauer zuweilen schier komisch erscheinen kann; hier liegt eine hauptsächlichliche Erklärung für die Tatsache, daß der Sport eine so sachliche, manchem vielleicht von vorn herein unverständlich erscheinende, durchaus ernste Seite angenommen hat und behauptet. Es ist die harmonischste Verbindung von Ernst und Spiel. Zugleich ein höchst geeignetes Gegengewicht für die geistige Arbeit, wird er uns zum unerseßlichen Hilfsmittel in der Erziehung. Die körperliche Übung und Ausbildung ist verbunden mit dem für die Sache angeregten Interesse und mit dem Streben nach der Vervollkommnung im Beherrschen der erforderlichen Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit.

Ich werde die detaillierte Anleitung zum Betreiben aller der erwähnten Fertigkeiten dem Geschick der betreffenden Erzieher überlassen und mich einer, wenn auch rein äußerlichen, so doch in hohem Grade wichtigen speziellen Frage zuwenden; sie betrifft die Kleidung der Jugend sowohl beim Ausüben ihrer körperlichen Betätigungen, als auch überhaupt auf den einschlägigen Altersstufen, gerechnet von dem Zeitpunkt, der es der Mutter zum ersten Mal gestattet, ihrem Kleinen etwas Kleiderähnliches anzuziehen.

In den ersten Jahren, in denen das Kind sozusagen in Kleidern steckt, kommt es nur darauf an, zu verhüten, daß in ihm die Überzeugung groß werde, als läge irgend ein Gewicht auf der Qualität seiner äußeren Umhüllung. Diese Überzeugung wäre natürlich die sicherste Grundlage für die Entstehung läppischer Eitelkeit. Es ist lächerlich anzusehen, was für eine Maskerade mit den armen Kleinen getrieben wird, besonders wenn es gilt, sie in der Stadt auf die Straße zu bringen und aller Welt zu präsentieren. Wie eine selbstverständliche Folge ergibt sich aus der menschenentwürdigenden Empfindung, ein Kleiderstoc zu sein, die Sorge um die entsprechende Schonung des Puges. Diese Schonung wird denn auch, sobald die Reise des Kindes hierzu ausreicht, von seiten der unverständigen Mutter ausdrücklich vom Kinde verlangt, sie wird ihm systematisch anerzogen. Fordert dann der Trieb zum Klettern und die Gelegenheit zur Ausübung körperlicher Fertigkeiten ihr Recht, so ist das arme Geschöpf, wenn es nicht hart bestraft werden will, in der Lage, unter dem beständigen Hindernis leiden zu müssen, das ihm auferlegt ist durch die strenge Verpflichtung, seine Kleider zu schonen. Das ist eine der grausamsten und raffiniertesten Beeinträchtigungen, die schon frühzeitig einer freien Entwicklung der Persönlichkeit erwachsen können und tatsächlich viel zu oft erwachsen. Daher fort mit allem Puz und fort mit allen Sorgen um ihn!

Da ich die Notwendigkeit körperlicher Ausbildung auf beide Geschlechter bezogen wissen will, so brauche ich wohl keine Worte zu verlieren über die Korsets und die Stöckelschuhe bei den größeren Mädchen. Beide Marterwerkzeuge machen sich bei Gymnastik und Sport von selbst unmöglich. Im übrigen ist neuerdings über die weibliche Kleidung so viel Gutes veröffentlicht worden, daß ich

von diesbezüglichen allgemeinen hygieinischen Auslassungen ganz absehen kann.

Mit der Betonung einer Notwendigkeit der körperlichen Aus- bildung ist zugleich die Frage nach dem Alter des Erziehers zur Anregung gelangt. In der Biographie des ersten Rektors der Dorpater Universität Georg Parrot finden wir folgenden, gelegentlich von ihm getanen Ausspruch:<sup>1</sup> „Die physische Erziehung ist von der sittlichen nicht zu trennen. Bei der Wahl des Erziehers müssen dessen körperliche Eigenschaften in Betracht gezogen werden, damit er mit seinen Zöglingen alle Übungen und Strapazen teilen kann, die sie ertragen müssen, bevor sie Männer werden.“ Die mannigfachen, an die physischen Leistungen zu stellenden Anforder- ungen sind so groß, daß wir ihre Realisierung nur von jüngeren Elementen erwarten und verlangen können. Es ist übrigens ein großer Unterschied, ob wir mit unsren Zöglingen die vorgenommene Beschäftigung und körperliche Strapaze gemeinsam unternehmen und das durch sie hervorgerufene Interesse sowie die gesunde Er- müdung mit ihnen teilen, oder ob wir ihnen vom hohen Rothurn herab die Nützlichkeit solcher Dinge anpreisen und sie schließlich über die eventuelle Erschöpfung beruhigen und trösten müssen. Ferner steht die Persönlichkeit des Erziehers durch den geringeren Altersunterschied dem Kinde näher. Wenn alles so geht, wie es gehen soll, so wird der Zögling in seinem Erzieher das anzustre- bende Ideal für seine eigene Person erblicken. Die Erreichbarkeit dieses Ideals muß ihm an Lebhaftigkeit und Wahrscheinlichkeit gewinnen durch die Kürze des bevorstehenden, ihn von seinem Ideal noch trennenden Zeitraumes. Bei den praktischen Hinder- nissen, die sich der konsequenten Durchführung bezüglich des Alters der Lehrkräfte in den Schulen entgegenstellen, müßte jedenfalls im Auge behalten werden, daß jede Elementarschule mindestens einen jugendlichen Lehrer zur Verfügung habe, damit allen erwähnten pädagogischen Anforderungen Genüge geleistet werden könne. Das gleiche bezieht sich natürlich auch auf die unteren Klassen der Mittelschulen.

Über die Qualifikation des Lehrers ließe sich gewiß noch viel sagen, was in der Hauptsache allerdings mehr oder weniger in das

<sup>1</sup>) Friedr. Bienemann, Georg Parrot und Kaiser Alexander I. Kaval, Franz Kluge. 1903.

Bereich der Selbstverständlichen gehört. Rousseau besteht mit ganz besonderem Nachdruck auf dem Forderung, daß der Lehrer (er hat in seinem „Emile“ allerdings speziell den Privat- und Hauslehrer im Auge) mit dem Vater des Zöglings in freundschaftlicher Beziehung siehe. Dieses Ideal kann sich schwer realisieren in dem Falle, daß es sich um Schulerziehung und um einen mehr- oder vielföpfigen Lehrkörper handelt.

Was aber der Idee und dem Ideal Rousseaus zugrunde liegt, ist die absolute Notwendigkeit eines harmonischen Zusammenwirkens von Lehrern und Eltern, von Schule und Haus, — so in den rein pädagogischen wie in allgemein menschlichen Fragen und Prinzipien.

Angeichts meiner eigenen diesbezüglichen Beobachtungen muß ich zum Schluß kommen, daß sogar eine paradoxe Beobachtung dieses Prinzips sich in praxi als höchst erfolgreich erweist. Fälle, in denen der Vater mit den Maßnahmen des Lehrers unzufrieden zu sein Anlaß nimmt, werden gewiß vorkommen, tragen aber nur dann spürbaren Schaden, wenn der Zögling von dieser Kontroverse Wind kriegt; es ist unendlich viel zweckdienlicher, daß die Eltern in derartigen Fällen die Übereinstimmung mit der vermeintlichen oder gar tatsächlichen Ungerechtigkeit des Lehrers vor dem Kinde simulieren. Ich habe Fälle beobachtet, in denen der Schüler vor den Eltern über den Lehrer Beschwerde führte und mit ernstlicher Entrüstung Gehör fand. Ich habe es sogar erlebt, daß in Gegenwart des Kindes über den Lehrer in aburteilender Weise gesprochen wurde. Ein solches systematisches Unterwühlen der Autorität macht alle etwa vorhandenen Erziehungsabsichten illusorisch; ebenso wie jegliches Desavouieren des Lehrers dem Schüler gegenüber, wie das leider nur zu häufig vorkommt, besonders in Häusern, die den Hauslehrer als zum „übrigen“ Personal gehörig betrachten und dementsprechend behandeln.

Man fragt sich nun unwillkürlich, welchem Zwecke eigentlich der Erzieher mit allen seinen Verpflichtungen angeblich dienen soll, wenn er dem Diener und Hausknecht gleichgestellt ist?

Die allerschlimmsten Bedingungen sind natürlich geschaffen, wenn die Besetzung des Lehrkörpers in der Schule eine so dürftige ist, daß es den Eltern benommen ist, einen gemeinsamen Boden mit den Lehrern ihrer Kinder zu finden. Wenn der sehr empfindliche

Gerechtigkeitsinn der Kinder den Eltern eine Zustimmung zu den zweifellosen Ungerechtigkeiten oder Rohheiten der Lehrer beim besten Willen nicht mehr gestattet, dann existiert freilich nur der einzige und einfache Ausweg, nämlich, das Kind dem Einfluß dieser Schule zu entziehen.

In keinem Falle ist es denkbar, zu gestatten, daß das Verhalten der Schüler ihrem eventuell insuffizienten Lehrer gegenüber je einen bösertigeren Charakter annehme, als höchstens den eines humorvollen Nachahmens oder gut- und übermütigen Scherzens über etwaige kleine Schwächen oder Auffälligkeiten. Es ist kaum glaublich und klingt wie aus einer neuen, minderwertigen Welt, daß jüngst, wie die „St. Petersb. Ztg.“ meldet, die „Ruffi“ eine unflätige Schmähschrift mehrerer Schüler über ihre Lehrer mit Namensnennung der letzteren in ihre Spalten aufgenommen hat. Dergleichen ist natürlich nur denkbar unter gesellschaftlichen, ethischen und pädagogischen Voraussetzungen, die überhaupt nichts mehr erwarten lassen. Unter solchen Umständen fällt es schwer zu sagen, von welchem Punkte der Anfang gemacht werden könnte für irgend eine Reform.

Indessen sind wir bei der Notwendigkeit angelangt, zwei wichtige praktische Fragen besprechen zu müssen. Erstens: soll der Elementarunterricht nach Maßgabe der Möglichkeit im Hause vorgenommen werden, oder von vornherein in der Schule? Zweitens: ist für die späteren Jahre der Schulpflichtigkeit dem Internat oder dem Externat der Vorzug zu geben?

Ich glaube, daß beide Fragen von ein und demselben Gesichtswinkel betrachtet und von ein und demselben Standpunkt aus beantwortet werden müssen. Von vorn herein ist wünschenswert, sogar notwendig, daß jedes Kind von dem Einfluß des elterlichen Hauses soviel als möglich auf seinen Lebensweg mitnehme. Dementsprechend sollten wir meinen, daß der häusliche Unterricht dem Elementarunterricht in der Schule — und das Externat dem Internat vorzuziehen sein dürfte.

Man hört mitunter erfahrene Pädagogen sich direkt für die Internate aussprechen mit der Motivierung, daß der Geist der wenigsten Häuser und Familien imstande sei, auf den Nachwuchs einen günstigen Einfluß auszuüben. Mir scheint, als müßten wir es im allgemeinen dem Kriterium der Eltern überlassen, daß sie

darüber entscheiden, ob der Geist ihres Hauses dem aufwachsenden Kinde von Nutzen sein kann oder nicht. Ob im negativen Falle ein andres, selbstverständlich alle Bedingungen erfüllendes Privathaus oder das Internat bevorzugt wird, mag dann von der Veranlagung des betreffenden Kindes abhängig gemacht werden; es wird gewiß Charaktere geben, für die der nivellierende Einfluß des Internats von ausgesprochenem Nutzen sein wird.

Es gibt freilich auch so ausgesprochen antisoziale Charaktere, daß wir — ganz abgesehen von der vielleicht faktisch geringen Zahl pädagogisch verwertbarer Privathäuser — bei manchem Kinde direkt darauf ausgehen müssen, möglichst frühzeitig ein Internat aufzusuchen. Hier lernt es dann bei Zeiten, wenn nicht anders, so unter Zwang, mit den Lebensbedingungen der Gemeinschaft zu rechnen; spürbarer als im Privathause wird es noch im minderjährigen Alter durch das Internat dazu gebracht werden, sich den sozialen Grundgesetzen zu unterwerfen und diese zu achten.

Für ein normal ausgestattetes Individuum reicht es freilich in der Regel hin, daß es erst mit dem Beginn des akademischen Lebens oder überhaupt nach dem Abschluß des Schullebens in praktische Berührung mit den eigentlichen sozialen Lebensbedingungen tritt und als soziales Glied der Menschheit aufzutreten beginnt.

Wir werden auf die auch unter normalen Bedingungen erwünschte Vorbildung des sozialen Menschen noch zurückkommen und bleiben fürs erste bei der Tatsache daß die Frage: Externat oder Internat? nur von Fall zu Fall entschieden werden kann und daß wir durchaus beider Institute bedürfen.

Das gleiche Schicksal teilt die Frage, ob häuslicher Unterricht oder Elementarschule.

Alle für das Internat in Betracht kommenden Vorzüge haben jüngst durch Mag. Emil Sokolowski<sup>1</sup> eine detaillierte Besprechung erfahren, weshalb ich mich an dieser Stelle mit dem von ihm Gesagten bescheiden möchte. Der Verf. betont in seinen Ausführungen, daß eine ganze Reihe pädagogischer Hilfsmittel, die wir als wesentliche Postulate einer gedeihlichen Erziehung betrachten müssen, sich im Internat und in Verbindung mit ihm gewisser-

<sup>1</sup>) Mag. Emil Sokolowski, „Externat oder Internat?“ „Düna-Bzg.“ Nr. 219, 1905.

maßen spontan ergeben, während sie bei Frequentierung des Externats nur mit Mühe und schwerlich mit der erforderlichen Konsequenz durchgeführt werden könnten. Landaufenthalt, Körperpflege, Handfertigkeiten, Pflanzungen, Wanderungen und was es sonst sei, wird sich leicht mit dem Internat in Verbindung bringen oder in das Schulprogramm eines Internats aufnehmen lassen. Das Externat kann diese Vorzüge nicht stellen, jedenfalls nicht als selbstverständlichen Zubehör der Erziehung. Ebenso selbstverständlich ergibt sich im Internat der rein menschliche Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, der dem Externat so spürbar mangelt.

Andererseits läßt sich nicht bestreiten, daß das Familienleben in der Natur empfindungen herbeizuführen und zu nähren, die für die Entwicklung des Nachwuchses von großer Bedeutung sind und die keine Pensionsanstalt geben kann. Das Menschliche entwickelt sich ja nicht durch Predigen und Strafen zc., sondern durch Eindrücke, Situationen, Erlebnisse, Krankheit und Todesfälle, Geburten, geteilte Sorgen und gemeinsames Glück, wie das Familienleben es als Allgemeingut für alle Hausgenossen zeitigt. Ferner ist der allgemeine Geist, der Ton, der in der Familie herrscht, etwas durch ein Alumnat unerreichbares, und die Lehrer eines solchen können sich angesichts dieser Tatsache nicht lebhaft genug vorhalten, was sie im persönlichen Verkehr mit den Zöglingen zu ersetzen haben und wofür sie aufkommen müssen, um nicht gar zu viel zu versäumen. Die Erziehung, die in der Familie die Geschwister unter einander und an einander ausüben, findet zwar im Internat seine Äquivalente, wenngleich wir uns nicht verhehlen können, daß die Erziehung der Kameraden unter einander nicht dasjenige aufzubieten vermag, was der Einfluß älterer Brüder und Schwestern in des Wortes verwegenster Bedeutung spielend leistet. Die früher geborenen Kinder sind nicht nur die natürlichen Erziehungsgehilfen der Eltern, sondern sie sind andererseits auch die Experimentierobjekte, an denen sich die Eltern in der Pädagogik bilden und für die Erziehung der jüngeren Kinder schulen, und dieses fällt um so schwerer in die Waagschale, je weniger pädagogisch vorbereitet die Eltern in die Ehe traten. Ob angesichts dieser Tatsachen der Erstgeburt eine bevorzugte Stellung im Hause eingeräumt worden ist, will ich nicht entscheiden. Ich halte es aber für angebracht, vor dieser Bevorzugung zu

warnen oder wenigstens zu einer vorsichtigen Handhabung derselben zu raten, wie es überhaupt für die Eltern als unstatthaft zu betrachten ist, Lieblinge zu haben. Abgesehen von der Gefahr einer falschen Selbstbewertung auf seiten des Erstgeborenen, entwickeln sich leicht in den jüngeren Geschwistern bei dem so scharf ausgeprägten Gerechtigkeitsfinne der Kinder — Mißgunst, Neid, Gehässigkeit und andre minderwertige Regungen, die der Entwicklung des einzelnen ebenso hinderlich wie im Familienleben störend werden müssen.

Vielleicht werden wir uns nach der Charakteristik beider Erziehungswege so stellen dürfen, daß wir von der häuslichen Erziehung mehr Nahrung für das Gemüt, vom Internat eine ausgiebigere Ausbildung des Charakters erwarten dürfen. Mir scheint nun, daß wir, dem Strome der Zeit folgend, die Charakterausbildung immer mehr zu bewerten gezwungen werden, wenn unsre Erziehungssubstrate nicht mit dem Abschluß der Pubertätsjahre die Nervenheilanstalt beziehen sollen, bereits gebrochen in ihrer Widerstandskraft gegenüber den harten Anforderungen unsrer raschlebigen Zeit. Daher neigt sich die Waage im Prinzip und in der Theorie mit dem Fortschreiten der Zeit immer mehr zu gunsten des Internats.

Wie aber gestaltet sich die Frage, vom praktischen Gesichtspunkte betrachtet? Auch hier gibt, wie mir scheint, der Strom der Zeit den Ausschlag. Der segensreiche Einfluß häuslicher Erziehung und die gedeihliche Entwicklung der Kinder im Schoße der Familie nimmt mit der Zeit naturgemäß ab, und es gibt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weniger Häuser, die bei dem immer hastiger werdenden Treiben der Außen- und Innenwelt die Beschaulichkeit und Ruhe beobachten können, die erforderlich ist, wenn der aufstrebende Nachwuchs vom Familienleben einen spürbaren Vorteil haben soll. Die Eile und Unruhe, in der durchschnittlich heute gelebt wird, die beständige Abwesenheit des Familienvaters, die Unmöglichkeit, daß dieser die in der Erziehung erforderlichen Maßnahmen beobachtet und leitet, entwertet alle etwa vorhandenen guten Absichten und Theorien.

Wo aber die elementare wie die spätere Erziehung und Schulung auch stattfinden mag, die pädagogischen Intentionen bleiben hier wie dort in jeder Beziehung die gleichen.

Wenn Rousseau durch die Veröffentlichung der „Emilie“ weniger praktischen Erfolg erzielt hat, als er es sich wünschte, so mag das hauptsächlich darin seine Erklärung finden, daß er mit der Flucht zur Natur eine allzu eiserne und detaillierte Konsequenz verlangt. Es ist und bleibt aber eine ebenso interessante wie bedauernswerte Tatsache, daß die direkte Berührung mit der Natur noch weit davon entfernt ist, eine obligatorische Aufnahme in das Erziehungsprogramm zu finden. Zum Teil wird dieses Manko seine Erklärung finden in dem Umstande, daß die Mehrzahl der Schuljugend ihre Ausbildung mit dem Stadtleben in Verbindung zu bringen verdammt ist. Selbstverständlich hat es große Schwierigkeiten, bei städtischer Erziehung die Äquivalente zu beschaffen für alle die schönen, sich von selbst ergebenden Gelegenheiten, die dem Kinde beim Landaufenthalt den direkten Verkehr mit der Natur ermöglichen. Zu den Wegen, die dieser direkte, persönliche Verkehr einzuschlagen hat, gehört u. a. die Tierpflege und das Pflanzen. Während das Kind beim Behandeln irgend welcher Tiere, beim Pflegen und Beobachten irgend eines Gärtchens oder Beetes mitten im Leben und Weben der Natur geradezu aktiv beteiligt ist, gibt sich unterdessen zugleich für den Erzieher die beste und natürlichste Möglichkeit, die Konsequenz, das strenge Durchführen des Begonnenen im Kinde zu entwickeln. Ja, die Konsequenz als solche ergibt sich ohne alles Zutun als eine unmittelbare Folge der betreffenden Beschäftigung: die geringste Nachlässigkeit, die kleinste Unregelmäßigkeit rächt sich schwer an den empfindlichen Pflegebefohlenen. Dem keinen Tierpfleger wird seine Schuld am Uebelbefinden seiner Schützlinge, dem kleinen Gärtner am Hinwelken seiner Pflanzen grausam ad oculos demonstriert. Das ist ein lebhafter Mahnruf zur Ordnung und Regelmäßigkeit und zur gewissenhaften Durchführung des einmal Übernommenen. Und lebhafter Mahnrufe bedarf es platterdings bei der im ganzen schnellen Ermüdbarkeit des Kindes. Die in den üblen Folgen der Nachlässigkeit liegende Strafe ist ihrerseits, wie wir schon eben besprachen, eine ideale, weil sie der Handlung als deren selbstverständliche Konsequenz auf dem Fuße folgt. — Natürlich ist damit noch nichts getan, daß jedes Schulkind zu bestimmten Zeiten so und so viel Bäume zu pflanzen verpflichtet wird, wie neuerdings das russische Unterrichtsministerium den Befehl erließ, —

offenbar in der richtigen Erkenntnis, daß den Zöglingen der städtischen Institute der Verkehr mit der Natur ermöglicht werden müsse.

Die endgültige Lösung dieser Frage wird in befriedigendem Maße wohl nur ermöglicht werden, wenn die Erkenntnis in Praxis umgesetzt wird, daß Schulen ihre Stätte auf dem Lande, nicht aber in der Stadt haben müssen. Dieses ist vielleicht der Punkt, an dem der Hebel angelegt werden wird für einen wesentlichen Fortschritt in Fragen der Schulreform. Ich für meine Person bin überzeugt, daß in Zukunft alle Schulen, deren Zweck und Ziel es nur gestattet, nicht in der Stadt, sondern außerhalb derselben, am besten in erreichbarer Nähe von ihr, angelegt werden werden.

Wenn ich von der Tierpflege sprach, so hatte ich lediglich die Pflege als solche im Auge, nicht etwa die Erziehung, Abrichtung oder Dressur. Auf diese möchte ich noch ganz speziell eingehen, indem ich es für zweckmäßig erkläre, daß jeder gebildete Mensch einmal im Leben mit dieser Frage in praktische Berührung trete. Zum mindesten würde ich allen jungen Damen in Anbetracht einer etwaigen späteren Mutterchaft dringend raten, daß sie sich eingehend mit der Hundedressur abgeben. Es dürfte dieses das beste Praktikum sein, welches im Fache der Pädagogik absolviert werden kann, und die zweckmäßigste Vorübung für spätere Kindererziehung. Wenn es nach mir gehen dürfte, so hätte jeder Ausbildungskursus für „höhere Töchter“ die Dressur wenigstens eines Hundes von jeder der jungen Damen zu fordern, d. h. das betreffende Tier müßte soweit gebracht werden, daß es ohne lästig zu werden mit zivilisierten Menschen zusammen leben kann. — Das hierzu erforderliche Maß von Geduld und Konsequenz würde den künftigen Müttern mehr zu statten kommen, als alle Kurse in der Physik und Chemie, obgleich ich die Zweckmäßigkeit der letzteren garnicht leugnen will. Schließlich meine ich, daß ein Hund, dessen Erziehung bekanntlich sehr weit gebracht werden kann, ein geeigneteres Experimentierobjekt sein dürfte, als die eigene Erstgeburt, die ja gewöhnlich diese Rolle übernehmen muß.

Einen großen Fortschritt hat die Pädagogik aus dem Verlauf des letzten Jahrzehnts zu verzeichnen; das ist die Pflege der Handfertigkeiten. Als Selbstzweck, wie als Mittel zum Zweck gleich bedeutsam, sollten die Handwerke dem Schulunterricht sogar obligatorisch anzureihen sein. Ihr großer Nutzen besteht in Folgendem:

1. Die Übung für Hand und Auge, nämlich die körperliche Vervollkommnung der Koordinationen, wie die Ausbildung des Augenmaßes.

2. Das zweckmäßige Gegengewicht zu der ausschließlich geistigen Beschäftigung.

3. Die Ausfüllung der sozusagen „freien Zeit“ mit nützlichen Dingen, wodurch etwas weniger Zeit zum Unfugtreiben übrig bleibt.

4. Ist natürlich damit zu rechnen, daß das Erlernen und Beherrschen eines jeden Faches zur Vervollständigung der Persönlichkeit ihren Beitrag liefert. Schon das Urteil auf sozialem Gebiet muß sich erweitern bei Kenntnisnahme der Berufsarbeit anderer Bevölkerungsschichten.

5. Bei alledem bleibt immer noch der von Rousseau ganz besonders betonte Zweck im Hintergrunde bestehen, daß nämlich die Grundlage für eine spätere materielle Unabhängigkeit vergrößert wird.

Gymnastik, Sport, Tierpflege, Pflanzungen, sowie die eben besprochenen Handfertigkeiten werden als integrierende Bestandteile des Erziehungsprogramms außer sonstigen Vorteilen noch den zuwege bringen, daß sie einen wesentlichen Beitrag zur Regelung der Ermüdungsfrage liefern. Professor E. Kräpelin<sup>1</sup> in Dorpat, später in Heidelberg, jetzt in München, hat sich dieser Frage mit besonderem Interesse angenommen. Auf experimentellem Wege hat er die Ermüdung durch geistige Arbeit speziell auch an Schülern und für solche studiert und dem bisherigen Lern- und Lehrsystem manche Schuld für Überforderung der jugendlichen Kräfte nachgewiesen. Allerdings verlangt das heutige Schulprogramm aus diesem Grunde lebhaft nach Abänderungen sowohl im quantitativen wie im qualitativen Sinne. In ersterer Hinsicht wird die Schule resp. der Lehrer den Schwerpunkt des Lernens für seine Schüler auf die Unterrichtsstunde verlegen müssen und die Hausaufgaben auf ein Minimum reduzieren. Es gab und gibt Schulen und Lehrer, deren Unterricht geradezu bis auf Null entwertet wird, weil das Schwergewicht ganz programmäßig verlegt ist auf die Aufgabe, die für die nächste Stunde zu Hause gelöst werden muß. Damit nur die erforderliche „gute Nummer“ erzielt werde, wird

<sup>1</sup>) Prof. E. Kräpelin, Über psychische Disposition. Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten. Bd. XXV, S. 593.

die Lektion in der sog. Präparationsstunde eingetrichtert mit oder ohne Nachhülfe der Eltern oder Hülflehrer, und schließlich gibt das Kind es seinerseits völlig auf, der Unterrichtsstunde irgend einen Wert beizumessen und benutzt sie dementsprechend zu allerlei Alotria, wenn nicht zum Schlafen. Auf diese Weise wird sie ein systematischer Modus für Vernachlässigung und Einschläferung aller Konzentrierungsgabe der Schüler.

Bei Behandlung der Schulangelegenheiten drängt sich mittlerweile eine Prinzipienfrage in den Vordergrund — die Frage: „klassisch oder real?“ So wie die Dinge heute liegen, werden beide Richtungen neben einander bestehen bleiben; wie die Frage: „Externat oder Internat?“ wird auch diese nur von Fall zu Fall entschieden werden dürfen. Nichtsdestoweniger tauchen immerfort und mit Recht für die einzelnen Konsequenzen dieser Alternative Streitfragen auf, die zum wenigsten besprochen werden wollen. Bei dieser Besprechung bleibe ich nur mit Widerwillen auf dem Boden des bisher Bestehenden; ich möchte aber, wie gesagt, vermeiden, allzu sehr ins Akademische hineinzugeraten, indem ich mich etwa darauf beschränke, bei einer Beurteilung der großen Lahnheit der heute bestehenden Pädagogik stehen zu bleiben. Ich kann mich aber nicht enthalten, einen sehnsuchtsvollen Blick in „das gelobte Land“ zu werfen und mich einen Augenblick in den Ideen zu ergehen, die mir als Zukunftsideal vorschweben: der ganze Unterschied zwischen klassisch und real müßte verschwinden! Die frühzeitige Ausbildung auf ein schon a priori ins Auge gefaßte praktische Ziel sollte ganz aufhören; sie müßte eine im wahren Sinne des Wortes „humanistische“ werden, eine Entfaltung des Menschen als solchen anstreben, ohne irgend eine Rücksicht auf den späteren Beruf. Nicht allein muß die rein menschliche Ausgestaltung des Individuums im Rückstande bleiben zu gunsten des frühzeitigen Drills auf seinen späteren Beruf hin, schon die Tatsache, daß die definitive Wahl des Berufs oder der Berufsrichtung vor Absolvierung des ersten Lebensjahrzehnts getroffen wird, muß wenigstens in einem großen Prozentsatz der Fälle zum Unheil werden.

Das Aufwerfen der Frage „klassisch oder real“ soll kein Fingerzeig dafür sein, daß wir unsre Aufmerksamkeit ausschließlich den Knabenschulen zuwenden wollen. Ich kann nicht leugnen, daß letztere mit ihrem Schicksal mein Interesse in erster Linie in

Anspruch nehmen. Doch möchte ich's nicht versäumen, auch den Mädchenschulen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — Wir alle werden die beiderseitige Klage vielfach zu hören bekommen haben, — einerseits: in den Mädchenschulen werde nichts oder zu wenig gelernt; andererseits: die Schülerinnen lernen viel zu viel und werden überlastet. Aus diesen sich anscheinend widersprechenden Klagen ergibt sich bereits, daß die Dinge nicht so liegen, wie es wünschenswerterweise sein sollte. Und in der Tat existieren beide Schäden, je nachdem, ob wir unsre aufwachsenden Frauen zu Heiratskandidatinnen oder zu Blaustrümpfen abzurichten wünschen. Daß hierbei für die Entfaltung der Persönlichkeit nicht viel abfällt, liegt auf der Hand. Warum sollen wir unsren „höheren Töchtern“ ihre Kunstgeschichts- und Sprachstudien nicht gönnen, wenn nur die elementaren Grundlagen erst den Menschen als solchen wirklich gründlich vorbereitet haben? Ja, warum soll die eine oder andre nicht die Universität beziehen, vorausgesetzt, daß die erforderliche Eignung für ein Studium verbürgtermaßen vorhanden ist? Nur muß die Vorbildung weder für Blaustrümpfe noch für Heiratskandidatinnen zugeschnitten sein. Und speziell aus dieser Überlegung hat der Elementarunterricht keinen Anlaß, einen Unterschied zwischen Knaben und Mädchen zu machen. In dem einen wie im andern Falle handelt es sich um Kinder, Kinder, die Menschen werden sollen. Bei der Gemeinsamkeit dieses großen Hauptzieles sollten beide Geschlechter zusammen erzogen und unterrichtet werden. Solches ist allerdings schon vielfach betont worden, als wichtig für die frühzeitige und wirklich notwendige Anbahnung eines Verkehrs, eines Bekanntwerdens der Geschlechter unter einander. Wenn die Art und Weise, wie die Knaben und Mädchen aus den gebildeten Ständen im entscheidenden Alter einander zugeführt werden und in Berührung treten, nicht so verwerflich wäre, so müßte sie geradezu als lächerlich bezeichnet werden. Alle nur erdenklichen Gelegenheiten werden gesucht, um Knaben und Mädchen einander zu nähern. Damit ist der Harmlosigkeit und Natürlichkeit von vornherein der Boden entzogen; denn der angebliche oder tatsächliche Tanzunterricht sorgt seinerseits dafür, daß die Situation der Natürlichkeit entbehre, wofern er das Programm verfolgt, direkt die Pose zur Natur machen zu wollen; und gut noch, wenn letzteres gelingt. Ich will garnicht einmal

gegen den Tanzunterricht als solchen zu Felde ziehen; ich nehme an, daß er sich unschädlich und harmlos gestalten kann, aber allerdings nur unter der Voraussetzung, daß Knaben und Mädchen nicht als bis dahin völlig neutrale Elemente in der Tanzstunde ihre Affinität suchen und finden. Dieses muß von selbst in Fortfall kommen, wenn Erziehung und Schulung eine gemeinsame ist. Ich bilde mir nicht ein, daß wir mit der Regelung dieser Angelegenheit alle die später für die Jugend, zumal für die männliche, auftauchenden moralischen Gefahren schon im Voraus aus dem Wege geräumt hätten. Ich möchte mir zunächst prinzipiell und theoretisch Folgen und Bedeutung der Tatsache vor Augen führen, daß beide Geschlechter beim Umgang und in der gegenseitigen Wertschätzung nach größter Möglichkeit den Menschen im Auge haben, nicht aber ausschließlich den Vertreter des andern Geschlechts mit seinen Ansprüchen und diesbezüglichen Intentionen. Ich stelle mir vor, daß die endgültige gegenseitige Beurteilung eine gerechtere werden muß, so in moralischer Hinsicht wie in intellektueller. — Die praktische Folge hiervon dürfte sein, daß ein Verkehr, wie er lediglich durch Tanzstunden und Schlittschuhbahn groß gezüchtet wird, in Wegfall kommen kann, d. h. sich von selbst als nicht am Platz, als unnütz und abgeschmackt erweist. Ich meine die „Kurmacherei“ der Schüler und Schülerinnen unter einander. Ich spreche absichtlich und ausdrücklich nicht vom Verlieben; dieses an und für sich wird gewiß häufig, aber ganz unbeschadet stattfinden; ich spreche von dem Verkehrsmodus des Kurmachens mit all seinem müßigen Beiwerk. Die sog. Kurmacherei wird weder durch Moralpredigten noch durch Absperren oder Strafen aus der Welt geschafft werden, sondern allenfalls durch die Anlage und das Bestehen einer andern Art des Umgangs, eines andern Verkehrsmodus; durch das Vorhandensein einer Umgangsweise, wie sie sich ergeben muß auf der Grundlage rein menschlichen gegenseitigen Empfindens, angebahnt durch den frühzeitig begonnenen kameradschaftlichen Verkehr und im Teilen des Lebensinhalts von Klein auf.

Ich halte die Erwägung obiger Frage für wichtig und die Kurmacherei unter den Schülern für unstatthaft, nicht nur, weil Minnedienst und Schulpflicht eine in sich unlogische und fragenhafte Erscheinung abgeben, — der dem Schüleralter entsprechende

Mangel eines genügend ernsten Lebensinhalts, der als Gegenwicht in Betracht kommen könnte, läßt das Gebahren der Kurmacherei zu solchen Dimensionen gelangen, daß alles übrige, vor allem das Pflichtleben, in Vernachlässigung geraten muß.

Für das spätere Leben ist vorauszusetzen, daß durch die bei gemeinschaftlicher Erziehung und Schulung angebahnte gegenseitige Wertung beider Geschlechter die Anzahl derjenigen mißratenen Ehen vermindert werden könnte, die lediglich zum Abschluß kamen auf Basis des ein- oder beiderseitig empfundenen Liebreizes und ohne Ansehen der Person.

Wir verlassen jetzt jede Utopie und das Paradies unsrer Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen und begeben uns wieder auf das Gebiet der heutzutage exerzierten Praxis.

Da der reale sich vom klassischen Unterricht schon bei minderjährigem Alter der Knaben trennt, so muß die diesbezügliche Entscheidung in einem Zeitpunkt getroffen werden, der wegen der noch mangelhaft markierten Persönlichkeit eine eigene Entscheidung von Seiten des Kindes noch garnicht zuläßt. Allerdings werden die Eltern oder Erzieher die Entscheidung gewiß in nicht wenigen Fällen treffen können, vorausgesetzt, daß die Erziehung bis dahin sorgfältig und aufmerksam gehandhabt wurde. Wie wir sahen, spielt das Beobachten des Kindes auf seine Fähigkeiten schon früh eine wesentliche Rolle in der praktischen Pädagogik. So wie wir unsrem Erziehungssubstrat abzulauschen haben, welche ethische Eignungen es besitze, so ist es unsre Pflicht, dahinter zu kommen, welche Richtung die Ausbildung den vorhandenen Gaben gemäß einzuschlagen habe. Hiernach wird sich dann die Beantwortung der Frage: „klassisch oder real?“ mehr oder weniger von selbst ergeben. Ist unser Beobachtungsobjekt aber ein so wenig ausgesprochenes, daß wir den Fingerzeig we er aus seinen Talenten noch aus seinen Liebhabereien herausfinden können, nun so mag immerhin die Entscheidung derart getroffen werden, daß der leicht lernende Knabe der klassischen Ausbildung überantwortet wird. Für das schwerer arbeitende Kind kann der Weg der Vorbereitung in der realen Richtung ein kürzerer werden, bis zur endlichen Erlangung der selbständigen Stellung im bürgerlichen Leben. — Das eben angeführte Kriterium möchte ich bei seiner Geltung bleiben lassen auch in dem Falle, daß wir bei gewissenhafter

Prüfung ein künstlerisches Können entdecken und dieses für ausbildungswert erachten. Ich meine, daß wir durchaus die Pflicht haben, derartige Anlagen zur speziellen Ausbildung gelangen zu lassen, wosfern sie nur für die entsprechende Wahl des Berufes von hinreichender Kraft und Intensität sind. Jedenfalls sollte sich auch in diesen Fällen die Qualität der Vorbildung danach richten, ob das Kind mühelos oder nur mit Anstrengung lernt. Von vorn herein dürften wir wohl dazu neigen, dem Maler und Bildhauer den klassischen Unterricht als Grundlage und Richtung für seine Allgemeinbildung zu wünschen. Die Dinge liegen aber in manchen Fällen so, daß wir beinahe mit Gewalt dazu getrieben werden, die zur Verfügung stehende Zeit lieber zur Aneignung der lebenden Sprachen zu verwenden, deren Kenntnis nicht nur im praktischen Leben ihre Verwertung findet; der Weg seines Kunststudiums wird den jungen Künstler in seinen Wanderjahren wünschenswerterweise auch mit andern Völkern in Berührung bringen, wobei ihm sein Französisch, Italienisch oder Deutsch unermessliche Dienste leisten wird. —

Während wir im Begriff sind, unsre Zöglinge auf ihre Anlagen und etwaigen Talente zu beobachten und zu prüfen, werden wir nicht umgehen können, sie mit den Künsten zeitig in Berührung zu bringen. Die erste Kunst, die ein Kind — ob im häuslichen, ob im Schulunterricht betreiben kann und soll, ist das Zeichnen. Erweitert sich schließlich das Talent als unzureichend für eine spezielle Ausbildung, so findet doch eine sehr zweckdienliche Übung statt, sowohl für das Augenmaß wie für den Schakt überhaupt. Besonders müßte das Zeichnen nach der Natur angestrebt werden. Es würde für jeden Erwachsenen von hohem Interesse sein, sich die Beobachtung zu gestatten, wie schnell wir geradezu anders sehen, was sich unsrem Auge bietet, wenn wir es auch nur ein einziges Mal gezeichnet haben.

Und nun zur Musik. Da geht es zwar nicht an, daß der glücklicherweise jetzt im Abnehmen begriffenen „Klavierpest“ das Wort geredet werde, — eine Erscheinung, die noch vor kurzem unter völlig talentlosen Kindern zur eigenen und der Angehörigen Tortur wütete. Doch meine ich, daß jedes Kind, bei welchem sich ausgesprochenes musikalisches Gehör nachweisen läßt, von seinem 3. Lebensjahre im Sinaen und spätestens von dem 8. auf einem

Instrument im Spielen geübt werden sollte. Einmal ist es doch sehr bedauerlich, wenn eine Anlage wie das musikalische Gehör unausgenutzt bleibt; zweitens ist das Musizieren in dem für die Aufwachsenden so kritischen sog. Übergangsalter ein ebenso nützlicher wie genußreicher Modus der Betätigung. Ungezählte Stunden, die sonst sehr überflüssigen Gedanken und Beschäftigungen gewidmet wären, werden in der fesselndsten Art angewandt, insbesondere, wenn der oder die Betreffende Ensemblemusik zu treiben begonnen hat. Ich habe diese erfreuliche Tatsache vielfach an Zeitgenossen in den Übergangsjahren zu beobachten die Möglichkeit gehabt; die Konsequenz der Mütter scheint mir Bewunderung und Dank zu verdienen, die trotz aller etwaigen Faulheit der Kinder, deren Musikstunden durchzusetzen verstanden. Obgleich die musikalischen Fähigkeiten weit davon entfernt waren, für eine spezielle Ausbildung zu genügen, obgleich das weitere Ausbilden und das Pflegen der Musik im späteren Leben vielleicht garnicht mehr gelang oder andren Beschäftigungen resp. Interessen das Feld räumte, hat sich in solchen Fällen das Musizieren dennoch in hohem Maße als nutzbringend erwiesen, — als pädagogisches Hülfsmittel.

Kehren wir nun zurück zur Allgemeinbildung der Künstlerisch auszubildenden Individuen, so muß ich mit tiefem Bedauern derer gedenken, welche das Schicksal oder der Unverstand der Eltern eine gründliche Allgemeinbildung hatte versäumen lassen. Schneller, als es von vornherein zu fürchten war, zeigten sich die entsetzlichen Folgen, und in tiefem Bedauern, nicht früher schon für das Nötige gesorgt zu haben, mußten die unglücklichen Individuen mit vieler Mühe nachholen, was sich zum Teil garnicht mehr nachholen ließ. Ein ungebildeter Künstler ist ein Unding, eine Frage; ich möchte sagen, daß der Begriff schon einen Widerspruch in sich enthält — eine *contradictio in adjecto*. Denken wir allein an die ausgiebigen Bewegungen, denen die Kunst zur Zeit ausgesetzt ist, an die stürmischen Gährungen und Metamorphosen, die sie bereits durchgemacht hat, so liegt es auf der Hand, daß die Richtung und der Geschmack des Künstlers zu den tollsten Vorksprüngen, zum haltlosen Hazardieren verdammt ist, wenn ihm nicht eine solide Bildung eigen ist, die ihm bei allem Sturm und Drang eine gewisse Direktive geben und sein Rückgrat festigen kann.

Auf die Aufstellung möglichst detaillierter und individualisierender Beobachtung kommt jedenfalls alles an; sie allein ermöglicht es, mit Präzision und gutem Erfolge herauszufinden, was an dem betreffenden Bögling der Entwicklung bedarf, und dieses detaillierte Verfahren muß einen undurchdringbaren Schutzwall bieten gegen die leider bis heute so spürbaren Schäden schablonisierender Erziehung. Ich erinnere an die Behandlung, die Kielland in seinem „Gift“ dieser Frage zuteil werden läßt. Wer „Gift“ gesehen hat und wem der Inhalt noch gegenwärtig ist, der erinnert sich, wie der junge Löwdahl zum Opfer der alle Persönlichkeit vernichtenden uniformierenden Pädagogik wird. Das Idol, was ihm vorschwebt, ist: der Wunsch so zu werden, wie die andern sind. Der Jüngling hat gelernt, sich dessen zu schämen, was in seinem Seelenleben nicht uniformiert ist. Prämien für charakterlosen Fleiß treiben mit aller Kraft zum Gehorsam, Korrektheit und Schablonismus und das Werk der Erziehung ist vollendet, wenn der letzte Funke von Trotz verloschen und jegliche Anlage für die Entwicklung einer Persönlichkeit definitiv zunichte gemacht ist. Eine der übelsten Folgen der erdrückten Persönlichkeit ist die, daß der in Angriff genommene Trotz nicht etwa vernichtet wäre; nein, er wird nur verzerrt. Von vornherein behindert, sich zur berechtigten und wirksamen Handhabe der Gesinnungstüchtigkeit auszugestalten, wird er zur meuchlerischen Waffe in den Händen von Individuen, die ihre beschnittene Persönlichkeit empfindend auf die Äußerungen wahrer Kraft mit Mißgunst, Neid, Spott und Verhöhnung reagieren. Das von ihnen nicht Erreichte, wie überhaupt alles Hohe herunterzureißen, ist ihr ständiges Bestreben. Es ist interessant zu beobachten, wie die falsch angelegte Direktive beabsichtigter Anleitung zu altruistischer Ausgestaltung des Nachwuchses Schaden tragen kann, ja, die gegenteiligen Früchte zeitigt. Häufig läßt sich beobachten, wie Kinder in der besten Absicht dazu angehalten werden, vor ihrer Umgehung, auch vor den Altersgenossen zurückzutreten; sie werden systematisch geübt, andern in tausend kleinen und großen Lebensfragen und Situationen den Vorrang zu lassen. Das Kind soll, so hofft man, „bescheiden“ werden; es soll schon frühzeitig in altruistischem Sinne zu handeln und zu empfinden lernen. Ich gebe zu, daß ersteres auf diesem Wege zustande kommen kann; das letztere aber, das altruistische E m p f i n d e n ,

wird sich auf die erwähnte Art und Weise kaum wecken oder entwickeln lassen. Jedenfalls müssen wir mit der Gefahr rechnen, daß die oben genannten Regungen großgezüchtet werden, wie Mißgunst, Neid zc. Und dann ist gleichzeitig für die zweite üble Folge bereits der Grund gelegt, nämlich für falsches Wesen, für das inkonsequente Verhältnis zwischen Gesinnung und Handlungsweise. — Das altruistische Verständnis und Empfinden müssen wie von selbst und ohne gewaltsame Übungen zur Anregung kommen. Aktiv beitragen können wir hierzu überhaupt nichts, weder durch weise Reden noch Üben irgend welcher besonderer Handlungen. Ich bin zur Überzeugung gelangt, daß der altruistische Sinn nicht besser geweckt und geübt werden kann, als durch das würdige Ertragen eigenen Mißgeschickes. Mißgeschick gibt es genug, selbst für die kleine Welt; ja, das Kind findet mehr als der Erwachsene Gelegenheiten, die ihm die eingeschlagenen Wege durchkreuzen, die ihm Ausichten zerstören, Hoffnungen zunichte machen. In meinem Vortrage über die „Erziehung in den ersten Lebensjahren“ habe ich versucht klarzulegen, wie bedeutungsvoll es sei, die Kinder rechtzeitig an das Entsagen und Vertragen von Enttäuschungen zu gewöhnen. Bezüglich des Entsagens habe ich damals verabsäumt, einer speziellen Frage Erwähnung zu tun, die ich hier nachholen möchte. Es gibt nämlich Eltern, die ihren Kindern nicht gestatten, alles zu essen; andererseits gibt es Eltern, die dieses Verfahren perhorreszieren und z. B. darüber triumphieren, daß die zeitgenössische Diätetik unter andrem den Genuß der Butter, die man stellenweise den Kindern vorenthielt, für ganz besonders zweckmäßig erklärt. Hier liegt offenbar ein Mißverständnis vor, und mir scheint, daß in vielen Fällen weder die letzteren noch auch diejenigen Eltern, die ihren Kindern verbieten, bestimmte Dinge zu essen, Wesen und Zweck dieses Verfahrens durchschauen. Es handelt sich ja garnicht darum, daß den Kindern bestimmte Dinge wegen ihrer etwaigen Schädlichkeit vorenthalten werden sollen, und freilich ist Butter ebenso nahrhaft wie mancher Kuchen und andre verbotene Dinge. Wohl aber handelt es sich darum, den Nachwuchs zeitig daran zu gewöhnen, daß man nicht alles haben kann, was man sieht, daß man entsagen muß auch bei der größten Verlockung. Und um dieses Ziel zu erreichen, sollten wir nicht erst die großen und ernsten Lebenslagen abwarten,

sondern bei den geringfügigen und elementaren den Anfang machen. Das Entsagen wird wie jegliches Mißgeschick nicht allein die Kräfte stählen und Widerstandsfähigkeit üben; Mißgeschick ist gleichzeitig der festeste Kitt bei der Berührung mit den Mitmenschen und zeigt seinem Träger in seiner Hilfsbedürftigkeit, wie weit die Abhängigkeit der Menschen von einander reichen kann, — sei es in dem Bedürfnis nach Hülfe oder nach Trost. Bei dem Erleben von allerlei Unbill ist die beste Handhabe geboten, den Zögling darauf zu bringen, daß es noch unendlich viel schwereres zu erleben gibt, und die Aufmerksamkeit auf das noch größere Unglück vieler anderer zu lenken. Das ist für Erwachsene bekanntlich ein schwacher Trost, nicht aber für das empfängliche Gemüt des Kindes in seiner Suggestibilität. Andererseits kann nur dazu geraten werden, im gegebenen Moment Einblick in fremdes Unglück gewähren zu lassen, damit das Kind im Vergleich die eigene, relativ noch erträgliche Situation würdigen lerne. Es müssen übrigens die Gelegenheiten ausgenutzt werden, die ein hilfberaites Eingreifen verlangen und üben können. Gerade die Bereitschaft, helfend aktiv zu werden, muß angeregt werden; mit dem passiven Anschauen ist es nicht getan. Nicht das Mitleid, sondern die Barmherzigkeit ist es, die geweckt und der als Betätigung des Gemütslebens ein Tummelplatz geschaffen werden soll im Gegensatz zu den fruchtlosen Regungen des Gefühlslebens, wie sie sich in Mitleid zeigen. Mitleid hat keinen ethischen Wert, es ist weiter nichts als eine Äußerungsform des Egoismus und kommt bei den rohesten Menschen vor. Wir haben als die Mitleidigen genau so viel Verständnis für das Unglück unsrer Mitmenschen, als wir selbst mit ihnen zu leiden vermögen. Indessen ist die Barmherzigkeit das Überfließen der ethisch übervollen Seele, die Zinsen, die aus dem großen Reichtum des Gemütslebens fließen zum Nutzen und Vorteil des Nächsten.

Mitleid und Barmherzigkeit gehen natürlich oft Hand in Hand; wo aber die letztere fehlt, zeigt sich das ethische Manko oft in erstaunlicher, in verletzender Weise; erstens werden wir beobachten, daß derselbe Mensch, der eben noch angesichts betrübender Beobachtungen an einem andern heiße Tränen des Mitleids vergießen konnte, demselben Individuum in Tagen des Glückes oder Erfolges mit Gleichgültigkeit, ja Mißgunst zu

begegnen imstande ist. Ferner stoßen wir bei lediglich mitleidigen Seelen auf die psychologisch interessante Tatsache, wie weit sie ihren Gefühlsregungen nachgeben, mit welcher Selbstättigung sie sich, ohne einen Finger zu rühren, in ihren Gefühlen wühlen können, wenn sich ein fremdes Leiden ihnen nähert; sie sprechen direkt mit Geringschätzung ihre Verwunderung aus über die „Fähigkeit“ anderer, an das Unglück heranzutreten, ja aktiv mit helfender Hand einzugreifen. Sie selbst „könnten das nie“, „sie hätten dazu ein zu weiches Herz“. Das sind gefährliche Selbsttäuschungen, die aus der verhängnisvollen Verwechslung von Gefühl und Gemüt auch auf andern Gebieten eine so große Rolle spielen.

Auf die Gefahr hin, ein Überflüssiges zu tun, möchte ich an dieser Stelle nicht veräumen, dem Mißverständnis vorzubeugen, als hätte ich dazu geraten, das Leben des Kindes absichtlich und planmäßig möglichst mit konstruierten Mißgeschicken und Enttäuschungen vollzupropfen, für einen möglichst großen Vorrat von düsteren Eindrücken Sorge zu tragen. Ich habe ausdrücklich hervorgehoben, daß ich für nützlich erachten müsse, die sich spontan bietenden Situationen in einem bestimmten Sinne auszunutzen. Ich lege im Gegenteil ein großes Gewicht auf eine sonnige Jugend. Sie gerade bietet den fruchtbarsten Grund und Boden für die Entfaltung eines menschenfreundlichen, von aller Mißgunst und allem Beeinträchtigungswahn freier Lebensauffassung. Es gibt Erzieher, insbesondere Mütter, die es mit einer Meisterschaft verstehen, die kleinsten, geringfügigsten Situationen im Sinne der Kinder zu verschönen und sie geradezu in Feste für die Kleinen verwandeln. Eine gewisse Erfindungsgabe ist hierzu erforderlich, die jedoch jedem, der für den Kinderfönn ein offenes Auge hat, ganz von selbst eigen wird. Wer da weiß, wie billig es ist, das jugendliche Gemüt zu erfreuen, der wird imstande sein ohne Aufbietung irgend welchen Aufwandes Feste hervorzuzaubern, die den empfänglichen Kindergemütern zur unvergeßlichen Fundgrube der Lust und Belebung werden. Irgend ein Spaziergang, der zur Abwechslung durch das Mitnehmen eines Speiseförbes seinen Zauber erhält; das Arrangieren irgend eines Spiels im Freien, welches man für gewöhnlich im Zimmer zu spielen gewohnt war; das Anregen zu kleinen Konkurrenzunternehmungen mit und ohne

Preisverteilung, wie Wettlauf oder andre Körper- und Geschicklichkeitsübungen. Mitunter eine Ausfahrt, eine Aufführung, ein Nummenschanz kann zur unbeschreiblich ergibigen Quelle der Seligkeit werden. Je nach der Reife der Kinder eröffnen sich dann später alle die Freuden und Möglichkeiten der mit Unterhaltung verbundenen Ausbildung der Fähigkeiten: gemeinschaftliches Musizieren und Lesen, Anlegen und Kultivieren von Sammlungen, Sportpflege und andre Dinge, von denen in andrem Zusammenhange schon oben die Rede war. Ich warne vor dem zu frühen Besuch von Konzerten, Theater, Tanzvergnügungen usw.; sie werden dem Alter und der Reife entsprechend zu ihrer Zeit in ihr Recht treten, d. h. erst im sog. Pubertätsalter. Ja, den Beginn des Theaterbesuches sollte man in der Pubertätszeit nur insoweit gelten lassen, als die Auswahl der Stücke mit großer Reinlichkeit eingehalten wird. Die Phantasie der unreifen Zuschauer wird derart in Anspruch genommen, daß allerlei schiefe Wege unvermeidbar sind, auf welche sie gelenkt wird. Ein alter Pädagoge aus der Zeit der Freiheitskriege, August Hermann Niemeyer äußert sich über diesen Gegenstand folgendermaßen<sup>1</sup>: „Erstens ist die Welt, welche auf der Bühne dargestellt wird, zu oft eine andre, als die wirkliche, ohne jedoch nur rein idealistisch zu sein, und dieses veranlaßt falsche Ansichten des Lebens. Zweitens veranlaßt selbst das sittlichste Schauspiel jene Frühreise der Kinder bei beiden Geschlechtern, deren Folge körperliche und geistige Siedheit ist. Sie treten zu früh aus ihrer Sphäre heraus, werden affektiert, wollen scheinen, was sie nicht sind, oder spielen Liebesintrigen. Drittens sind noch viele unsrer beliebtesten Stücke voll von schielenden Grundsätzen, selbst Ungezogenheiten, Zweideutigkeiten, die billig garnicht zum Ohre der Jugend bringen sollten. Viertens: in zehn Schauspielen gegen eines sind die Alten, selbst Väter, Vormünder, Magister oder Hauslehrer oft sehr lächerliche Personen. In andern erscheinen Menschen von bloß gesundem Verstande und häuslicher Tugend als Dummköpfe; junge Wüßlinge mit dem sog. guten Herzen, Verschwender und Wollüstlinge sind die Helden und Lieblinge des Publikums. Die Verführer der Weiber und Töchter

<sup>1</sup>) Dr. August Hermann Niemeyer, Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner. Halle. Bei dem Verfasser 1824.

machen Glück, die Männer und Eltern müssen in die Torheiten der Weiber und Kinder einstimmen, wenn sie nicht ausgezinkt sein wollen. So ist es freilich in der Welt, aber soll man in diese Welt die Jugend schon einführen? Zunächst: auch bei den allersittlichsten Stücken, deren wir mehrere besitzen, soll die Tugend durch die Hilfe der Einbildungskraft und der Leidenschaften hervorgebracht werden. Das sind aber zweideutige und treulose Helferinnen. Die Täuschung der Sinne ist fast unvermeidlich; man glüht z. B. für den Schauspieler oder die Schauspielerin und bilbet sich ein, für den tugendhaften Charakter, den sie darstellen, entbrannt zu sein. Die Tugend besteht in einer Beherrschung der Sinnlichkeit; die Bühne aber tut alles, um die Sinnlichkeit anzuregen.“

Der zuletzt angeführte Einwand Niemeyers gegen den frühen Theaterbesuch dürfte am schwersten in die Wagtschale fallen. Dieses „Qui pro quo“ in der Schwärmerei für den Schauspieler anstatt des betreffenden Helden wird zu einer um so größeren Gefahr werden, je erregbarer die Phantasie des Zuschauers ist; also wird gerade das Pubertätsalter das exponierteste sein und das Theater sollte im allgemeinen erst dem erwachsenen Individuum geöffnet werden. Dem Übergangsalter möchte ich nur eine bestimmte Auslese klassischer Stücke empfehlen.

Ich werde, die spezielle Handhabung aller dieser Unternehmungen wiederum dem Geschick der betreffenden Erzieher überlassend, nur nochmals betonen, daß die sog. „sonnige“ Jugend ebenso wie die Bekanntschaft mit eigenem wie fremdem Leide eine Grundbedingung ist für die gesunde Entwicklung des sozialen Menschen. Schließlich läßt sich die Bewegung des menschlichen Geistes, der Kulturkampf aller Zeiten und auf allen Gebieten zurückführen auf das unausgesetzte Suchen nach der Stabilität des Gleichgewichts zwischen Egoismus und Altruismus. Solange menschliches Denken und Empfinden sich regt, war auch das Bewußtsein in jedem Menschen deutlicher oder undeutlicher wach, daß er zum einen Teil Individuum sei, zum andern Teil aber Glied der Gesellschaft oder überhaupt: Teil eines Ganzen. — Zu gunsten welches dieser beiden Teile die Wage sich hebe oder senke, ist bislang weder für den Menschen noch für die Menschheit zur Zufriedenheit festgestellt worden. Immer noch und immer

wieder treten Weltanschauungen auf, in denen bald das eine, bald das andre als das einzig Wahre oder als das Überwiegende gekennzeichnet und gepredigt wird. Indessen ist aber an der großen und schönen Tatsache nicht zu rütteln, daß dieses so heiß gesuchte Gleichgewicht einmal tatsächlich gefunden und promulgiert werde: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ In diesen wenigen Worten scheint mir eine Anschauung zum Ausdruck gelangt zu sein, die sozusagen den Nagel auf den Kopf trifft. Soviel mir bekannt ist, sind diese Worte Jesu die einzigen, mit denen jemals in so knapper Klarheit die große Welt- und Menschheitsfrage entschieden, der Stein der Weisen gefunden wurde. Abgesehen von dem erwähnten strikten Ausspruch zeigt sich die entsprechende Weltanschauung, in Tat und Praxis umgesetzt, in der Lehre und im Wandel Jesu von Anfang bis zu Ende. Lassen wir alles dogmatische beiseite, weil es uns irreleiten könnte: und halten wir uns konsequent und ausschließlich an dasjenige, was wir, diese Frage betreffend, in der Bibel finden, so kann uns nicht entgehen, daß die ganze ursprüngliche christliche Lehre eigentlich aufgebaut ist auf dem Gedanken: der Mensch ist Individuum und zugleich soziales Glied, und zwar beides gleichermaßen. Jede dieser Hälften hat ihre ausgesprochenen Pflichten und ihre unverbrüchlichen Rechte, und mit dem Moment, da das Zünglein der Waage aus der Ruhe kommt, ist bereits das Signal gegeben für Unrecht oder Sünde. Die eine Seite dieses psychologischen Dualismus findet ihre Befürwortung sogar in paradoxen Äußerungen, wie in der Aufforderung, auch den Mantel zu geben, wenn der Rock verlangt werde. Die andre wird vertreten in den Aussprüchen, die uns darüber belehren, daß weder die Stellung im bürgerlichen Leben, noch die natürliche Ausstattung der Persönlichkeit darüber entscheide, ob ein Mensch der höchsten Güter teilhaftig werden kann oder nicht. Jeder ohne Ausnahme darf und soll das volle Recht für sich in Anspruch nehmen, mit seinem Ich vor den höchsten Thron zu treten; er selbst, und wer er auch sein mag, darf in direkten und persönlichen Verkehr treten mit Gott. Hierbei kann es, wie es ausdrücklich heißt, wohl vorkommen, daß die Ersten zu den Letzten werden. Erst die katholische Kirche hat durch ihre hierarchische Organisation und durch den Heiligenkultus undurchbrechbare Ranglisten geschaffen.

Wir alle wissen, daß in beiden Richtungen die Anschauungen bis in die beiderseitigen Extreme auseinandergehen. Und zwar verteilen sie sich in der Hauptsache derart unter ihre Vertreter, daß die Vorkämpfer der Lehre Jesu, ich will sagen: daß auf religiöser Seite der Altruismus und auf profaner Seite der Egoismus übertrieben zu werden Gefahr läuft. Was in ersterer Hinsicht die Kirche im Laufe der Jahrhunderte angerichtet hat, das läßt kaum mehr erkennen, was Christus in dieser Frage überhaupt für Vorstellungen gehabt haben mag. Die Besprechung dieser Tatsache bietet dem Kulturmenschen von heute gewiß nichts Überraschendes, und doch halte ich sie selbst in der dick aufgetragenen Form, wie Leo Tolstoj<sup>1</sup> sie handhabt, für angebracht und zeitgemäß. Das energische Bestreben der Selbsterniedrigung und Selbstschändung, alles Kasteien und Flagellantentum sind doch nur Übertreibungen der altruistischen Seite in der Lehre Jesu, die in ihrer mißverständlichen Auffassung die größtmögliche Degradierung des „Ich“ zum Ideal erheben.

Wenn auch nicht so konsequent, wie zeit- und stellweise die Kirche, ist die Philosophie in entgegengesetzter Richtung vorgegangen in der prinzipiellen Überwertung des „Ich“. Ich brauche nur an Nietzsche zu erinnern, dessen Bedeutung wir übrigens nicht unterschätzen sollten. Gerade als ein natürliches Gegengewicht für die Auswüchse des Altruismus muß eine Lehre wie diejenige Nietzsches richtig veranschlagt werden. Zum mindesten werden wir durch solche, wenn auch überlaute Mahnrufe an die wahre Wertesägung unfres individuellen Menschen erinnert. Die Übertreibung des Gegenteils ist oft der lebhafteste und effektivste Hinweis auf den Wert irgend einer Sache. Es dürfte von nicht geringem Interesse sein, daß Mahnrufe im erwähnten Sinne neuerdings auch aus dem Munde und dem Herzen positiv christgläubiger Menschen zu erklingen beginnen; hierbei habe ich die sog. „grünen Blätter“ im Auge, die, wenn ich nicht irre, seit 1899 von Dr. Johann Müller herausgegeben werden<sup>2</sup>. Es handelt sich in dieser Zeitschrift um die Tendenz, das persönliche Leben zu kultiv-

<sup>1</sup>) Leo Tolstoj, „Die Auferstehung der Hölle.“ Russisch und deutsch. Berlin, Hugo Steinitz. 1903.

<sup>2</sup>) Blätter zur Pflege des persönlichen Lebens, hrsg. von Dr. Joh. Müller. Schliersee.

vieren, die Persönlichkeit auszugestalten. Dabei besteht das Bestreben, dem Leser, dem Zeitgenossen das Christentum in möglichst zugänglicher Gestalt und mundgerechter Fassung nahezubringen.

Die Lektüre der „Grünen Blätter“ dürfte unter andrem durchaus geeignet sein, uns zur Aufklärung darüber zu verhelfen oder zum wenigsten die Frage anzuregen: Inwieweit sind wir dazu berechtigt, unsrer Schuljugend den Religionsunterricht eventuell vorzuenthalten?

Zunächst ist natürlich die Rede von denjenigen Kindern, deren Eltern sich als konfessionslos bekennen. Freilich lassen nicht wenige von diesen die Kinder trotz dieses ihres negativen Bekenntnisses in der Religion unterrichten; wengleich dieser Unterricht heutzutage nach sehr unfruchtbarem System erteilt wird und die Religionsstunden von den Kindern daher häufig zu den „langweiligen“ gezählt werden, so wird auf seiten der Eltern berechtigterweise folgendermaßen kalkuliert: Wenn ich gleich von alledem nichts habe und nichts halte, so besitze ich dennoch nicht das Recht, meinen Kindern etwas vorzuenthalten, was ihnen eventuell in späteren Zeiten irgend welche Dienste leisten kann. Bei der Erteilung des Religionsunterrichts ist es weniger bedeutungsvoll, das Gedächtnis mit Bibelsprüchen zu belasten. Es wäre aber ein direktes Verschmähen, der sich entwickelnden Persönlichkeit das Wesentliche und die Grundideen der christlichen Lehre vorzuenthalten. Es wird dem Kinde bei einer gewissen schon vorhandenen Reife Eindruck machen und Nutzen bringen, wenn es näher bekannt wird mit den Umständen, auf die das Ideal seines Menschseins zurückzuführen ist. Am eindruckvollsten und wirksamsten freilich wird dieses Studium sein, wofern das Kind schon im minderjährigen Alter durch seine Gebete und Lieder in direktem Verkehr mit der Person des Heilands stand.

Ich glaube behaupten zu müssen, daß der Wert und die Bedeutung des Religionsunterrichts viel weniger in Frage zu ziehen sei, als der Geschichtsunterricht, zum mindesten für Kinder bis zum ca. 15, allenfalls 14. Lebensjahre; vom genannten Alter an wird der Unterricht zur Entwicklung des historischen Sinnes beitragen können; früher nicht. Freilich ist vom historischen Verständnis für jeden, der auf wahre Bildung Anspruch erhebt, so unendlich viel abhängig, daß manche Tatsachen und

Vorgänge nicht voll verstanden, ganze Disziplinen nicht gewürdigt werden können ohne die Grundlage, die durch eine historische Denkweise geboten ist. Um ein Beispiel anzuführen, erlaube ich mir das medizinische Studium zu nennen, welches unbedingt unter andern Fächern auch die Entwicklungsgeschichte in seinem Lehrplan enthalten muß, wenn die Medizin nicht nur Dressur für Heilkünstler, sondern ein wissenschaftliches Studium sein will. Die Vorgänge des folgerichtigen Werdens in der Natur, das Entstehen von gewissen Folgen auf bestimmte Voraussetzungen hin, der allgemeine Fortschritt, der sich aus der Weiterentwicklung des Speziellen ergeben muß, — das sind alles Begriffe, die eine bestimmte Richtung des Denkens voraussetzen, vor allem aber eine Empfindungsweise, die wir als historischen Sinn zu bezeichnen gewohnt sind.

Aus der obigen Erwägung ist es durchaus erforderlich, daß der Mediziner der klassischen Vorbildung sich erfreue. Sie als solche ist geeigneter, die Entwicklung des historischen Sinnes anzubahnen, als fortgesetzter Geschichtsunterricht. Der Schwerpunkt liegt auf dem kontinuierlich kultivierten direkten Verkehr mit andern Zeiten und Verhältnissen, auf dem persönlichen Umgang mit den Vertretern des längst Entschwundenen, wie es sich aus dem Lesen der Klassiker im Urtexte ergibt. Ich lege durchaus Betonung auf den Urtext. Ob der Schüler faul oder fleißig ist, ob er für diese Beschäftigung Interesse zeigt oder nicht, ob er den Tacitus fließend zu lesen in die Lage kommt, oder ob er bis zuletzt ein schracher Lateiner bleibt, ob er die künstlerischen Schönheiten bei Sophokles nachzuempfinden fähig wird oder nicht, — das ändert alles nichts an der Tatsache, daß man Jahre hindurch mit diesen Männern in ihrer Zeit lebte; sie wirkten bewußt oder unbewußt persönlich auf das empfängliche Kindergemüt, und zwar in ihrer eigenen Sprache. Diesen Einfluß durch den Geschichtsunterricht zu ersetzen, ist unmöglich. Über seine Bewertung sagt Rousseau Folgendes: „Ich habe die Beobachtung gemacht, daß man bei der Art und Weise, in welcher man die jungen Leute Geschichte treiben läßt, sie gleichsam in alle die Persönlichkeiten, mit denen man sie bekannt macht, verwandelt, daß man sich Mühe gibt, sie bald Cicero, bald Trajan, bald Alexander sein zu lassen, wodurch man ihnen die Einkehr in sich selbst verleidet und einem

jeden das Bedauern einflößt, daß er nur er selbst ist. Wer erst beginnt, sich selbst fremd zu werden, wird sich auch bald ganz vergessen.“ Dieser Satz bezieht sich hauptsächlich auf die Unterrichts m e t h o d e.

Hören wir Rousseau weiter über das historische Studium in Beziehung zur Reife, die beim Schüler vorausgesetzt werden muß, damit dieses Studium überhaupt einen Sinn habe: „Man meint, die Geschichte entspreche dem Fassungsvermögen der Kinder, weil sie nur eine Sammlung von Tatsachen ist. Allein, was versteht man unter diesem Wort Tatsachen? Glaubt man, daß die Beziehungen, welche die historischen Tatsachen hervorrufen, so leicht faßbar sind, daß sich die Vorstellung von denselben im kindlichen Geiste ohne Mühe bilden? Glaubt man, daß die wahre Kenntnis der Begebenheiten von der Kenntnis ihrer Ursachen und Wirkungen getrennt werden könne und daß der Historiker so wenig von der Moral abhängt, daß man ohne dieselbe zum Verständnis der Geschichte gelange? Wenn ihr in den Handlungen der Menschen nur äußere und zwar rein physische Bewegungen seht, welche Lehre könnt ihr dann aus der Geschichte ziehen? Auch nicht eine einzige! Und dieses, auf solche Weise jedes Interessens entkleidete Studium wird euch ebenso wenig Vergnügen als Belehrung gewähren. — Wenn ihr indeß diese Handlungen nach ihren moralischen Beziehungen würdigen wollt, so versuchet einmal, euren Zöglingen diese Beziehungen anschaulich zu machen, und ihr werdet alsdann erkennen, ob die Geschichte ihrem Alter angemessen ist.“ Hiernach muß das Auswendiglernen von Tabellen und das Herleiern von einzelnen Schlachten und markanten Episoden durchaus abgeschafft werden. Erst nach Absolvierung der sog. Entwicklungszeit, allenfalls während derselben, wird mit Erfolg wirklicher Geschichtsunterricht unter Berücksichtigung der „moralischen Beziehungen“ in Angriff genommen werden.

Ich kann es nicht unterlassen, auch noch Nietzsche über diesen Gegenstand reden zu lassen; in seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ drückt er sich gelegentlich folgendermaßen aus: „Die Geschichte macht in allen ihren Formen zum Leben untauglich; als „monumentale“, indem sie den Irrtum hervorruft, daß es bestimmte, immer wiederkehrende Konstellationen gebe, so daß, was einmal möglich war, jetzt unter ganz veränderten Umständen

wiedernm möglich sei; als „antiquarische“ durch Erweckung der Pietät für das Alte und Vergangene, welche den Handelnden lähmt, der immer die eine oder andre Pietät fränken muß; endlich als „kritische“ Geschichte durch das von ihr hervorgerufene niederschlagende Gefühl, daß wir gerade die Irrtümer der Vergangenheit, über die wir uns zu erheben streben, als Erbschaft und Kindheitseindrücke in unsrem Blut tragen, also beständig in einem innern Streit zwischen unsrer alten und neuen Natur leben müssen.“

Ich mag nicht kurzerhand entscheiden, ob wir diese paradoxe Äußerungsform mehr der gewohnten Diktion Nießches oder speziell dem Eifer zuzuschreiben haben, mit dem er der zeitgenössischen Bildung im allgemeinen zuleibe rücken will. Aber selbst, wenn z. B. Georg Brandes zu solchen Anschauungen in Opposition tritt, indem er sagt<sup>1</sup>: „Starke Menschen vertragen eine ganze Summe Geschichte, ohne zum Leben ungeeignet zu werden“, — so ist uns hiermit zugleich greifbar genug angedeutet, wie die schwächeren Geister sich zu dieser Frage verhalten mögen und daß wir mit der Tatsache zu rechnen haben, daß Geschichte unter Umständen nicht vertragen wird.

Nach dem Unterricht in den Naturwissenschaften — zumal für die klassischen Gymnasien — feußt man heutzutage mit Recht immer lauter und allgemeiner. Für alle Kinder, denen es ermöglicht ist, in irgend einer Form in direkten Verkehr mit der Natur zu treten, muß der naturwissenschaftliche Unterricht einen erhöhten Reiz und verdoppelten Wert haben. Übrigens dürfte der Unterricht nicht auf ein Beschreiben der drei Naturreiche beschränkt sein; die Erklärung wichtiger und dem Kinde bekannter Naturerscheinungen, die Besprechung physikalischer und chemischer Fragen, soweit sie hierzu erforderlich sind, das Wesentliche aus der Anatomie, die Elemente der Entwicklungsgeschichte, die Hauptfachen aus der Metereologie — sollten den wesentlichen Inhalt des Unterrichts bilden. Das Anregen zur Anlage von Sammlungen wird ihn nicht minder beleben und ergänzen, wie Pflanzungen und Tierpflege.

<sup>1</sup>) Georg Brandes, „Menschen und Werke.“ Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten u. Löning. 1900.

Betreffend die übrigen Lehrgegenstände möchte ich mich nicht weiter ausbreiten; allenfalls ist es geboten, über die Mathematik und deren Unterrichtsmethode einiges zu sagen. Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß die Begabung für Mathematik ein Ding sui generis ist und mit der sonstigen intellektuellen Befähigung des Individuums nichts zu tun zu haben braucht. Sie beruht offenbar auf dem Beherrschen einer besonderen Denkweise. Ich will nun bemerkt haben, daß der mathematische Unterricht leider oft einen den mathematisch befähigten Schülern angepaßten Charakter trägt. Tatsächlich kann ein jedes normal begabte Individuum sich die Mathematik aneignen, soweit sie bis heute in den Mittelschulen programmäßig verlangt wird. Vielen, sonst befähigten Schülern, macht aber auch dieses große Mühe, und gerade diesen müßte die Methode angepaßt werden, — nicht den mathematischen Köpfen, die, wie sich interessanterweise immer wieder beobachten läßt, eigentlich gar keiner Erklärung bedürfen.

Bisher haben wir als die erziehende Person in erster Linie die Mutter, in den späteren Jahren auch den Lehrer oder „Erzieher“ im Auge gehabt, wobei nicht weiter berücksichtigt wurde, ob der letztere sich mit der Person des Vaters deckt oder nicht. Es liegt ja nahe und versteht sich von selbst, daß die Mutter in den ersten Lebensjahren, ja bis in das zweite Lebensjahrzehnt des Kindeslebens in pädagogischer Hinsicht nicht nur die Hauptrolle spielt, sondern daß sie bei weitem den Löwenanteil der erzieherischen Pflichten auf ihre Schultern nimmt und nehmen soll. Ich glaube sogar, daß der Vater in dieser Zeit als aktives Element bei der Erziehung völlig ungestraft die Hand aus dem Spiel lassen kann. Viel kann er wirken durch seine bloße Existenz und als erstrebenswertes Vorbild. — Nichtsdestoweniger hat natürlich ein Vater strenge pädagogische Pflichten zu erfüllen, die allerdings zunächst einen mehr oder weniger indirekten Charakter tragen: er muß der Zeit insoweit folgen, daß er auch seinem Kinde zu folgen, es durchaus zu verstehen imstande sei, trotzdem daß dieses einer andern Zeit angehört; der Vater muß damit rechnen, daß der Sohn das Kind seiner eigenen Zeit sein, bleiben und werden muß. — So selbstverständlich sich diese Erwägung ausnehmen mag, so schwer fällt es tatsächlich vielen Vätern, in dem Umgange mit den reifenden Kindern die eigene Zeit zu verlassen und sich in die

neue zu vertiefen. Ja, manchem mag es wie ein Stück Pietätlosigkeit vorkommen, daß vieles ihm so unendlich teure und lieb gewonnene vom Nachwuchs absolut nicht verstanden wird! Ja, man soll sogar als Vater oder Erzieher überhaupt mit diesen ans Herz gewachsenen Begriffen und Traditionen nicht mehr rechnen! Der in dieser Hinsicht leider so häufig auftretende Gegensatz zwischen Vater und Sohn führt zu den traurigsten Konsequenzen. Mit einer geradezu bewunderungswürdigen Feinheit und Geschwindigkeit fühlt das Kind, wenn nicht früher, so doch spätestens in dem Pubertätsalter, heraus, daß es mit seinen Intentionen und seinem vorwärtstreibenden Sturm und Drang beim Vater kein Verständnis finde, und von stund ab ist die Möglichkeit eines aufrichtigen Verkehrs zwischen Sohn und Vater ausgeschlossen. Im ganzen läßt sich beobachten, daß wenige Väter imstande sind, die wahren Freunde ihrer Söhne zu sein und ihnen in den Jahren des Mannbarwerdens eine Stütze zu bieten, sie in entsprechender Weise zu beraten in den tausend Fällen und Situationen, die mit allen Gefahren in moralischer Hinsicht ausgestattet, dem reisenden Menschen zum Fallstrick werden können.

Ich weiß sehr wohl zu beurteilen, wie schwer in dieser Beziehung ein Wandel geschaffen werden kann. Seit Menschengedenken ist die Rarität zu festgewurzelt, mit der wir, ob Väter oder Mütter, ob Erzieher oder Erzieherinnen, gerade bezüglich der Handhabung der moralisch wichtigsten und kritischsten Fragen einfach die Augen schließen und der Sache ihren Lauf lassen. Man begnügt und beruhigt sich damit, ja, man schläfert sich damit ein, daß die Töchter durch den sicheren Schutz der Tradition und des moralisch verbürgten Hausgeistes vor allen Gefahren ausgehütet seien. Was aber die Söhne betrifft, so muß entsetzlicher Weise festgestellt werden, daß das Gewissen der Gesellschaft soweit eingeschläfert worden ist, daß jeder junge Mann preisgegeben oder einem gewissen Hazard überantwortet wird; hierbei wird cynischerweise das sophistische Ruhekitzen konstruiert, daß das männliche Individuum praktisch ja eine ganz andre, eine eigene Moral zu verfolgen habe. Damit ist dann die ganze große und kritische Frage erledigt und, wie gesagt, das Gewissen beruhigt. Selbverständlich bin ich mir dessen wohl bewußt, daß die Kalamität nicht aus der Welt geschafft wäre, wenn auch die Eltern oder deren

Stellvertreter sich die richtigen Beziehungen zu ihren Zöglingen zu schaffen und zu erhalten verstünden. Nicht die Kalamität, — wohl aber die große gesellschaftliche Schuld und Schande könnte verschwinden. Bei dem Einführen ins Leben kommt es so unendlich viel weniger darauf an, wie und in welcher Form es geschieht, als vielmehr darauf, wer der Instruktor ist. Die Tatsache, daß gerade der Vater, oder sagen wir, daß gerade die von dem aufwachsenden Individuum geachtete und respektierteste Person beratend und belehrend in sein Leben eingreift, hinterläßt einen Eindruck, der an Tiefe und Wirksamkeit durch keine Weisheiten und keine etwaige Routine ersetzbar ist. Eben aus diesem Grunde ist es bedingungslos erforderlich, daß der Erzieher, womöglich der Vater oder die Mutter, dem Kinde Aufklärung gebe über die „Herkunft des kleinen Kindes“. Wie schon hervorgehoben, wird es irrelevant sein, ob wir hierzu die übrigens sehr plausible Formulierung wählen, die Rousseau vorschlägt<sup>1</sup>, oder ob die Erfindungsgabe uns auf andre Wege lenkt. Die Hauptsache ist die Erfüllung folgender drei Bedingungen. Erstens: die erwähnte Aufklärung hat aus dem Munde einer vom Kinde unbedingt geachteten Persönlichkeit zu kommen; zweitens: sie muß den sachlichen Charakter einer naturwissenschaftlichen Lektion tragen; drittens: sie muß so zeitig vorgenommen werden, daß sie in keinem Falle zu spät kommt. Ich empfehle sie noch im Laufe des ersten Lebensjahrzehnts vorzunehmen, weil wir es auf keine andre Weise verhindern werden, daß Schulkameraden oder gar Stubenmägde, vielleicht der Sohn des Hausknechts unsern guten Absichten mit Sicherheit vorkoupieren wird. Wir können uns ohne weiteres ein Bild davon machen, welcher Art die Erläuterungen dieser Lehrmeister sein werden.

Die Funktion des beratenden Freundes, welche der Vater in so fruchtbarer Weise versehen kann, bleibt ihm fürs Leben, wofern der Grund der Beziehungen zur rechten Zeit und im erwünschten Sinne gelegt werde. Natürlich kommt auch der Zeitpunkt und namentlich die Gelegenheiten, in denen selbst der väterliche Rat sich bescheiden muß; Situationen, in denen es gerade darauf ankommt, den erwachsenen Sohn oder die erwachsene Tochter

<sup>1</sup>) J. J. Rousseau, „Emilie“. Reclams Univ.-Bibl. Bd. II, S. 18.

in ihrem Handeln nicht zu beeinflussen. Zwei Lebenslagen sind es zumal, die von den Eltern eine ausgesprochene Hintansetzung des eigenen Urtheils und der eigenen Wünsche direkt verlangen: Es wird wahrscheinlich immer Mütter geben, die es nicht über das Herz bringen können, ihre Tochter einem Manne geben zu sollen, der nicht gerade ihrem Geschmack entspricht; auch wird es voraussichtlich zu allen Zeiten Väter geben, die nicht umhin können, ihre Söhne bei der Wahl des Berufes zu beeinflussen. Die Berufsfrage kommt allerdings heutzutage oft für die Töchter in ebenso brennender Weise in Betracht, wie bei den Söhnen. Wie kurzfristig die Beeinflussung in beiden genannten Fällen ist, haben nur zu viele schon auskosten und an den bitteren Enttäuschungen ihrer Kinder erleben müssen. Ich spreche, was diese Fälle betrifft, absichtlich und ausdrücklich vom Beeinflussen, nicht von Beraten.

Wir sind mittlerweile bei einem Zeitpunkt angelangt, der dem Erzieher die Möglichkeiten bietet, zu überblicken, wie weit er mit seinen bisherigen pädagogischen Bemühungen gelangt sei. Die sich bietenden kritischen Situationen werden den Nachweis liefern, ob und inwieweit die Erziehungssubstrate einem selbständigen Disponieren gewachsen sind oder nicht.

Ob wir durch ein konsequentes Befolgen aller obigen Vorschläge so weit gelangen können, wie wir wollen, ist mir nicht zweifelhaft. Wir haben freilich noch fundamentalere, daher wichtigere Resultate von unsrer pädagogischen Tätigkeit zu erwarten, als etwa die erwünschte Dispositionsfähigkeit; wir haben Früchte zu ernten, für deren Erzielen wir mit der Erziehung der kleinen und kleinsten Kinder die ersten Spatenstiche machten. Als nächste und koordinale End- und Ausgangspunkte hatten wir unter andrem damals im Auge: die physische und psychische Abhärtung, wie die Erlangung des harmonischen Gleichgewichts zwischen Wollen und Können. War der Grundstein richtig gelegt, so konnte selbst eine späterhin ungeschickt geleitete Erziehung nicht gar viel mehr verderben.

Ich habe Kapitel besprochen und Gegenstände berührt, welche auf eine Aufbesserung zum Theil warten, zum Theil noch gar keinen Anspruch erheben können. Ich spreche aber die Hoffnung aus, daß diese meine Zeilen nicht ganz verfehlt sein mögen. Meine Absicht

war lediglich die, die wesentlichsten pädagogischen Fragen als solche zu betonen, zusammenzufassen und sie der Begutachtung des freundlichen Lesers zu unterbreiten.

Ich schließe dem obigen zwei dringende Wünsche an; die Erfüllung des einen hängt von dem Interesse ab, welches der Staat der Sache in Zukunft entgegenbringen wird und kann, — es ist der Wunsch nach der systematischen pädagogischen Ausbildung jedes Individuums, das sich berufsmäßig der Erziehung des Nachwuchses widmen will. Die Erfüllung meines zweiten Wunsches hängt lediglich vom guten Willen der Gesellschaft ab; er lautet: Ein jeder Mensch — ob Mann, ob Weib — mache sich mit den Grundsätzen einer zweckdienlichen Erziehung bei Zeiten bekannt, d. h. noch ehe er mit Kindern gesegnet wird.



# Über tragische Schuld.

Vortrag,

gehalten in der Estländischen literarischen Gesellschaft

von

Theophile von Bodisco.

---

**S**u allen Zeiten haben die großen Dichter sich der Tragödie zugewandt, dem ernstesten, großen Drama, und haben in geraden, großzügigen oder phantastischen Konturen der Menschen Irren und Wollen auf dem dunklen Hintergrunde des Tragischen skizziert. Wer der Macht des Leidens im Leben nachgegangen ist, wer sie an sich selbst erfahren hat, wird nicht danach fragen, warum gerade das Tragische so sehr die Beachtung der Künstler hervorgerufen hat. Denn wer die menschlichen Leidenschaften gegen eherner Gesetze hat ringen sehen, wer das menschliche Verhängnis verfolgt, der wird aus den tragischen Klängen die Armelodie des Lebens am deutlichsten heraushören. Da nun das Auge des Dichters den Menschen erkennender anblickt, da er ihm farbenprächtiger, prometheischer erscheint, als bei andern der Fall ist, muß er nur zu oft vom Zerschellen und Untergang berichten. Und wir hören diesem Bericht zu wie etwas uns allen Bekanntem, wir geben unsre Seele in seine Macht, denn wie keine andre Kunst vermag die dramatische uns den Schein der Wirklichkeit zu geben, wie keine andre zeigt sie uns den Menschen im Ringen und Unterliegen, in Seligkeiten und Schmerzen.

Ja, es ist die allerverständlichste Kunst für den Aufnehmenden, für den Künstler aber eine sehr schwer zur Vollendung zu führende, denn an keine andre Kunst sind wir berufen soviel Anforderungen zu stellen; denn sie, die uns das Leben am lebendigsten darstellt,

fordert uns, die wir im Leben stehen, zu fortgesetztem Vergleich heraus. Es ist eine Kunst, die von jedem beurteilt, von jedem verstanden werden kann, denn es ist nicht Kunstschulung und Kunstkritik dazu erforderlich; sie wird hauptsächlich von unsrem Herzen, unsrem Gefühl aufgefaßt. Darum auch sind die dramatischen Gesetze sehr schwer festzustellen.

Wir wollen uns heute mit der tragischen Schuld beschäftigen, untersuchen, ob das Vorhandensein der tragischen Schuld in der Tragödie als dramatische Forderung, als Gesetz, gelten darf oder nicht.

Beim Erforschen von Gesetzen müssen wir charakteristische, ausgearbeitete Formen vor uns haben; zur psychologischen Erfahrung verhelfen uns nicht nur die flüchtigen Bekanntschaften alltäglicher Menschen, wir müssen uns in solche Menschen vertiefen, die schon Form gewonnen haben; so müssen wir auch im Drama, wenn wir etwas so schwieriges unternehmen wollen, wie das Erforschen eines Gesetzes, uns festen Formen zuwenden, und daher werde ich mich nur an das Drama großen Stils, die klassische Tragödie, halten. Es werden nur gute Bekannte, keine flüchtigen Alltagsbekanntschaften sein, die ich Ihnen entgegenstelle. Das moderne Drama will ich ausschalten, erstens, weil es uns zu weit führen würde, auch da nach der Auffassung der tragischen Schuld zu suchen, und zweitens, weil das moderne Drama, ob es nun als Schauspiel oder Tragödie auftritt, fast immer eine noch nach Form suchende und darum ringende Welt- und Kunstanschauung verkörpert, und daher für uns, die wir heute selbst suchen wollen, ungeeignet ist.

Das Wesen des modernen Dramas liegt eben zum Teil auch darin begründet, immer wieder Neues zu entdecken und sich nutzbar zu machen. Wenn sich auch schon bestimmte Formen darin ausgebildet haben, so liegt doch gerade im Lebendigen, Impressionablen, dem Moment angepaßten, seine große Bedeutung. Dieses zu verkennen und vom neuen, sozialen Drama zu verlangen, es solle allen alten Gesetzen und Anforderungen entsprechen, ist sehr irrtümlich. Ebenso ist es aber falsch, die große Tragödie für veraltet zu halten, weil das Neue vielfach so anders ist. Wer das Neue verurteilt, weil es dem Alten so garnicht entspricht, oder das Alte verkennet, weil es nicht das ausdrückt, was das Neue sieht

und will, hat kein tieferes Verständnis für die Formen der Kunst. Die große Tragödie hat sich in unsrer Zeit, wo das Heldenhafte fehlte, das Materielle mehr herrschte, die heißen Quellen tiefer Religiosität versiegt, nur sehr vereinzelt weiter entwickeln können. Es sind kleinere Gefühlskreise, verfeinerte Nuancen gewesen, die am Platz waren. Die Tragödie großen Stils kann zu Zeiten zurückgedrängt werden, aber sie muß immer wieder in einem Volke zur Geltung kommen, das Wert hat. Denn in ihr kommt die Zeitseele im Ringen und Konflikt mit der Weltseele, in ihr das Ringen des einzelnen gegen äußere Gewalten, in ihr alles das Schlechte unsrer Menschennatur voll zum Ausdruck. Ein Volk kann momentan so verflacht und geschwächt sein, daß es die Wucht der Tragik in der Kunst scheut, darauf zurückkommen muß es aber immer wieder; wenn es erstarkt ist, wird es nach Größe und Heldentum verlangen. Sollten wir, die wir in einer großen und schweren Zeit stehen, nicht für diese Auffassung Verständnis haben? Keine Tragödie kann uns eben, aus unsrer augenblicklichen Stimmung heraus, groß genug, kein Konflikt zu schwer gegriffen sein. Wer bis in seine innerste Seele aufgerüttelt worden ist, fühlt sich auch zu einem schweren und tieferen Kunstwerk hingezogen.

Wir leben in einer Zeit, gehen einer Zeit entgegen, in der wieder heißere und tiefere Lebensströme in der Menschheit entfesselt werden; die Zeit wird auch der großen Tragödie, dem Drama großen Stils wieder Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es wird wieder zu einer besonderen Pflege des großen Dramas kommen. Damit dieses aber möglich ist, muß das große Drama als eine aparte, für sich bestehende Kunstform angesehen werden, die vom sozialen Drama ganz getrennt, ihren eigenen Entwicklungsgang gehen muß. In den Grundzügen wird sie sich nach ewigen tragischen Gesetzen zu richten haben, wie bisher, und eine strenge und schöne Form wird immer von ihr verlangt werden müssen. Wenn wir eine reine Scheidung zwischen dem Drama großen Stils und dem sozialen Drama machen, so gewinnt auch das letztere bedeutend dadurch. Es kann sich freier entwickeln, mit gutem Gewissen forschen und experimentieren, wir überlassen ihm alle Gebiete unsres modernen Lebens, den Augenblick, — jeden Stoff, den es sich auswählt, denn wir modernen Menschen brauchen diesen Ausdruck unsrer Zeit, und es ist nicht nötig, uns darum

zu sorgen, wenn das meiste, was uns hier geboten wird, vom dunkeln Abgrund des Vergessens verschlungen wird.

Ich kann dieses Thema hier nur streifen, es ist an sich einer Arbeit wert; ich muß Sie so wie so bitten, wenn Sie nun jetzt Ihr Interesse der Spezialfrage der tragischen Schuld in der Tragödie zuwenden, nicht zu erwarten, daß ich Ihnen auch nur ein einigermaßen erschöpfendes Bild in einem kurzen Vortrage geben kann. Die „tragische Schuld“ führt uns gewissermaßen ins Herz der Tragödie hinein; ich kann nur versuchen, mit einem Scheinwerfer für einen Augenblick und unvollkommen in dieses Herz hineinzuleuchten.

„Tragische Schuld“ — das Wort klingt so dunkel, schaurig, fast ist etwas in uns, das sich dagegen auflehnt. Was verstehen wir unter der tragischen Schuld? Wir könnten sagen, daß die Tragik und die Schuld allem Menschlichen zugrunde liegen, daß alle Zerstörung durch Schuld bedingt sei, denn da ist immer irgend eine Schuld gewesen, wo ein Gleichgewicht gestört wurde. Wie in der Natur jede Übertreibung und Maßlosigkeit sich rächt und auch das Gute sich durch Übermaß in Schlechtes verkehren kann, kann auf dem Gebiete des Menschlichen durch Maßlosigkeit und Übertreibung, selbst ursprünglich guter Triebe und Ideen, eine fortgesetzte Verschuldung Hand in Hand mit fortgesetzter Tragik gehen. Aber auch zugegeben, daß eine allgemeine Verschuldung allem Menschlichen zugrunde liegt, so können wir unsern Begriff über tragische Schuld doch nicht so allgemein fassen. Wenn die tragische Schuld der Menschen auch bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten etwas anderes bedeutete und anders aufgefaßt werden muß, so bleibt sie doch immer eine vereinzelte Schuld. Also haben wir unter der tragischen Schuld im Drama die moralische Verschuldung eines zurechnungsfähigen Menschen zu verstehen, die ihn in unheilvolle Kollision führend, zu Fall bringt, und dadurch eine tragische wird.

Muß nun eine Tragödie, um stark zu wirken und als ein Meisterwerk angesehen zu werden, eine tragische Schuld aufweisen oder nicht? Um dieser Frage näher zu treten, wollen wir einige Anschauungen bedeutender Denker über tragische Wirkungen in Betracht ziehen. „Wie kommt es“, fragt Heine, „daß die Stimmung, die wir aus dem Theater mitnehmen, häufig eine gequälte

ist? Wir fragen uns oft: warum? Warum mußte die Unschuld leiden, warum das Große zugrunde gehn? Warum geschah das alles so? Es ist ein dumpfes, gequältes Warum.“ Er kommt zu dem Schlusse, daß bei einer guten Tragödie kein „warum“ aufsteigen dürfe, daß vor allem die Einheit des Gefühls gewahrt bleiben müsse; ja, er will die Einheit des Gefühls als eine vierte Einheit neben die der Zeit, des Raumes und der Handlung gesetzt sehen. Wie diese Einheit des Gefühls zu erreichen sei, durch welche Gesetze sie bestimmt werde, das ist es wohl im Grunde, womit sich alle diejenigen beschäftigt haben, die das Wesen der Tragödie ergründen und erläutern wollten.

Einer der ersten, von denen wir erfahren haben, daß er sich mit der Tragödie philosophisch und dramaturgisch beschäftigt hat, ist Aristoteles gewesen. In seiner leider nicht vollständig erhaltenen Poetik oder vielmehr in seinen über Poetik gehaltenen und teilweise von einem Schüler aufgezeichneten Vorträgen entwickelt er seine Theorien über die Tragödie, stellt er feste Gesetze auf, wie eine gute Tragödie zu sein habe. Ihm standen große poetische Werte zur Verfügung: Aeschylus, Sophokles, Euripides — er entwickelt aus dem gegebenen Material und freier Hinzufügung eigener Gedanken ein System. Im Vordergrund der Tragödie steht ihm vor allen Dingen die Fabel, und diese soll sich nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit und Notwendigkeit entwickeln, damit sie auf den Zuschauer als eine natürliche wirke und durch die Erregung von Furcht und Mitleid die Läuterung unsrer Empfindungseindrücke zustande bringe.

Die Helden, deren Schicksalen wir folgen, sollen uns menschlich nahe stehn. Daher können nicht absolut tugendhafte Menschen, aus Glück in Unglück gerathend, dargestellt werden, denn das würde unser Gefühl empören; ebensowenig aber sollen ganz schlechte Menschen, aus Glück in Unglück kommend, dargestellt werden, denn eine solche Komposition kann zwar möglicherweise unsre allgemeine menschliche Teilnahme erwecken, aber weder Mitleid noch Furcht erregen. Denn unser Mitleid gilt dem, der sein Unglück nicht voll verdient hat, während unsre Furcht einen Gegenstand verlangt, der unsresgleichen ist. Es bleibt also als tragischer Held ein solcher nach, der zwischen dem durchaus Schlechten und Tugendhaften steht, einer, der durch irgend einen

Fehltritt vom Glück ins Unglück gerät. „Denn der bedeutende Fehltritt eines Individuums, das eher besser als schlechter ist denn wir, vermehrt sich aus Glück in Unglück, und wir folgen allem diesem mit der Empfindung von Furcht und Mitleid.“ (Aristoteles).

Aristoteles strebt ganz bewußt nach der Gefühlseinheit, und glaubt diesem Ziele näher näher zu kommen, wenn er einen Fehltritt, die Schuld, das Unglück herbeibeschwören läßt. Das Unglück wurde dann als konsequent, berechtigt empfunden. Es würde also nach ihm die tragische Schuld der Konzentrationspunkt der Tragödie sein. Die Aristotelische Lehre, daß die Tragödie sich nach den Gesetzen der Notwendigkeit und Wahrscheinlichkeit zu vollziehen habe und daß sie unser Mitleid und unsre Furcht erregen solle, ist wohl für alle Zeiten geschrieben; zur Frage, ob ein Fehltritt aber dazu durchaus notwendig sei, müssen wir erst Stellung nehmen. Die Auffassung des Lebens und das Leben selbst waren eine so andere damals. Wenn Aristoteles uns sagt, daß die zerstörenden Leidenschaften in der Tragödie vorzugsweise in solchen Verhältnissen ausbrechen müssen, wo das Wesen die Liebe ist, fühlen wir das vollständig mit, und unsre Phantasie stellt uns die tragischsten Fälle vor; wenn er es aber praktisch so ausführt und verlangt, daß ein Bruder den Bruder, ein Vater den Sohn, oder ein Sohn den Vater oder die Mutter töten soll oder zu töten beabsichtigt, und daß ein Dichter, der wahrhaft tragisch wirken will, sich solche Stoffe aussuchen soll, so sehen wir uns einer fremden Welt gegenüber. Mit dem Totschlag und der Rache, durch Staat, Gesetz und Religion reguliert, sieht es bei uns sehr anders aus; von der alten Blutrache wissen wir kaum etwas, in den Totenglauben kann sich unser Gefühl nicht mehr hineinversetzen. Das ist hier ein Moment, das sehr wichtig ist und Licht auf die Auffassung der tragischen Schuld bei den Griechen wirft.

Daß Orest seine Mutter tötet, ist grauenhaft, und wird, trotzdem sie schuldig ist, von den Göttern und Orest selbst als schwere Schuld empfunden. Daß die poetische Behandlung einer derartigen Schuld trotzdem von den Zuschauern mit Sympathie aufgefaßt werden kann, liegt in ihrem Totenglauben begründet. Die Seele des Toten hat keine Ruhe, ehe sie gerächt ist. Der Totenglaube bildete das veredelnde Motiv der tragischen Schuld,

er bildete auch die Kontinuität der Verschuldung, und durch ihn wurde diese nicht bloß als gemeines Verbrechen empfunden.

Bei uns ruht die Seele des Toten, sie spielt keine aktive Rolle, fordert uns nicht zu Taten der Rache heraus. Das Ringen unsrer Seele ist nicht mehr so gigantisch, unser Empfinden nicht mehr so elementar wie damals in alter griechischer Zeit. In den griechischen tragischen Helden lag gleichsam die tragische Schuld, das Schicksal, fertig da; wir werden später an einem christlichen Drama sehen, wie auch eine tragische Schuld fertig dalag, der Held sie aber nicht beging.

Das Tragische bei Aristoteles ist das aus dem Glück ins Unglück kommen, sei es auch durch einen verschuldeten Fehltritt die Rache und die Strafe der Götter herausgefordert zu haben. Die Anwendung, die der Zuschauer der alten Tragödie auf sich machen konnte, war nach ihm — eine praktischer Natur. Während das Mitleiden für den leidenden Helden heiß an sein Herz griff, warnte das in ihm aufsteigende Furchtgefühl ihn, sein Leben so zu leben, daß auch ihn Strafe und Schuld träfen. Das von den Göttern verhängte und beschlossene Leiden war unabänderlich, das Beugen und Fügen des Menschen unter die Gewalten über ihm und die Sühne des Schuldigen bildeten den Schluß der alten Tragödie.

Die Menschheit und das Drama hatten von der damaligen Zeit an einen langen Entwicklungsgang zu machen, ehe ein Dichter die Worte sagen konnte: „Das erste Gesetz der tragischen Kunst ist wohl Darstellung des Leidens, der leidenden Natur, das zweite aber — Darstellung des moralischen Widerstandes gegen dasselbe.“ (Schiller.) Die Welt und die Menschheit mußte ein andres Gesicht bekommen haben, wenn Schiller sagen konnte: „Die blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal ist immer demütigend für freie, sich selbst bestimmende Wesen.“ „Der Dichter muß dem Helden selbsttätige Kraft geben, denn eben im Kampfe derselben mit den Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuß, den uns die tragischen Nührungen gewähren.“

Um von der unkomplizierten Auffassung des Aristoteles von der Tragödie bis zur Schillerschen zu gelangen, mußten die Riesenwellen zweier Jahrtausende dahinfluten. Wenn auch in der Seele des Griechen die Sehnsucht nach Erlösung schlummerte, wenn ihm

auch in Delphi Apollo, der hier rein und sittlich wirkte, mit dem tiefen Spruche: „Erkenne dich selbst“ entgegentrat, wenn auch die Ahnung einer höheren, göttlichen Gerechtigkeit und der Glaube an die Gerechtigkeit der Götter in einzelnen Frommen lebte, wir empfinden uns doch in dieser Welt wie in Dampfpflicht und Furcht befangen, als vor dem Erlösungswerk stehend. Denn wenn auch das einzelne Individuum strahlend hervorleuchten konnte, der Mensch als solcher war noch unfrei, die Gottheit als solche noch nicht bis zur Göttlichkeit gediehen. Das Erlösungswerk der Menschheit, das jeder Menschenseele ihren eigenen Wert und ihre eigene Bedeutung gab, setzte sich in der Welt durch und schuf eine neue Kunst.

Wenn wir die Werke Shakespeares mit denen Aischylos vergleichen, so ist es am ehesten dies Moment des Individualisierens, des Charaktererschaffens, des selbstherrlichen Willens in Shakespeare, das uns die christliche Menschenauffassung versinnbildlicht. Die Menschen haben einen individuellen Willen in sich ausgebildet, der sie zu Glück oder Unglück führt. Die tragische Schuld, in die sie sich jetzt verstricken, hat nun eine ganz andre Bedeutung. Sie wird zu einer freien Tat ihres Willens werden. Derjenige, der Nicodemus sagen konnte, daß der Mensch von neuem geboren werden müßte, der in das Reich Gottes kommen wollte, der mußte diesen Glauben an den eigenen Willen in die Menschenseele pflanzen. Er lehrte sie, daß sie nur mit Hülfe des eigenen Willens die Wiedergeburt erreichten, der machte das Erlösungswerk von einem Willensakt abhängig. — An diesen freien, sich selbst bestimmenden Willen des Menschen hat wohl kaum ein Dichter oder Philosoph so geglaubt, wie Schiller. „Der Mensch“, sagt er, „ist in der Hand der Natur, aber des Menschen Wille ist in der seinigen.“ Die Erkrankung des Willens ist ihm die größte Zerstörung, die dem Menschen widerfahren kann.

Er spricht davon, daß der Mensch alles tun müßte, um zur möglichsten Freiheit zu kommen, und daß er dieses nur könne mit Hülfe einer moralischen und physischen Kultur. Denn ebenso wie ein Mensch seinen Körper stählen könne, um den feindlichen Angriffen zu widerstehen, so könne er es auch mit seinem Willen tun. Denn durch die Entwicklung des Willens mache der Mensch sich zum Sklaven oder Herrscher seines Lebens. Zuweilen allerdings

erleidet der Wille des Menschen Gewalt. So bleibt er vor dem Tode stehn und fragt: Wie verhalte ich mich zum „größten Gesetze der Natur“? „Hier“, ruft Schiller, „müssen wir die moralische Kultur einsetzen“, d. h. indem der Mensch die Notwendigkeit des Todes anerkennt und sich ihr fügen muß, empfindet er sie doch nicht als etwas ihn seiner Freiheit beraubendes, denn er glaubt an etwas in sich, das stärker ist als die Gewalt, die er erleidet. Er glaubt, daß der treibende Wille des Menschen, daß die Seele ein weiteres Leben führe, daß im Menschen etwas ist, das über das Leben hinweggeht, daß in ihm ein göttliches Feuer ist, das ihn zum Herrn des Lebens machen kann.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß das Tragische von Schiller anders aufgefaßt werden mußte, als von Aristoteles, daß folglich auch der innere Bau seiner Tragödie sich nach andern Gesetzen richten würde. Schiller stellt sich eine ideale Tragödie nicht so vor, daß der Held durch eine Schuld ins Unglück gerät, ja, er sagt, daß die unverzeihliche Schuld oder Schwäche des Helden, die ihn in sein Verderben stürzt, den Anteil an der Tragödie schwäche. Und daß ein tragischer Dichter, der sich auf seinen Vorteil verstünde, das Unglück durch den Zwang der Umstände herbeiführen müßte. Er unterscheidet verschiedenartige tragische Mührungen und sagt: „Unser Mitleid steigt in hohem Grade, wenn sowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verursacht, beide Gegenstände unsres Mitleidens werden. Das kann nur geschehen, wenn der letztere weder unsern Haß noch unsre Verachtung erregte, sondern wider seine Neigung dahin gebracht wurde, Urheber des Unglücks zu werden. Diese Gattung der Mührenden wird aber nur noch von der übertroffen, wo die Ursache des Unglücks, das der Held heraufbeschwört, nicht der Moralität widersprechend, sondern durch Moralität allein möglich ist, und wo das wechselseitige Leiden hauptsächlich von der Vorstellung herrührt, daß man Leiden erwecke.“

Wir können hier die erste Hälfte des Aristoteleschen Satzes anwenden, den ich zuerst anführte, daß die zerstörenden Leidenschaften in der Tragödie vorzugsweise in solchen Verhältnissen ausbrechen müssen, wo das Wesen die Liebe ist. Es soll aber nicht durch Schuld oder Vergehen des Helden die Tragik herbeigeführt werden, sondern durch den Zwang der Umstände. Der

Held wird in einen Kampf mit den Umständen, feindlichen Mächten, gesetzt, und trotzdem der Dichter ihm die ganze volle Ladung des Leidens gibt, soll sich im Kampfe sein moralischer Widerstand gegen das Leiden beweisen.

Es ist aber Schillers Forderung an die Tragödie, daß sie die Menschen rühre, ihr Mitleiden erzeuge, aber doch im idealen Sinne den Sieg des Menschen über das Erdliche darstelle. Das Erhabene soll zum Schluß das Leiden in eine erhabene Rührung auflösen. Und indem der Held sich schließlich zum Erhabenen durchringt, erlöst er sich selbst in seinem Leiden und bringt auch in uns etwas zur Erlösung. Das ist etwas anderes, als das Ausklingen schwerer griechischer Sühnafforde.

Wir erkennen bald, wenn wir den Schillerschen Ausführungen über das Tragische folgen, daß wir es mit einem spekulativen Geiste zu tun haben. Es sind die Ideen im Großen, das Menschliche im Allgemeinen, die ihn locken. So sind seine Dichtungen denn auch oft Ideendichtungen und eine leitende Idee verkörpert sich in seinen Charakteren.

Es ist interessant, an dieser Stelle anzuführen, was Schiller Goethe über ihre wechselseitige Grundanschauungsweise schreibt, weil es nicht nur für Schiller und Goethe charakteristisch ist, sondern uns zwei große Klassen von Grundanschauungsarten vorführt, die auch in der Kunst vertreten werden: „Es scheint zuerst, als könne es keine größere Opposita geben, als der spekulative Geist, der von der Einheit (der Idee), und der induktive, der von der Mannigfaltigkeit (der Natur) ausgeht. Sucht aber der erste mit treuem Sinne die Erfahrung, der letzte mit freier Denkkraft das Gesetz, so kann es garnicht fehlen, daß beide sich auf halbem Wege entgegentommen.“

Es ist kein Zufall, daß der Dichter, dessen Anlage mehr intuitiv ist, mehr zur individuellen Charakterisierung neigen wird, während der spekulative Geist sich mehr den großen Ideen und Problemen zuwenden wird. Wir werden vielleicht bei den Dichtern, die den intuitiven Geist haben, mehr Beispiele tragischer Schuld finden, als bei denen, die den spekulativen Geist haben; denn die Helden, die eine Idee verkörpern sollen, können schwerer mit einer tragischen Schuld belastet werden.

Wir wollen jetzt an einigen praktischen Beispielen die oben

angeführten Schillerschen Anschauungen prüfen und sehen, was er an Stelle der tragischen Schuld, als Konzentrationspunkt der Tragödie hinstellt.

Wollen wir uns ein kompliziertes Drama, den Don Carlos, vergegenwärtigen und dem Dichter selbst das Wort geben, der sich in äußerst aufklärender Weise über das, was er mit diesem Stücke bezwecken wollte, ausspricht: „Mein eigentlicher Vorwurf war, den Schöpfer des Menschenglückes (Carlos) gleichsam aus dem Stücke hervorgehen zu lassen; da war es an seinem Ort, den Schöpfer des Glends (den König) ihm gegenüber zu setzen. In Carlos' Macht, wenn er einst zur Regierung gekommen wäre, hätte es gelegen, die Menschheit glücklich zu machen. (Denn Carlos stellt das Humanitätsideal, den Fortschritt, der Vater die grausamste Reaktion damaliger Zeiten dar.) Da Don Carlos' Ende tragisch ist, mußte ich ihm sehr menschliche Züge geben, die ihn in Kollision führten. Was ist aber nun die menschlichste aller Leidenschaften? Es ist die Liebe. Die Liebe macht Carlos blind für alles andre und zieht ihn ins Glend. Die Liebe zu seiner einstigen Braut, die jetzt seine Stiefmutter ist. (Wohlverstanden, Schiller gibt natürlich Carlos nicht Schuld, weil er seine Stiefmutter liebt, denn das war ein Zufall, ein Unglück, daß die, die er liebte und die die seine werden sollte, seine Stiefmutter wurde). Wäre Don Carlos seiner Freundschaft und seinen die Menschheit beglückenden Ideen treu geblieben, hätten sie das Hauptmotiv seines Lebens gebildet, hätte er sein Ideal erfüllen können, wäre er nicht in den ihn zum Unglück führenden Konflikt hineingeraten.“

Ich las neulich in einem originellen Buch, wie einer diejenige, die er liebt, die ihn aber zu sehr absorbiert und abzieht von der Erfüllung seiner sonstigen Menschenpflichten, „die fixe Idee seiner Seele“ nennt. Das klingt zuerst fremd und wunderbar, hat aber einen tiefen Sinn. Die Liebe kann auf zweierlei Arten zur fixen Idee der Seele werden. Erstlich, wenn sie sich auf einen Gegenstand wirft, der eigentlich dem eigensten Naturell, der Charakter- und Geisteskomposition des Liebenden ein fremder ist, das heißt, wenn die Liebe im Grunde ein Irrtum der Seele ist. Indem sie aber Seele und Körper mächtig ergreift und als ungelöstes Problem hauptsächlich Qualen schafft, muß sie schließlich zu einer fixen Idee der Seele werden.

Im zweiten Falle — und den haben wir in Don Carlos — entspricht der geliebte Gegenstand dem Liebenden vollkommen, es ist eine vollständige Geistes- und Charakterharmonie da; es ist von der Natur keinerlei quälender Gegensatz geschaffen. Die äußeren Umstände jedoch verbieten die Liebe, und Carlos mußte aus Selbsterhaltungstrieb dagegen ankämpfen. Er kann es nicht. — Wir wollen es ihm nicht verdenken, denn seine Liebe ist an sich etwas Gutes, müßte eigentlich der Menschheit und der Welt einen nützlichen Wert repräsentieren; so aber, wenn auch nicht unerwiedert, so doch unerhört bleibend, wächst sie in seiner Seele wirklich zu einer „fixen Idee“ an, verändert sein Wesen, macht ihn untätig, nervös, läßt ihn seine großen Pläne und Gedanken vergessen.

Erst als das Leben außergewöhnlich an ihn herantritt, als große Dinge geschehen, als sein Freund Marquis Posa für ihn gestorben ist, mit dem Vermächtnis auf den Lippen, doch die einstigen gemeinsamen Träume zu erfüllen, als sie selbst ihn zum Ehrgeiz und großen Taten anfeuert, vollzieht sich der Heilungsprozess in ihm, und er kann ihr sagen:

Ich liebte! Jetzt bin ich erwacht — —  
 Endlich seh ich ein, es gibt ein höher  
 Menschenwerter Gut, als dich besitzen!

Die fixe Idee seiner Seele ist eingeschrumpft, aus dem Kampfe des Herzens wurde ein sanfter Schmerz, der ihn vielleicht immer wie eine wehmütige Musik durch sein Leben begleitet, aber nie mehr laut und schrill alle andern Weisen des Lebens übertönt hätte. Doch die Gesundung kommt zu spät. Schon waren die Schlingen gelegt, die ihn ins Netz der Vernichtung fingen. Don Carlos' Schicksal ist besiegelt, nie mehr soll er seine Ideen und Träume, das „wünschenswertere Gut“, zur Erfüllung führen.

Dieses Stück hat also eine tragische Kollision. — Carlos wird durch die ihn zu sehr abziehende Liebe seinem Ideal untreu, das er als zukünftiger Schöpfer des Menschenglückes in sich trug; sein Vater, dem man von der verbotenen Liebe des Sohnes übertriebene Angaben macht, beschließt die Rache. Außerlich kann er ihn als Rebellen verurteilen lassen, denn Carlos soll auf Wunsch seines Freundes und der Geliebten nach den Niederlanden ziehen, um dem Volke Freiheit und Licht anstatt Dunkel und Inquisition des Alba zu bringen.

Nach einem andern Schillerschen Stücke ruft das Abgehen von der höheren Idee durch die Liebe die tragische Kollision hervor, wenn auch in einem andern Sinne. Johanna — die Jungfrau von Orleans — ist stark, siegreich und glücklich, solange sie sich bloß als blindes Werkzeug Gottes, der höheren Idee, fühlt. Einmal fällt sie aus dieser Rolle, fühlt Mitleid und Erbarmen, fühlt die Liebe, und zwar für einen Feind ihres Volkes. Im Getümmel der Schlacht fällt ihr einer in die Hände, der der e i n e wird für sie. Sie müßte den tödtlichen Stahl auf ihn zuken — sie tut es nicht — ihr Arm erlahmt, sie schenkt ihm das Leben. Und dieses selbe Leben, das sie ihm schenkt, das sah sie mit blitzartiger Geschwindigkeit, wie eine Offenbarung, in dem Moment, als die Liebe plötzlich und heiß ihr Wesen durchzuckte, vor sich. Ihre Seele wird in ungeahnte irdische Schwingungen versetzt. Des Lebens Rätsel, des Lebens Schönheit erfassen sie in diesem e i n e n Moment, der so unglaublich viel in sich schloß, mehr als viele Jahre. Sie hat diesen Moment ganz gelebt, ganz als irdischer Mensch dieser irdischen Erde, und nur zu bald kommt sie zur Erkenntnis, daß sie das nicht gedurft hat.

Sie, deren Seele die Extasen göttlicher Offenbarung kannte, sie vor allem mußte dem Treue halten, der sie zu seinem Werkzeuge machte. Darum ist der Kampf ihrer Seele ein verzweifelter.

Ach, ich sah den Himmel offen,  
Und des Sel'gen Auges sieht,  
Doch auf Erden ist mein Hoffen,  
Und im Himmel ist es nicht!

Johanna aber verfällt ihrer Liebe nicht. Sie ringt mächtig dagegen an. Sich von Gott verstoßen fühlend, hat sie die Kraft, sich vor den andern Menschen als unrein zu bekennen. — Von aller Welt verachtet, flieht sie in die Einöde. Aber hier stellt sich das Gleichgewicht ihrer Seele wieder her, und sie kann, als sie in die Hände der Feinde fällt, und der, der sie liebt, sie bittet, die seine zu werden, antwortlos über ihn hinweggehen, schon über den Dingen des Lebens stehend.

Aber noch einmal soll Johanna aktiv ins Leben greifen, als Gottes Werkzeug. Sie ist im Feindeslager und es kommt zur Schlacht zwischen den ihren und den Feinden. Man bindet sie mit unzerreißbaren Banden, aber sie fühlt in ihrem Herzen, was

auf dem Kampfplatze geschieht. Ihr König wird gefangen! Da zerreißt sie auffschreiend die furchtbaren Bande und verschwindet in der Schlacht. Noch einmal darf sie den ihrigen zum Siege verhelfen, aber sie selbst wird tödlich verwundet. Erschüttert stehen König und Volk um sie, als sie stirbt, erkennend, daß sie doch sündlos und daß doch Gottes Hülfe und nicht die Gewalt des Bösen mit ihr war. Aber Johannes Tod ist kein Untergang, er ist ein glänzender Sieg, er ist ein Triumph, und großen, strahlenden Schwingen gleich tragen ihre letzten Worte sie zum Himmel:

Hinauf, hinauf, die Erde bleibt zurück,  
 Kurz ist der Schmerz, — und ewig ist die Freude!

Dieser Schluß ist erhaben, er ist ein Erlösungswerk; hier löst sich das Leiden in eine erhabene Nüchternheit auf.

Wir haben im alten Testament, der Fundgrube für große Tragödien, einen Stoff, der noch von keinem großen Tragiker verwertet ist und an dessen Schluß die Jungfrau von Orleans erinnert. Ich meine die Tragödie des Simson, die wir zu den Fällen höherer tragischer Schuld rechnen müssen. Johanna empfindet ihr humanes Verhalten gegen einen Feind wohl als Schuld, aber wir können es nicht so empfinden, — bei Simson liegt es anders.

Das psychologische Problem in einer Tragödie des Simson würde folgendes sein: Simson, der rechte Typus des starken und männlichen Mannes, ohne feminine Beimischung, außerdem sich als Verlobter Gottes fühlend, und als einen, der Großes zu vollbringen hat, mit welcher Tradition er auch aufgewachsen ist, gerät in Konflikt durch die Leidenschaft seiner Natur, die wohl um ihrer Stärke willen so mächtig spricht. Schon vorher wird uns von Simson berichtet, daß die Frauen in seinem Leben eine Rolle spielten, aber erst als er die Delila kennen lernte, heißt es: „und er gewann ein Weib lieb.“ Diese Liebe, trotzdem sie mit seiner Seele nichts gemein hatte, hielt ihn vollständig gefangen. Delila liebt ihn — wohl nicht? Zweimal verrät sie ihn an seine Feinde, die Philister, die zu ihr gekommen waren und ihr viel Geld versprochen hatten, wenn sie ihnen das Geheimnis verriete, warum Simson stärker war, als sie alle?

Vielleicht ist der psychologische Vorgang in Delila auch komplizierter, vielleicht lockte und reizte es sie selbst, das zu erfahren,

was ihn so stark machte, und anders, als die andern alle, und sie begann ihn zu lieben und zugleich zu hassen, weil er, der starke Mann, mit ihr spielte und nichts lieb hatte an ihr, als ihre Schönheit. Sie fühlte ein Geheimnis und mußte es erfahren, und mit der Zähigkeit und Kunst des schlauen Naturweibes gelangt es ihr, ihn endlich soweit zu bringen, daß „seine Seele matt ward bis an den Tod.“ Dieser Kampf muß hart gewesen sein, denn er war so ganz Mann, sie so ganz Weib, beide in einer traffen Form.

Erkannte Simson selbst, daß die Gewalt seiner Leidenschaft ihn von seinen Wegen abzog, daß sie etwas in seiner Seele Feindliches war? Verlor er allmählich den Glauben an seine Mission? Genug, er verriet ihr, daß er „schwach würde wie alle andern Menschen“: wenn seine langen Locken fallen würden. So verriet er sein Geheimnis, das er mit Gott hatte, und Delila erkannte schauernd und frohlockend, „daß er ihr sein Herz offerbart hatte.“ Als Simson erwachend zum dritten Mal den Ruf: „die Philister über dir“ vernahm und noch instinktiv versuchte aufzuspringen, sah er, „daß Gott von ihm gewichen war.“

Ja, Simson hat das Geheimnis, das er mit Gott hatte, hat Gott verraten, und die Strafe trifft ihn furchtbar. Die Philister nehmen ihn gefangen und berauben ihn des Lichtes seiner Augen. Aber in seiner furchtbaren Sühne findet er, wie Johanna, den Weg zu Gott zurück — seine Locken wachsen wieder. Und als er einmal, an eine Säule gebunden, den Feinden vorsingen soll, erwacht die Kraft seiner Seele und sein ganzer Glaube, ein Berufener zu sein, wieder in ihm. Er betet: „Meine Seele sterbe mit den Philistern“ und neigete sich kräftiglich. Und unter den Trümmern des Hauses begrub er sich und seine Feinde.

Wir haben gesehen, daß Schiller keine tragische Schuld verlangt und sich auch in den beiden vorgelegten Werken treu bleibt. Trotzdem er sie für stark wirkende Tragödien, für nicht glücklich hält, hat er sie doch in einigen seiner Dramen, wie z. B. in „Wallenstein“, in den „Räubern“ versinnbildlicht. Bei ihm ist es, wie wir gesehen haben, die tragische Kollision, in die der Held hineingerät, die den Konzentrationspunkt des Dramas bildet.

Eine tragische Kollision ist natürlich in jeder Tragödie vorhanden, auch da, wo eine tragische Schuld dargestellt wird. „Die

tragische Kollision der Kräfte, des Willens des Menschen, mit den Mächten, die seine schließliche Zerstörung bedingen, kann auf sittlichem Gebiete liegen, und dann kann der Held moralisch schuldbar werden, oder aber sie besteht darin, daß ein an sich gutes Naturell, ein guter Wille, sich zu den äußeren, zwangvollen Mächten im Widerspruch befindet und dadurch das Verhängnis heraufbeschworen wird.“ (Vulthaupt.)

In dem ersteren Falle berührt uns das tragische Geschick des Helden weniger tragisch, denn wir fühlen, daß sein Untergang durch einen starken Willen bedingt ist und empfinden ihn als etwas starkes und die Strafe trotz allem Mitleiden als Gerichtigkeit. Im zweiten Falle, wo der Wille gut war und doch auch an den Grenzen des Erdblichen zugrunde ging, haben wir das Gefühl, einer tieferen Tragik gegenüberzustehn. Nur wird der Dichter, der diese Art Tragik darstellen will, eine große Kunst aufweisen müssen, damit wir zu unsrer verlangten Gefühlseinheit kommen. Daher ist der Schillersche Erlösungsgedanke, den er am Schluß der Tragödie versinnbildlicht haben will, ein äußerst glücklicher. Es ist dies die „tragische Versöhnung“, die oft schwächlich aufgefaßt worden ist, die aber bei einem großen Dichter wunderbar wirken kann. Als Gesetz aufstellen kann man sie jedoch nicht, weil sie nur echt wirken kann, wenn sie wirklich der Eigenart des Dichters entspringt.

Tragische Schuld, tragische Unschuld, poetische Gerechtigkeit, tragische Versöhnung — wie steht es mit allem diesem, können wir schon konstruierte Systeme anwenden, wenn wir uns an den größten Dramatiker, an Shakespeare, heranwagen? Es weht uns etwas wie Sturmluft entgegen aus dieser Welt, rauschend und lebend, wie die Sturmluft des Lebens selbst.

Und wie das Leben selbst, ist das, was er uns bietet, mannigfaltig, wechselnd, farbenprächtigt, scheinbar oft unwahrscheinlich, unlogisch, und doch, bei näherer Betrachtung, nach dem Gesetz der Psychologie, des Menschlichen, fest und untrennbar ineinander gefügt. Als ein großer Symbolist des Lebens, führt er uns in seinen Tragödien das Leben in riesenhaften Schattenbildern vor, ziehen große symbolische Gestalten an uns vorüber. Herrschucht und Übermenschentum in der grandiosen Skrupellosigkeit des buckligen, finsterblickenden Richard, Raserei und Leidenschaft der Eifer-

sucht im großen, dunkeln Othello; ein jauchzendes und schluchzendes Nocturno der Liebe in Romeo und Julia; quälender Ehrgeiz und Lust nach Macht, die in der Seele des Macbeth sich zu dunkler Schuld verdichten, während die Hexen der Heidennacht locken und warnen, bis schließlich doch das rote Blut von seinen Händen nie abgewaschen werden kann — unvergessliche, ewige Bilder des Gestalt gewonnenen Menschentums, frei gewordener, aus den Grenzen quellender Wille des Menschen, der schließlich doch am Endlichen scheitert.

Dunkle, schwere Schuld, bist du es, die diesen Menschenleben den Schwerpunkt gibt, und ihre Richtung? Ruft eine zur Tat gewordene tragische Schuld das tragische Verhängnis, das Zerfallschellen hervor?

Aus dem großen Gebiet des Dämmerlichts ungelöster Fragen taucht langsam ein Gesicht vor uns auf mit einem Blick, der uns trifft. So voll Weh ist er, und so voll leisem, feinem Spott, so voll Wissen, und so voll banger Frage, ein Stück Menschtum schlechthin, dem Shakespeares Fleisch und Gestalt, individuellen Stempel und einen eigenen Namen gegeben hat — Hamlet.

Armer Hamlet, der du aus vollem Herzen seufzen konntest:

„Die Zeit ist aus den Fugen, Schmach und Gram,  
Daß ich zur Welt, sie einzurichten kam“,

triffst dich eine schwere Schuld, daß du so elend leiden und zugrunde gehen mußt?

„Die Zeit ist aus den Fugen“, schreckliche Dinge sind geschehen. Sein Vater ist ermordet, und seine Mutter hat dem Mörder die Hand gereicht. Der Geist des gemordeten Vaters steigt aus dem Grabe und schreit nach Rache. Hätte Hamlet im Altertum gelebt, sein Leben wäre eine Tragödie der Rache geworden, aus der er sich wiederum durch eigene Schuld zum Gegenstande weiterer Rache hätte machen können. Drest brauchte kein Geist zu erscheinen, er hatte den Totenglauben in sich. Auf die Tat folgt die Tat, und der Muttermörder gibt seine Seele den Furien preis. Der Totenglaube ist für Hamlet etwas Fremdes. Seine Seele ist den Furien preisgegeben, vordem er irgend eine Tat der Rache getan. Aber die Stimmen der Rachegötter kämpfen und ringen in ihm mit andern Stimmen, so daß er verzweifelt ausrufen kann: „So macht Gewissen Feige aus uns allen!“

Hamlet ist nicht aus Temperamentlosigkeit kein Rächer. Er liebte seinen Vater, liebt noch seine Mutter, liebt Ophelia, trotzdem er, schrecklich grausam für sich selbst, sich seine Liebe zerstört hat, er kann heiß leiden, aber er ist über seine Zeit hinausgewachsen. Rohheit, Unkompliziertheit gibt es nicht für ihn, kein Morden und Rächen bloß aus dem heißen Gefühl heraus, — das verbietet ihm seine Anlage:

Laßt uns einsehn,  
daß Unbesonnenheit uns manchmal dient,  
wenn tiefe Pläne scheitern — —

Die Freiheit seines Geistes, die ihn so stark macht, daß er selbst im tiefsten Schmerz über sich spotten kann, sie nützt ihm nichts in seinem Konflikt, sie läßt ihn nur noch tiefer leiden. In die tragische Schuld, die für Hamlet bereit steht, wie eine Mausefalle, gerät er nicht hinein. Und als er, schon ein Sterbender, schließlich doch noch den König ersücht, ist es nicht in dem Sinne mehr die Schuld eines moralisch zurechnungsfähigen Menschen. Hamlet stirbt mit der Empfindung, nicht nur das spezielle Problem, das ihm das Leben stellte, sondern das Lebensproblem überhaupt nicht gelöst zu haben. Sterbend ruft er:

Horatio, ich bin hin,  
Du lebst. Erkläre mich und meine Sache  
Den Unbefriedigten. — —  
Der Rest ist Schweigen. — —

Großer Gott! Es ist ein Unwetter, wo man selbst den „Hund seiner Feindin“ nicht hinausstoßen wollte, sondern ihm ein warmes Plätzchen am Herde gönnen würde, und doch irrt der alte, weisshaarige König Lear in schwarzer Nacht unter wilden Wolkenbrüchen, von Stürmen gepeitscht, daher auf weiter, öder Heide. Alter Mann, was hast du tun können, um so gestraft zu werden, um so zu leiden?

Blast, Wind, und sprengt die Backen! Wütet! Blast!  
. . . du Donner, schmetternd  
schlag flach das mächt'ge Hund der Welt!

Der Sturm, der in seiner Brust tobt, ist gewaltiger als die Stürme um ihn, sein Schmerz paßt zu den entfesselten Elementen, zu Orkan, Wolkenbruch und finstrier Nacht:

Setzt, große Götter,  
die ihr so wild ob uns'ren Häuptern wütet,  
sucht eure Feinde auf.

Ich bin ein Mann, an dem  
man mehr gesündigt, als er sündigte. — —

Als er sündigte? Was war seine Sünde? Blindheit, Eigendünkel? Er hatte wohl von beiden etwas, er, der sein Lebenlang von Schmeichlern umgeben war, hatte einen Eigenwillen, einen rücksichtslosen, absoluten Willen in sich entwickelt. Aber entsprang aus allem dem eine schuldige That, die ihn zugrunde richtete? In seiner blinden Voreingenommenheit, überdrüssig des Regierens, aber nicht des Königspiels, entäußert er sich alles dessen, was ihm Macht gab. Sein Gefühl des eigenen Wertes ist groß. Es ist ihm selbstverständlich, daß alle Welt sich nach seinem Willen richtet, er ist doch Lear, der König! Er selbst zieht sich den Boden unter den Füßen fort, und sogleich setzt das Unglück ein. Das einzige Kind, das ihn liebt, die es aber nicht zu sagen versteht, und es nicht sagen will, weil sie stolz und eigenwillig ist wie er, verstößt er — und die Enttäuschungen des Lebens beginnen für ihn, spät, aber grausam. Er muß erfahren, daß die Macht, die er über die Menschen hatte, mit Königskrone und Purpurmantel dahin ist. Er muß die Erfahrung des häßlichsten Undanks an seinen Töchtern machen, an Stelle der Hochachtung — Verachtung, an Stelle der Liebe — Kälte. Was erwartet ihn noch im Leben? Es zeigt sich ihm in schrecklichster Rohheit und Nacktheit, und er entläuft diesem furchtbaren Schicksal und Leben, fort, hinaus läuft er in Sturm und Regen, lieber in das Unwetter der Natur hinein, als bei solchen Töchtern bleiben, die ihn hassen und beleidigen, die ihn zum Rasen bringen!

Nun beginnt im nächtlichen Unwetter eine der größten dramatischen Szenen, die wir besitzen, wo in stockfinsterner Nacht einer, der sich toll stellt, einer, der toll wird, und ein Narr mit tollen Späßen ein schauervolles Terzett aufführen, das uns in den Ohren gellt und die Seele zerreißt mit seinen herrlichen, an Dissonanzen streifenden Harmonien. Lear, als er den armen Thoms, Edgar, kaum bekleidet, dem Unwetter preisgegeben sieht, erschauert:

Ihr armen Nackten, wo ihr immer seid,  
wie soll euer schirmlos Haupt, hungernder Leib,  
der Lumpen off'ne Blöß' euch Kraft verleihen  
vor Stürmen, so wie der? Oh, daran  
dacht' ich zu wenig sonst! — Nimm Arzenci, oh Pomp!  
Gib preis dich! Fühl' einmal, was Armut fühlt!

Was für ein Unterschied nicht einst zwischen dem stolzen König Lear und einem halbnackten, frierenden Bettler, und jetzt? Wer könnte das Leben begreifen, der das an sich erführe?

Es ist der Sturz eines Titanen, furchtbar in seiner Gewalt. Es gibt wohl für jeden Menschen einmal eine harte, grausame Wirklichkeit, an der er sich den Kopf zerschellen würde, wenn er so recht hart darauf los prallte; aber man denke sich den Willen, den Absolutismus eines Lear, das Fortstürmende in ihm, und man fühlt und begreift das furchtbare Anprallen, das ihn vernichtet. Und dazu die Enttäuschungen des Herzens. Mitleid mit sich und Thoms, Wut, Wahnsinn, Schmerz — sie rasen in des armen, gestürzten Königs Seele, bis der Wahnsinn schließlich den Sieg behält und alles überflutet. Kann es einen tragischeren Moment geben, als den, wo ein absolutistischer, das wahre Leben verkennender Mensch erwacht und erkennt, durch ein entsetzliches Leiden soweit gebracht wird, zu erkennen, und wo die Sehne seines Geistes, zu straff gespannt, jäh abspringt und in Zerstörung zerfällt?

Dieser Augenblick des Zusammentreffens zwischen Erkennen und Wahnsinn ist von erschütternder Wahrheit und Schönheit. „Ha“, ruft er, auf Thoms deutend, „ist der Mensch nichts mehr als das? — Drei von uns sind überkünstelt, du bist das Ding selbst. Der nackte Mensch ist nichts mehr als solch ein armes, nacktes, zweizinkiges Ding wie du! — — Fort, fort ihr Zutaten, knöpft mich auf!“ Und als der Narr ihn fragt: „Bitt' dich, Gevatter, sag' mir, ist ein toller Mann ein Edelmann oder ein Bürgermann?“ da ruft der alte Lear: „Ein König, ein König!“

Wir haben hier eine große, sich stetig fortentwickelnde Tragik, aber wenn wir den alten Mann nach der Schuld fragen würden, die ihm das alles zuzog, würde er uns nicht verstehen, würde er nur sein armes weißes Haupt schütteln und sagen:

Ich bin ein Mann,

an dem man mehr gesündigt, als er sündigte. —

Hamlet und Lear, wir sehen euch an und unser Herz ist voll Mitleiden mit euch, aber wir suchen umsonst die eine moralische Verschuldung, die euch ins Unglück stürzte. Wie, keine Schuld, und soviel Strafe und Sühne? Können wir soviel brutales Unglück ertragen? Wo bleibt unsre Forderung von der Einheit des

Gefühls? Ja, sagen wir, wäre das Unglück Hamlets, Lears ein reiner Zufall, wir könnten es nicht ertragen. Aber es wird eben nicht durch einen Zufall heraufbeschworen. Den Zufall in der Kunst können wir nicht ertragen, und eine Darstellung des Leidens, als bloßes Leidens, ebenso wenig, denn unsre Stimmung muß dadurch gequält und unbefriedigt bleiben.

Ein Unglück, durch nichts motiviert, plötzlich aus heiterem Himmel, als dunkles „Fatum“ ausbrechend, muß in der Kunst unsre Gefühlseinheit verletzen. Ich habe nie die Braut von Messina ertragen können, trotz Anerkennung für die schönen Details hat mich auch bei der musterhaftesten Darstellung ein Gefühl des Unbehagens bei diesem Stücke erfaßt. Das Gefühl bäumt sich dagegen auf, daß durch einen unglücklichen Zufall vier gute Menschen a tempo entsetzlich elend werden. Ich will hier auch sagen, daß ich mich persönlich mit der Schillerschen Auffassung, daß die Tragödie am stärksten wirke, wo die Ursache des Unglücks, das den Helden trifft, aus seiner Moralität hergeleitet wird, nicht befreunden kann. Denn wenn wir auch nicht den Aristotelischen entgegengesetzten Standpunkt zu vertreten brauchen, daß der Held durchaus durch eine Schuld ins Unglück geraten solle, so müssen wir doch zugeben, daß Schillers Auffassung in diesem Falle sich zu sehr vom wirklichen Leben isoliert. Der Shakespearesche Standpunkt oder vielmehr die Shakespearesche Behandlungsweise entspricht dem Leben am besten.

Wir könnten hier die allgemeine menschliche Verschuldung, daß Irrtum und Maßlosigkeit sich immer in Schuld und Unglück verkehren, die wir zuerst flüchtig berührten, als selbstverständlichen Hintergrund der Shakespeareschen Tragödien aufstellen, vor dem sich sowohl die tragische moralische Schuld als ein Plus, wie die tragische Charaktertragödie sich abspielen. Von diesem Hintergrunde löst er seine Figuren ab, und als ein Kenner des menschlichen Herzens und Lebens, wie kein zweiter, versteht er es meisterhaft, gerade diesen Menschen in dieses und jenen Menschen in jenes Unglück kommen zu lassen, und das, weil es so kommen muß. Da wird keine Kollision konstruiert, wie das bisweilen bei Schiller geschieht, da herrscht bisweilen Willkür und Laune, aber die Kollision, in die der Charakter gerät, die Konflikte, die er heraufbeschwört, sind kein Spiel des Zufalls.

Es ist ein großer Unterschied, ob wir sagen: auf diese armen, edlen, nichts böses ahnenden Menschen traf aus heiterem Himmel ein schwerer Schicksalsschlag und vernichtete ihr Leben; ihr Leiden stellt die reine Tragik dar, es hatte mit der sonstigen Logik ihres Lebens nichts zu tun, es war eine bloße Zufälligkeit, — oder ob wir sagen: ja, eine einzelne tragische Schuld hat wohl nicht diese Menschen in Unglück und Tragik gestürzt, sondern sie wurden Helden einer Tragödie, weil sie etwas in sich hatten, das sie zu Helden einer Tragödie machen konnte. Nicht, weil sie also die und die Schuld hatten, trifft sie das Unglück, sondern weil sie so und so waren, mußten sie ihrer naturgemäßen Anlage nach beim ersten Konflikt, der ihnen ernstlich entgegentrat, in eine Kollision geraten, die tragisch für sie enden mußte.

Wenn der alte Lear in seinem Jähzorn und maßlos entwickelten Herrschergefühl seine liebste Tochter verstößt, weil sie kein Wort der Schmeichelei für ihn hat, wenn wir sehen, wie er, blind für die Wirklichkeit des Lebens, voll Absolutismus und nur im Geltenslassen seiner eigenen Persönlichkeit, große Lebensfehler begeht, so zittern wir gleich im Anfang für ihn, und empfinden, daß die Anlage dieses Menschen für ihn tragisch werden muß, daß er beim Konflikt mit den Mächten des Lebens, die er nicht anerkennt, folglich nicht flichtet, zerschellen und untergehen muß. Wir zittern, daß er die Erfahrung von der Wirklichkeit der Welt machen könnte, die bisher für ihn aus dressierten Puppen und bemalten Kulissen bestanden hatte. Wie hat er nur aber so die Wirklichkeit verkennen, wie hat er seine Tochter verstoßen können? Die Frage ist nutzlos — Lear ist eine Natur, so wie er ist, so ist er.

Wenn wir einen Menschen wie Hamlet in die schlechte Welt versetzt sehen (denn seine Welt um ihn zeigt sich ihm als eine schlechte) und erfahren, daß er „zur Welt, sie einzurichten kam“, so fühlen wir den tragischen Konflikt voraus, so erkennen wir die Logik und Konsequenz der sich fortentwickelnden Tragik. Nur ein sehr tiefer Kenner des Menschenherzens kann diese stete Konsequenz haben. Shakespeare kennt die in uns ruhenden Gefahrsmöglichkeiten; bald läßt er die Gefahr im Menschen riesengroß zur Raserei des Othello anschwellen, bald konzentriert er sie zur dunklen Schuld des Macbeth.

Die tragische Gefahr im Menschen kann eine aktive sein, die ihn zu aktivem Handeln hinreißt, oder eine passive, eine Anlage, die leicht zu einer tragischen werden kann. Wenn wir der Gefahr in uns nachgeben, kann leicht aus einem anfänglich kleinen Quell ein rauschender Strom werden, der blühende Ufer vernichtet. Und weil wir wissen, ob bewußt oder unbewußt, daß in uns allen irgend eine Art Gefahrmöglichkeit liegt, staunen wir die Shakespeareschen Bilder wie große Warnungsbilder an: seht, so kann uns ein Ähnliches werden, wenn wir der Gefahr in uns nachgeben! Empfinden wir die Shakespearesche Tragik als die Tragik der Tragik in ihrer Menschlichkeit, die sich im Großen und Kleinen täglich und ewig in der Welt abspielt; deshalb verläßt uns bei der Shakespeareschen Tragik nie die Einheit des Gefühls, weil wir den Kurs, den seine Menschen ihrer Anlage gemäß nehmen, als ihrer Anlage entsprechend empfinden. Und wir werden von einer Empfindung von Furcht und Mitleid sondergleichen gepackt.

Wir haben gesehen, daß Shakespeare Dramen mit und ohne tragische Schuld gedichtet hat. Die tragische Schuld, als ein Gesetz der Tragödie, hat ihm wohl nie vorgeschwebt, aber er hat sie als eine Form unter den Lebenserscheinungen erkannt und sie daher auch in seine Kunstwelt aufgenommen<sup>1</sup>.

Daß aber die tragische Schuld lange Zeit eine große Rolle gespielt hat in der Beurteilung der Tragödie, daß sie von vielen Dramaturgen als ein Gesetz hingestellt wurde, ist der Entwicklung der Tragödie wohl eher förderlich als schädlich gewesen. Denn in der Kunst, wo die Form von größter Wichtigkeit ist, sowohl die innere wie die äußere, konnte diese Forderung, die auf die Einheitlichkeit der inneren Form hinarbeitete, nur gute Wirkungen für sie haben. Auch wird es immer und zu allen Zeiten Tragödien geben mit und ohne tragische Schuld, denn der Dichter schöpft seine Stoffe aus dem Leben, und dieses ist reich an Tragik jeglicher Art. Wenn wir diesen Akkord anschlagen, so zittert er noch lange nach, hören wir ein Echo im ganzen Weltenraum von

<sup>1</sup>) Shakespeare hat im Othello ein sehr interessantes Beispiel tragischer Schuld gegeben. Sie ist die Konsequenz der maßlos entwickelten Gefahrmöglichkeit des Othello. Technisch ist die Behandlung nicht minder interessant; indem das Stück in schnellem Tempo weitergeht, schließt es mit der Schuld. Meistens pflegt die tragische Schuld mit dem Höhepunkt zusammenzufallen, es folgt dann noch die Umkehr, dann die Katastrophe. Im Othello fällt alles zusammen.

allen Zeiten her, seit die Welt gestanden hat. Da haben wir die Tragik der Völker im Großen, in ihrem Verschulden und Untergehen, oder in ihrer Unschuld und Untergehen. Da haben wir die tragische Unfähigkeit à la Hamlet, eines Volkes, das als etwas feineres und edleres sich nicht gegen rohe Gewalten zur Wehr zu setzen vermag. Auch hier Schuld und Unglück, und Unschuld und Unglück.

Wir haben die Tragik der Ideen, die strahlend erstanden und mit ihren Opfern verschwanden, die für sie fielen. Schmerzensschreie gefolterter Christen hallen uns aus dem Kolosseum entgegen, aber aus dem roten Blute der Märtyrer werden himmlische Rosen und aus dem Schmerzensschrei ein Schrei des Jubels: die Wahrheit stirbt doch nicht! Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude! Wir haben die Tragik der untergehenden Idee, die eben noch als Macht und Wahrheit die Welt beherrschte, — auch hier Opfer, Menschenopfer. Sei es aus Ehrgeiz oder Überzeugung, aber sie hatten ihr angehangen, sie sind zu tragischen Trägern ihrer Idee geworden.

Wir haben die tragische Schuld des einzelnen, schwer und lastend, andre und sich ins Unglück reizend. Wir haben die tragische Unschuld des einzelnen, der durch die Schuld anderer zum tragischen Opfer wird, sei es nun durch das Verschulden eines seiner Mitmenschen, sei es durch die alte Schuld seiner Vorfahren.

Wir haben die Tragik unsrer Anlage, den eisernen Ring unsres Wesens, in dem wir leben müssen, die Unentrinnbarkeit unsrer Natur, unsre gefährlichen Anlagen, alle die Gefahren in uns.

Wir haben die unverschuldete, ganz zufällige Tragik, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel uns trifft.

Wir haben die kleine, alltägliche Tragik, die Tragik des Alltags, an der so mancher Mensch leise und langsam, aber sicher verblutet.

Wir sehen den Hintergrund alles Menschlichen in dunkeln, geheimnisvollen Tinten gemalt, und sehen den Menschen sich darauf abheben — auftauchen aus dem Nichts, eine kurze Rolle spielen und wieder versinken in Nichts — und wir fragen uns, ob er nicht eigentlich ein zur Tragik bestimmtes Wesen sei?

Halbwissen — Halbahnen — und bunter Schein — das ist Menschenlos. Wir sehen den Himmel blau, und glauben, das Weltall wäre voll blauen Lebens, wir sehen einen bunten Glanz und glauben an Freude und Seligkeit — aber da tönen auch schon die tiefen, ernstesten Glocken des Schmerzes und rufen uns heraus aus unsren Träumen, und zeigen uns, daß unser Leben ein Ringen und Kämpfen, nie ein Stillstand, immer ein Suchen und Sehnen ist, zur Erlösung zu gelangen.

In der Kunst können wir sagen: die und die Arten von Tragik sind am besten zu behandeln und sagen mir am meisten zu, wir können uns auflehnen gegen die reine Tragik, die uns hinterrücks überfällt, im Leben fragt niemand nach unsrer Einheit des Gefühls. Wenn wir in der Kunst mit Recht vom Künstler verlangen, daß er uns bei aller Tragik doch die Einheit des Gefühls nicht verlege, so müssen wir im Leben selbst der Künstler sein, der uns diese Einheit schafft. Unsre Stellung zum Leben, unsre Möglichkeit zu leben wird dadurch bedingt sein, ob wir uns diese Einheit des Gefühls schaffen können oder nicht.

Hier setzt der Schillersche Erlösungsgedanke, den wir zuerst besprachen, mit aller Kraft ein. Der Mensch muß den Leiden moralischen Widerstand entgegensetzen. Wir alle müssen trachten, soweit zu kommen in unsrer geistigen Kultur, daß wir das in uns tragen, was uns erlösen kann. So haben wir denn auch alle eine Grundrichtung, Anschauung, aus der heraus wir dieser Einheit zustreben. Sei es, daß wir die Welt als Offenbarung des höchsten Geistes auffassen und uns nicht unterfangen wollen, die tausend Rätsel zu lösen, denn in der Idee einer alles verstehenden, weitblickenden Gottheit geht jedes Exempel restlos auf; sei es, daß wir die höchsten Probleme in unsrer Seele schlummern lassen und, indem wir uns des Warum's entschlagen, unsre Kräfte möglichst stark zu einem „wozu — dazu!“ entfalten, so daß wir uns als nützlich, tätiges Glied zu einer kraftvollen Auffassung des Lebens, einem „amor fati“ aufschwingen; sei es, daß die Welt an sich für uns eine Offenbarung ist, die wir langsam, Stück für Stück, bemüht sind zu erkennen, indem wir einen mühseligen, aber stolzen Weg zur langsamen Erkenntnis einer Wahrheit gehen, die unsrem Leben Licht und Richtung geben soll — immer und unter allen Umständen verlangt das Leben Kraft und Anspannung von uns,

wie es für den Dichter Anspannung höherer Intelligenz bedarf, um zur Gefühlseinheit zu gelangen, aus der allein heraus es uns wohl wird.

Der Kampf um eine Weltanschauung, zu der sich beim ernstesten und denkenden Menschen das Problem des Lebens zuspitzt, muß uns dazu führen, aufmerksam und prüfend die Erscheinungen des Lebens an uns vorbeiziehen zu lassen und, um wieder auf unsre Tragik herauszukommen, auch zu dieser, als zu einer der häufigsten Erscheinungen des Lebens, eine Stellung zu nehmen. — Unsre Stellung zu ihr wird keine aufrührerische sein dürfen, auch zur reinen Tragik nicht. Sie, weil sie eine Urform des Lebens ist, birgt auch eine tiefe, geheimnisvolle Schönheit in sich — das werden vielleicht wenige von Ihnen nachfühlen — und doch regen sich und erwachen tief verborgene Schönheitsquellen in uns im Angesichte großer Lebenstragik.

Es ist etwas Heiliges um einen echten und großen Schmerz, und wenn wir ihm begegnen oder empfinden, ist über allem Leid in unsrer Seele etwas wie leises Waldbesrauschen in sternklarer Nacht, und geheimnisvolle Stimmen singen in uns: tief, tief ist des Menschen Leid, die tiefste Quelle, die uns strömt. Dann schwillt unser Einzelleiden heraus über das kleine, begrenzte, einzelne Leben und vereinigt sich mit dem Weltleiden.

Wir stellen uns also im Leben zu der reinen Tragik anders, als in der Kunst, loyaler, größer muß unsre Auffassung sein. Anders verhält es sich mit der tragischen Schuld.

Die tragische Schuld ist eine häufigere Begleiterscheinung des Lebens, als der Kunst. Die Verschuldungsmöglichkeit im Leben ist eine viel größere, weil wir im Leben schon bereit sind, etwas als Schuld zu bezeichnen, das nach dem Standpunkt der Kunst und rein menschlicher Psychologie noch garnicht als Schuld hingestellt werden würde. Der Sinn und das Recht, das dem als zugrunde liegend angeführt werden kann, ist: daß wir den Menschen, den uns die Kunst vorführt, isoliert, als einzeln dastehend beurteilen dürfen, während wir im Leben immer mit der Mehrheit rechnen müssen. Denn wir sind nicht als einzelne Individuen in die Welt gesetzt worden, wir sind Glieder einer Gesellschaft, die sich durch Selbstschutzgesetze stützen müssen.

Daher kommt es, daß wir Fällen, denen gegenüber wir uns im Leben ablehnend verhalten würden, in der Kunst unser lebhaftes Interesse nicht versagen. — Im Leben urteilen wir mehr oder weniger nach dem Erfolge, und wir stellen unsre sympathisierende Theilnahme häufig dort ein, wo gerade der Künstler sie uns ganz entlockt, dort nämlich, wo wir die alte Klage an die Götter hören:

Ihr führt ins Leben uns hinein,  
Ihr laßt den Armen schuldig werden,  
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,  
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Im großen, freien Gebiete der Kunstauffassung ist alles charakteristisch menschliche beachtenswert und interessant. Wir sind es auch ganz gewöhnt, uns in die uns von Künstlern gebildeten Charaktere liebevoll zu vertiefen. Hier stehen wir still, wenn wir eine Schuld sehen, und fragen: Wie wurdest du schuldig, sage es mir? Der Künstler leuchtet uns mit seiner Schönheitsfackel in die Seele des Schuldigen und lehrt uns verstehen. Und wir brauchen uns nicht zu fürchten vor diesem Sichversenken, denn es kann unsre Begriffe nur klären. Ein großer Künstler wird in der Beurteilung von Moral und Ethik selten fehl gehen. Der Maßstab des Dichters an dem Menschen ist ein größerer, sowohl was sein Wachsen zur Höhe als zur Tiefe anlangt, während es eher die Tendenz der lebendigen Menschen ist, sich untereinander zu verkleinern.

Es kann natürlich praktisch von keinem Menschen verlangt werden, daß er das Leben und die Menschen mit den Augen des Dichters ansähe, aber ich glaube doch, es könnte uns allen nur zum Vorteil gereichen, sich zuweilen in die Menschen unsrer Umgebung so zu vertiefen, so in ihrer Seele nach ihrem Eigensten zu suchen, wie wir es gewohnt sind mit den Charakteren, die uns die Künstler bieten, zu tun. Wie die Kunst aus dem Leben lernt und uns das Leben darstellt, so können wir umgekehrt aus der Kunst über das Leben lernen. Es empfindet ja ein jeder, wie durch ein geniales Kunstwerk sowohl unsre Lebensintensität als unser Lebensverständnis gefördert wird. Denn wenn jede Kunst eine Mitteilung des Eigensten des Künstlers ist, so ist die große Kunst Mitteilung eines großen Herzens.

Auch unsre tragischen Helden werden uns, wenn wir ihrem Schicksal verständnisvoll folgen, manches Alte in neuer und manches Neue in alter Form lehren. Sie werden uns lehren, auch den tragischen Helden der Wirklichkeit, wenn das dunkle Kapitel ihres Lebens, das von Schuld und Sühne handelt, beginnt, aufmerksam und teilnehmend zu folgen. Und wenn wir das mit allem Ernste tun, so wird es uns vielleicht bewußt werden, daß wir selbst auch Augenblicke durchlebt haben, wo wir haarscharf an einer tragischen Schuld vorübergingen, daß uns das Glück, ein Zufall davor bewahrt haben, selbst schuldig zu werden.

Ja, wer die Tragik des Lebens, die Verkettung von Schuld, Unglück und Sühne denkend und fühlend erfast, wer die Menschen so ansieht, daß in uns allen eine Gefahrsmöglichkeit liegt, die — ungebändigt — zu einer tragischen werden kann, und daß die Menschen, die eine größere Gefahrsmöglichkeit in sich haben, oft die reicheren und heißeren unter uns sind, wer sich alles dessen verstehend bewußt ist, der wird die schönen Grillparzer'schen Verse, die Rustan, aus dem Traume erwachend, der ihn schuldig werden ließ, erlöst der Sonne entgegenrief, nicht im Gefühl der Überhebung und eigenen Sicherheit, sondern mit einem Nachzittern in der Seele mitsprechen:

Breit' es aus mit deinen Strahlen,  
 Senf' es tief in jede Brust:  
 Eines nur ist Glück hienieden,  
 Eins — des Herzens inn'rer Frieden,  
 Und die schuldbefreite Brust.



## Literarische Rundschau.



### „Das Gefüge der Welt“.\*

Noch bevor Graf Herm. Keyserling, ein Enkel des Grafen Alexander Keyserling, sein Erstlingswerk veröffentlicht hatte, wußten schon diejenigen um seinen Namen, die Houston Stewart Chamberlains letztes Buch in der Hand gehabt hatten. Denn ihm ist Chamberlains „Immanuel Kant“ gewidmet. Nach einer solchen Empfehlung durfte man sich von einem philisopischen Werke des Autors das Beste versprechen, wir halten aber konnten das Erscheinen dieses Buches mit um so größerer Spannung erwarten, als uns der Name Keyserling seit jeher vertraut klingt und wir besser wie andere die Leistungen dieses Geschlechtes vor Augen haben. Seit den Tagen, da Kant als Freund im Keyserlingschen Hause verlebte, haben sich Interesse und Verständnis für Philosophie, besonders für Kantische Philosophie, gleich einem Erbteil von Glied zu Glied in der Familie erhalten. Im übrigen will ich von ihren älteren Generationen schweigen. Doch unter uns allen lebt — vielfach noch aus persönlicher Erinnerung — das Andenken an den Großvater unsres Verfassers, den Grafen Alexander Keyserling; er hatte schon in frühem Alter hervorragendes auf naturwissenschaftlichem Gebiete geleistet und hätte noch größeres darin leisten können, wäre er nicht durch äußere Umstände zu seiner bekannten segensreichen Wirksamkeit in der baltischen Landespolitik abberufen worden, von wo aus seine Tätigkeit vielfach dem ganzen russischen Reiche zugute kam. Und wie uns am lebhaftesten sein Bild aus seinen letzten Jahren vor Augen steht, als des edlen Greises, der die Muße des Alters philosophischem Denken geweiht hatte, erinnern wir uns seines Sohnes, des Grafen Leo Keyserling, des Vaters vom Grafen

\*) Hermann Graf Keyserling, Das Gefüge der Welt. München, Brückmann, 1906. Preis 5 Mk.

Hermann, als einer der begabtesten und markantesten Persönlichkeiten, die leider ein frühzeitiger Tod an größerer Wirksamkeit verhindert hat.

Was bringt uns der jüngste Sproß dieser Ahnenreihe? — Wenn ich vorausschicke, daß sein Buch so knapp und gedrängt geschrieben ist, daß kaum ein Satz ohne Beeinträchtigung des notwendigen Zusammenhanges ausgeschaltet werden mag, wird man mir glauben, daß es recht schwierig ist, den Inhalt dieses Werkes wiederzugeben. Dennoch will ich es versuchen.

Graf Keyserling will ein einheitliches Weltbild gestalten und prüft zunächst die Versuche, die bisher gemacht worden sind, die Mannigfaltigkeit des Universums auf eine Grundeinheit zurückzuführen. Er weist die Unzulänglichkeit aller bisherigen monistischen Lehren nach, die das Weltall entweder als Materie (Stoff) oder als Kraft dargestellt haben. Kraft und Stoff erscheinen vielmehr als zwei in einander nicht überführbare Kategorien, zu denen als dritte — Keyserling beruft sich auf Houston Stewart Chamberlain — das Leben tritt. Die Einheit des Universums kann auch auf keinem der möglichen analytischen Wege gefunden werden, es bleibt hierzu nur die Zusammenfassung übrig, — die Synthese. So wird denn die Einheit des Weltalls vorausgesetzt und soll in der Gesamtheit gefunden werden, und wie die Kugel in der Mathematik nur durch ihr Bildungsgesetz verstanden werden kann, ein Gesetz, das da gilt, aber keine Realität ist, sondern eine Idee, so kann auch die Einheit des Universums — das eine Gesetz, das die Vielheit bedingt und durchdringt — nichts andres sein, als eine Idee.

Die Elemente des Weltalls — Kraft, Stoff und Leben — begreifen wir (nach der Kantischen Lehre) nur innerhalb unsrer Erkenntnisformen, die Gesetze des Lebens sind. Wir können den ganzen Weltzusammenhang also nur im Spiegel des Lebens sehen, fennen davon nur die Projektion auf das Leben vermittels der Erkenntnisformen, und hier kommt Graf Keyserling zur grundlegenden Annahme, daß die Erkenntnisformen, das Gesetz des Menschengeistes, zugleich ein Gesetz des Lebens, nicht etwa mit den Naturgesetzen identisch sind, wohl aber eine Folge des obersten Gesetzes, welches das Weltall regiert.

Die Einheit, die allein gefunden werden kann, mußte, wie wir sahen, eine Idee sein, eine formale Einheit; zu einer solchen können nur zwei Wege führen — der logische, der aus triftigen Gründen verworfen wird, und der mathematische. Wir schaffen die mathematische Wissenschaft, doch sind uns die mathematischen Gesetze gegeben, sie gehören zu unserem „a priori“, sind Grundgesetze des Menschengeistes und durch sie hängen wir nach der obigen Annahme mit den Gesetzen des Weltalls zusammen.

Ist diese Annahme richtig, so ist die Mathematik eine Fundation der Weltgleichung und kann allein imstande sein, sie aufzustellen. Keyserling unternimmt das durch Projektion der Naturgesetze auf die Gesetze des Menschengesistes, d. h. durch die Umdeutung der mathematischen Erkenntnisse auf das Formale alles Geschehens.

Zunächst soll der Widerspruch gelöst werden, der unsrem Weltbilde anhaftet. Das Weltall erscheint der Kraft nach stetig, kontinuierlich, dem Stoffe nach diskontinuierlich, d. h. bis ins Unendliche teilbar. Mit Diskontinuität und Stetigkeit operiert nun die Mathematik fortwährend: Stetigkeit ist die grundsätzliche Voraussetzung der Geometrie, der geometrische Punkt, so betrachtet, nicht etwa ein Teil der Linie, sondern = 0, ihr Anfang oder die Grenze zweier Richtungen oder Linien. Dagegen ist die Arithmetik nicht imstande, ein Kontinuum darzustellen; ihre Elemente sind scharf gegen einander abgegrenzte Zahlen. Trotz des unlösbaren logischen Widerspruches zwischen Diskontinuität und Stetigkeit, ermöglicht es die analytische Geometrie, eine geometrische Konstruktion durch eine algebraische Gleichung — Algebra ist verallgemeinerte Arithmetik — auszudrücken. Der logisch unüberbrückbare Widerspruch zwischen Diskontinuität und Stetigkeit in der Mathematik erweist sich demnach als nur durch die verschiedenen Standpunkte verursacht, die man beim Betrachten derselben Größe einnehmen kann. Das geometrische Kontinuum läßt sich durch eine unendliche Zahlenreihe darstellen, was das erste ist, wird im letzteren; so entsprechen sich auf der einen Seite Kontinuität, Geometrie und Sein, auf der andern Diskontinuität, Arithmetik, Werden. Diskontinuität und Kontinuität in der Mathematik stehen also in einem Wechselverhältnis und erscheinen als Erkenntnispole; wie jedoch diese Antinomie in den Gesetzen des Menschengesistes zutage tritt, findet sich der Widerspruch von Kraft und Stoff in der Natur. Keyserling zieht die Parallele zwischen den beiden gegensätzlichen Verhältnissen, und es ergibt sich, daß auch die Weltantinomie kein Widerspruch ist, obgleich sie das Verstehen nie anders begreifen wird, sondern nur die Folgen verschiedener Betrachtungsweisen.

Hiermit ist der Widerspruch aus dem Weltbilde entfernt worden; Keyserling beginnt nun dessen positive Konstruktion. Er geht von der Uebereinstimmung aus, die neuerdings in verschiedenen Zahlengesetzen der Natur gefunden worden ist, wie die Gleichheit der musikalischen Gesetze mit denen der Krystallbildung. Ueber diesen Zusammenhang kann einen weder die Empirie noch die Transcendentalphilosophie belehren. Darum wird hier eine Disziplin aufgestellt, die zwischen beiden die Mitte einhält, nämlich ihre Daten der Erfahrung entnimmt, sie jedoch bloß nach ihrem gesetzmäßigen Zusammenhange betrachtet, — die *Rhythmik*. —

Es gibt gewisse übereinstimmende Rhythmen in der Natur; Kenyerling untersucht, ob der Menscheng Geist, der nach seiner Grundannahme eine Fundation der Universalgleichung ist, ebenfalls nach diesen Rhythmen funktioniert. Dieses trifft zu in der Kunst: das rhythmische ist das Gesetz des künstlerischen Schaffens, ein Gesetz innerer Notwendigkeit, zugleich der Freiheit. Die Musik, die der Verfasser nach eingehender Erwägung aus der Zahl der andern Künste wählt, um sie seinen Untersuchungen besonders zugrunde zu legen, ist nichts anderes wie Rhythmik. So produziert der Mensch nach Zahlengesetzen, nach mathematischen Gesetzen, und in seiner Aesthetik spiegelt sich die kosmische Rhythmik. Weil aber im Schaffen des Menscheng Geistes dieselben rhythmischen Gesetze walten, die die Natur regieren, so gelangt Kenyerling zu folgendem Ergebnis: Die Mathematik ist das Weltgeschehen, und die ganze vielgestaltige Mannigfaltigkeit entquillt einem gesetzlichen Zusammenhange. Damit ist seine Grundannahme bewiesen, die folgenden Kapitel ziehen davon die Konsequenzen.

Kenyserling betrachtet jetzt den künstlerischen Schöpfungsprozeß, das geistige Schaffen, das seit jeher, wie namentlich durch Plato, als dem leiblichen Zeugen verwandt angesehen worden ist. Wie sich die Liebe zwischen den Polen der beiden Geschlechter bewegt und jeder liebende Teil dem andern entsprechen muß, so sind die Pole der geistigen Zeugung die Phantasie, d. h. die schöpferische Einbildungskraft, und der Stoff, den jene zwar vorfindet, der ihr aber entsprechen muß. Es ist das Geheimnis des Genies, solche Stoffe zu finden. Im vollendeten Kunstwerke sind diese Pole in der Form eins geworden, doch lassen sich darin Erscheinung und Idee unterscheiden, wobei man unter Idee nicht etwa den Gedanken zu verstehen hat, der dem Ganzen zugrunde liegt, sondern das innere Gesetz der Schöpfung, das einheitliche Band, das die Elemente des Kunstwerkes zusammenhält und das in der Erscheinung greifbare Gestalt gewinnt. Die beiden Pole finden sich auch beim Zustandekommen der Erkenntnis, in der Rezeptivität und der Spontaneität der Begriffe (Sinnlichkeit und Verstand), wie es Kant dargetan hat, und wie der Mensch nur seine Projektion auf einen andern liebt, das, was er in ihn hineinlegt, so erkennt er nie das Wesen des Objekts, sondern nur dessen Vorstellung. Eine Vorstellung nennen wir richtig, einen Gedanken wahr, wenn sie dem Objekt entsprechen. Also müssen sich auch die beiden Pole — sinnliche Anschauung und verstandesmäßiges Denken — entsprechen, einander wahlverwandt sein. Die äquivalenten Elemente finden sich also im Erkennen wie im künstlerischen Schaffen, sie finden sich schließlich in jeder menschlichen Tätigkeit. Auch das politische Genie schafft aus politischen Umständen, und kann nur zur Geltung kommen, wenn es die entsprechenden Konstellationen

vorfindet. Jeder Stoff wird überhaupt vorgefunden und die Originalität des Schöpfers liegt im Geseze seines Schaffens.

Vom Werke aus dringt Keyserling in das „Ich“ seines Schöpfers. Wir sind uns der Einheitlichkeit unsres „Ich“ bewußt. Das „Ich“ ist nicht das Bewußtsein, denn das Bewußtsein kann seine Kontinuität verlieren, wie zeitweise im Traum, in der Hypnose, auf alle Zeiten im wunderbaren Vorgange, den die Mystiker „Umkehr“ nennen. Das „Ich“ liegt tiefer als das Bewußtsein, es ist das, was beharrt, die Form, die die verschiedensten Bewußtseinsinhalte zusammenfaßt. — Nun ist das Gesez, das sich im Schaffen ausdrückt, die Originalität des Schöpfers, es durchdringt demnach seine ganze Persönlichkeit; darum ist es sein „Ich“. So sind die Geseze des geistigen Produzierens, die mit den formal-mathematischen Gesezen identisch sind, das „Ich“. Eine weitere Erkenntnis kann uns nicht geboten werden, denn vom Wesen können wir nichts ahnen, und das Psychische bleibt uns ein Rätsel.

Im letzten Kapitel behandelt Keyserling das Problem der Willensfreiheit, und sucht den Widerspruch zu lösen, der darin liegt, daß der Mensch von außen, aus dem Gesichtswinkel der verfloßenen Zeit betrachtet, dem universalen Determinismus unterworfen erscheint, sich selbst aber frei fühlt. Kant mußte, um von seinem Standpunkte aus diesen Zwiespalt zu erklären, den sensibeln und den intelligibeln Charakter als Postulate annehmen, weil das „Ich“ seine letzte Voraussetzung war. Keyserling aber hat das „Ich“ als ein Gesez hingestellt, das ein Ausfluß der kosmischen Geseze ist und mithin ein Naturgesez. Ist nun das „Ich“ ein Gesez, eine Bedingung, die in jedem Subjekt mitwirkt, was auch immer in der Welt vorgehen mag, so muß es sich autonom und darum frei vorkommen. So ist denn die Freiheit und das innere Gesez, die innere Notwendigkeit, eines, und hierauf begründet Keyserling seine Ethik und den Unterschied zwischen Moral und Ethik.

Das innere Gesez drückt sich aus in der Tat, dem Leben. Dieses ist aber nicht so sehr das, was man gewöhnlich unter „Leben“ versteht, sondern das Werk. Das Leben der Genies, das oft in ganz banalen Umständen verlief, ist unwesentlich gegenüber ihrem Denken und Dichten, gegenüber dem Werke. Auch das Kunstwerk, die Kunst, ist demnach von ewigen innerlichen Gesezen bedingt, und somit ein Teil des Universums.

Zum Schluß weist Keyserling nach, daß auch die spontanen Einfälle des schöpferischen Menschengestes sich der allgemeinen Einheit unterordnen. Sie geben dem Menschen andre Voraussetzungen, als es seine früheren waren, z. B. wie im Falle von Copernicus, der das geozentrische System durch das heliozentrische ersetzte. Die neuen Voraussetzungen hängen aber mit den früheren

nach dem Gesetze der Perspektive zusammen, beim Uebergange ändert der Geist bloß seinen Blickpunkt, und ehe die Zeit dazu gekommen ist, schafft er in lückenlosem Prozesse im Stillen unbewußt. Die Freiheit des Menschen besteht darin, den Mittelpunkt seines Gesichtsfeldes zu verlegen. Es gibt viele gleichberechtigte Standpunkte, von denen aus dasselbe beleuchtet werden kann, und es ist nur ein Vorzug, wenn derselbe Gegenstand vielseitig beleuchtet wird.

Keyserling sagt von sich, er habe in diesem Werke verschiedene Standpunkte eingenommen, also habe er mit seiner Methode keine andre angewandt, als die des Menschengewisses.

„Was ist Wahrheit?“ Diese Frage behandelt Keyserling im Epilog. Das Leben, das nach Zwecken sucht und nach Zielen strebt, geht seinem Untergang entgegen, aber der Tod kann nicht sein Zweck sein; Leben und Zielstrebigkeit sind Wechselbegriffe. So haben sich alle Ziele, nach denen man strebte, als eitel erwiesen. Dennoch strebt der geistige Mensch nach einem Ziele, — nach der Wahrheit. Aber auch wer ihr zu dienen glaubt, dient dem Leben; er denkt, um zu leben. Denn die Bedürfnisse des Menschen steigern sich mit der Steigerung des Menschen; von grob physischen aus vergeistigen sie sich; jedes Bedürfnis macht das Leben bedingter. Und auf der Stufe des geistigsten Menschen finden wir das Bedürfnis, die Wahrheit zu erkennen, gleichviel ob sie zweckmäßig ist oder nicht. Doch Wahrheit auf Wahrheit ist gefallen, Kant hat gesagt, daß die Wahrheit an sich über unsre Erfahrung ginge; wir empfangen als Erkenntnisse nur Bilder, die zweckmäßig sind zum praktischen Operieren. So ist das Erkennen nur eine zweckmäßige Reaktion des Menschen auf die Außenwelt, das Wahre nur zweckmäßig, die Idee der Wahrheit die zweckmäßigste Beziehung zwischen Weltall und Menschengewiss, eine gesetzmäßige Beziehung zwischen „Ich“ und Weltall. Für jedes „Ich“ muß es darum eine besondere Wahrheit geben. Die Wahrheiten der Weltweisen haben aus dem Grunde bloß für sie selbst unbedingt gegolten; aber woher kommt es, daß sie stets Anhänger gefunden haben? Keyserling erklärt das aus dem instinktiven Glauben der Menschen, daß Individuen im höchsten Falle so universell sind, daß ihre Wahrheiten für alle gelten müssen: Weil man nur erfährt, was man erfahren muß, nämlich durch Reaktion, müßte ein so universelles Individuum auf möglichst vieles reagieren, durch möglichst vieles bedingt sein, wie paradox letzteres auch klingen mag. Ein Geist, der von der ganzen Natur bedingt ist, mit ihr wahlverwandt, der müßte demnach Einsichten haben, die als objektiv zu gelten hätten, und je höher ein Individuum stand, je universeller es war, desto mehr haben sich seine Wahrheiten der Wahrheit genähert. Doch die Wahrheit wie jener allverwandte Geist, der sie allein besitzen kann,

werden uns stets nur ein Ideal bleiben, doch ein ewiges Ideal, danach wir streben. Somit haben wir die Gewißheit, daß nur der höchste Mensch, ein lebendiges Ideal und kein toter Begriff, das Weltall erschöpfen wird; das All der Welt wirkt auf den Menschen ein, aber daselbe strahlt sein Geißt zurück.

Ich habe versucht die Linie, die Keyserlings Buch durchzieht, nach Möglichkeit wiederzugeben, ohne Einzelheiten zu berühren. Alle jedoch kann ich nicht unerwähnt lassen. Ich mache die Leser allerdings nur auf Stellen aufmerksam, die mir besonders aufgefallen sind. Dahin gehört die Darlegung, mit der Keyserling den allgemein herrschenden Glauben, das Komplizierte sei ein Fortschritt über das Einfache, als einen Antropomorphismus bloßstellt (Kap. I), die schönen Ausführungen über Anschauung und Denken, Zeit und Augenblick (Kap. II), die Abgrenzung von Erkenntnistheorie und Psychologie, Empirie und Transzendentalphilosophie (Kap. III), die Kritik der Theorie des Parallelismus zwischen Physischem und Psychischem (Kap. IV), die Ausführungen über das „Ich“, abgesehen vom Menschen in der organischen Welt (Kap. IV), die Erweiterung des Freiheitsbegriffes auf alle Organismen (Kap. V), die Beleuchtung, die im Epiloge die vielgerügte Gleichgültigkeit der Großen gegen ihre nähere Umgebung erfährt. Bemerkenswert ist Keyserlings Kunsttheorie (Kap. III) schon deshalb, weil sie vom Schöpfer, nicht vom Beschauer ausgeht; was er von der Liebe sagt (Kap. IV), gehört zum Hinreißendsten, das je über diesen Gegenstand geschrieben ist, hinreißend durch ihren Schwung sind auch die meisten Kapitelschlüsse.

Keyserlings Philosophie ist darin wesentlich neu, daß sie die Natur und den Menschengeißt gemeinsam umspannt und uns beides als ein Ganzes darstellt. Denn wenn auch die heutige Naturwissenschaft, namentlich seit Darwin, uns immer mehr dazu gedrängt hat, den Menschen als einen Teil der Natur anzusehen, so ging doch bisher jede philosophische Weltbetrachtung von dem Subjekte, dem Menschen, aus und setzte das Weltall zu ihm in Gegensatz. Dank dem neuen Standpunkte, den Keyserling einnimmt, und seiner neuen Betrachtungsweise, kommt er bei voller Berücksichtigung der modernen Naturforschung zu einem Ergebnis, das — ohne die mindeste Verschiebung am Baue der Kantischen Philosophie — zum ersten Mal eine Fortführung dieses Baues, einen wirklichen Schritt über Kant hinaus bedeutet. Denn Kant blieb am „Ich“ als einer Voraussetzung stehen und vermochte uns nichts über seinen Zusammenhang mit dem All zu sagen.

Philosophische Werke sind seit den Zeiten Kants zu Genüge geschrieben worden, teils von philosophischen Empirikern, teils von wirklichen Philosophen. Die ersteren haben Kant negiert, weil ihre Voraussetzungen nicht imstande waren, an die seinen heranzu-

reichen. Nietzsche, der zwischen beiden Gruppen steht, insofern er die kantisch-schopenhauerischen Ansichten, in denen er geschult war, nie ganz verleugnet hat, anderseits aber die Belege zu seinen Lehren der Empirie entnimmt, der schließlich auch manche Eigentümlichkeiten des Mystikers besitzt, hat in seinem Lebenswerk fast ausschließlich das Ethische betrachtet, ohne seine Sittenlehre philosophisch begründen zu können. Unter den eigentlichen nachkantischen Philosophen versagt sogar der glänzende Schopenhauer; er hat unkritisch genug manches gesagt, das er nicht verantworten konnte, und selbst als subjektiv wahres Weltbild ist sein System nicht vollkommen, es ist vielmehr, als hätte er einen Kreis abschreiten wollen und sei dabei am Ausgangspunkte vorübergegangen. So ist denn Kant bisher gelehrt worden, mißverstanden, unberechtigterweise korrigiert, mehr oder minder gut kommentiert; erst hier, durch Kierkegaard's Philosophie, ist unsre Erkenntnis um einen Grad weiter gefördert worden, insofern er uns das Gesetz des „Ich“ und den Zusammenhang zwischen „Ich“ und Weltall erschlossen hat. Zugleich ist sein Weltbild wirklich einheitlich und notwendig begründet; jedes Element fügt sich in das andere.

Freilich werden eingefleischte Empiriker diesem Werke nie Verständnis abgewinnen; aber auch Kant ist es nicht anders ergangen. Manche werden auch sagen, daß ein noch so vollendetes Weltbild zu nichts nütze, nichts beweise, wenn es sich wie dieses so sehr aus den eigentümlichen Voraussetzungen seines Schöpfers ergibt. Denn es ist mit der Notwendigkeit eines Naturerzeugnisses seinem Geiste entsprungen. Aber Kierkegaard will garnicht überzeugen; das sagt er in der Vorrede und rechtfertigt seinen Standpunkt vollkommen im Epilog „Was ist Wahrheit“. Darum sollte man dieses Werk nicht anders ansehen, als ein Kunstwerk, wo der Schöpfer statt mit Farben, Tönen oder Silben, mit Gedanken, als seinem Material, operiert, man sollte es bei seiner Einheitlichkeit, bei der Notwendigkeit, die es überall durchdringt, nicht anders auffassen als ein Drama. Es ist ein Kunstwerk, dessen Hauptlinie sich in gewaltigem Schwunge hebt und ausklingt, eine Symphonie zusammengestimmter Gedanken, formvollendet in allem. Auch Sprache und Ausdrucksweise sind, wie ich schon zu Anfang hervorhob, von prägnanter Knappheit; zugleich wirken sie an keiner Stelle trocken oder langweilig.

Einige Winke möchte ich noch den Lesern geben, die vom Buche wirklichen Genuß oder Belehrung erhalten wollen. Man darf es nicht analytisch lesen. Es ist ein Ganzes, eine Synthese, darum nur aus dem Ganzen zu verstehen, und man wird davon eher den richtigen Eindruck haben, wenn man es ganz durchliest, als wenn man sich erst über jeden Einzelgedanken klar werden wollte; sie werden einem schon aufgehen, wenn man das Ganze

überschaut. Außerdem findet sich folgende Schwierigkeit beim Lesen des Buches: Wir alle erinnern uns von der Schule her, daß, um manche mathematischen Lehrsätze zu beweisen, ein Lot von irgend einem Punkte auf eine Linie gefällt wird, und daß wir uns zu Anfang oft darüber gewundert haben, wie man dazu kommt, dieses Lot zu fällen. So benutzte auch Keyserling manches Mal Hilfskonstruktionen, die nachher eliminiert werden, und der Leser glaubt plötzlich außer Zusammenhang zu sein und einen Exkurs vor sich zu haben; die durchgehende Linie scheint in Schleifen zu laufen, doch man gewahrt hernach, daß die vorhergegangenen Ausführungen zum Verständnis des Ganzen unentbehrlich waren. Die unbedingte Notwendigkeit mathematischer Hilfskonstruktionen haben wir seinerzeit alle eingesehen, und ich möchte auch hier behaupten, daß Keyserling nicht anders hätte verfahren können.

Was dieser oder jener auch am ganzen Werke oder an Teilen wird aussagen können, — eines ist sicher: Wir haben eine bedeutende Persönlichkeit vor uns, die, wie selten eine andere, zu großen Ueberblicken befähigt ist, und dazu, Vielfältiges als Einheit zusammenzufassen\*. Und weil jeder bedeutende Mann und jede seiner Leistungen dem engeren Kreise, dem er angehört, zum Ruhme gereicht, so dürfen wir es als besonderes Ehrenrecht in Anspruch nehmen, uns an dem Werke unsres jungen Landsmannes zu freuen. Heil seinem weiteren Schaffen!

A. F.



\*) Auch französische, italienische und deutsche Blätter haben diesem Werke bereits ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Die Red.



## De Jong's Cacao

ist nahrhaft, leicht verdaulich, vollkommen  
rein, im Gebrauch sparsam.

== 1/2 kg. genügt für 120 Tassen. ==

### Höchste Auszeichnungen

auf div. Ausstellungen u. a.:

Paris 1900, St. Louis 1904, Kapstadt 1905.

### Goldene Medaillen:

Lüttich 1905 — Diplôme d'honneur:

„Höchste Auszeichnung.“



=====  
Fabrik gegr. 1790.  
=====

Ges. geschützt.

# Alexander von Dettingen.

Von

Reinhold Seeberg.

1.

Den äußeren Lebensgang Dettingens setze ich als bekannt voraus. Nach froh und wohl verbrachter Jugendzeit habilitierte er sich im Jahre 1854 als Privatdozent für systematische Theologie in Dorpat. Im J. 1856 wurde er außerordentlicher und einige Monate darauf ordentlicher Professor der systematischen Theologie. Bis zum Jahre 1890 hat er diese Disziplin vertreten, die letzten fünfzehn Jahre lebte er als Emeritus in Dorpat. 1861/2 weilte er mit seiner totkranken ersten Frau in Meran, mehrmals verbrachte er ganze Semester im Auslande behufs moralstatistischer Studien.

\*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und des Verlegers geben wir diese schöne biographische Studie über Professor Alexander von Dettingen aus den „Mitteilungen und Nachrichten f. d. evang.-luth. Kirche“ 1905, November, wieder. Einleitend schickt Professor Seeberg seinem Aufsätze nachstehende Worte voraus: „Die Redaktion dieser Zeitschrift hat mich gebeten, meinem heimgegangenen Lehrer und Freunde Alexander von Dettingen ein Wort des Gedächtnisses zu widmen. Nicht ohne Bedenken komme ich dieser Pietätspflicht nach. Wer sich lange mit der Geschichte abgegeben hat, dem ist die Kunst Heiligenbilder zu malen, abhandeln gekommen; und wer andererseits vor einem frischen Grabe steht, der läßt sich ungern von außen her an die Schranken erinnern, die dem Wesen und Wirken des Heimgegangenen gezogen waren. Dazu kommt, daß es sechzehn Jahre her sind, daß ich in den engeren Beziehungen häufigen Verkehrs mit Dettingen gelebt habe, und daß ich während dieses Zeitraumes ihn nur einmal wiedergesehen habe. Doch das Wagnis sei immerhin unternommen, andere mögen es besser machen. Daß ich einen „Nachruf“ im vulgären Sinne schreibe, wird niemand von mir erwarten. Zwei Lieblingsworte des Heimgegangenen: „nur Liebe hat Verständnis“ und „in Liebe wahr sein“ sollen den Weg mir beleuchten. Auch die, die vielleicht anders urteilen, werden nicht verkennen, daß man einen hervorragenden Menschen dadurch am höchsten ehrt, daß man ihn selbst, wie er war, zu verstehen versucht.“

Baltische Monatschrift 1906, Heft 4.

Das ist ein Lebensweg so gradlinig und einfach, daß über ihn nicht viel zu sagen ist. Aber dieser Lebensweg hat durch eine schöne und reiche Zeit geführt, und der Mann, der ihn ging, hat alle Gaben dieser Zeit in sich aufgenommen und hat das Pfund, das ihm geworden, nicht im Schweißtuch verborgen. Ein glühender baltischer Patriot, ein treuer Kirchenmann, eines der hervorragendsten Mitglieder der baltischen Universität, ein aufrichtiger Christ, ein interessanter Charakter und ein starker Mensch, — so war Alexander von Dettingen.

Sein Leben und Wirken fiel in große, entscheidungsvolle Jahre. Es war eine Zeit der schönsten und kräftigsten Blüte des baltischen Geistes, und es war wiederum eine Zeit, da mancherlei Stürme diese Blüte knickten. Auf die Tendenzen, die damals zur Blüte gelangten, muß mit einigen Worten hingewiesen werden, denn sie bezeichnen zugleich den Inhalt von Dettingens Leben. Nur selten mag sich in einer Person die Eigenart einer Zeit und eines Landes so klar wiedergespiegelt haben, wie in ihm.

Drei Momente kennzeichnen die Frühlingstage, von denen wir reden. Die religiöse Beweglichkeit und die persönliche Innigkeit der pietistischen Zeit hatte sich, besonders infolge des Wirkens von Philippi, mit einer scharf umrissenen Orthodogie verbunden. Zwar klagte man über die „Verschwommenheit“ und „Gefühlsbuselei“ der Pietisten und pries mit hellen Tönen die „charaktervolle“ „Klarheit“ der „Alten“ — das sollten die Theologen des 17. Jahrhunderts sein —, aber man lebte doch innerlich von der pietistischen Frömmigkeit und nicht von den Ideen der Orthodogie. Eine breite Flut wirklichen religiösen Lebens ging über das Land. Das Denken und Fühlen der gebildeten Kreise wurde tief eingetaucht in diese Flut. Dem frommen Empfinden erschienen die Probleme der Orthodogie dann erst als „interessant“, und ihre Formeln trachtete man in Leben umzusetzen. Es war der nämliche Bund von Pietismus und Orthodogie, wie er in Deutschland etwas früher vollzogen war.

Und weiter, gegen zwei Dezennien später, als in Deutschland der klassische Idealismus seinen Höhepunkt erreicht hatte, ergriff der ästhetische Idealismus der Klassiker und Romantiker und die idealistische Stimmung der klassischen deutschen Philosophie weitere Kreise in Livland, die fähigsten Köpfe und die höheren Gesellschafts-

schichten mit hochgemuter Begeisterung erfüllend. Dieser ästhetisch-philosophische Idealismus verband sich nun in den Kreisen der Höhergebildeten mit den lebhaften religiösen Tendenzen, von denen die Rede war. Das livländische Christentum jener Tage ist durch diese merkwürdige Kombination von Religion und ästhetischem Empfinden, von Glauben und ästhetischem Idealismus gekennzeichnet. Kaum irgendwo dürfte diese Kombination so energisch durchgeführt worden sein und so lange sich erhalten haben, als in den baltischen Landen.

Ein drittes Moment verknüpfte sich eng mit den beiden genannten — der baltische Patriotismus. Mit der allgemeinen Freude am Deutschtum verband sich der lebhafteste Stolz auf die Ausprägung des Deutschtums im eigenen Lande. Die glückliche Lage der Provinzen in jenen Jahren fügte zu dem patriotischen Stolz die kräftige Hoffnung, durch hingebende Arbeit die Kultur und Gesittung des Landes und aller Bevölkerungsschichten in ihm auf das höchste zu steigern. Und um die Hoffnung, den Stolz und die Freude legte sich der fromme Glaube, daß Gott die Fahne Altlivlands durch alle Kämpfe hindurch zum Siege führen werde. Die Kurländer redeten von ihrem „Gottesländchen“, aber im Grunde sah jeder Balte sein Land für das Gottesländchen an.

Mehr als ein Menschenalter ist seit den Tagen, an die wir dachten, verfloßen. Die Lebensinhalte, die Dettingen damals erworben, haben sein Leben bestimmt. Ein andres Weltbild ist inzwischen emporgestiegen, neue Tendenzen haben im geistigen Leben die Führung übernommen, die patriotischen Hoffnungen schienen unter den Trümmern des alten Livlands — das alte Livland ist am Ende des 19. Jahrhunderts in eine viel schwerere Krisis gestürzt worden, als in den Tagen Patkuls — begraben zu sein. Dettingen war ein Mann von starker Anempfindungsfähigkeit, er hat bis an sein Ende zu lernen und zu verstehen sich bemüht. Aber an den Idealen seiner Jugend hat er mit wunderbarer Zähigkeit festgehalten, sie und nur sie machten den eigentlichen Inhalt seiner Seele aus, alles andre, „Moderne“, war hinzugekommen und locker angefügt. Wer das überlegt, der wird frap-piert darüber sein, wie merkwürdig zäh diese so bewegliche Seele gewesen ist, wie wenig Entwicklung dieser lebhafteste Geist durchlaufen hat. In der großen wie in seiner kleinen Welt hatte sich

so viel gewandelt, aber er war derselbe geblieben, der er einst in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewesen. Nimmt man das Wort „Lutheraner“ im landläufigen Sinne, so kann man gewissermaßen sagen, daß Dettingen der letzte orthodoxe Lutheraner gewesen ist, in kaum etwas ist er davon gewichen, was er einst von Philippi gelernt hatte. Blickt man auf die allgemeine Weltanschauung, so darf man behaupten, daß ihn die Probleme des modernen Empirismus, Positivismus und Historismus kaum je innerlich bewegt haben, daß der künstlerische Realismus und „die Moderne“ für ihn nie ernsthaft in Betracht gekommen sind. Die Stimmung Goethes und Schillers, der Idealismus Hegels und Schellings — das war die Heimat seiner Seele. Und sieht man endlich auf das patriotische Element — es ist, wenn ich recht sehe, eines der stärksten Motive in Dettingens Seele gewesen —, so hat der Greis, auch dann noch, als die Heiligtümer seiner Jugend zusammengebrochen waren, als das junge Geschlecht um ihn her verzagte, mit wunderbarer, geradezu naiver Glaubensfreudigkeit von Gott Licht erwartet für die Zukunft des baltischen Landes. So wie der Mann innerlich zu seiner Heimat stand, war diese Freudigkeit Ausdruck seines innersten Glaubens. Ich habe Dettingen nie so ehrwürdig gesehen, als wenn er diese Zuversicht aussprach.

Diese flüchtigen Zeilen müssen genügen als Hintergrund für das Bild, das wir zeichnen wollen.

## 2.

Wir wenden uns den natürlichen Anlagen und der persönlichen Art Dettingens zu.

Dettingen war eine glückliche, reiche und vielseitige Begabung zuteil geworden. Vor allem ist die kräftige gesunde physische Konstitution zu nennen. Auf dem starken, breitschultrigen Körper saß ein schöner, feingebildeter Kopf. Das Gesicht war von großer Beweglichkeit, fähig alle Empfindungen und Affekte der Seele wiederzuspiegeln. Herzliches Lachen und ein schöner, bisweilen bis zum Übermut gesteigerter Frohsinn, tiefes Nachdenken und eine unbeugsame Energie, überlegene Ironie und freundliche Anteilnahme traten einem sprechend lebhaft in den Zügen dieses Gesichts entgegen.

Die geistige Begabung Dettingens war überaus vielseitig. Er besaß einen scharfen und schnellen Verstand. Rascher und sicherer als die meisten konnte er das Wesen einer Frage durchschauen. Er vermochte fast immer in geradezu überraschender Weise auch in komplizierten Dingen die Hauptsache zu erkennen. Wenn die Probe jeder echten Begabung darin besteht, daß sie Hauptsachen und Nebensachen nicht miteinander verwechselt, so war Dettingen hervorragend begabt. Man konnte ihm etwa komplizierte geschichtliche Probleme vorlegen, über deren Details er so gut wie nichts wußte, und überraschend klare und einsichtige Urteile von ihm zu hören bekommen. Man konnte ihn über Bücher zutreffend referieren hören, die er nur wenige Stunden in Händen gehabt hatte. Man konnte in schwierigen ethischen oder sozialen Verwicklungen von ihm lichtvolle Ratschläge erhalten. Immer wußte er rasch und sicher den Kern der Frage herauszuschälen und sich durch die Einzelheiten nicht blenden zu lassen.

Dettingen las ungemein viel, auf fast alle Gebiete der Theologie, auf nationalökonomische, kulturgeschichtliche, philosophische und belletristische Literatur erstreckte sich seine Lektüre. Das Lesen war ihm fast mehr persönlicher Genuß, als Arbeit. Mit derselben schnellen Sicherheit, mit der er las, schrieb er auch. Unterstützt von einem vorzüglichen Gedächtnis und einer großen Sprachfertigkeit, strömten ihm die Gedanken bei dem Schreiben in rascher Fülle zu.

Der Verstand Dettingens hatte eine eigentümlich praktische Art. Das war ein großer Vorzug, es bezeichnet aber auch eine Schranke seiner Begabung. Er besaß in hervorragendem Maße das, was man „Anempfindung“ nennt. Rasch, wie instinktiv, durchschaute er die Sachen; dann kam ihm die dialektische Art seiner Begabung alsbald zu Hilfe. Er zergliederte und verband, er formulierte und pointierte — und sein Urteil war fertig. Es war nicht seine Geistesart, langsam und in vielen Ansätzen in die Tiefe der Dinge einzudringen, mit ihnen zu ringen, bis sie ihr Wesen enthüllen, und er kannte nicht das Ringen um das Wort, das solche Arbeit zu begleiten pflegt. Daher waren seine Urteile schnell fertig, und indem er sie dialektisch ändern zu entwickeln liebte, steigerte er sie bald zu apodiktischer Sicherheit. Die Bedenken und Zweifel derer, die nur langsam in die Gedankengänge

andrer eindringen und mühsam sich die Formel für neue Erkenntnis abgerungen hatten, waren ihm nie recht verständlich. Er war seiner Sache schnell sicher geworden, und er fühlte sich daher jenen überlegen. Mit einer virtuosen dialektischen Gewandtheit wußte er „Widersprüche“ und „Einseitigkeiten“ in ihren Gedanken aufzudecken und die eigene Meinung allseitig zu begründen. Die Diskussion war bald eine Diskussion um Formeln geworden, es ging alles glatt auf, „Probleme“ blieben nicht. Wie merkwürdig kontrastierte diese Geistesart doch mit der Engelhardts, mit seinem Ringen nach Wahrheit, mit dem fast ängstlichen Bestreben, auch den Begnern gerecht zu werden, mit dem langsamen, staunenden und bewundernden Eindringen in fremde Gedankengänge.

Vielleicht wird dies Bild anschaulicher durch einige Beispiele. Unter den Vorlesungen Dettingens, die ich gehört habe, war eine der besten die über Geschichte der Ethik. Das ist auffallend, wenn man weiß, wie fern strengere historische Studien ihm lagen. Die Vorlesung war ja wesentlich nach Sekundärquellen gearbeitet. Aber es entsprach Dettingens Begabung, aus diesen die Hauptwendungen und Hauptpunkte sicher herauszugreifen und nach seinen eigenen systematischen Gesichtspunkten das geschichtliche Material dialektisch klar und wirkungsvoll zu gruppieren. In einem Fach wie der Biblischen Theologie dagegen verlagte Dettingens Eigenart. Es war ihm nicht gegeben, aus der genauen Beobachtung des Einzelnen und scheinbar Kleinsten allmählich ein Bild der besonderen Gedankenzusammenhänge der biblischen Schriftsteller herzustellen. Sein Geist ging auf das Ganze, und dies Ganze, wie es in ihm lebte, fand er als Ganzes in der Bibel wieder. Die biblischen Autoren bekundeten daher durchweg die Lieblingsgedanken und Haupttendenzen von Dettingens eigener Dogmatik und Ethik. So sehr er im Prinzip den „geschichtlichen Charakter“ der Biblischen Theologie anerkannte, so sehr behandelte er in der Praxis die Bibel, als enthielte sie ein, und zwar sein dogmatisches System.

Man könnte sich versucht fühlen, Dettingens Denkweise als spekulativ zu bezeichnen. Demgegenüber kann ich nur sagen, daß die eigentlich spekulative Ader Dettingen so gut wie ganz fehlte. Wenn man die Dogmatiker einteilen kann in solche, die in den Sachen spekulieren, und solche, die gegebene Begriffe dialektisch

verarbeiten, so gehörte Dettingen fraglos zu den Dialektikern. Er hatte einen praktischen Blick für die Größen der Überlieferung, er verstand es in glänzender Weise, die Hauptbegriffe herauszuheben, sie dialektisch miteinander zu verknüpfen, dem Ganzen eine neue Façon zu geben und es eindrucksvoll, nicht selten paradox zuzuspitzen. Die schöne Gabe des praktischen gefunden Menschenverstandes leitete auch seine systematische Arbeit innerhalb der Schranken, die ihm die überkommene Überlieferung zog. Im Grunde genommen war Engelhardt — es liegt nahe, die beiden, die so lange innig verbunden nebeneinander gewirkt haben, mit einander zu vergleichen — der kühnere, selbständigere, wenn man will, auch spekulativere Geist von den beiden, so sehr Dettingen ihn an dialektischem Geschick überragte.

Die praktische Art des Dettingenschen Denkens war dadurch bedingt, daß er durch und durch ein Willensmensch war. Sein Idealismus zog ihn zu Faust und Hamlet hin, und er wußte ihr Wesen geistreich zu interpretieren, in ihm selbst lebte nur wenig von dem faustischen Drange nach der verhüllten Wahrheit oder dem hamletischen Zwiespalt zwischen Erkenntnis und Tat. Er war immer bereit und aufgelegt zur Tat. Jeder Gedanke wurde ihm zur Wirklichkeit; die Sachen, die ihn gerade beschäftigten, wurden immer zu Hauptsachen. Die ideale Welt, in der sein Geist sich bewegte, gab diesem Geist sofort Strebeziele. Und er eilte immer, wie der sterbende Faust es möchte, was er gedacht, zu vollbringen. Es war ihm innerstes Bedürfnis, seine Gedanken durchzusetzen. Mit nie versiegendem Verstande und mit einer merkwürdigen Gewandtheit wurde dann alles zum Mittel seines Willens gemacht. Er war nicht berechnend oder schlau. Aber der Wille in ihm war so mächtig, daß er unwillkürlich alle Kräfte seiner Person für den Zweck anspannte und alle Chancen der gegebenen Lage ausnutzte. Was er wollte, pflegte er durchzusetzen. Eine lockende Überredungsgabe, die das Gewollte wie selbstverständlich erscheinen ließ, stand ihm dann zu gebote. Wie Sturm und wie sanftes Sausen konnten seine Worte dann in das Herz dringen. Es war etwas von einer überlegenen Naturkraft in diesem Willen. Aber so schwer es ihm wurde nachzugeben, war er doch, wo Festigkeit ihm entgegentrat, durchaus loyal. Widerspruch konnte ihn — zumal im Alter — unmutig machen, aber er trug ihn niemand nach. Er liebte recht

zu behalten, aber er ertrug es, wenn ihm die andern unrecht gaben.

Diese Willenskraft war es, die Dettingen in beständiger Tätigkeit erhielt, — er hatte immer etwas vor. Das praktische Organisieren war ihm eine Herzensfreude. Die Armenpflege und das Vortragswesen, Kränzchen und Lesezirkel, Gemeindeorganisation und Schulwesen lagen ihm am Herzen. Und wo er eingriff, pflegte etwas zu geschehen und zu entstehen.

Aber noch ein Punkt gehört notwendig zum Verständnis des ganzen Dettingen. Es ist die ästhetische Seite seines Wesens. Er war ein feiner Bauherr und ein Meister der Gartenkunst, er besaß schöne musikalische Anlagen und zeichnete nicht ohne Geschick, ein lebhafter poetischer Sinn verband sich in ihm mit einem hervorragenden dramatischen Talent. Und alle diese Talente waren bis zu einem gewissen Grade ausgebildet. Wer heute sich der Wissenschaft ergibt, ist in der Regel darauf angewiesen, die ästhetischen Talente in sich verkümmern zu lassen. Das war in der älteren Generation oft anders, sie lebte einheitlicher und doch vielseitiger, Wissenschaft und Kunst schlossen sich noch inniger zusammen, man arbeitete vielleicht weniger als wir heute, aber man hatte an Arbeit und Leben dafür auch mehr Genuß. Dieses feine, ästhetische Genießen des Lebens war charakteristisch für Dettingens Persönlichkeit.

Auch diese ästhetische Neigung ordnete sich dem praktischen Grundzuge in Dettingens Wesen unter. Ein großer Kunstkritiker urteilte einmal über ihn, seine Kunstrichtung habe ganz und gar dekorative Art. Wer in den geschmackvoll ausgestatteten Räumen seines Hauses gewilt, wer sich an den herrlichen Anlagen, in die er die Wüstenei, „Sandgrube“ genannt, zu verwandeln verstanden hatte, erfreut hat, wer seine Raftlosigkeit, auch auf fremdem Boden Wege anzulegen oder Aussichtspunkte zu eröffnen, beobachtet hat, der wird die Richtigkeit dieses Urteils nicht verkennen. Aber es ist doch einseitig. Jener dekorative Trieb wurzelte in dem Bedürfnis seiner Seele nach Schönheit. Er sah das Schöne und er begehrte nach ihm. Er war kein wissenschaftlich und ästhetisch durchgebildeter Kunstkritiker, aber die Kunst war ihm Lebensbedürfnis. Die ästhetische Stimmung Goethes war ein Teil seines Ich geworden, und sie beeinflusste die Lebensgestaltung und den Lebensbedarf.

## 3.

Mit der Regsamkeit seines Geistes und der Vielseitigkeit seiner Interessen war Dettingen dazu geschaffen, auch im geselligen Leben ein Mittelpunkt zu werden. Die Kraft seines persönlichen Lebens machte sich auch hier geltend. Man konnte diese Persönlichkeit nicht übersehen, und sie blieb nie im Winkel stehen. Er wurde bald der Mittelpunkt des Kreises, in den er eintrat. Er war kein großer Erzähler, aber er wußte sofort und mit jedermann zu disputieren. Er freute sich nicht an den Tatsachen und auch nicht an den Menschen, sondern an dem dialektischen Spiel der Gedanken. Das gab seiner Unterhaltung in der Regel einen bedeutenden Zug. Niemand langweilte sich in seiner Gegenwart. Er wußte alle in das hineinanzuziehen, was ihn interessierte. Das dialektische Moment schloß jenes „Dozieren“ aus, das älteren Professoren leicht anhaftet. Die Neigung zu Paradoxien belebte den Widerspruch, eine gewisse freundschaftliche Rechthaberei verband sich mit soviel urwüchsiger Freude am Streit, daß niemand ihm ernstlich böse sein konnte, auch dann nicht, wenn seine Angriffe gelegentlich über das erlaubte Maß hinausgingen. Ritschl hat bekanntlich — im Anschluß an eine Unterredung mit Dettingen — das Urteil ausgesprochen, er und vielleicht alle Livländer seien „aufgeregt“. Sofern die Aufregung aus einer starken Willensanspannung hervorgeht, paßt das Urteil auf Dettingen wenigstens, denn sein Wille war immer angespannt, auch in der leichten Unterhaltung. Eine „nervöse“ Aufgeregtheit dagegen war diesem gesunden Menschen fremd. Auch nach der errötesten Debatte war er nicht „krank“, sondern konnte ruhig den gleichgültigsten Dingen nachgehen.

So hinreißend offen Dettingen in der Unterhaltung oder im Vortrag seine Empfindungen auszudrücken wußte, möchte ich ihn doch nicht eigentlich als das bezeichnen, was man eine „offene Natur“ nennt. Er war begierig darnach — gelegentlich bis zur Indiskretion —, daß andre zu ihm von ihrem Innenleben sprachen, aber er selbst tat das nie, oder doch nur in den allgemeinen Formen der Dogmatik. Persönliche Erlebnisse als solche, „Geschichten“, galten ihm wenig, ihm wurde alles zum Gedanken oder zum Urteil. Dadurch bekam der Verkehr mit ihm leicht einen unpersönlichen Zug. Man konnte etwa nach langer Trennung es

erleben, daß nach einigen kurzen gegenseitigen Erkundigungen über die äußeren Zustände und Umstände man sofort in eine schwere dogmatische Unterhaltung, kirchenpolitische Erwägungen oder ästhetische Betrachtungen hineingezogen wurde, oder daß, ehe man sich's versah, er einen zu seinen Ansichten und Urteilen zu befehren versuchte. Das interessierte ihn. Dabei beobachtete er scharf und fein, auch die kleinsten Eigentümlichkeiten der Menschen entgingen ihm nicht leicht. Aber gerade diese Vereinigung des scharfen Blickes für die andre Persönlichkeit und der kräftigen Darstellung der eigenen Persönlichkeit mit der Unterhaltung über ganz objektive Dinge hatte bisweilen etwas Peinliches an sich, man empfand, daß diese starke Persönlichkeit ihr Innerstes nicht erschloß. Aber anderseits gab derselbe Umstand dem Verkehr mit Dettingen einen eigentümlichen Reiz. Er gehörte nicht zu den bedeutenden Menschen, deren Worte interessant sind, deren Persönlichkeit einen aber relativ gleichgültig läßt; er selbst war interessant, interessanter oft als seine Worte. Man behielt eben, wie es bei solchen Persönlichkeiten geht, eine Empfindung von einem Etwas, das dunkel und groß hinter den Worten und Taten steht, das man nicht sehen kann, das man aber ahnt und das dadurch um so interessanter wird.

In etwas hing diese Eigentümlichkeit wohl mit dem starken Selbstbewußtsein zusammen, das Dettingen besaß. Er war sich lebhaft und gern der Überlegenheit bewußt, die ihm seine persönliche Eigenart über seine Umgebung verlieh. Er konnte diese überlegene Art unter Umständen in recht rücksichtsloser Weise geltend machen, selbst einem Mitschl gab er Veranlassung, von seinem „streitsüchtigen Übermut“ zu reden. An seinen eigenen Worten berauschte er sich gern, selbst ziemlich intime Briefe, die er schrieb, konnte er zu dem Zweck andern vorlesen. — Und doch fehlte ihm jenes höchste Selbstbewußtsein, das von Lob und Tadel der andern unbeeinflusst bleibt, ganz. Er war im Gegenteile überaus empfänglich für Anerkennung oder Tadel. Das war sehr verständlich bei seinem Selbstbewußtsein, aber es hatte auch eine andre tiefere Seite. — Im Grunde genommen erkannte Dettingen klarer, als man gewöhnlich annimmt, die Schranken seiner Begabung. Es hängt damit zusammen, daß er sein Lebenswerk bis in sein Greisenalter hinausjohob und daß der Zweifel an seiner Befähigung zu diesem

Werke ihn zeitweilig schwer bedrückt hat. In dieser Lage lauschte er den Worten der Anerkennung, denn sie halfen ihm dazu, das gestörte Selbstbewußtsein in das Gleichgewicht zu bringen, das ihm nun einmal natürlich war.

Wie die Willensmenschen nicht selten schlechte Menschenkener sind, so war es auch bei Dettingen. Es hing mit der starken Tendenz seiner Natur, sich durchzusetzen, zusammen, daß er die Menschen, die sich ihm fügten oder fügen zu wollen schienen, überschätzte. Es ist das Tragische solcher Naturen, daß sie das Unselbständige und Mittelmäßige an sich ziehen und das Eigenartige und Kraftvolle abstoßen. Dettingens Urteil über die Menschen ist bis zum Schluß unsicher geblieben, es lag eben in seiner Natur, daß er die Kräfte für die wertvollsten ansah, die sich vor seinen Wagen spannen ließen. Andererseits — und das ist wohl verständlich — griff er im Urteil über seine prinzipiellen wissenschaftlichen Gegner auch oft viel zu hoch. Ich habe es als Student nie verstanden, was alle die schmückenden Beiwörter („genial“, „geistvoll“, „tiefgreifend“, „bedeutsam“) an diesen Gegnern bedeuten sollten, wurden sie doch im nächsten Moment von der Maschine der Dialektik zu Häcksel zerschnitten! Ich glaube es jetzt besser zu verstehen, — es war das instinktive Empfinden fremder Kraft. Aber die verhängnisvolle Gewohnheit, sich von den Gegnern die Fragen stellen zu lassen und seine Kraft im „Widerlegen“ zu erschöpfen, war auch in Dettingen stark.

## 4.

Der starke und lebhafte Mensch, den wir kennen gelernt haben, war eine christliche Persönlichkeit. Er hatte seine Fehler, sie fielen einem verhältnismäßig schnell auf, aber sein Wesen war von dem Geiste Christi durchdrungen und geheiligt. Die Kraft von oben waltete in ihm und zog ihn mit sich fort, auch gegen seinen Willen. Man konnte in vielen Punkten ganz anderer Ansicht sein als er, man konnte schweren Anstoß an seiner Rechtshaberei nehmen — und doch drang aus seinen Worten einem immer wieder ein Lichtstrahl göttlichen Geistes entgegen. Es mochten recht irdische Motive in seinem Innern mitspielen, im Kern seines Wesens bewegte ihn eine höhere Gewalt, er konnte nicht anders als zeugen von dem, was sein Innerstes beherrschte.

Er brauchte nicht bloß die Vokabeln des Glaubens, sondern er glaubte wirklich. Seine Seele war nicht bloß einexerziert worden, weltliche Dinge nach einer heiligen Deklination zu beugen, sondern sie war selbst gebeugt worden von der Macht Gottes. Auch dieser Starke war ein Raub des Stärksten geworden.

Wer Sinn für so etwas hat, der empfand es sofort, daß in diesem Leben die Religion kein Dekorationsmittel war, sondern daß sie seine Eigenart bestimmte. Man empfand die Art unmittelbaren Glaubens. Und dieser Glaube zerbrach nicht, auch nicht im Kreuz oder an Gräbern, auch nicht, als der Greis die Ideale seiner Jugend zerrinnen und das Werk seiner Mannesjahre zusammenbrechen sah. Was das für Dettingen zu bedeuten hatte, ermißt nur der, der ihn wirklich gekannt hat. Sein Glaube hat aber hierin seine tiefste Probe bestanden.

Das persönliche Element in diesem Glaubensleben empfand man um so mehr, als dieser Glaube offenbar durch Kämpfe gegangen war und nicht ohne Kampf auch in späteren Jahren behauptet wurde. Kein Stück des christlichen Lebens wurde von Dettingen mit soviel innerer Beteiligung geschildert, als der Kampf des Christen wider die Sünde und um den Glauben. Täusche ich mich nicht, so wurde hier eines der innersten Motive seines Lebens offenbar. Von nichts geht der Mund mehr über, als davon, was das Herz hat, und doch „noch nicht“ hat. Zu diesem Kampfe stand eigentlich alles in Dettingens Christentum in enger Beziehung. Das ganze orthodoxe System wurde von hier aus lebendig; die Erbsünde und der Teufel, von dem er gern sprach, Christi blutiger Opfertod, das *servum arbitrium*, die Herrlichkeit der zukünftigen Vollendung, — alles wurde mit hineingezogen, um die Notwendigkeit und Sieghaftigkeit des Kampfes zu erweisen.

Es muß einmal in diesem frohen, sicheren und weltfreudigen Leben einen schweren Konflikt zwischen den natürlichen Neigungen und dem Gehorsam des Glaubens gegeben haben. Ich vermute, daß er in die früheren Jugendjahre gefallen ist und unauslöschliche Eindrücke mit sich brachte. Vielleicht erklärt sich daraus mit die Frühreise seiner religiösen Entwicklung, für die man Spuren hat. Aber dem sei wie ihm wolle, die ursprüngliche Richtungnahme — sie ist in den wenigen Jahren seiner ersten Ehe und am Krankenbett seiner ersten Frau vertieft und geläutert — bestand fort.

Sie ergab ein lebendiges, persönliches Christentum, dem es nicht an pietistischen Einschlügen fehlte. Aber die natürliche Lebenskraft und Daseinsfreudigkeit des Balten bot wie überhaupt so auch bei Dettingen ein Gegengewicht gegen diese Züge. Nichts in seinem äußeren Leben mit den behaglichen und behäbigen Gewohnheiten des vornehmen Mannes gemahnte an Kopfhängerei, im Gegenteil, sein Christentum hatte im Leben einen durchaus weltoffenen Zug. Und dennoch lebte im tiefsten Herzen jener Kampf mit seiner Unruhe und Angst, es regte sich immer wieder die Sehnsucht nach einem überirdischen Leben, nach den Freuden unmittelbarer Berührung mit dem göttlichen Leben, nach dem Bewußtsein des Durchbruches, die Selbstbeobachtung mit der Freude an Narben und Scherben im Innern. — Vielleicht kommt diese Linie manchem Leser im Bilde Dettingens fremdartig vor; ich glaube mich nicht zu täuschen, indem ich sie ziehe.

Der Mann, der wirklich glaubt, empfängt auch unausgesetzt die Impulse zu der wirklichen Liebe, die nicht nur in Worten, sondern auch in Taten sich äußert. Dettingen ist nicht bloß ein treuer Freund gewesen, auf den man sich verlassen konnte, er hat nicht nur für die Glieder seiner Familie warmes Interesse gehabt, es war mehr, daß er seinen Beruf in dem Bewußtsein ausübte, Gott zu dienen und daß er auch Not und Elend gegenüber ein offenes Herz und eine offene Hand hatte. Das Wort „noblesse oblige“ hatte christliche Wurzeln in seiner Seele.

So war Dettingen: ein Mann von umfassender Begabung, eine kräftige Persönlichkeit, ein Idealist seiner Weltanschauung nach und ein Realist mit praktischem Sinn und endlich ein inniger gläubiger Christ. Die Sünden, die ihm anhafteten, und die Schranken, die Natur und Temperament ihm zogen, verschwinden für die liebevolle Betrachtung hinter dem Ganzen mit den großen Zügen einer frommen Seele.

## 5.

Man sagt: „der Stil ist der Mensch.“ Das Wort paßt gut auf Dettingen. Er schrieb einen eindrucksvollen Stil. Was er sagte, war fast immer interessant, wie der Mensch selbst, der es sagte. Er wußte seine Leser zu packen. Die Grundgedanken sind einfach und sie kehren immer wieder. Man kann sie nicht über-

hören. Sie werden mit einem Pathos vorgetragen, das nur der ganz versteht, der Dettingen persönlich gekannt hat. Er ist gewöhnlich Redner, auch als Schriftsteller. Alle Mittel des Redners arbeiten in seinen Schriften mit: dichterische Zitate und sonstige Lesefrüchte und Anspielungen, paradoxe Exclamationen und paränetische Wendungen, spöttische Seitenhiebe und Locktöne des Gefühls — Haß und Liebe. Die Rede bekommt dadurch leicht etwas Gewaltfames, Unruhiges und Überladenes, es mangelt an Einfachheit und Einfachheit. Die Pointe und das Schlagwort, die rhetorische Überredung dominieren zu stark, die Affekte kommen nur selten zur Ruhe. Unter dem Zuviel der Ausdrucksmittel leidet die plastische Kraft der Rede, es fehlt an innigen, tiefen Tönen. Andererseits wird auch die strenge Sachlichkeit der Erörterung durch diese Züge gehemmt. Die Gründe können verlieren unter dem Pathos, mit dem sie vorgebracht werden; der Leser wird zu stark überredet, um überzeugt zu werden. — Aber andererseits hat diese Schreibweise auch ihre Vorzüge. Ein erfrischender, anregender Zug geht von ihr aus. Zumal wenn der Leser den Autor kennt und es einigermaßen versteht, lector benevolus zu sein, gewinnt er im Kontakt mit dem Autor an Interesse für die Sache.

Dettingen war kein klassischer Stilist, dazu war seine Schreibweise zu unruhig und zu überladen, aber er war ein eindrucksvoller und wirksamer Schriftsteller. Der Willensmensch wußte sich eindringlich an den Leser zu wenden, und die innere Bewegung, die ihn bei dem Schreiben durchdrang, teilte sich auch dem Leser mit. So spiegelt seine Schreibweise den Menschen wieder, aber dieser war urwüchsiger als jene.

Als Redner wirkte Dettingen, besonders in früheren Jahren, hinreißend. Hier kamen alle Vorzüge seiner Denk- und Sprechweise zur vollen Geltung: die souveräne Beherrschung der Sprache, die Anwendung aller rhetorischen Mittel und vor allem die starke, selbstüberzeugte Persönlichkeit, die hinter den Worten stand. Hier trat auch die starke dramatische Begabung, die Dettingen eignete, hervor. Er war einer der besten Vorleser von Dramen, die ich gehört habe. Zumal die verschiedenen scharf geschnittenen Charaktere der Shakespeareschen Dramen wußte er meisterhaft zur Darstellung zu bringen, das war um so auffallender, als die Stimmittel, die ihm zu Gebote standen, nicht eigentlich groß und umfassend waren

und ein leises Anstoßen der Zunge anfangs sogar etwas störte. Aber er lebte so ganz in der dramatischen Situation, er hatte die Personen des Stückes in seiner Phantasie so völlig lebendig gemacht und besaß eine so feine Beobachtung der kleinen und einzelnen Züge der menschlichen Geberden- und Wortsprache, daß die Phantasie des Hörers mächtig angeregt wurde zur Mitarbeit an der Versinnlichung des Gehörten.

Es ist begreiflich, daß eine Persönlichkeit von Dettingens Anlagen auch auf dem Katheder starke Wirkungen ausübte, obwohl, wenn ich recht sehe, dies nicht die stärksten Wirkungen waren, die von ihm ausgingen. Nach der Weise der älteren Dozenten trug er seinen Stoff in diktierender Form vor. Dies Diktat wurde durch allerhand improvisierte Exkurse unterbrochen, wie polemische Auseinandersetzungen mit andern Meinungen, Mitteilungen von Parallelen aus der weltlichen Literatur, besonders Goethe und Shakespeare, gelegentlich auch paränetische Bemerkungen. Der eigentliche Vortrag bot eine klare und leicht übersichtliche Darstellung seiner Ansichten, nur erschwerte die Diktatform für den Augenblick das Mitdenken, und das konnte müde machen. Indessen belebten die Exkurse die Sache wieder, sie erregten das Gefühl oder auch den Willen mit ihren geistvollen, lebendigen Aperçus und dem starken Gewicht persönlicher Überzeugung. Geradezu glänzend waren die moralstatistischen Vorlesungen, die regelmäßig ein großes Publikum von Studierenden aller Fakultäten anzogen. Hier sprach Dettingen ganz frei, mit souveräner Beherrschung des großen Stoffes und mit warmer Vertretung der christlich-sittlichen Anschauung. Die Vorlesungen wirkten, wie sie gemeint waren, als eine mächtige ethische Apologie des Christentums.

Es ist Dettingen als Lehrer gelungen, vielen Generationen ein lebensvolles, warmes Verständnis des Christentums zu übermitteln und ihnen die Richtlinien des dogmatischen Urteils, die er für die maßgebenden hielt, einzuprägen. Wer will es bemessen, wie viel Anregungen für die Predigt sowie für die christliche Weltanschauung von seinen Vorlesungen in die Geistlichkeit und die evangelische Kirche Rußlands ausgegangen sind! Was ein Dogmatiker seiner Zeit gewesen ist, ist vor allem an diesem Maßstabe zu bemessen. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß wir Menschen ihn nur vorsichtig anwenden können. Doch die wahre

Dankbarkeit, die viele seiner Schüler ihm bewahrt haben, spricht laut genug für den Segen, der von seiner Arbeit ausgegangen ist.

Die Wirkungen Dettingens als Lehrer sind vor allem kirchlicher Art gewesen. Er bot, wie es Philippi vor ihm getan, die überlieferte kirchliche Lehre in einen festen Zusammenhang gestellt, apologetisch begründet und in gemeinverständlicher Form. Es war das, was der Pastor zunächst und direkt für seine Amtsführung braucht. Das ist viel — und es mag für die Zeiten ruhiger Entwicklung genug sein —, aber es ist nicht alles. Der akademische Unterricht soll auch zu kräftiger Empfindung der Probleme und zur Bildung einer eigenen wissenschaftlichen Überzeugung oder zu selbständiger Forschung anleiten. Aber hieran mangelte es bei Dettingens Vortrag — nicht anders als etwa bei Philippi oder auch Luthardt — und auch in seinen Seminarübungen. Man lernte eine fertige Wahrheit kennen und wurde angeleitet, Mißverständnisse derselben zu meiden, aber man wurde nicht klar über die innere Notwendigkeit dieser Wahrheit. Man hörte von dem „Gegensatz“ dazu, wie Dettingen gern sagte, und empfing Unterweisung zu seiner „Widerlegung“, aber der tiefste Grund dieser Gegensätze und damit ihre Kraft wurde nicht enthüllt, daher erhielt man auch nicht den wissenschaftlichen Trieb zu ihrer Überwindung. Man begriff nicht, warum so viel Widerspruch gegen das Wahre, wenn es doch so einfach und klar ist, warum der Widerspruch so viele Anhänger hat, wenn er doch so „schlagend“ widerlegt werden konnte; fast konnte es aussehen, als wenn nur Übermut und Sünde an abweichenden dogmatischen Theorien Gefallen finden könnten. Bewußt oder unbewußt haben doch alle, die, mit einigem wissenschaftlichen Interesse und Vermögen ausgerüstet, damals in Dorpat Dogmatik trieben, etwas von diesen Bedenken empfunden, zumal diejenigen, die sich selbständig etwa mit Kant oder Schleiermacher, Frank oder Nitschl beschäftigten.

Es hätte wenig Zweck, in diesem Gedenkblatt dieses Mangels Erwähnung zu tun, wenn er nicht fast typisch für den positiven Betrieb der Dogmatik in jener Zeit gewesen wäre. Man kann im ganzen sagen, daß Dettingen es sehr viel besser gemacht hat, als mancher seiner Spezialkollegen an deutschen Universitäten. Der Mangel gehörte der Zeit, weniger seiner Person an. Man hatte eine Dogmatik mit wenig Problemen, und man hatte Probleme,

die wenig fruchtbar waren. Man hatte zu wenig neue Fragen, um aus der Geschichte zu lernen, und man schleppte zu viel geschichtlichen Lehrstoff mit, um den Mangel an Fragen zu empfinden. Aber diese methodischen Fehler sind verhängnisvoll geworden, wie jeder weiß, der die innere Geschichte der Theologie und Kirche in den letzten Dezzennien kennt, nicht nur in Deutschland, sondern — so viel ich weiß — auch in dem baltischen Lande.

Es war ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Studenten, die Dettingen an seinen „Mittwochsmittagen“ in seinen näheren persönlichen Verkehr zog. Wer daran teilgenommen, dem werden diese Stunden für immer in dankbarer Erinnerung bleiben. Die ganze reiche Persönlichkeit Dettingens erschloß sich in ihnen in harmloser und doch immer gehaltvoller und inhaltreicher Rede. Ästhetische und dogmatische Fragen standen im Mittelpunkt des Interesses, aber in feiner Weise wußte Dettingen auch seelsorgerische Winke seinen jungen Freunden zu geben. Ich werde es nie vergessen, wie er einmal, an Mephistopheles' bekanntes Wort anknüpfend, mich vor dem „verborgenen Gift“ in der Theologie warnte.

## 6.

Der Mann, dessen Bild wir zu zeichnen versucht haben, war aber auch ein hervorragender theologischer Schriftsteller. Daraus ergibt sich die weitere Aufgabe, die uns gestellt ist.

Die wissenschaftliche Entwicklung Dettingens hat sich in drei Phasen vollzogen. Die erste kann man als die Zeit der Grundlegung, die zweite als die ethisch-ästhetische, die dritte als die dogmatische Periode seiner Arbeit bezeichnen.

Dettingen ist als Theologe ausgegangen von Philippi oder der Repristinaton der Dogmatik des 17. Jahrhunderts. Dieser streng orthodoxe Ausgangspunkt ist für ihm maßgebend geblieben. Er hat am altorthodoxen System hie und da Erweichungen vornehmen können, als Ganzes blieb es die Grundlage aller seiner Gedanken. Aber von Anfang an war es ihm Bedürfnis, diese Überlieferung selbständig zu durchdringen, einmal, indem er ihre Vorzüge im Gegensatz zu andern Weltanschauungen zur Darstellung brachte, dann, indem er ihre Haltbarkeit auch im modernen Geistesleben darzutun versuchte, oder auch indem er ihr neue Konsequenzen

entnahm, wie etwa schon in der Dissertation über die Sünde wider den heil. Geist. Er hat nie einfach nachgesprochen, sondern — wenn auch unbewußt — darnach gerungen, den alten Gedanken eine praktisch wirksame Form zu geben. Das war in seinem Wesen begründet. Unter diesen Gesichtspunkten sind die Veröffentlichungen — fast durchweg Aufsätze in der Dorpater Zeitschrift — während der sechziger Jahre zu betrachten (über Schleiermacher, Spinoza, Kant, Schopenhauer, über Shakespeare, über Wiedergeburt und Kindertaufe, über die Rechtfertigung, die Zweinaturenlehre, sowie gelegentliche kritische Auseinandersetzungen mit der Entwicklung der deutschen Theologie). Dettingen hat sich in diesen Jahren die überkommene altorthodoxe Theologie innerlich angeeignet und sie zur Grundlage seines Denkens gemacht, er hat sich zugleich an den Gegensätzen orientiert, die für ihn Zeit seines Lebens bestimmend gewesen sind. Seine Theologie, kann man sagen, war fertig, während er in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre seines Lebens stand. Man muß diese Tatsache im Auge behalten, um die weitere Entwicklung Dettingens zu verstehen, vor allem das merkwürdige Faktum, daß er fast drei Dezennien lang, während die allergrößten Bewegungen sich auf dem Gebiete der Theologie vollzogen, über die Hauptfragen seiner Wissenschaft, abgesehen von gelegentlichen Bemerkungen, Schweigen beobachtet hat. Dem Fertigen hatten Frank und Ritschl nichts zu sagen, aber freilich empfand er auch, daß er nicht über die Mittel verfügte, ihnen etwas zu sagen.

So versteht es sich nun auch, daß auf die erste, im wesentlichen dogmatisch gerichtete Phase von Dettingens Entwicklung die zweite mit ihren ethischen und ästhetischen Interessen folgt. Es war für Dettingens wissenschaftliche Entwicklung von entscheidender Bedeutung, daß im Jahre 1865 ein junger geistreicher Nationalökonom, mein jetzt so berühmter, verehrter Kollege Adolf Wagner, nach Dorpat kam. 1864 hatte Wagner sein Werk über „die Gesetzmäßigkeit der scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen“ veröffentlicht. Dies Problem fesselte Dettingen sofort auf das lebhafteste. Wagner war durch die Daten der Moralstatistik zur Annahme eines absoluten Determinismus geführt worden. Der Determinismus war nun aber durch das altorthodoxe System ausgeschlossen, und andererseits widerstrebte ihm Dettingens ganze

Naturanlage. So wurde ihm die Wagnersche These zu einem drückenden Problem. Die empirische Begründung der These führte zur Nachprüfung. So geriet Dettingen immer tiefer in moralstatistische Studien. Aus ihnen ging das große Werk hervor, das Dettingens Namen in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat und das fraglos seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung darstellt: „Die Moralstatistik“ 1868. In diesem Werke ist ein ungeheures Material mit sicherer Hand lichtvoll verarbeitet. Dabei leitet den Autor ein doppeltes Interesse, einmal die Regelmäßigkeit der menschlichen Handlungen als bedingt durch die Einheit des Gemeinschaftslebens aufzuzeigen, und dann die Freiheit des Handelns des einzelnen Subjekts daraus zu erweisen, daß die Regelmäßigkeit der moralstatistischen Ziffern nie eine absolute ist, wie etwa in den Formeln der Naturgesetze.

So löste sich Dettingen das Problem, von dem er ausgegangen war: das menschliche Handeln ist nicht Produkt des Naturgesetzes, — es ist frei. Aber ein neues Problem erhob sich dafür. Dem Determinismus gegenüber war die Freiheit erwiesen, aber andererseits hatten sich Bedenken gegen die Freiheit im Sinne des Indeterminismus erwiesen. Das Problem sollte gelöst werden durch die Umwandlung der Ethik in eine „Sozialethik“, oder durch die Durchführung des „Gemeinschaftsfaktors“ sollte die individualistische indeterministische Mißdeutung der Freiheit ausgeschlossen werden. Aber „der Versuch einer Sozialethik auf empirischer Grundlage“ ist nicht geglückt. Man kann das an der „Christlichen Sittenlehre“ 1873 studieren. In unbilliger, scharfer Kritik wird der bisherigen Ethik ihr individualistischer Charakter vorgehalten, aber Dettingens eigene Darstellung unterscheidet sich in nichts Wesentlichem von der üblichen. Denn daß bei allen Kapiteln betont wird, diese Erscheinung vollziehe sich in der „Gemeinschaft“, ist gewiß gut, aber wie Dettingen es tut, ergibt es kein organisierendes Prinzip der Gedankenbildung, sondern nur eine Ergänzung, die zutreffend, aber auch ein wenig selbstverständlich ist. Sehe ich recht, so war hieran vor allem schuld, daß Dettingen selbst, gemäß dem Ausgang seiner Gedankenbildung, nie aus dem Individualismus, den er bekämpfte, herausgekommen ist, der „Gemeinschaftsfaktor“ war ihm im Grunde nur ein Korrektivmittel gegen individualistische Auswüchse.

Auch hierfür war der altorthodoxe Grundriß maßgebend. Begriffe wie „Gesamtleben“ oder „Geschichte“ gehörten nicht eigentlich zu den konstitutiven Elementen in Dettingens Denken.

Doch soll dem nicht weiter nachgegangen werden. Trotz der allseitigen Ablehnung, die Dettingens Versuch, die Ethik in Sozialethik zu verwandeln, gefunden hat, haben seine moralstatistischen und ethischen Arbeiten doch erheblich dazu mitgewirkt, die sozialen Gesichtspunkte in der Ethik ausgiebiger und tiefer, als es bis dahin geschehen war, zur Geltung zu bringen. Darin besteht die bleibende Bedeutung seiner ethischen Arbeiten.

Der Gedanke von der Bedeutung der „Gemeinschaft“ ist von nun an ein Hauptbestandteil in Dettingens Gedankenwelt. Er dringt auch in die Dogmatik ein und führt zu einer gelegentlich sehr energiegelichen Betonung des „Reiches Gottes“, aber auch hier behält er die Weise eines Anhangs, dem keine organisierende Wirkung eignet. Die neuen Auflagen der Moralstatistik (1874, 1882) regten den Gedanken immer wieder an. Im übrigen sind die wertvollen Arbeiten Dettingens während der siebziger, achtziger und neunziger Jahre zum größten Teil ethischen Fragen, die oft durch moralstatistische Daten illustriert werden, gewidmet. (Wahre und falsche Autorität 1877. Obligatorische und fakultative Zivilehe 1881. Über chronischen und akuten Selbstmord 1881. Bildung und Sittlichkeit 1883. Was heißt christlich-sozial? 1886. Zur Duellfrage 1889. Theorie und Praxis des Heiratens 1892, mehrere Aufsätze zur „Diakonissenfrage“ zc.) Gerade solche Probleme lagen Dettingens Natur nahe und bei ihrer Behandlung konnte sich die praktische Richtung seines Wesens aufs schönste betätigen. Daher sind einige dieser Aufsätze wahre Perlen populärwissenschaftlicher Darstellung geworden.

Wie es naturgemäß war, daß ein Mann von Dettingens praktischen Neigungen seine Überzeugungen auch einem größeren Publikum darlegte, so ist es auch begreiflich, daß er, als feiner Kenner der Literatur, auf diesem Gebiet produktiv war. Es zog ihn ja innerlich immer wieder zu den Gedanken Goethes und Shakespeares hin, und es war ihm ein persönliches Anliegen, sie mit seiner christlichen Überzeugung auszugleichen. Schon 1861 hatte er in einem trefflichen Aufsatz über „Shakespeares Bedeutung für den christlichen Theologen“ gehandelt. 1878 gab er Hippels

„Lebensläufe“ in verjüngter Gestalt heraus, und 1880 erschienen seine „Vorlesungen über Goethes Faust“. Auch in ihnen mit ihrer reichen Kenntnis Goethes tritt uns der ganze Dettingen entgegen mit der hohen Begeisterung, für einen unwillkürlich mit dem Christentum zusammenfließenden Idealismus und mit der starken realistischen Neigung belehrend und bekehrend zu wirken.

Es kam die Zeit, da Dettingen sein Lehramt niederlegte (1891). Mit ihr geht die dritte Phase seiner theologischen Arbeit an, und diese kehrt zu seinen Anfängen zurück, die dogmatische Forschung wird wieder aufgenommen. Auch hier war es zunächst ein äußerer Anlaß, der diese Wendung bestimmte. Der spätere Verleger von Dettingens „Dogmatik“ suchte mich auf und schlug mir die Abfassung einer Dogmatik vor. Ich fühlte mich damals viel zu jung zu dieser Arbeit und wies daher auf Dettingen hin und legte ihm auch brieflich den Plan an das Herz. Mit dem äußeren Anlaß traf die Dialektik der inneren Entwicklung zusammen. Die Gedanken, die er in seiner Frühzeit überkommen und erworben hatte, waren fast ein Menschenalter über die Grundlage seiner Gedankenarbeit gewesen, und sie hatten sich ihm oft erprobt und bewährt. Da lag nichts näher, als sie nun endlich im Zusammenhang darzulegen.

Zehn Jahre der Arbeit hat Dettingen seiner dreibändigen „Lutherischen Dogmatik“ (1897—1902) gewidmet. Erst der Fünf- undsiebzigjährige hat sie vollendet. Es ist ein bewunderungswürdiger Fleiß, von dem dies Werk des Greises Zeugnis abgibt. Rastlos hat Dettingen die neuere dogmatische Literatur durchgearbeitet, auf das genaueste das biblische Material verwertet, auch an den neueren dogmengeschichtlichen Arbeiten und der philosophischen Literatur ist er nicht achtlos vorübergegangen. Er hat es fast mit Schrecken empfunden, als er an die Arbeit ging, daß eine neue Zeit angegangen war, aber er hat den Mut nicht verloren. Mit aller Energie seines Wesens hat er versucht sie zu verstehen, um auf sie wirken zu können. Dettingen hatte schon früher von der Hofman-Frank'schen Methode der Dogmatik manches angenommen; jetzt hat er auch versucht, soweit es ging, Nitsch's Anregungen Rechnung zu tragen, die vornehme Kritik früherer Jahre hat einer viel milderen Tonart Platz gemacht. Nitsch's Kritik an der Metaphysik, sowie die praktisch-ethische Abzweckung

seiner Gedankenwelt war Dettingen naturgemäß sympathisch. Mit der unendlichen Beweglichkeit seines Geistes konnte er auch große Stücke davon akzeptieren, freilich ohne darum die metaphysischen Sätze der alten Orthodogie auszuschalten oder die ganze dogmatische Haltung zu ändern. Im Prinzip spricht sich Dettingen jetzt oft merkwürdig entgegenkommend aus, aber freilich wird die Anwendung des Prinzips im einzelnen Falle abgelehnt. Die alles beherrschende Grundlage bleibt das altorthodoxe System, auf diese Grundlage sind einige Hofmann-Frankische Gedanken gesetzt und über diesen ist eine dritte Schicht Ritschlscher Anregungen wahrzunehmen.

Wirklich fest und sicher steht nur die alte Philippische Grundlage da. Dessen ist sich Dettingen selbst wohl bewußt. Er hält das überkommene Dogma ohne Umdeutungen aufrecht. Aber in diese Festigkeit der „alten Garde“ mengt sich hier und da ein ihm sonst fremder Zug der Resignation. Er fühlt, daß eine andre Zeit angebrochen ist und daß er nicht so in sie eingreifen kann, wie er gern möchte. Und in der That, nimmt man die Lehre des 17. Jahrhunderts als Norm des Luthertums, so wird seine „Lutherische Dogmatik“ vielleicht die letzte ihrer Art bleiben. Trotz der feinen architektonischen Gliederung des ungeheuren Stoffes — hier spricht der symmetrische Sinn des alten Ästhetikers mit — erlahmt der Leser bei der Lektüre des Werkes bald. Es geschieht zu wenig in dem Buch; es wird viel von Wachstum und organischem Zusammenhang geredet, aber man bekommt nicht die Empfindung, daß es etwas Wirkliches ist, was hier heranwächst. Es wird nicht aus dem Bedarf hervor ein neues Haus gebaut, sondern es wird „Architektonik“ getrieben an einem altehrwürdigen Gebäude. Ein Netz von Meßschnüren und Lotgewichten, von Winkelmaßen und Zirkeln wird um den alten Bau gelegt, Gerüst um Gerüst erhebt sich, es scheint gebaut werden zu sollen, aber Hacke, Beil und Säge fehlen. Es wird nichts niedergerissen, und es erscheinen keine neuen Steine und Balken auf dem Bauplatz, nach allen Messungen und Berechnungen bleibt alles bei dem Alten, man erfährt immer nur, wie gut und korrekt der alte Bau sei, und daß hier und da ein Erkerchen angebaut oder ein Fenster verkleinert wird um des Ebenmaßes willen, tut schließlich nichts zur Sache. Und das Resultat ist, daß man müde wird all der architektonischen Erörte-

rungen, und die Lust in den alten Bau einzuziehen sich nicht einstellen will. So begreift es sich, daß die große, mühevollen Arbeit, die die Frucht eines Theologenlebens darstellen sollte, so wenig beachtet worden ist.

Es widerstrebt mir, in eine kritische Auseinandersetzung mit der Methode und den Resultaten des Werkes einzutreten. Man müßte ausführlich werden, um alles zu sagen, und dazu fehlt es mir an der Zeit, und dieses Gedenkblatt wäre auch nicht der geeignete Ort dazu. So sehr ich mich im alten Glauben mit meinem lieben alten Lehrer eins weiß, so groß sind doch die Differenzen in den philosophischen und historischen Voraussetzungen und in der Bestimmung der Prinzipien und der Methode der Dogmatik. Da ist mit einigen Sätzen nichts zu erreichen. Dettingen war alt geworden in den Gedanken seiner Jugend, und sie waren ihm zum Kern seines Lebensinhalts geworden. Wohl vermochte sein kräftiger Geist anzuempfinden, was eine andre Generation lebte und dachte, aber mit er lebt hat er es doch eigentlich nicht mehr. So fand er keine Antwort für die „modernen“ Geistesbedürfnisse, wenigstens keine Antwort, die aus der starken Empfindung ihres Rechts und ihrer Kraft herausgeboren war. Mit seinem Buch trat er unter Suchende als ein Fertiger, lebenswürdig und verständlich, aber doch fertig; unter die junge Mannschaft mischte sich einer von der „alten Garde“, lebhaft und klug, aber prinzipiell „unmodern“. Ich habe das nie so lebhaft empfunden, als vor kurzem in einer seiner allerletzten Veröffentlichungen, wo er mir und meinem Freunde Karl Girgensohn gegenüber das „moderne“ Element in der Theologie lebhaft, aber freundlich bekämpft\*, — er verstand uns nicht mehr. Das ist ein wehmütiges Erlebnis, aber wo fehlte es in dem Wechsel der Generationen?

Aber besser als dem nachzudenken ist es, sich ein Vorbild zu nehmen an der inneren Sicherheit im Bekenntnis der alten Wahrheit, an der hochgemuten Stimmung eines frommen Theologen und an der Verbindung der theologia crucis mit dem weltoffenen Sinn, die uns auch diese Arbeit des Heimgegangenen bezeugt. Sie ist ein Stück von seinem Wesen, darum ist sie uns ehrwürdig. Sie ist eine treue Zusammenstellung des Erbes unsrer Väter,

\*) In den Mitteil. u. Nachr. f. d. evang.-luth. Kirche 1904, S. 377 ff.

darum fordert sie uns zu ernster Selbstprüfung auf. Und sie ist ein Lebenszeugnis aus der Vergangenheit, darum spornt sie uns an zum Kampf um die Zukunft.

## 7.

Damit stehen wir am Schluß. Wir haben die Seele eines merkwürdigen, starken und frommen Menschen zu verstehen versucht und wir haben die wissenschaftliche Entwicklung eines bedeutenden Theologen im Zusammenhang ihrer Zeit darzustellen uns bemüht. Was hat dies Menschenleben für sein Land und seine Kirche zu bedeuten gehabt? Darüber sind noch einige zusammenfassende Sätze niederzuschreiben.

Das erste scheint mir dies zu sein, daß Dettingen die eigenartige Gestaltung des praktischen Christentums in den baltischen Provinzen in seiner Persönlichkeit in eindrucksvollster Weise vertreten hat. Jene Mischung von straffer Orthodogie und pietistischer Frömmigkeit, von praktisch kirchlichem Sinn und hochgespanntem ästhetischen Idealismus, von einem starken patriotischen Glauben und naiver Weltfreudigkeit, die sich in ihm darstellte, bezeichnet zugleich die Eigentümlichkeiten des baltischen Christentums, wenn man so sagen darf. Dettingen wurde zu den ersten Männern des Landes gezählt, seine mächtige und vielseitige Persönlichkeit war daher weiten Kreisen zugleich eine Verkörperung der Kraft des Christentums. Ein bedeutender Mensch, der Christ ist, ist immer eine wandelnde Apologie des Christentums.

Zum andern hat Dettingen in der theologischen Fakultät zu Dorpat die systematische Theologie eindrucksvoll vertreten und dadurch zu der Blüte der Fakultät in maßgebender Weise beigetragen.

Drittens hat Dettingen viele Generationen von jungen Theologen mit Gedanken, Urteilen und Stimmungen ausgerüstet. Er hat dadurch auf die Predigt und die kirchliche Gesamtarbeit der baltischen Kirche sehr tief eingewirkt. Und er hat zugleich gewußt das junge Theologengeschlecht anzuleiten zu einer Vereinigung von Frömmigkeit und Kultur; er hat es zum Vertrauen gegen Gott und zur treuen Arbeit in den geschichtlichen und natürlichen Gemeinschaften des Lebens erzogen. Und er hat bis zum Schluß die Fahne der alten Wahrheit, so wie er sie verstand, mannhaft festgehalten. Ströme des Segens und der Anregung sind von hier

aus in das baltische Pfarrhaus geflossen. Der geistige und religiöse Typus des älteren baltischen Pastors scheint mir wesentlich durch Dettingen bestimmt zu sein.

Dettingen hat, viertens, auch direkt in das kirchliche Leben seiner Heimat eingegriffen. Fast jede kirchliche Notlage und die meisten kirchlichen und kirchenpolitischen Probleme hat er innerlich mit durchlebt. In vielen hat er das lösende Wort zu sprechen gewußt, bei fast allen durch die Klarheit und praktische Sicherheit seines Urteils fördernd eingewirkt. Nicht nur die Theologen, sondern die ganze Kirche und das ganze Land werden das an Dettingens Sarge dankbar anerkannt haben.

Dettingen war ein Mittelpunkt des kirchlichen und des geistigen Lebens der baltischen Provinzen. Auf sein Urteil legten alle Kreise Gewicht. Und er war eine der merkwürdigsten Gestalten des baltischen Lebensstypus, eine typische Erscheinung und doch ein origineller Mensch; ein demütiger Diener seines Gottes und ein geborener Herrscher, ein Idealist der Theorie und ein Realist der Tat, ein warmer Patriot und doch voller Sehnsucht nach der ewigen Heimat.

So steht das Bild des Heimgegangenen vor meiner Seele. Wenn Dettingen einen Biographen findet — ihm erwächst keine ganz leichte Aufgabe —, so wird dieser gewiß für das meiste, was ich zum Teil aus geschichtlicher und psychologischer Intuition gesagt habe, die Belege im einzelnen erbringen und vieles ergänzen, manches verbessern können. Auf das Ganze gesehen, hoffe ich das Bild richtig getroffen zu haben.



# Baltische Elementarschulen mit deutscher Unterrichtssprache.

Von

Oberlehrer **C. Schwang.**

---

Dem Beispiele Mitaus und Revals werden voraussichtlich schon im August dieses Jahres auch die andern Städte unsres Baltenlandes folgen und vierklassige Elementarschulen mit deutscher Unterrichtssprache eröffnen, und hoffentlich schließen sich den Städten dann bald auch unsre Städtchen und Flecken an. Da nun auch auf den Gütern mehr als bisher das deutsche Element — Handwerker, Amtleute zc. — Beachtung finden wird und muß, so dürften mit der Zeit auch in größeren Kirchspielszentren Schulen dritter Kategorie ins Leben gerufen werden müssen, denn sollen wir nicht weiter an unsrem eigenen Leibe Schaden nehmen, so darf auch auf dem Lande die deutsche Jugend nicht mehr wie bisher vernachlässigt werden und dürfen Ritter- und Landschaften ebensowenig wie Kommunalverwaltungen zc. dabei vor einem Geldopfer zurückscheuen, handelt es sich doch hier um eines unsrer größten Güter — um die deutsche Kultur. Der Unterhalt vierklassiger Elementarschulen für Knaben und Mädchen ist ja übrigens garnicht so teuer, auch wenn als Schulgeld pro Semester nur wenige Rubel erhoben werden. Gibt es doch in unsren relativ teuren Städten schon jetzt eine ganze Reihe von elementaren Knaben- und Mädchenschulen, die ohne jegliche Unterstützung von irgend welcher Seite nur mit dem meist recht mäßigen Schulgeld unterhalten werden. Neben Neugründungen wäre daher in erster Linie an diese schon jetzt mit russischer Unterrichtssprache

bestehenden Elementarschulen anzuknüpfen und in ihnen, womöglich schon im August a. c., die deutsche Unterrichtssprache wieder einzuführen. Für von deutschen Bildungsvereinen zc. gewährte kleinere oder größere Subventionen könnte dabei wohl auch den Schulhaltern die Pflicht auferlegt werden, wenn auch nicht sofort, so doch mit der Zeit, nur in Seminaren geschulte Lehrkräfte anzustellen und der Einheitlichkeit wegen wenigstens im Großen und Ganzen ein Normalprogramm einzuhalten. Das do ut des scheint mir hier durchaus angebracht und natürlich. Um aber die Vorschrift, nur geschulte Elementarlehrerinnen anzustellen, nicht nur eine Vorschrift auf dem Papier sein zu lassen und sie wirklich auch ausführen zu können, wird schon jetzt die Frage bei uns erörtert werden müssen, wie und wo wir zu solchen geschulten Kräften gelangen können. Hier ließen sich meiner Meinung nach verschiedene Wege einschlagen. Entweder schicken wir auf Kosten der Bildungsvereine zc. junge Lehrerinnen, die einige Zeit schon in Schulen unterrichtet und Lust und Talent dabei gezeigt haben, auf einige Zeit nach Deutschland in eines der dortigen Lehrerinnen-seminare mit der Verpflichtung, für die ganz oder teilweise gewährte Geldunterstützung nach abgelegtem Seminargamen in der Heimat Leiterin oder Lehrerin einer Elementarschule zu werden<sup>1</sup>, oder aber wir gründen, wie das früher auch schon hier und da der Fall war, bei uns im Lande in den größeren Städten sog. Privatseminare für Elementarlehrerinnen. In Verbindung mit den bestehenden höheren Privatmädchenschulen hätten hier junge Damen nach abgelegtem Gouvernantengamen nicht weniger als zwei Jahre ihre Probejahre durchzumachen, indem sie unter Anleitung pädagogisch gebildeter und erfahrener Lehrerinnen oder Lehrer in den unteren Klassen dieser Privatschulen praktisch sich betätigen müssen. Gleichzeitig müßte ihnen im Laufe dieser Zeit Gelegenheit geboten werden, etwa durch Vorlesungen, die von in Deutschland geschulten Pädagogen gehalten werden könnten<sup>2</sup>, sich bekannt zu machen mit empirischer Psychologie, als der Grundlage der Erziehungs- und

<sup>1</sup>) Das Schulgeld im Lehrerseminar in Leipzig beträgt für Auswärtige 200 Mk., und Pensionen im Preise von 550–800 Mk. fürs Jahr werden vom Direktor nachgewiesen. Die Kenntnisse unsrer Gouvernanten genügen für die Aufnahme, nur im Englischen wird auch Sicherheit im Elementaren verlangt.

<sup>2</sup>) Theoretisch gebildete Pädagogen finden sich auch bei uns in jeder größeren Stadt.

Unterrichtslehre, mit katechetischen und methodologischen Anweisungen — mit Übungen verbunden —, mit der allgemeinen Unterrichtslehre und der Unterrichtslehre der einzelnen Fächer, mit der Geschichte der Pädagogik zc. Um über eine erfolgreiche Aneignung der resp. Fächer den Nachweis zu liefern und dadurch das Anstellungsrecht zu erhalten, müßte wohl auch ein pädagogisches Schlußexamen verlangt werden, das bei den Lehrern und Lehrerinnen des Privatseminars abgelegt werden könnte.

Sind dann in unfrem Baltenslande überall Elementarschulen mit in Seminaren geschulten Elementarlehrerinnen vorhanden, so wird an uns auch die Frage herantreten, was weiter mit den Abiturienten und Abiturientinnen dieser Elementarschulen geschehen soll, denn mit der vierjährigen Bildung etwa von 7 bis 11 oder 12 Jahren, die nach Möglichkeit allerdings auch schon eine abgeschlossene sein und den späteren Lebenslauf eines Handwerkers, kleinen Kaufmannes zc. ins Auge fassen soll, dürfte wohl der größere Teil der Schüler und Schülerinnen der Elementarschulen sich nicht begnügen wollen. Hier heißt es rechtzeitig dafür sorgen, daß wenigstens in den größeren Städten unfres Landes für die Knaben wieder gute Kreisschulen, wie wir sie früher hatten, ins Leben gerufen werden, und für die Mädchen Gewerbeschulen, Gynäceen oder wie wir sie sonst nennen mögen, welche unfre Jugend bis zur Konfirmation, also etwa bis zum 16. oder 17. Jahre ebenfalls in vier Klassen weiterzubilden hätten, auch hier mit dem Ziele, unfrer männlichen und weiblichen Jugend die fürs spätere Leben nötige praktische Bildung mitzugeben.

Doch das sind Aufgaben, die wir in den nächsten Jahren zu lösen haben werden, fürs erste heißt es für die Kreisschulen und Gynäceen mit den vierklassigen Elementarschulen die Basis schaffen.

Damit nun letztere in allen drei Provinzen bei uns im Großen und Ganzen in ihrem Lehrprogramm sich einheitlich gestalten, und um die Eröffnung derselben zu erleichtern, erlaube ich mir urbi et orbi bekannt zu geben, welche Schritte bei der Gründung einer vierklassigen Elementarschule mit deutscher Unterrichtssprache zu tun sind und welcher Lehrplan für diese Schulen meiner Meinung nach wünschenswert ist. Am leichtesten, wenigstens bis jetzt, ist von der betreffenden Obrigkeit die Erlaubnis für eine

Schule dritter Kategorie — zwei Klassen mit je einer Abteilung — zu erhalten, und am wenigsten Schwierigkeiten werden einem bereitet, wenn das Gesuch um Eröffnung einer solchen Schule auf den Namen einer Person, die wenigstens ein Hauslehrerinnen-diplom besitzen muß, gemacht wird. Bei der Eingabe, die frühzeitig geschehen muß, denn die Antwort läßt meist lange auf sich warten, sind folgende Papiere in russischer Sprache einzureichen: 1) Bittschrift an den Volksschulinspektor, 2) Hauslehrerinnendiplom, 3) Sittenzeugnis, 4) Selbstbiographie, 5) allgemeine Daten — in drei Exemplaren, 6) das Lehrprogramm — in drei Exemplaren, und 7) eine Verpflichtung der Schulobrigkeit gegenüber.

ad 1. Die Bittschrift kann folgendermaßen lauten:

Er. Wohlgeboren dem Herrn Volksschuleninspektor N. (Stadt)  
der Hauslehrerin N. Bittschrift.

Indem ich die Absicht habe, in der Stadt N. eine zweiklassige Privatelementarschule mit zwei Abteilungen in jeder Klasse für Kinder beiderlei Geschlechts mit deutscher Unterrichtssprache zu eröffnen, habe ich die Ehre Er. Wohlgeboren zu bitten, mir Hülfe zu erweisen, damit ich die Erlaubnis der Obrigkeit dazu erhalte. In der von mir projektierten Schule werde ich selbst den Religionsunterricht und die deutsche Sprache erteilen<sup>1</sup>, für den Unterricht in der russischen Sprache aber, in der Arithmetik, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Handarbeit, Zeichnen, Singen und Gymnastik verpflichte ich mich nur Lehrkräfte aufzufordern, die zum Unterricht in diesen Fächern das Recht haben<sup>2</sup>.

ad 5. Als allgemeine Daten sind für die erste Elementarschule in Reval mit deutscher Unterrichtssprache von mir folgende gemacht worden:

Der allgemein anerkannte pädagogische Grundsatz, daß mit Erfolg und Nutzen der Unterricht in einer Schule, besonders für den Anfangsunterricht, nur in der Muttersprache erteilt werden kann, zwingt mich die Wünsche der Eltern, deren Kinder meine Schule besuchen wollen, zu berücksichtigen, indem ich diesen Eltern zugeben muß, daß ihre Klagen darüber berechtigt sind, daß ihre Kinder jetzt in den mit russischer Unterrichtssprache bestehenden

1) Die Bittschrift lautet, daß von der Leiterin der Schule entweder Religion oder die russische Sprache unterrichtet wird.

2) Hier ist auch die Adresse der Bittstellerin anzugeben.

Schulen weder gründlich russisch noch deutsch lernen, daß ihre geistige Entwicklung durch die ihnen fremde Unterrichtssprache leidet, indem sie das meiste, ohne es verstehen zu können, mechanisch auswendig lernen müssen, daß ihr Verneiser und ihre Liebe zur Schule dadurch stark beeinträchtigt werden, ja daß es ihnen sogar schwer fällt, dem späteren Konfirmandenunterricht bei ihren Pastoren voll und ganz zu folgen. Haben diese Eltern — es sind meist wenig begüterte — doch nicht die Mittel der besser situierten deutschen Kreise, ihren Kindern durch gewährten deutschen Privatunterricht ihre Kenntnisse in der Muttersprache zu befestigen und zu vervollkommen, und ist daher ihr Wunsch, eine Schule mit deutscher Unterrichtssprache zu haben, meiner Meinung nach ein durchaus berechtigter und als solcher auch an höchster Stelle anerkannt worden in dem Kaiserlichen Reskript vom 18. Juni 1905 und besonders noch im Allerhöchsten Manifest vom 17. Oktober vorigen Jahres.

Da aber anderseits von den Eltern der weniger bemittelten hiesigen deutschen Kreise auch zugegeben wird, daß die Kenntnis der russischen Sprache für ihre Kinder fürs spätere praktische Leben durchaus nötig ist, so habe ich es für richtig gehalten, den Unterricht in der Reichssprache zu betonen und nur in der Ia ihn mit 4 Stunden die Woche angelegt, damit nicht auf der untersten Stufe die Gefahr entsteht, daß beide Sprachen, die russische und deutsche, konfundiert werden. Ich habe dabei den pädagogischen Grundsatz ins Auge gefaßt, daß in der Muttersprache erst einige Sicherheit im Sprachgefühl erlangt sein muß, ehe zu einer fremden Sprache übergegangen werden kann.

Das Schulgeld habe ich mit N Rubel pro Semester angelegt.

Die Zahl der Schüler und Schülerinnen jeder Klasse soll im Interesse des erfolgreichen Unterrichts und des erzieherischen Einflusses 40 nicht übersteigen.

In der russischen Sprache sollen laut Programm die Kinder soweit gebracht werden, daß sie beim Abschluß des Unterrichts in meiner Schule nach vier Jahren, also mit 11 oder 12 Jahren, imstande sind, eventuell auch in eine andre Schule, auch mit russischer Unterrichtssprache, einzutreten, wenschon es im Programm vorgesehen ist, daß ihnen, soweit das möglich ist, eine abgeschlossene und fürs Leben etwa eines Handwerkers, kleinen Kaufmanns zc.

nötige praktische Bildung mitgegeben wird. — Diesen späteren Lebensberuf berücksichtigend, habe ich dem Handwerksunterricht eine größere Stundenzahl bestimmt und auch das Programm der Arithmetik danach eingerichtet, ebenso je zwei Stunden bis ins vierte Lehrjahr inkl. für Kalligraphie angesetzt. Denselben Zweck verfolgen die für Geographie, Geschichte und Naturgeschichte angesetzten Stunden und die zwei Stunden Freihandzeichnen in II b. Die gymnastischen Übungen und Turnspiele sind für den ganzen vierjährigen Kursus vorgesehen, damit für den ins Auge gefaßten späteren Beruf nach Möglichkeit auch körperliche Leistungsfähigkeit gewährleistet wird.

Die Aufnahme der Kinder in die Schule findet zweimal, im Januar und August, statt.

ad 8. Verpflichtung. Ich verpflichte mich alle Anordnungen der Schulobrigkeit, welche auf Privatelementarschulen Bezug haben, auszuführen und im Falle der Schließung meiner Schule die mir erteilte Erlaubnis zur Eröffnung derselben wieder zurückzusenden.

ad 6. Lehrprogramm der Schule mit vier Klassen für Knaben und Mädchen.

### Religion.

I. Schuljahr. 3 Stunden die Woche. Das Alte und Neue Testament. Aus jedem 12—15 Erzählungen leichteren Inhalts. Kirchenlieder, welche auf Kirchenfeiertage Bezug nehmen. Kurze Gebete<sup>1</sup>.

II. Schuljahr. 2 St. d. W. Das Alte und Neue Testament ausführlicher. Die 10 Gebote ohne Erklärung. Kurze Bibelsprüche leichteren Inhalts. Kirchenlieder.

III. Schuljahr. 2 St. d. W. Das Alte und Neue Testament. Die bisher noch nicht durchgenommenen Geschichten. Die Einteilung des Kirchenjahres. Bibelsprüche und Kirchenlieder. Die 10 Gebote mit Erklärung. Glaubensartikel ohne Erklärung.

IV. Schuljahr. 3 St. d. W. Wiederholung des Alten und Neuen Testaments. Glaubensartikel mit Erklärung. Das Vaterunser. Die Taufe I und II<sup>2</sup>. Einteilung der Bibel und die

<sup>1</sup>) Ein Buch darf nicht benützt werden. Die Lehrerin soll den Kindern in verständlicher Sprache die Geschichten erzählen. Zu empfehlen die Anschauungsbilder von Karolssfeld. Kleine leichte Bibelsprüche nur ausnahmsweise.

<sup>2</sup>) Das Sakrament der Taufe ist besonders in Rücksicht auf die Kinder aufgenommen worden, welche in keine höhere Schule eintreten können.

wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der christlichen Kirche. Bibeltexte und Kirchenlieder. Wiederholung des Katechismus.

### Deutsche Sprache.

I. Schuljahr. 5 St. d. W. Schreib-Leseunterricht nach der verbesserten Schreib-Lesemethode. Auswendiglernen kleiner Gedichte. Anschauungsunterricht<sup>1</sup>.

II. Schuljahr. 5 St. d. W. Fließenderes Lesen. Kurze Wiedererzählung des Gelesenen und Auswendiglernen vorher erklärter Gedichte. Anschauungsunterricht. Präpariertes Diktat. Kurze schriftliche Wiedergabe des Gelesenen. Grammatische Übungen.

III. Schuljahr. 5 St. d. W. Lektüre mit Erklärung des Gelesenen. Auswendiglernen von Gedichten. Zusammenhängende Erzählung über das in den Anschauungsbildern Dargestellte. Aufschreiben der gelernten Gedichte. Präpariertes Diktat. Der einfache Satz und seine Teile.

IV. Schuljahr. 4 St. d. W. Lektüre mit Erklärung des Gelesenen. Wiedererzählung des Gelesenen. Gedichte. Unpräpariertes Diktat. Aufschreiben der gelernten Gedichte. Kleine Aufsätze in Briefform oder Vergleichen. Schriftliches Wiedererzählen. Genaueres über die Redeteile. Unterschied zwischen Haupt- und Nebensätzen. Die wichtigsten Regeln über die Interpunktion.

### Die russische Sprache.

I. Schuljahr. 4 St. d. W.<sup>2</sup> Anschauungsunterricht. Leichte kurze Gedichte.

II. Schuljahr. 5 St. d. W. Schreib-Leseunterricht. Gedichte. Die wichtigsten grammatischen Regeln. Abschreiben aus dem Buch.

III. Schuljahr. 5 St. die W. Fließenderes Lesen und Schreiben. Auswendiglernen von Gedichten und leichter Prosastücke<sup>3</sup>. Anschauungsunterricht. Abschreiben aus dem Buch. Genauere Grammatik. Präpariertes Diktat. Grammat. Analyse.

<sup>1</sup>) Empfohlen werden die Kehr-Pfeifferschen Bilder. Für den Schreib-Leseunterricht: Klauwell oder Wichmann-Lampe.

<sup>2</sup>) Ist das Sprachgefühl der Kinder im Deutschen noch mangelhaft, so könnten noch weniger Stunden angesetzt werden. Besonders anzustreben ist eine richtige Aussprache.

<sup>3</sup>) Die Uebung muß nicht, wie oft, einen Gedächtnisballast darstellen, und ist nur sprachlich und inhaltlich Wertvolles dabei zu berücksichtigen.

IV. Schuljahr. 5 St. d. W. Lektüre mit Erklärung des Gelesenen und Wiedererzählen des Gelesenen. Abschluß der Grammatik und genauere Analyse. Auswendiglernen von Gedichten und Prosastücken. Diktate. Schriftliche Wiedererzählung<sup>1</sup>.

### Arithmetik.

I. Lehrjahr. 5 St. d. W. Zahlenkreis von 1—100. Das Einmaleins von 2—10. Lösung mündlicher und schriftlicher Aufgaben in allen vier Spezies mit Zahlen von 1—100.

II. Lehrjahr. 4 St. d. W. Mündlich: Zahlenkreis von 100 bis 1000. Das Einmaleins — nicht obligatorisch — von 15 und 25. Benannte Zahlen. Gewichtsmaße, Längenmaße und Münzen. Schriftlich: Addition, Subtraktion und Multiplikation beliebig großer Zahlen.

III. Lehrjahr. 5 St. d. W. Mündlich: Lösung von Aufgaben im Zahlenkreis von 1—1000. Das große Einmaleins von 12, 15, 25. Schriftlich: Division mit beliebig großen Zahlen.

<sup>1</sup>) Ich möchte mir hier einen kurzen historischen Rückblick gestatten in Bezug auf russische Sprachkenntnisse im Baltenslande. Unsere Eltern zu Zeiten Nikolais I. waren meist gerade nicht Helben im Russischen. Ein „та хочешь больше, я тебѣ не дасть“ dürfte ihre Kenntnisse der Sprache kennzeichnen. Wir älteren aus der Zeit Alexanders II. lernten in der Schule schon recht viel Grammatik und Syntax und schrieben recht orthographisch, und wenn es uns auch mitunter an richtigem Sprachgefühl mangelte und es passieren konnte, daß wir statt „сегодня на дворѣ сколько“ — „сегодня гладко“ sagten, so genügten im erforderlichen Falle unsere russischen Vorkenntnisse vollständig, um uns sehr bald das noch Fehlende anzueignen. Unsere jüngere Generation aus der Zeit Alexanders III. hat schon (seit 1887) die Russifizierung der deutschen baltischen Schulen mitmachen müssen, kennt daher wohl mehr russische Ausdrücke, als wir älteren, aber ihre Kenntnisse in Grammatik und Syntax sind schwächer als die unsrigen und infolgedessen ihr Russisch oft ein fehlerhaftes durch falsche Endungen zc. und ihre Orthographie fast nicht viel besser, als die der meisten geborenen Russen. Sie würden wohl „сегодня сколько“ sagen und auf die Bitte „позвольте огня“ mit „извольте“ statt etwa mit „позвольте“ antworten, aber ob sie die Worte alle mit richtigen Endungen zc., kurz fehlerfrei schreiben würden, scheint mir noch zweifelhaft und vor allen Dingen der auch richtig geschriebene Satz durch zu viel darauf verwandte Zeit zu teuer erkauft. Und was sollen wir jetzt anstreben? Wenn möglich, natürlich beides: gründliche Kenntnis der Grammatik und Syntax und ausgebildetes Sprachgefühl und reichen Wortschatz. Da das aber wohl schwerlich, wohl auch in absehbarer Zukunft nicht, in der Schule zu erreichen sein wird, so wollen wir von unsren Schulen nicht mehr verlangen, als sie wirklich leisten können, d. h. gründliche Kenntnis der Grammatik und Syntax, einiges Sprachgefühl und eine gewisse, nicht vollständige Semasiologie. Wenn nötig, wollen wir doch unsern Kindern das Lexikalische zc. durch die Assoziationsmethode beibringen. Vgl. meinen Artikel in der Balt. Monatschr. 1906, Heft 2, Februar.

Resolvieren und Reduzieren. Addition und Subtraktion zusammengesetzter benannter Zahlen. Raum- und Zeitmaße.

IV. Lehrjahr. 4 St. d. W. Multiplikation zusammengesetzter benannter Zahlen. Einfache Regelbetri und Aufgaben über Zeitrechnung. Einfache Brüche und einfache Dezimalbrüche, soweit sie im praktischen Leben erforderlich sind.

### Kalligraphie.

II. Lehrjahr. 2 St. d. W. Deutsche und lateinische Buchstaben auf Doppellinien und einfachen Linien.

III. Lehrjahr. 2 St. d. W. Einzelne Worte und ganze Sätze in deutscher, lateinischer und russischer Sprache auf einfachen Linien.

IV. Lehrjahr. 2 St. d. W. Dasselbe wie im III. Lehrjahre.

### Geographie.

III. Lehrjahr. 1 St. d. W. Estland, Livland, Kurland und kurze Mitteilungen aus der Geschichte des Baltenslandes. Elementarkursus der allgemeinen Geographie.

IV. Lehrjahr. 2 St. d. W. Allgemeine politische Geographie (kurz) und Geographie Rußlands (genauer).

### Geschichte.

IV. Lehrjahr. 2 St. d. W. Biographien aus der allgemeinen und russischen Geschichte.

### Naturgeschichte.

III. Lehrjahr. 1 St. d. W. Naturkunde. Einführung und Schärfung der Beobachtungsgabe.

IV. Lehrjahr. 1 St. d. W. Winterhalbjahr: Elementar-begriffe aus der Zoologie und Anthropologie<sup>1</sup>. Sommerhalbjahr: Botanik. Heimatlische Pflanzen.

### Handarbeit.

I. und II. Lehrjahr. 3 und 4 St. d. W. Für Mädchen: Stricken.

III. und IV. Lehrjahr. 4 und 3 St. d. W. Für Mädchen: Nähen, Stopfen, Flickern und Wäschemärken.

<sup>1</sup>) Mit dem Gewöhnlichsten sind die Schüler schon aus dem Lesebuch bekannt.

I. und II. Lehrjahr. 3 und 4 St. d. W. Für Knaben:  
Leichte Papparbeiten.

III. und IV. Lehrjahr. 4 und 3 St. d. W. Für Knaben:  
Leichte Holzarbeiten.

### Gymnastik.

Gymnastische Übungen und Turnspiele im Laufe der ganzen vierjährigen Schulzeit.

### Zeichnen.

IV. Schuljahr. 2 St. d. W. Freihandzeichnen.

### Singen.

In allen Klassen vertreten. Auch das deutsche Volkslied soll geübt werden.

### Stundenplan.

Lehrgegenstände.	I a	I b	II a	II b	in Summa.
Religion . . . . .	3	2	2	3	10
Russisch . . . . .	4	5	5	5	19
Deutsch . . . . .	5	5	5	4	19
Arithmetik . . . . .	5	4	5	4	18
Handarbeit . . . . .	3	4	4	3	14
Gymnastik . . . . .	2	1	2	1	6
Gesang . . . . .	2	2	1	1	6
Kalligraphie . . . . .	—	2	2	2	6
Naturgeschichte . . . . .	—	—	1	1	2
Geographie . . . . .	—	—	1	2	3
Geschichte . . . . .	—	—	—	2	2
Zeichnen . . . . .	—	—	—	2	2
Stundenzahl in d. W.	24	25	28	30	

Für Verbesserungs-vorschläge wäre ich durchaus dankbar und bitte mir diese auf meinen Namen nach Reval zu schicken.

Zum Schluß möchte ich noch den Wunsch aussprechen, daß die projektierten oder auch schon ins Leben gerufenen Elementarschulen mit der Zeit von deutschen Kindern aller Stände, wie in Deutschland meist die Volksschule, besucht werden und sich als die besten für jedermann erweisen mögen. — Quod Deus bene vertat!

## Aus Gottfried George Mylich's „Familien-Merkwürdigkeiten und Lebensläusen“.\*

**G**ottfried George Mylich war in den Jahren 1767—1815 Pastor zu Hauske und Nerst in Kurland. Die Familie stammte ursprünglich aus Thüringen. Der Vater unsres Memoirenschreibers Christian Heinrich M. (ca. 1701—† 1757) hatte in Halle Theologie und Medizin studiert und war dann 1726 Lehrer an der St. Johannischule in Danzig geworden, wo er sich mit Sara Ewaldt, einer Pfliegerochter des Bürgermeisters von Römelen verehelichte; 1736 wurde er am akademischen Gymnasium angestellt. Er war ein etwas schüchterner, aber dabei doch kenntnisreicher und geschickter Mann, der auch einige französische Gesprächbücher und Grammatiken drucken ließ, ja sogar eine lateinische Grammatik in Versen. Die Stelle war recht armselig und gewährte ihm nur ein kümmerliches Auskommen, was ihn 1739 veranlaßte, nach Kurland überzusiedeln. Allein auch in Mitau wollte es nicht recht glücken, da die Zusicherung des Superintendenten Alexander Graewen, ihn zum Conrektor an der Stadtschule zu machen, nicht zur Ausführung kommen konnte. Daher zog er nach Riga und erwarb sich hier seinen Unterhalt zuerst durch eine kleine Anstellung am alten schwedischen Archiv, dann durch französische Sprachstunden. Endlich 1746 erhielt er durch den Kammerherrn von Buttler eine Anstellung in Mitau an der für die seque-

\*) Die nachstehend mitgetheilten Aufzeichnungen des Pastors G. G. Mylich galten lange für verloren. Erst kürzlich sind sie durch Zufall wieder entdeckt und durch Herrn Pastor Grüner-Sallgall der Redaktion der „B. M.“ übergeben worden. Wir bringen aus den ziemlich umfangreichen Memoiren diejenigen Abschnitte zum Abdruck, die ein kulturgeschichtliches Interesse beanspruchen können. Ueber Pastor G. G. Mylich vgl. auch Recke-Napiersky, Schriftstellerlexikon III, 295, und Kallmeyer-Dtto, Die evang. Kirchen und Prediger Kurlands, S. 392.

frierten Güter Herzog Ernst Johann Byrons errichteten Verwaltungskanzlei. Hier ist er 1757 gestorben. Seine Witwe und zwei Söhne blieben in sehr bedrängten Verhältnissen zurück.

Der ältere von den Söhnen war Gabriel George, der am 28. April 1735 in Danzig geboren war. Der zweite ein Jahr jüngere Christian Gabriel trat in der Folge in russischen Militärdienst und starb 1804 als Generalmajor. Gottfried George Mylich, der Verfasser unsrer Aufzeichnungen, besuchte zuerst die Waisenschule in Riga, die der Waisenvater und Schulmeister Wegelin leitete, dann die Domschule, wo er namentlich auch vom Kantor v. Essen musikalische Anleitung erhielt. In Mitau besuchte er die damals noch vorhandene Jesuitenschule, dann von 1750 an die Stadtschule, die unter dem Rektor Mag. Christoph Heinrich Kirchner stand. Unter Leitung dieses Mannes machte er, wie er berichtet, namentlich in der Philosophie und Mathematik so gute Fortschritte, daß er später auf der Akademie nicht mehr nötig hatte in diesen Fächern Kollegia zu hören, sondern gleich zu andern Wissenschaften schreiten konnte. Bei den philosophischen Disputierübungen brachten die Schüler es zu einer gewissen Fertigkeit im Lateinsprechen, dagegen wurde die Lektüre klassischer Autoren nur wenig getrieben. Der Rektor war zwar ein gelehrter Mann, der Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch und Arabisch verstand, konnte jedoch von seinen Schülern nie dazu bewogen werden, ihnen Lektionen in einer dieser Sprachen zu geben; selbst wenn sie ihn um Unterricht „im Stil und in der Wohlredenheit“ baten, pflegte er zu sagen: „Lernt nur gut denken, wer gut denkt, schreibt auch gut.“ Das sei zwar in thesi wahr, bemerkt dazu der Erzähler, aber es „trat bei mir in concreto nicht wirklich ein, indem noch bis auf den heutigen Tag mir eine gewisse Rauigkeit und Inkorrektheit des Stils unüberwindlich“ geblieben ist. Als er die Schule verließ, bestand also seine „Erkenntnismasse“, wie Mylich gesteht, in Philosophie, Mathematik, „sowohl nach ihrer theoretischen (ausgenommen der Algebra) als nach einigen Teilen ihrer praktischen Behandlung, als Kriegs- und Zivilbaukunst, Mechanik, Hydraulik zc.“, Geschichte und Geographie, „worin ich ziemlich bewandert war“, und in den Anfangsgründen der Theologie, „die wir ebenso wie die Philosophie und nachhero auch die Mathematik lateinisch vornahmen.“ „Von allem übrigen mußte ich nichts oder nur sehr wenig, und von Latein nur soviel,

als zum Vortrage jener Wissenschaften erforderlich war“ und vom Griechischen auch nur wenig. Dagegen hatte er hübsche musikalische Fertigkeiten, so daß er Sonntags die Orgel in der reformirten Kirche zu spielen pflegte. — Wir lassen nunmehr den Memoirenschreiber mit seinen eigenen Worten weiter erzählen.

„So zubereitet reiste ich ein Jahr darnach, als ich die Schule verlassen hatte, was auf den gutgemeinten Rat meines mich liebenden Rektors M. Kirchner geschah, 1755 d. 18. September mit einem gewissen v. Behr aus Sackhausen, der mir freie Reise gab, nach Königsberg auf die Universität, volle 20 Jahre und darüber alt, mit dem Vorsatz, dort die Rechte zu studieren. Denn obgleich mein Vater es wünschte und mir oft merken ließ, daß er es gern sähe, wenn ich Theologie studierte, so hatte ich mir doch die Pflichten eines Predigers so heilig und groß, und dessen Verantwortlichkeit bei der kleinsten Nichterfüllung derselben so fürchterlich vorgestellt, machte auch selbst so strenge Forderungen an ihn, daß ich mich für unfähig hielt, sie jemals ohne Gefahr des Verlustes meiner Seligkeit erfüllen zu können, woran wohl die Postillen und die in der Schule erlernte Mönchsmoral der damaligen Zeit Schuld haben mochte. — Bei dem Abschied von den Meinigen, die mich alle bis zur Stadt hinausbegleiteten, hatte sich mein Vater versteckt, daß ich nicht ihm noch kindlich dankbar für seine mir bis dahin erwiesene Güte die Hand küssen konnte, vermutlich um sich diese für ihn zu rührende Szene zu ersparen, und weil er vielleicht schon bei sich merkte, daß er mich nie wiedersehen würde, welches auch geschehen, denn seine Kränklichkeit bewirkte ihm nach anderthalb Jahren den Tod.

In Königsberg kam ich den 7. Oktober an und wurde unter dem Rektorat des Doktors und Professors der Medizin Melchior Philipp Hartmann den 10. Oktober immatrikuliert. Ich studierte da nicht volle zwei Jahre und hörte beim Professor Christiani die Ethik, auch die mir noch fehlenden Teile und Fächer der angewandten Mathematik; beim Prof. Tesche die Experimentalphysik; beim Prof. Flotwell die Beredsamkeit, und beim Dr. Funk, der damals großen Zulauf von Auditoren hatte, das Jus naturae, die Institutiones und Pandekten, aber leider sehr unterbrochen, und das ohne meine Schuld, denn erstlich war ich von dem Bedienten meines Reisewohltäters v. Behr angesteckt worden und

bekam bald nach meiner Ankunft in Königsberg die Kräfte von der bösesten Art, und dergestalt, daß ich mehr als ein halbes Jahr lang oftmals das Zimmer und zuweilen wochenlang das Bett hüten mußte, und als ich einigermaßen davon befreit war, so hatte mich mein Vater an den königl. Obermarschall und Minister v. Wallenrodt, der ein Schwiegersohn des Danziger Bürgermeisters v. Römelen gewesen war, folglich ihn in Danzig gekannt hatte, in der Absicht bestens empfohlen, daß er mich in meinem Studieren wohlthätig unterstützen möchte. Dieser aber, anstatt mich nach dem Wunsche und der vielleicht sehr angelegentlichen Bitte meines Vaters darin zu unterstützen und mit seinem mächtigen Fürwort und Beirat als ein wahrer Mäcenas aufzumuntern und fortzuhelfen, nahm dieser Gelegenheit zu seinem Vorteil, mir vielmehr im Studium beträchtlich hinderlich zu werden. Denn er lebte auf einem großen Fuße, wodurch er tief in Schulden geraten war, die ihn nötigten, da wo es ohne Abbruch seiner bisherigen Lebensweise sich füglich tun ließ, den Sparjamen zu machen, und zu meinem Unglück war eben sein Sekretär abgegangen, dessen Stelle er nun durch mich, und zwar ohne Kosten zu ersetzen für heilsam und ersprießlich fand. Er drang mir dennoch, sobald ich mich mit meinem Empfehlungsschreiben bei ihm gemeldet hatte, seine weitläufige Korrespondenz auf, die mir viel Zeit raubte und dabei weiter nichts einbrachte, als einen alten Rock von seinem Sohne, mit dem er mich bald darauf großmüthig beschenkte, und den ich, weil er mir nicht paßte, für drei Taler an Trödler verkaufte, und die eitle Ehre, einigemal an seiner Tafel zu speisen, wodurch mir wiederum viele Stunden des Kollegiumhörens darauf gingen, weil er gemeiniglich nach vornehmem Gebrauch von ein Uhr nachmittags bis vier Uhr zu tafeln pflegte. Diese Prellerei hielt ich beinahe ein Jahr aus, immer harrend, ob nicht endlich einmal ein Geschenk von klingender Münze, deren ich so sehr benötigt war, erfolgen würde, und da ich sah, daß diese Hoffnung ohne Unterlaß fehlschlug, ich auch zu blöde war, etwas als eine Bezahlung meiner vielfältigen Schreibereien und Hin- und Hergängen und zum Ersatz meiner versäumten Kollegien ausdrücklich von ihm zu fordern, so tat ich aus Unwillen und eingezogenem kurischen Freiheitsfinn gänzlich Verzicht auf die hohe Protektion Sr. Excellenz, kam nicht mehr zu ihm, und ließ mich, wenn er nach mir schickte, verleugnen, und da das nicht

immer anging, endlich ihm sagen, ich würde nicht mehr kommen, und bedankte mich für seine Gnade, unbekümmert, ob das ihn mir zum Feinde machen würde, oder nicht, weil ich von meiner Aufführung überzeugt war, daß die ihm keine Gelegenheit an die Hand geben würde, sich an mich deswegen rächen und mir Schaden zu können, welches auch nie geschehen.

Indessen war meine Zeit größtenteils verstrichen, zwar nicht ganz ungenügt, aber doch nicht so genügt, als es meine Wißbegierde erwünschte und nötig gewesen war, um ein wahrer Rechtsgelehrter sein und heißen zu können. Und nun starb zu allem Unglück mein Vater 1757 den 1. Januar, der zwar in seinem Leben mir von seinem kleinen Salario höchst wenig zum Studieren mitteilen können, mich aber doch nie ganz hülflos gelassen hatte, und dessen Tod mir nun auch diese Beihülfe raubte, folglich gar keine Hoffnung übrig ließ, mein Studieren auf der Akademie fortzusetzen, denn meine musikalischen Talente galten als ein Erwerbungs mittel in Königsberg wenig, es waren da viele, die vom Unterrichtsgeben im Klavierspielen lebten, und die mehr verstanden, als ich; überdem war meine Kräfte nicht von Grund aus geheilet und schlug von Zeit zu Zeit wieder, wengleich nicht in großer Menge, aus, welches mir schwerlich einen Scholaren verschafft hätte, auch schämte ich mich in diesem Zustande um einen zu werben, und sonst wußte und fand ich ja nichts, wodurch ich mir forthelfen sollte. Es war also kein andrer Rat, ich mußte die Akademie verlassen und nach Hause eilen, so ungern ich's auch tat und so wenig ich auch bisher gelernt hatte. Das tat ich denn auch wirklich nach einigen Wochen und kam innerhalb der Fastenzeit ins Land und nach Mitau, aber zugleich mit nicht geringer Gefahr, wovon die Ursache eine unvorsichtige Gutherzigkeit war.

Es war nämlich vor etwa einem halben Jahre in Königsberg eine Schlägerei zwischen Studenten und Barbiergefellen vorgefallen, woran zwar kein Kurländer und also auch ich nicht im geringsten teilgenommen hatte, dabei aber ein Tischbursche von mir und von einigen meiner guten Freunde, mit Namen Heder, den Anführer gemacht hatte, der nun, wie die Sache auf höchsten Befehl vom Akademischen Senat aufs schärfste untersucht und bestraft werden sollte, genötigt war nicht nur sich zu verbergen, sondern auch zu entfliehen. Er war ein Preuße und wußte keinen sicherern Ret-

tungsort als Kurland; dazu aber brauchte er die Matrikel eines Kurländers, um aus dem Lande gelassen zu werden, und weil ich ein Kurländer war, den er kannte, drangen seine und meine guten Freunde, die ihm zur Flucht behülflich waren, solange in mich, bis ich mich bereden ließ, ihm meine Matrikel zu leihen, damit er unter meinem Namen sich einen Paß schreiben lassen und so ungehindert nach Kurland fortkommen konnte, wobei ich von ihm die heiligste Versicherung erhielt, daß er mit der ersten Post mir die Matrikel zurücksenden wollte. Das war aber nicht geschehen, und nun mußte ich selbst reisen, und hatte keine Matrikel. Aus dieser Verlegenheit wurde ich nun bald gerissen, denn ein andrer Kurländer, der nachherige Eskausche Pastor Kühn, gab mir sogleich seine Matrikel und ich bekam darauf den mir nötigen Paß. Aber es war doch nicht mein wahrer Name darin, und in Kurland kannten mich viele von Person. Überdem war auch Kurland voller russischer Truppen, die Preußen mit Krieg bedrohten und solches wirklich gleich mit Anfang des Juni feindlich behandelten, bei denen es also höchst gefährlich, ja mit Lebensgefahr verknüpft war, Verdacht zu geben.

Indessen was war zu tun? Ich reiste also unter dem Namen Kühn mit einem preussischen Fuhrmann in Begleitung zweier Reisegefährten, eines holländischen Kaufmanns, der ein Persianer von Geburt war, und eines Handwerksburschen, eines Golddrahtziehers. So passierte ich auch glücklich die preussische Grenzwahe, auch Polangen, aber auf der kurischen Grenze bei der hl. Na fand ich schon russische Pikets, wo uns gleich die Pässe abgenommen und ins Hauptquartier zum Kommandeur gebracht wurden. Dieser Kommandeur war ein gewisser russischer Obrister Romanus, der in der Folge als Generalleutnant in Warschau nicht eben zu seinem Vorteil berühmt geworden, ein Deutscher und ein Offizier, der mich lange vorher gekannt hatte. Als ich das hörte, ward mir schon bange, aber man stelle sich vor, wie sehr ich erschrecken mußte, als von ihm Befehl kam, die Passagiere sollten unverzüglich in Person zu ihm geführt werden, damit er sie sehen könnte. Was sollte ich nun anfangen? Ich sah schon Schimpf, Schande, Gefängnis, Padoggen und vielleicht gar Knute und Sibirien mit allen ihren Schrecken vor meinen Augen. Indessen war mir doch kein andres Mittel der Errettung aus diesen gräulichen Übeln

ausfindig zu machen übrig, als das offene Bekenntnis der Wahrheit, welche sogleich zu sagen und gründlich zu dokumentieren ich fest entschlossen war. Der Obrist stand nicht weit vom Krüge auf einem Beihofe in Quartier. Beim Eintritt in die Stube erkannte er mich sogleich und rief aus: „Si, Herr Mylich, willkommen! wie kommen Sie denn hierher?“ Das freundliche Gesicht des Obristen und sein frohes Willkommen machten mir Mut, ich sagte ihm ohne Hehl: aus Königsberg von der Akademie, von wo der Tod meines Vaters, der auch sein Freund gewesen war, mich abgerufen hätte, und gratulierte ihm zum Avancement, denn ich hatte ihn in Mitau als Majoren verlassen. Nun wurde unser Gespräch lebhafter, er nötigte mich zum Sitzen und ließ die andern Reisenden abtreten und nach ihrem Krüge gehen, mir aber präsentierte er eine Tasse Kaffee und fragte nach einem und dem andern, wie es in Königsberg aussähe und was die Preußen da machten. Endlich kam ich glücklich davon und von dieser Angst befreit ins Quartier. Gegen meine Reisegefährten, die unfehlbar sich über die Verlautbarung meines wahren Namens werden gewundert und untereinander gesprochen haben, aber so diskret waren, mir nichts davon merken zu lassen, nahm ich die heiterste Miene von der Welt an und blieb Herr Kühn wie zuvor. — Und so reiste ich auf ein Geratewohl herzhaft weiter, obgleich ich erfuhr, daß wir von Station zu Station neue Risets antreffen worunter sich ebenfalls Bekannte von mir sehr leichtlich wieder hätten finden können, mit denen es mir vielleicht nicht immer so geglückt hätte. Überdem bekamen wir unsre Pässe nicht mehr in Händen, denn diese waren unsrer Salvogarde übergeben worden, die uns bis Mitau zu, jedoch in beständig veränderten Personen, welches jedesmal Unteroffiziere waren, begleiten mußte. Indessen ging es so ziemlich ohne alle gefahrdrohende Verlegenheit ab.

In Mitau fand ich meine Mutter als eine arme betrübte Witwe, nebst meinem Bruder, von dem kleinen Rest der verdienten Gage meines sel. Vaters und von den 50 Rtl. zehren, welche ihr zur Beerdigung desselben aus der Kanzelleikasse gereicht worden waren. Da nun hiervon noch mein Fuhrmann bezahlt werden mußte und mein Vater schon seit drittehalb Monaten beerdigt war, so konnte es nicht fehlen, daß nunmehr dieser Rest schon sehr klein sein mußte, und wir in kurzem in Gefahr kamen, nicht zu

wissen, wovon wir leben sollten, zumal da vors erste auch keine Kondition als Hauslehrer in irgend einem adligen Hause, wodurch ich mich und die Meinen hätte retten können, so bald zu erwarten stand, indem es außer der Zeit war, eine solche zu bekommen. In dieser Verlegenheit schickte der Kammerherr und Minister von Buttler, welcher vormals Chef der Sequestrationskanzlei gewesen, jetzt aber in Ungnade gefallen war, nach mir, und fragte mich, ob ich wohl gerne wieder zurück nach Königsberg reisen würde, um da mein Studieren fortzusetzen, und wenn man mir das Geld dazu gäbe. Allerdings gar gerne, war meine Antwort, nur wüßte ich nicht, wie ich zu dem Gelde kommen sollte. Nun erbot er sich mir hundert Dukaten, und wenn's nötig wäre, auch mehr dazu herzugeben, nur sollte ich ihm auch zuweilen eins und das andere, was ich da sehen und hören würde, von Königsberg aus zu schreiben, wobei er mir alle Verschwiegenheit angelobte; das war auf gut Deutsch, ich sollte dafür den Spion machen und vermutlich, um ihn durch die Nachrichten, die er alsdann aus Feindesland von mir erhalten würde, in den Stand zu setzen, sich wieder bei der Kaiserin und dem Senat in St. Petersburg zu Gnaden empfehlen zu können. Wie sehr mich dieser unwürdige Antrag beleidigte, kann ich kaum beschreiben; für Unwillen hätte ich ihm derbe die Wahrheit gesagt, aber er war Beförderer meines seligen Vaters gewesen, und ich war gewohnt, ihm mit Achtung zu begegnen; deswegen faßte ich mich, bat mir eine kurze Bedenkzeit aus, ging nach Hause und ließ ihm sagen, daß ich dazu mich nicht entschließen würde. Und so war ich denn dieser Versuchung entgangen, aber unser Geldmangel nicht im mindesten gehoben; unsre Nahrungsforgen blieben die nämlichen, und schon dachten wir darauf, irgend ein Stück unsres Hausrats zum Verkauf auszubieten, als — auf einmal Gott half, wider unser Erwarten und Sinnen. Der damalige Justizrat und Hofgerichtsadvokat, nachheriger königl. preußischer Tribunalsrat Ziegenhorn, hatte in Erfahrung gebracht, daß ich ins Land gekommen wäre und noch keine Kondition hätte. Da nun eben sein Hauslehrer abgegangen war, und er zwar schon einen andern angenommen hatte, aber dieser nicht eher als auf Johannis seine bisherige Kondition verlassen und zu ihm kommen konnte, so schickte er nach mir, erzählte mir dieses und erbot sich, falls ich mir gefallen lassen wollte, so lange

seine Kinder bis Johanni täglich zu besuchen und mit meinem Unterricht zu versuchen, 20 Rtl. monatlich dafür zu zahlen. Mit Freuden nahm ich das an, und so hatte ich Geld, meine Mutter und meinen Bruder, der unterdessen seinen Kriegsdienst antrat, notdürftig zu unterstützen.

Auf Johannis hatte dies freilich ein Ende, aber da bekam ich nun eine feste Stelle als Hauslehrer in Lugenburg, einem Gute anderthalb Meilen von Mitau bei einem gewissen Kapitän v. Lieven, dessen drei Töchter ich zu unterrichten hatte für 80 Rtl. Ab. fixes Gehalt jährlich und gänzlich freier Subsistenz. Dies war wohl nicht sehr viel, aber nach der damaligen Zeit auch nicht zu wenig, zumal da ich es mir ausbedungen hatte, meine Mutter zu mir nehmen zu dürfen, die gleichfalls frei unterhalten werden sollte. Als ich aber nachhero Bedenken trug, von diesem letzteren Afforde Gebrauch zu machen, so bewirkten Nebengeschenke und gute Wirtschaft, daß ich dennoch nicht nur selbst genug hatte, sondern auch meiner Mutter etwas abgeben konnte. Ich aber hatte es in Lugenburg, von woraus ich meine Mutter wegen der Nähe des Orts oft besuchen konnte, mit einem höchst wunderlichen und bekant brutalen Manne zu tun, dessen Launen mir viel zu schaffen machten und der nicht selten an seine Gäste in meiner Gegenwart Schimpfreden, ja Maulschellen austeilte, wußte ihn aber doch so entfernt von mir zu halten, daß er nicht nur mich niemals beleidigen konnte, sondern sogar mir wirklich sehr gewogen ward und noch lange darnach, als ich mich von ihm getrennt hatte, mich zum öfteren mit ahnsehnlichen Geschenken und Freundschaftsversicherungen erfreute, auch dringend bat, ihm doch niemals, es möge nun auf einer Hinreise nach Mitau oder auf der Rückreise von da sein, wo ich allemal seinen Hof, der nur eine Viertelmeile vom großen Wege entfernt lag, passieren mußte, vorbei zu reisen, sondern jedesmal ihn zu besuchen — ein Beweis meiner guten Aufführung bei ihm, worauf ich mir noch diese Stunde etwas zugute tue, und das, wie ich glaube, nicht mit Unrecht. Allein ich hatte es mir auch fest vorgesezt und zum Gesetz gemacht, auszuhalten, solange ich konnte, theils weil die Frau dieses bösen Mannes und dessen Töchter, aus Besorge, sie möchten nie wieder einen Studenten in meiner Stellung bekommen dürfen, und aus persönlicher Zuneigung und Güte mir durch eine liebevolle Aus-

zeichnung den Verdruß in seiner Gesellschaft reichlich ersehten und dabei flehentlich baten, aus Liebe zu ihnen mit seinen Wunderlichkeiten Geduld zu haben, indem sie mich zugleich versicherten, alle Gefahr beleidigt zu werden abzuwenden, teils auch deswegen, weil ich ein Feind vom Wechsel bin.

Seine Frau, die er fast unaufhörlich kränkte und durch seine Launen in Ärger und Gram erhielt, war seit einigen Jahren so kränzlich, daß sie in den Händen der Ärzte fast ununterbrochen ihr Leben zubrachte. Diese Ärzte hatten's ihr geraten, um sie besser abwarten zu können, daß sie auf eine Zeitlang sich ganz nach der Stadt begeben und da aufhalten sollte. Dies wurde beschlossen, aber um nicht mich der Unvermeidlichkeit des beständigen nahen Umgangs mit ihm, der immer gefährlich war, auszusagen, zugleich abgemacht, daß ich und ihre Töchter bei ihr in der Stadt bleiben, er aber, der Alte, nur dann und wann, sowie es seine Landwirtschaft erlauben würde, uns daselbst besuchen sollte. Es ward also ein Haus dazu gekauft, weil dieses aber nicht groß genug war, um auch mir ein eigenes Zimmer darinnen zur Wohnung abzugeben, so ließ ich's mir gefallen, des Nachts das Quartier meiner Mutter mit ihr zu teilen und da zu schlafen, den ganzen Tag hingegen in dem Lievenschen Hause zuzubringen. Dies mußte ich auch sogar des Sonntags und an den Feiertagen tun, nicht um alsdann wie gewöhnlich meine Informationsgeschäfte abzuwarten, sondern weil man mich gerne um sich sah, und besonders wenn der alte Lieven in der Stadt war, der dann, wenn ich zuweilen aus Bequemlichkeit bei meiner Mutter zurückgeblieben oder von guten Freunden zu Tisch geladen war, sogleich nach mir schickte, und es ungern hatte, wenn ich abwesend gewesen war. Dies wurde auch einst die Ursache unsrer Trennung. Ich hatte nämlich am Weihnachtstage in der Kirche die Einladung eines Freundes zum Mittagstisch angenommen und war darauf in eine andre Gesellschaft geraten, wo ich den ganzen Nachmittag und den Abend zugebracht und aus welcher ich erst spät ins Schlafquartier kam. Zur Fatalität war Lieven indeß vom Lande eingetroffen und hatte verschiedenemal nach mir, und das vergeblich, geschickt. Dies mußte ihn verdrossen haben. Als ich nun den Morgen darauf mich zeitig nach meiner Gewohnheit zur Information in seinem Hause einfand, erblickte ich schon seine mir bekannte zornige

Miene, der ich aber, weil er dabei mit seinem Hofesältesten redete, nicht achtete, sondern eben im Begriff war, nach einer kurzen Verbeugung in mein Lehrzimmer zu gehen, als er auf einmal auf mich zutrat und mich fragte, wo ich gestern gewesen wäre? Dies hätte ich ihm nun freilich ganz gelassen sagen können, aber die Art des Fragens und sein Gesicht dabei brachte mich auf, daß ich mich übereilte und unvorsichtig genug antwortete: davon hätte ich nicht nötig ihm Rede und Antwort zu geben, und als er zorniger zu werden schien, mich sogleich, um der Möglichkeit einer persönlichen Beleidigung auszuweichen, von ihm wandte, meinen Degen ansteckte und mit den Worten: Nach einer solchen Begegnung könnten wir unmöglich länger in Verbindung bleiben, und ich empföhle mich ihm, sein Haus verließ.

In der ersten Bewegung, die mir diese Unterredung natürlich ihre Weise verursacht, ging ich nicht zurück zu meiner Mutter, um sie nicht durch eine voreilige Nachricht von meiner gethanen Auf-  
sage zu erschrecken, sondern weil ich den Augenblick nicht wußte, wo sonst hin, zu einem guten Freunde, einem Studenten Detlof, der sein Quartier in einem Wirtshause hatte, und erzählte ihm ohne Fehl, was vorgefallen war. Dieser, anstatt sich darüber zu verwundern, trug mir sogleich eine andre Stelle an, und fragte, ob ich sie annehmen wollte. Und da ich mit der Antwort zauderte, weil ich in der That nicht wußte, was ich antworten sollte, indem meine Trennung von Lieven noch zu neu und dieser Antrag mir zu überraschend, ich aber noch zu wenig aufgelegt war, darüber in gehöriger Kälte nachzudenken, so verließ er mich, ohne noch einmal zu fragen und eilte in ein benachbartes Zimmer zu dem Baron von Knigge, der damals noch Rittmeister war, nachhero aber fürstl. Oberhofmarschall geworden und jetzt Selburgscher Oberhauptmann ist und dem ich in der Folge meine Beförderung zum Predigtamt zu verdanken bekam. Dieser war zur Stadt gekommen, um unter andern Geschäften auch für seinen ältesten Bruder, den Erbbesitzer von Birten, einen Hauslehrer auszumitteln, und hatte den Detlof gebeten, ihm einen solchen gelegentlich zu verschaffen. Nun empfahl er mich demselben, und das unfehlbar mit dem größten Eifer, denn Baron Knigge kam unverzüglich noch unangekleidet in seinem Puderhemde mit ihm zu mir in das Zimmer, wo ich allein zurückgeblieben war, und setzte nach einem kurzen schmeichelhaften Kom-

pliment nun dergestalt dringend in mich, die Kondition bei seinem Bruder anzunehmen, daß ich unmöglich anders konnte, als es ihm sogleich auf Ehre versprechen; indessen erhielt ich doch noch die Erlaubnis von ihm, erst nach Verlauf einiger Wochen, die ich zur Einrichtung meiner Sachen und Angelegenheiten bedurfte, nach Birten abreisen und die dortige Lehrerstelle antreten zu dürfen.

So wunderbar gütig versorgte Gott mich gleich in dem ersten Augenblick der Auflösung meiner Augensburgerischen Verpflichtungen, dagegen viele andere, weit geschicktere Studenten als ich, lange genug, oftmals halbe Jahre lang, nachdem sie eine Kondition verlassen haben, warten und suchen müssen, ehe sich eine neue findet, mit der sie zufrieden sein können. Nach geschehener Zusage und der nötigen Verabredung in Betreff dieser meiner neuen Verbindung, die ich fast wider meinen Willen eingegangen war, trieb ich mich nun den ganzen übrigen Tag in anderweitigen Gesellschaften, theils mißmütig, theils froh, bis spät in die Nacht umher, da ich dann im Schlafquartier meine Mutter schon eingeschlafen fand. Des andern Morgens ganz frühe, noch vor Sonnenaufgang, weckte mich ein Bedienter des Kapitäns von Lieven, der das gütigste Kompliment von seinem Herrn mitbrachte und mich in seinem Namen bat, doch nirgends anders als bei ihm zu Mittag zu speisen, welches ich ohne Bedenken zusagte. Meine Mutter aber, der das auffiel, fragte mich, was das zu bedeuten hätte, und ob ich gestern nicht im Lievenschen Hause gewesen wäre, denn der Kapitän hätte sehr oft nach mir geschickt und mich jedesmal dringend bitten lassen, ihn zu besuchen. Da erzählte ich ihr dann alles, aber auch, daß ich schon eine andre Kondition hatte, worauf sie sich zufrieden stellte. Gegen Mittag ging ich zu Lieven, der mich außerordentlich freundlich empfing und schwach genug war, mir mit Tränen seine törichte Übereilung, wie er sie selbst nannte, abzubitten, auch auf das gnädigste in mich drang, meine Aussage zurückzunehmen und ferner bei ihm zu bleiben. In welcher Verlegenheit ich da war, kann ich nicht beschreiben, denn wirklich bereute ich es auch, mich übereilt zu haben, theils seiner Frau und Töchter wegen, gegen welche ich Ursache hatte dankbar zu sein, und die nun mit mir alle Hoffnung, jemals einen Lehrer wieder zu bekommen, verloren hatten, theils weil es mir wirklich, das Unangenehme seines Umgangs abgerechnet, in ihrem Hause wohl-

ging und gefiel. Aber ich hatte dem Baron Knigge einmal mein Wort gegeben und konnte es nicht mehr zurückziehen, ich war ein ehrlicher Mann. Ich mußte also dem Lieven für seine Güte danken, vergeben hatte ich ihm schon längst, bat ihm meine Über-eilung ab und machte ihm die Unmöglichkeit, bei ihm zu bleiben, von wegen meines augenblicklichen neuen Engagements offenherzig bekannt, worüber er sich wunderte und welches er anfänglich nicht recht glauben wollte, aber zuletzt doch glauben mußte. Er bat mich dennoch nur um meine fernere Freundschaft, versicherte mir die feinige, beschenkte mich und verband mich zu dem Versprechen, nicht nur solange ich noch in Mitau mich aufhalten werde, täglich bei ihm zu speisen und meinen Umgang mit den Seinen wie zuvor fortzusetzen, sondern auch, wie oben schon erwähnt worden, seinem Hofe niemals vorbei zu reisen, ohne einzusprechen, welches ich auch, und zwar jedesmal zu meinem Vorteil, sogar noch als Prediger gehalten habe.

Lieven war in der That durchaus kein böser und an sich hintertückischer, nachtragender und falscher Mann, nur aufs über-triebenste jähzornig, ehrgeizig und argwöhnisch. Die geringste Miene, ein Ausspucken, das nicht mit abgewandtem Gesicht geschah, ein Streicheln des Kinnes in seiner Gegenwart, wobei man unglück-licher Weise einen andern angesehen hatte, und andre dergleichen Kleinigkeiten mehr, konnten ihn dergestalt aufbringen und zum Zorn reizen, daß er augenblicklich loschlug und dann entsetzlich polterte, weil er gemeint, man hätte sich über ihn aufhalten wollen. Auf diese Art hatte er schon verschiedene, aber doch nur seines-gleichen (denn gegen andere war er etwas vorsichtiger) beleidigt, welchen er alsdann jedesmal Satisfaktion angeboten und oftmals wirklich gegeben, denn im Grunde war er brav. Sein unglück-licher Argwohn und Jähzorn hatte ihn auch zum Mörder gemacht, indem er schon auf der Akademie einen im Duell entleibet und einst auch seinen eigenen Schwager, einen gewissen v. Eden, im Gezänke hinterm Tische durchgestochen hatte. Einem v. Montigail hatte er einmal an öffentlicher Hochzeitstafel mit dem Teller an den Kopf geworfen und sich dann mit ihm geschlagen. Ein gewisser v. Lieven war mit dem Vorfaß, um seine älteste Tochter anzuhalten, zu ihm gekommen und einige Tage auf sein Nötigen da geblieben, empfing aber am Ende mit einer Maulschelle den Ab-

schied. Und so war es mehreren mit ihm ergangen; diese Ungezogenheiten hatten aber am Ende ihn so verhaßt und furchtbar gemacht, daß man ihn floh, und sein Haus fast zur Einöde ward. Schon von frühe des Morgens, wenn er übler Laune war oder etwas verdrießliches ihm zugestoßen hatte, ging er wie ein brummender Bär umher, und wehe dem, der ihm alsdann in den Wurf kam, Ohrfeigen und Stockschläge waren das geringste, so ein solcher arme Teufel zu erwarten hatte. Und kam er dann an solchen fürchterlichen Tagen mittags brummend zu Tisch, so durfte keiner von den Mitspeisenden das geringste Wort reden, es sei denn, daß er fragte und man antworten mußte; ein jeder saß mit niedergeschlagenen Augen, behutsam und genau auf ihn merkend, vor sich stille, und aß; ja man mußte essen, weil er sogleich nach der Ursache des Nichtessens argwöhnisch zu fragen pflegte; ausspucken und den Mund mit der Serviette wischen und dergleichen mußte man sehr vorsichtig tun, weil er manchem schon sauer geworden war. Kurz, es war traurig, alsdann um und bei ihm zu sein, und doch saß ich täglich unmittelbar bei ihm, und kann mich auch nicht über die kleinste mich geradezu angehende Beleidigung beschweren, denn ich hatte übrigens seine Gunst, und gelernt, mich davor in acht zu nehmen, und — Gott half. Seine Person war lang und hager, seine Knochen stark, sein Gesicht länglicht, schwarz verbrannt, voll Runzeln, die sein Alter anzeigten, und hatte Mienen, die selbst dann, wenn er froh war und lachte, Schrecken erregten. Dabei war er lächerlich höflich, vielleicht um seine an andern ausgelassenen Grobheiten dadurch vergeßend zu machen; er verlangte aber auch aufmerksame Höflichkeitserwiederungen und war keines ungezwungenen, vertrauten Umgangs fähig. Zuweilen kam er in meine Schule, hörte meine Information zu, schließ aber gemeinlich dabei ein und verließ uns dann zu unser aller Freude bald wieder. Bei den langen Abenden im Winter nötigte er mich bisweilen des Sonntags zum Docobillespiel, wo ich große Kunst anwenden mußte, ihn bei guter Laune zu erhalten, und mich weder durch gar zu sichtbares Gewinnenlassen, noch durch gar zu strenges Strafen, wenn er zu schlagen vergessen hatte, welches fast beständig geschah, indem er gemeinlich dabei schlummerte, ihn mißfällig zu machen. Seine Unterredungen waren von Präntension, oftmals Absurditäten, und doch litt er keinen Widerspruch, war aber zu

klug, um es nicht zu merken, wenn man ihm ängstlich oder gar verächtlich, ohne die geringste Einwendung zu machen, recht gab, welches er ebenso wenig litt. Er hatte in seiner Jugend studiert und dünkte sich kein kleiner Philosoph und Jurist; für beides hielt er mich auch, und da hat er denn mich manches liebe Mal mit seinem gelehrten Gewäsche geängstigt. Er war ein großer Landwirt, schlau in Vergrößerung seiner Gutserträge, und benutzte seinen großen, fast unerschöpflichen Wald reichlich, weswegen er auch in Mitau den Namen der Holz-Lieven hatte, da man ihn sonst den dollen Lieven hieß. In seinen Ausgaben hingegen war er eben nicht karg, wenngleich nie verschwenderisch. Er liebte seine älteste Tochter, die jegige Obristlieutenantin Lieven, damals ein Mädchen von 18 Jahren, leidenschaftlich, und ließ es ihr an nichts fehlen, ja sie hätte große Summen zu ihrem Puze und andern Ausgaben von ihm erhalten können, wenn sie ihn hätte mißbrauchen wollen. Auch seine Frau und die übrigen beiden Töchter hielt er standesgemäß, sah auf gute Equipagen, und lebte ordentlich in seinem Hause sowie auf seinem Gute, das ihn zum reichen Manne machte. Und er wäre dabei auch ein Glücklicher gewesen, wenn sein außerordentlicher Argwohn, der wohl seinen guten Grund im Gefühl eigener Mängel und in dem unruhigen Gewissen über seine verübten Mordthaten haben mochte, und Ehrgeiz, der ihn keine vermeinte Hintansetzung übersehen ließ, ihn nicht in fast beständigem Ärger erhalten und ihm dadurch sein Leben, sowie das aller andern Menschen um ihn her, so sehr verbittert hätte. Indessen wurde er doch bei diesen die Gesundheit sonst so zerstörenden Affekten, fast ohne je beträchtlich krank gewesen zu sein, über 80 Jahre alt, kurz vor seinem Ende aber auffallend still, gelassen, sich um nichts bekümmern, und starb wie alle andern Menschen. Ein paar Jahre vorher ward ihm seine jüngste Tochter entführt. Dies war ein großes Wagestück vom Entführer, aber zu aller Menschen Verwunderung betrug er sich dabei besser als seine Frau, und veröhnte sich bald und leicht mit seiner Tochter und Schwiegersohn, die diese Veröhnung fast niemals recht bei der Mutter gefunden haben. Gewiß ein wahrer Originalmensch!

Nach Birten kam ich kurz nach Martini im Jahre 1759, wo ich ein Haus antraf, das mir das Erdulden jener beängstigten und zum Teil gefährlichen Lage in Rugenburg durch die Süßigkeit der

unbeengten Freiheit, der guten Sitten und des geselligen Umgangs reichlich vergalt. Der Baron v. Knigge war ein höflicher, liebreicher, nachsichtsvoller und wahrhaft ehrlicher Mann, und sie, seine Frau, eine zwar etwas steife und stolz scheinende Frau, aber doch zuvorkommend artige, feine und brave Dame, die beide mich gleich gütig empfingen und für meine Bequemlichkeit, Zufriedenheit und Vergnügen aufmerksam gesorgt hatten und in der Folge immer sorgten. Ich bekam da anfangs nur 100 Rtl. Gehalt und hatte zwei Töchter des Barons und einen Sohn seines jüngeren Bruders, des Biltenschen Landrats, in meiner Aufsicht und Lehrpflege. Nachhero bekam ich auch eine Schwestertochter der Frau Baronin, ein Fräulein Firk aus Waldegahlen, jetzt verehelichte Frau Kämmerherrin v. Wigand, in meinen Unterricht, wodurch mein Salarium um 30 Rtl. zunahm. Von Geschenken hingegen erfolgte ungleich weniger, als im Augenburgischen Hause, die ich aber auch nicht so schwer mehr zu erwerben hatte. Und so brachte ich daselbst volle 5 Jahre, in wahrer Zufriedenheit meinen Pflichten gehörig obliegend, zu, ohne eine Begebenheit erlebt zu haben, die des Aufzeichnens wert wäre.“ . . .

Mylich machte hier bald die Bekanntschaft des Neuenburger Pastors Rosenberger, dessen damals 11jährige Tochter nachmals seine Gattin wurde. Pastor Rosenberger beredete ihn dazu, nochmals Theologie zu studieren; sein Freund Raison, damals Student und später Kanzleirat Herzog Ernst Johanns, stimmte dem gleichfalls bei und half ihm sogar zu diesem Zwecke mit 100 Rtl. aus. So entschloß er sich also im August 1764 zum Studium nach Deutschland zu reisen. Eingehend schildert er die überaus langwierige Fahrt:

„Ich reiste denn in Gottes Namen weiter und ging den 15. September von Libau aus zur See, um nach Lübeck und von da nach Greifswalde zu kommen, wo damals der berühmte und wirklich große Theologe, Abt Schubert, eben von Helmstädt angelangt war und mit großem Beifall lehrte. Allein meine Seereise, die ich, um Reisekosten zu ersparen, erwählt hatte, lief nicht erwünscht ab. Es war ein trauriger Herbst für die Schifffahrt, von fast ununterbrochenen Stürmen ausgezeichnet, die alle aus Westen kamen, folglich unsern Schiffen geradezu entgegen waren. Ich brachte deshalb fünf volle Wochen auf der See zu, ohne ein-

mal Bornholm erreichen zu können, wo wir außer den vielen heftigen Stürmen und dem Unangenehmen des Lavierens, sowie der unvermeidlichen Seekrankheit, noch die Not des Hungers und Durstes erlitten und überdem zweimal in äußerster Lebensgefahr waren. Wir hatten nämlich einmal mit Lavieren uns mühsam beinahe vor Bornholm vorwärts gedrängt, als uns ein schrecklicher Sturm überfiel, der drei Tage und Nächte mit gleicher Wut uns entgegen blies und folglich unser Schiff so weit zurücktrieb, daß wir, nachdem er etwas nachgelassen hatte und der Schiffer wieder untersuchen konnte, wo wir waren, uns ganz nahe am Libauschen Strande befanden, und zuverlässig daselbst gestrandet und ohne Rettung umgekommen wären, wenn nicht unser Schiff bei Anfang des Sturmes so weit vorwärts gelegen hätte. . . . Der Schiffer verdiente überhaupt allen Tadel, indem er außer mir noch mehrere Passagiere, eine Kaufmannsfrau Kode mit ihrem kleinen Sohn und dessen Wärterin, und einen Kaufmann Borlemann, beide aus Libau, auch einen Lübeck'schen Kaufmann Nöltingk in seine Kajüte, überdem aber noch 22 Handwerksburschen unterm Verdeck aufgenommen und aus leidigem Geiz so elend für Proviant gesorgt hatte, daß wir, die wir in der Kajüte waren, nur auf 14 Tage Brot, und daselbe alt und verschimmelt, Wasser aber nur so wenig hatten, daß wir in den letzten Wochen täglich nur zwei und am Ende gar nur eine Tasse Wasser verzehren durften, die Handwerksbursche aber, nachdem sie ihren mitgenommenen Vorrat verzehret hatten, gänzlich hungern und dursten mußten. Es war wohl auf dem Schiffe auch eingesalzenes Fleisch und etwas Gerste geladen, und das wurde von ihnen angegriffen, aber es half doch der Not so wenig ab, daß wir endlich aus Verzweiflung dem Schiffer, der sich immer weigerte, in irgend einen Hafen einzulaufen, drohten, ihn über Bord zu werfen und uns seines Schiffes zu bemächtigen, wenn er noch länger anstände, einen Hafen zu suchen. Als er nun diesen unsern Ernst sah und wohl merkte, daß mit der Menge seiner in Verzweiflung geratenen Passagiere eben nicht sehr zu spaßen war, so sprang er unter Pöchen und Fluchen endlich auf, kehrte das Schiff um und legte in Buswyk an, so daß wir freilich noch ebenso weit von dem Ziel unsrer Reise entfernt, aber doch in Sicherheit waren und wieder Brot und Fleisch die Fülle hatten. Nur mußten wir's teuer bezahlen, und da ich und meine Gesellschafter

aus der Kajüte in einem benachbarten Predigerhause bei der Kirche zu Dijar, davon der Pastor Barthold Rundberg hieß und ziemlich gut deutsch sprach, unser Quartier aufschlugen, auch von ihm uns beköstigen ließen, so mußten wir ihm wöchentlich dafür einen Dukaten zahlen, welches über vier Wochen dauerte, weil wir noch immer, um mit demselben Schiffe unsre Reise zu vollenden, auf guten Wind, miewohl vergeblich, warteten. Einmal fand sich wohl unter der Zeit ein erwünschter Wind, aber zum guten Glück für uns hatte der Schiffer noch garnicht ernstlich daran gedacht, sich aufs neue mit hinlänglichen Viktualien und frischem Wasser zu versorgen. Dies mußte nun eilig noch herbeigeschafft werden. — Unterdessen waren viele andre Schiffe, die mit uns zugleich im Hafen lagen und auf guten Wind harrten, schon aber zum Absegeln mit allem fertig waren, sogleich ausgelaufen, welches wir erst um vier Uhr nachmittags tun konnten. Etwa um Mitternacht aber, als wir ungefähr sieben Meilen von der Insel fortsegelt sein mochten, hatte diese Freude ein Ende, der Wind schlug um, ward konträr, und fing wieder an erschrecklich zu stürmen. Dies veranlaßte uns denn den Schiffer aufs neue zu zwingen, daß er umkehren und zurück nach unserm Hafen segeln sollte, welches er auch tat, aber zuverlässig so leicht nicht getan haben würde, wenn er eher ausgesegelt und folglich weiter vorwärts gekommen wäre, ebensowenig als die übrigen vor uns ausgelaufenen Schiffer, die allesamt in der See blieben und davon einige gesunken sein sollen, andere aber andre schwedische Häfen suchen müssen, bis auf einen Flensburger, auf dessen Fahrzeug sich die Frau Rode mit ihrem Sohn und ihrer Magd, aus Unwillen über das schlechte Betragen unsres Schiffers, eingeschiffet hatte, und das, weil es schnell segeln gekonnt, glücklich Bornholm noch mit demselben guten Winde vorbeigekommen und nach einigen Tagen in Flensburg eingelaufen war. Wir aber lagen wieder jetzt in Buswyk vor Anker und harreten noch einige Tage, da wir denn endlich einen Lübecker, der ebenfalls an demselben Tage vor uns von Buswyk ausgelaufen war, ohne Masten und so lech in unsern Hafen auf den Strand laufen sahen, daß dessen Passagiere und Bootsleute drei Tage lang pumpen müssen, und fast ohne Kräfte, äußerst abgemattet und verängstet, bei uns eintrafen. Da verging uns nun alle Lust, weiter an eine Fortsetzung unsrer Seereise zu denken, und

wir nahmen den Rat eines Schiffskapitäns, der sich v. Niendahl nannte und aus Wisby, wo er eigentlich wohnte, in unsre Gegend gekommen war, und dessen Bekanntschaft wir gemacht hatten, mit Dank an, nämlich nach Wisby zu gehen, wo wir mit der Postjagd das feste Land in Schweden erreichen und so zu Lande weiter bis Greifswalde kommen konnten. Dies taten wir, ich, Borlemann und Nöltingk und ein mosaischer Kaufmann Namens Winkelmann, der von jenem leßgewordenen Schiffe abging und sich nunmehr zu uns gesellte, auch gemeinschaftliche Sache mit uns machte.

In Wisby fanden wir nun zwar die Postjagd vor uns, wie uns der Kapitän v. Niendahl versicherte, aber sie wartete ebenfalls auf guten Wind, und da dieser innerhalb acht Tagen nicht kommen wollte, es auch zu besorgen war, daß er noch lange ausbleiben konnte, uns aber der Aufenthalt in Wisby in dem Hause des Kapitäns v. Niendahl, der uns zwar vortrefflich bewirtete, auch dabei in den vornehmsten und besten Gesellschaften der Stadt Eingang und Vergnügen verschaffte, doch zu hoch zu stehen kam, so nahmen wir auch den Rat an, den man uns von neuem gab, und der darin bestand, daß wir die Postjagd, nach der dasigen Art sich auszudrücken, kaufen, das ist für diese Reise ganz bezahlen sollten, wo sie denn verpflichtet wäre, bloß von unserm Willen abzuhängen und mit jedem Winde, der nur imstande wäre, uns aus dem Hafen zu bringen, fort auf das feste Land zu, es sei nach welchem Ort es wolle, sowie uns der Wind treiben würde, hinüberzuführen. Dies war damals in Schweden erlaubt, und wenn eine Postjagd einmal so gekauft war, so hatte selbst der König nicht mehr das Recht, sich ihrer eigenmächtig zu seinem Gebrauch zu bedienen, sondern mußte, falls er derselben benötigt war und mitfahren wollte, den Käufer um die Erlaubnis dazu ersuchen. Dieser Kauf kostete uns über 100 Rtl. Alb. oder 7 bis 800 Silbermünze, an welcher Summe aber noch verschiedene andere teilnahmen und uns so die Ausgabe erleichterten; unzählige andere Reisende aber, die lange beim Hafen vergebens gewartet und sich darüber ganz verzehret hatten, gingen auf inständiges Bitten frei mit uns.

Den achten Tag endlich in der Nacht, als wir eben bei einem Kaufmann Lundberg im Tanzen begriffen waren, kam die Nachricht, daß der Wind zum Auslaufen günstig sei; sogleich ging

alles an Bord, und des Morgens um 8 Uhr befanden wir uns bei Deland, einer langen Insel bei Calmar, waren aber die Fahrt hindurch erbärmlich seetrank gewesen, welches wohl die Erhitzung auf dem Ball vom Tanzen und den stärksten Getränken, und die darauf erfolgte Erkältung verursacht haben möchte. Auf Deland reiseten wir quer über, dem Schlosse Borkholm vorbei, zu Wagen bis auf das jenseitige Ufer, wo wir uns nun wieder über die dasige Meerenge bis nach Calmar, welche Stadt eine Meile davon lag, und zwar mit großen Bötten übersetzen zu lassen genötigt waren; aber das ging jetzt so leicht nicht an, die See da war voller heimlichen und sichtbaren Klippen, und es blies ein heftiger Sturm, der alles Übersetzen untersagte. Folglich mußte wiederum gewartet werden, und zwar jetzt auf stilles Wetter, bei welchem allein die Übersetzer sich anheischig machen konnten, mit völliger Sicherheit die Durchfahrt durch die Klippen zu treffen. Zur noch größeren Fatalität aber war da herum bei der Überfahrt alles voll von Menschen, die hinüber wollten und schon viele Tage da gewartet hatten, und sonst keine andre Möglichkeit des Unterkommens, als ein gewöhnlicher Krug und einige wenige in der Nachbarschaft herumliegende Bauerhöfe, wo wegen der Menge der Reisenden, wovon die mehresten schlechte, schmutzige und ungezogene Leute waren, unter welche zu mischen wir uns nicht entschließen konnten, keine Herberge für uns auszumachen war. Indessen trösteten wir uns mit der Hoffnung, daß vielleicht bald das stürmische Wetter nachlassen und noch vor Nacht es möglich sein werde, hinüber zu kommen. Durch diese gestärkt, trieben wir uns den ganzen Tag unterm freien Himmel umher, indem wir die Zeit mit Spazierengehen zubrachten, ob es gleich sehr kalt und unangenehm, doch zum Glück kein Regen war, denn man lebte schon gegen das Ende des Novembers, und das jetzt in Schweden. Gegen Abend aber, als der Sturm noch immerfort wütete und gar keine Anstalt zu machen schien, aufzuhören, wir aber unmöglich so ohne Obdach die Nacht zubringen konnten, riet ich, der kurischen Gastfreiheit eingedenk, meinen Gefährten, Zuflucht in ein Pastorat zu nehmen, wovon man uns gesagt hatte, daß es nur eine halbe Meile davon läge und von einem freundlichen Wirt bewohnt würde. Wir mieteten deshalb einen Bauerwagen, kamen aber spät um 10 Uhr dahin, teils weil meine Reisekameraden aus Weisorge, dem Manne

beschwerlich zu fallen, und aus unzeitiger Blödigkeit sich so bald nicht dazu hatten entschließen können, theils wegen der Schwierigkeit, ein Fuhrwerk zu bekommen, das uns sehr auffhielt. So spät fanden wir schon alles schlafen, man machte uns aber doch auf, und der gastfreie liebe Pastor — sein Name sei hier mit Dank genannt, er hieß Valerus und war Pastor zu Glömminge —, als er unsre Verlegenheit und Bitte um Nachtlager vernommen hatte, nahm uns sehr gütig entgegen, gab uns in der Geschwindigkeit ein frugales Essen, und führte uns, nachdem wir satt waren, in ein niedlich austapeziertes Zimmer, wo wir vortreffliche Betten fanden und herrlich schliefen. Des Morgens, da wir aus Müdigkeit etwas zu lange geschlafen hatten, weckte uns der Pastor selbst auf und nötigte uns zum Kaffe, den wir in eleganten Gefäßen aufgetragen fanden und wobei seine Ehegattin, die wir jetzt erst kennen lernten, eine schöne, lange, junge Frau, mit der er nicht lange verheiratet war, uns ebenso gütig und freundlich bewirtete, ob sie gleich kein Deutsch verstand, sondern nur durch Dolmetschung ihres Mannes mit uns reden konnte. Gern hätte ich da den ganzen Tag über verweilet, weil der Wind noch immerfort heftig blies, das gastfreie Ehepaar nötigte uns auch sehr, und wie es schien, aufrichtig, es zu tun, aber meine Gefährten waren dazu zu blöde, und wir fuhren nach dem Kaffe wieder zur Überfahrt, trieben uns da aufs neue den Tag über müßig und verdrießlich umher, und sahen gegen Abend uns dennoch genötigt, zu unserm lieben Pastor umzukehren. Nun aber kamen wir zeitiger und hatten eine köstliche Abendmahlzeit nebst einem vergnügten Abend. Die Nacht endlich hatte sich der Sturm gelegt, und nun reiseten wir am Morgen gänzlich ab, doch ohne etwas für die gute Aufnahme anders, als ein Trinkgeld für die Hausleute bezahlen zu dürfen, weil der Pastor durchaus nichts annehmen wollte, und kamen darauf wohlbehalten in Salmar ein.

Nach einem kurzen Aufenthalt daselbst von ein paar Tagen, in welchen ich einige Honoratiorees besuchte, reiseten wir weiter mit der ordinären Schießpost, ein Fuhrwerk, das in Schweden damals erstaunlich wenig kostete, nämlich vier Schillinge für jedes Pferd, wovon 36 einen Taler Silbermünze, das ist nach unsrem Gelde drei Sechser ausmachten, und in einem Leiterwagen mit zwei Pferden bestand, das aber auf den Stationen nicht in Bereitschaft

gehalten wurde, sondern erst jedesmal bei Ankunft einiger Reisenden von den benachbarten Bauern zusammengeholt werden mußte. Es war dabei ein strenger Befehl vorhanden, daß man deswegen keinen Reisenden länger als eine Stunde aufhalten durfte, und auf jeder Station ein großes Buch, worinnen die Reisenden gehalten waren, mit Beisehung ihres Namens aufzuschreiben, wenn sie angekommen, wie vom Wirt bedient worden, und wann sie wieder abgereiset wären, welches Buch denn monatlich höheren Ortes eingereicht und vorgezeigt werden mußte. Auf einem solchen Fuhrwerke konnten nur zwei Personen sitzen, und da wir unsrer vier waren, so mußten wir zwei Leiterwagen nehmen. Auf diese Art kamen wir nach Karlskrona, wo wir wiederum ein paar Tage verweilten, die schwedischen Kriegsschiffe, die Docks und andere Merkwürdigkeiten besahen, und ich dabei die Bekanntschaft eines würdigen Mannes machte, des Superintendenten Muhrbek, der uns ein paar mal freundlich bewirtete und mir Empfehlungsschreiben an seine beiden Söhne in Greifswalde mitgab, wovon der eine daselbst Magister legens war, der andre aber Medizin studierte.

Von Karlskrona reisten wir über Christianstadt und Ahus, wo mich ein überaus hoher und prächtiger Wasserfall von fünf Abfällen, auf den damals eben die Sonne schien, zu meiner Freude überraschte, unvermerkt bergan, bis wir auf einmal uns auf dem Gipfel eines Berges befanden, von welchem wir beinahe die ganze Provinz Schonen bis zu ihrem Ufer an der See mit allen ihren Städten, Flecken und Dörfern übersehen und gleich einer vor uns liegenden Landkarte beschauen konnten, und der so hoch war, daß der Knopf des Kirchtums in dem unten am Fuße des Berges befindlichen Dorfe uns von oben ebenso klein deuchte, als er nachhero unten im Dorfe selbst erschien. In diesem Berge, der dabei sehr steil auf einmal herunterlief, war der Weg hinab in Schlangenkrümmungen, gleich den Approchen, tief eingegraben, und man konnte nicht anders als mit gefoppelten Rädern und nachdem man vorhero einigemal laut gerufen hatte, um aus einem Gegenschrei zu erfahren, ob nicht etwa jemand anders schon im Heraufkommen begriffen wäre, in welchem Falle man verpflichtet war, um alle Gefahr zu vermeiden, seine Ankunft abzuwarten, langsam hinabfahren. Unter dem Berge in Schonen fanden wir schon wieder

allenthalben Getreidefelder, Wiesen und Wälder, da wir bisher auf unsrer Reise in Schweden mehrentheils nur unfruchtbare Felsen und hin und wieder einzelne krumme und schiefe Bäume, von welchen einzelne hoch über unserm Haupte von den Felsengebirgen hinabzustürzen drohten, dabei aber fast lauter ebene Wege, auf welchen kaum ein Sandkorn lag, stellenweise aber auch beschwerlichen Sand angetroffen hatten.

Endlich langten wir in Nyttan an, wo wir aufs neue der dasigen Postjagd wegen, mit der wir nach Stralsund überzusetzen hatten, einige Tage lang zu unserm Verdruß verweilen und kostbar zehren mußten, denn so wohlfeil in Schweden das Fuhrwerk ist, so teuer sind die Wirtshäuser, dafür aber nicht zu leugnen ist, daß man gut bewirtet wird. Die Ursache unsrer Behinderung war ein Befehl von Stockholm an den Postmeister, die Jagd nach Stralsund deswegen nicht abgehen zu lassen, weil ein Gesandter, der nach Wien zu gehen befehligt worden, in kurzem hinüber zu bringen wäre. Auf diesen Gesandten hatte dann die Postjagd schon viele Wochen gewartet, und wartete noch, weil es immer hieß, er müßte in diesen Tagen gewiß eintreffen. Wir hielten deswegen auch einige Tage geduldig aus, da aber in diesen kein Ambassadeur erschien, wir aber schon gelernt hatten, wie wir in solchen Fällen uns helfen konnten, und keine Lust empfanden, länger vergeblich und mit großen Kosten in einer elenden, von lauter Handschuhmachern bewohnten Stadt, wo wir nicht das geringste Vergnügen hatten, auf Se. Excellenz zu harren, so suchten wir Gehülfen und kauften auch diese Postjagd, die wir aber nur mit 120 Rtl. Alb. bezahlen mußten und worauf wir dann glücklich nach Stralsund hinüberfuhr. Nachdem wir auch diese Stadt besehen hatten, eilte ich nunmehr das Ziel meiner Wanderschaft zu erreichen, und langte endlich den 7. Dezember nach einer Reise, die beinahe ein viertel Jahr gewährt und mir 44 Dukaten gekostet hatte, wohlbehalten und froh, aber herzlich reisemüde und fast von Geld entblößt, in Greifswalde ein.

Ich war in Greifswalde des Abends um 7 Uhr, da es schon stockfinster war und ich nichts mehr sehen konnte, angekommen, und das Wirtshaus, wo ich eingekehrt war, lag am Markte; des Morgens, als ich eben um 9 Uhr erwachte und ans Fenster trat, um mich umher zu sehen, siehe, so stand dicht vor meinem Quartier

ein Gerüst, und als ich mich erkundigte, was das bedeuten sollte, so war das ein Schaffaut, auf welcher in einer Stunde eine Mordbrennerin geköpft werden würde, welches auch geschah, aber mit solch einer Ungeschicklichkeit des Scharfrichters, daß mir die Sache, die an sich schon meine ganze Seele empörte, weil ich nie Hinrichtungen habe sehen können, höchst schauerhaft wurde, und ich gestehe, daß ich darüber nicht wenig stuzte; indessen half ich mir durch meine Philosophie bald wieder zurecht und achtete ihrer weiter nicht. Es ist mir auch in den zwei Jahren, die ich in Greifswalde verlebte, außer dieser Begebenheit nichts weiter von einiger Bedeutung wiederfahren, und ich lebte da so ziemlich ruhig und zufrieden, obgleich auch nicht selten in Mangel, woran wohl meine kostbare Zeit die größte Schuld hatte, und aus dem mich meine Freunde, ohne sich selbst sehr anzugreifen, so leicht nicht herausreißen konnten, vielleicht auch nicht wollten. Indessen drückte er mich doch nicht über die Maßen, ich hatte Kleidungsstücke und Wäsche nebst andern notwendigen Dingen, deren ein Student auf der Akademie, um sich Achtung zu erwerben, bedarf, hinreichend, ja fast überflüssig mit, bekam aber das mehrste davon, weil ich, um meine Landreise durch Schweden mit geringen Kosten stellen zu können, meine größten Coffers auf dem Schiffe in Buswif zurückgelassen hatte, nicht eher als vier Monate nach meiner Ankunft in Greifswalde in die Hände, denn das Schiff hatte zwar noch vor Neujahr Gelegenheit gehabt, von Buswif auszulaufen und nach Lübeck zu kommen, war aber daselbst auf der Rhede mit der ganzen Ladung eingefroren, wo ich denn meine Sachen erst mit Aufgang der Gewässer erhalten konnte. — Durch den M. Mührbeck und seinen Bruder ward ich bald in den besten Häusern bekannt, und Abt Schubert erzeigte mir viele Höflichkeit und Freundschaft, bei welchem ich auch, nachdem ich den 12. Dez. war immatriculiert worden, sogleich nach Neujahr alle theologische Kollegia, und zwar nur bei ihm allein, denn nur von seinen Vorlesungen zu profitieren hatte ich Greifswald erkieset, zu hören anfang. Das geschah zu meinem wahren Nutzen, denn ich war fleißig und schon alt genug, um das die cur hic stets im Gedächtnis zu behalten. Dabei benugte ich auch mit Vorteil die dasige schöne, große und vollständige Universitätsbibliothek, die ich das letzte halbe Jahr täglich besuchte und die mir zu jeder Stunde

dergestalt offen stand, daß Bibliothekar und Bedell mir den Schlüssel davon anvertrauten, wenn sie ihrer Geschäfte wegen nach Hause zu gehen hatten, ja ich hatte die Erlaubnis, so viel Bücher daraus mit mir nach Hause zu nehmen, als mir beliebte, ohne ein Pfand oder nur einen Schein zurücklassen zu dürfen.

Nach zwei Jahren endlich verließ ich Greifswald wieder, den 7. Oktober 1766, und reiste über Güstrow und Wismar nach Lübeck, wo ich, ohngeachtet mir meine vorige Seereise so erstaunlich übel bekommen war, daß es wohl kein Wunder gewesen wäre, wenn ich vor ferneren Wagestücken von der Art einen Stel gehabt hätte, dennoch aus Not meines sehr kleinlichen und kümmerlichen Reisegeldes wegen den 1. November wiederum unter Segel ging. Ich hatte aber diesmal eine weit bessere, angenehmere und vergnügtere Fahrt, auf welcher ich den 13. Nov. glücklich in Libau einlief, denn wir hatten fast gar keinen Sturm, eher bisweilen zu wenig Wind, aber immer gutes Wetter, und mein Schiffer namens Hagen war ein ganz anderer Mann, als jener böse Ploen. Ich war sein einziger Passagier, und schon in Lübeck hatte ich ihm Gefälligkeiten zu verdanken. Er bewirtete mich einmal sehr artig in seinem Hause, und als sein Schiff reisefertig war, da ich denn, wie immer erforderlich ist, nach Travemünde, wo das Schiff vor Anker lag, zu fahren hatte, um dort an Bord gehen zu können, so trug er mir seine und seiner Begleiter Gesellschaft dahin, die die aus seiner jungen Frau und seinen Schwiegereltern bestand, mit solcher Freundlichkeit an, daß es unbescheiden von mir gewesen wäre, wenn ich sie nicht mit Dank angenommen hätte, wodurch mir zugleich der Vorteil zuwuchs, daß ich nicht nur freie Zehrung unterwegs, sondern auch selbst in Travemünde freies Quartier und freie Kost, welches beides dort sonst beträchtlich teuer ist, und drei Tage lang, solange wir nämlich auf günstigen Wind warten mußten, sehr angenehme Stunden zu verleben bekam. Auf der See selbst beköstigte er mich nicht mit der gewöhnlichen Schifferkost, sondern wenn der Steuermann sich satt gegessen und die Kajüte verlassen hatte, langte er verschiedene eingemachte Sachen und ein gutes Glas Wein, das ihm seine junge Frau mitgegeben hatte, hervor, und dann taten wir uns gütlich. In Libau endlich, als ich ihm das gewöhnliche Fährlohn, so wie ich's ihm doch versprochen und er genehmigt hatte, bezahlen wollte, weigerte er sich,

das geringste anzunehmen, indem er mir noch dazu dankte, daß ich ihm unterwegs so gute Gesellschaft geleistet und so angenehm die Zeit verkürzt hätte. Dieser liebe Mann soll einige Jahre darnach mit seinem Schiffe unglücklich gewesen, und wie man zu jagen pflegt, mit Mann und Maus untergegangen sein. Gewiß, er hatte ein längeres Leben verdient.

Von Libau aus reiste ich nun nach meinem kurzen Aufenthalt von einigen Tagen nach Neuenburg zu meinen dort zurückgelassenen guten Freunden und zu meiner Mutter, die mich den 28. Nov. allesammt gesund und voll Freuden empfingen. Und weil der Baron v. Knigge, der indessen zwar einen andern Studenten bei seinen Kindern gehabt, aber weil er mit ihm unzufrieden gewesen, bald wieder hatte gehen lassen, mir sein Haus und die Kondition bei ihm aufbehalten hatte und nun liebreichst anbot, so nahm ich sie sogleich wieder an, bezog sie aber erst den 1. Januar 1767. — Doch die Vorsehung hatte nunmehr beschloffen, mich bald noch besser zu versorgen. Es war nämlich während meiner Abwesenheit von Kurland die Frühpredigerstelle in Bauske durch den Tod des Pastors Reinhold Heinrich Pflugrath 1766 den 30. Juni ledig geworden, und obgleich das Kirchspiel schon verschiedenemal ihrer Pflicht gemäß die Predigerwahl unternommen und nach gechehner Wahl und Präsentation die Vocation verschiedenen Personen zugeschiedt hatte, so hatten doch diese alle jedesmal die Vocation nicht angenommen, und man war am Ende in Verlegenheit, wen man nun aufs neue wählen und vorzieren sollte, recht als ob Gott diese Stelle durchaus für mich bestimmt und deswegen so lange offen erhalten hatte. Denn nun kam ich eben ins Land, und es fügte sich, daß als ein paar Monate nach meiner Ankunft der Bruder meines Barons, der oben erwähnte Rittmeister v. Knigge, der jetzt schon Oberhofmarschall war, bei einem Besuche in Birten an der Tafel in seinem Gespräch von ohngefähr auf diese Materie kam und der Gesellschaft die seltene und sonderbare Verlegenheit des Bauskeschen Kirchspiels erzählte, es ihm auf einmal einfiel, daß ich ja jetzt ein Theologe wäre und vielleicht dort versorgt werden könnte. Sogleich nach Tische machte er aus diesem Einfall Ernst, redete davon mit seinem Bruder, und da dieser ihn genehmigte, so trug er ihm auf, mich zu befragen, ob ich wohl, im Falle er mir die Vocation verschaffen könnte, sie annehmen würde. Dies

geschah den 24. April. Daß ich auf diese Frage nichts zu antworten vermochte, wird man sich vorstellen, wenn man erwäget, daß ich nicht längst erst die Akademie verlassen hatte, da man billig noch keine sobaldige Amtsbeförderung erwarten, ja kaum wünschen kann. Ich bat also nur um Bedenkzeit auf ein paar Tage, und als ich diese erhalten hatte, ritt ich unverzüglich nach Neuenburg zu meinem Vertrauten, dem Pastor Rosenberger, der mir zuredete, ohne Bedenken dies als Schickung Gottes dankbar anzunehmen und im übrigen mich ganz leidend zu verhalten. Dies tat ich denn auch und brachte meinem Baron gleich den Morgen darauf mein Jawort. Als sein Bruder, der Oberhofmarschall, solches durch ihn erhalten hatte, bat er sich noch meinen völlig ausgeschriebenen Namen dazu aus, und den 29. Mai hatte ich die Vocation, ohne all mein weiteres Hinzutun, zur Freude meiner sämtlichen Geliebten in Händen. Das wunderbarste dabei, daß im ganzen Bauskeschen Kirchspiel mich keine Seele, als vielleicht einer und der andere höchstens dem Rufe nach kannte, und überdem Knigge, der mich empfohlen hatte, nicht eben sonderlich bei ihnen angeschrieben stand. Doch Gott wollte es und geschah, Ihm sei Ehr und Dank!

Bald darnach meldete ich mich beim Superintendenten Christian Huhn zum Examen, hielt den 19. Juli zu Mitau über das gewöhnliche Sonntagsevangelium in beiden Kirchen, der deutschen und lettischen, meine Probepredigten, ward über den locum de praedestinatione geprüft, bestand gut, und ward an einem Donnerstage den 23. Juli, über 32 Jahre alt, öffentlich zum Predigtamte eingeweiht. Bevor ich aber nach Bauske zog, verlobte ich mich zu Mitau und ward den 16. August in Neuenburg in der Kirche vom dasigen Bruder meiner Braut, dem Pastor Otto Ludwig Rosenberger öffentlich kopuliret. Darauf reiste ich in Gesellschaft des Sup. Huhn nach Bauske, wo ich von ihm den 23. feierlich introduziret ward. Dabei widerfuhr mir das Eeltene, daß weder das Kirchspiel noch die Stadt, noch sonst wer für eine Introduktionsmahlzeit gesorgt hatte, und wir, nachdem wir aus der Kirche kamen, nicht wußten, wo wir speisen sollten, bis endlich der Sup. Huhn von Hauptmann v. Frank zu Tische geladen wurde, ich aber und der Kirchennotarius Kupfer ein jeder von uns sich irgendwo selbst zu Tische anbieten mußten; gewiß ein sonderbarer Anfang,

der mir nicht viel gutes zu versprechen schien, der aber denn doch in der Folge von meinem Schicksal in Bauske nicht entsprochen wurde, denn ich lebte da gottlob so ziemlich zufrieden. — Den 11. Sept. folgten mir meine Frau und meine Mutter dahin nach, um beide inskünftige durch ihr ganzes Leben an meinem Wohl und Wehe ununterbrochen teilzunehmen; aber auch zu ihrer Reise sowie zu dem Transport ihrer und meiner Sachen war mir das Kirchspiel, wie das doch sonst Gewohnheit und Pflicht ist, auf keine Weise behülflich, sondern dies mußte durch Fuhrleute für mein bares Geld geschehen, woraus ich mir aber nichts machte. Den Sonntag nach meiner Introduction hielt ich meine Antrittspredigt und empfahl übrigens mich und mein künftiges Schicksal ganz vertrauensvoll Gott, ohne weiter darum besorgt zu sein und ohne im geringsten aus diesen ungünstigen Erscheinungen argwöhnisch Folgerungen zu ziehen, obgleich sie mir auch keine Veranlassung gaben, mir von den Eingesehenen meines Kirchspiels die besten Begriffe zu machen, und ich wohl schon erkannte, daß der böse Ruf derselben, sowie der der ganzen Stadt, nicht eben aus einer ungerechten Verläumdung seinen Ursprung genommen haben mochte; dabei ward mir noch überdem mein Diaconus, der Pastor von Salbern, als ein seltsamer und zuweilen wunderlicher Mann, der er auch war, geschildert, der mit meinen Vorgängern manche verbrießliche Händel gehabt hatte. Indessen half mir Gott mit allen zurecht kommen und in der Folge sogar ihre Liebe verdienen.“

Ohne bemerkenswertere Ereignisse verliefen die nächsten Jahre. Zwei Töchter und zwei Söhne wurden ihm geboren und 1771 starb seine Mutter, die während der letzten Jahre bei ihm gelebt hatte. Nicht ohne Interesse ist eine Begegnung, die Mylich in diesem Jahre mit dem Herzog von Kurland hatte. „Ungefähr um diese Zeit“, erzählt er, „hatte ich einen Auftritt mit dem alten Herzog Ernst Johann, der seiner Lächerlichkeit wegen wohl verdient, als eine Anekdote aus meinem Lebenslaufe aufgezeichnet zu werden. Bei meiner Introduction war zugleich eine fürstliche Kammerkommission zugegen, die befehligt war, vom Pastorathofe einige Bauer- gesinde zu reklamieren und abzunehmen. Während daß diese nun ihr Geschäft verrichteten, durchlas ich indeß das Inventarium meines Vorgängers, und fand darin angemerkt, daß von alters her 104 Loth jedes Getreides den Frühpredigern als Kirchengebühr von

den fürstlichen Ämtern immer wäre geliefert worden, jetzt aber seit der Sequestration nur 40 Loth zu geben sei. Ich machte den adeligen Kirchenvorsteher aufmerksam darauf und dieser fragte bei der Kommission an, wie das käme? und verlangte Reparation dieser Schmälerung. Die Kommission stugte, versicherte aber, darüber nicht instruiert zu sein und verwies uns auf eine eigene und unmittelbare Ansuchung deswegen beim Herzog. Ich ließ mir dies in meinem Inventario sorgfältig verzeichnen und supplizierte hierdurch berechtigt einige Zeit darnach wirklich um solche Reparation des Kirchenfornes zu zweienmalen, bekam aber beidemal darauf keine Antwort. Endlich supplizierte der Kirchenvorsteher selbst im Namen des Kirchspiels, und da gleichfalls keine Resolution erfolgte, machte er auf dem nächsten Landtage, bei welchem er Deputierter war, dies zu einem Gravamen, und die Sache wurde in einigen Jahren so ernsthaft betrieben, daß der Herzog endlich nachgeben und das ganze Kirchenforn bis auf wenige Loth zugestehen und nachhero immer richtig liefern mußte. Aber dadurch ward er mein Feind, oder nach der Etiquette und Hofesprache zu reden, ich fiel bei ihm in Ungnade.

Nun hatten bisher die Bauskejschen Prediger dem Herzog, wenn er in Ruhental, seinem Lustschlosse eine Meile von Bauske, gewesen war, niemals die Cour gemacht; dies hatte er übel genommen, und mir war vom Hofmarschall fest eingebunden worden, mich vor diesem Staatsfehler zu hüten. Aus der Ursache, als ich einsmals hörte, der Herzog wäre in Ruhental, verabredete ich mich mit dem Präpositus Jvensen (der Diaconus sagte: mir gibt der Herzog nichts, also habe ich nicht nötig, mich feinewegen zu inkommodieren) ihm unsre Aufwartung zu machen. Es traf sich aber, daß als wir beide eben im Begriff waren, dahin zu fahren, ich zu einem Kranken gerufen wurde und Jvensen allein voran fahren mußte. Indessen versprach er mir, in Ruhental auf mich zu warten, bis ich nachgekommen wäre, wo wir denn beide zusammen zum Herzog hinaufsteigen wollten. Er fuhr, und ich versorgte meinen Kranken, eilte aber, und als ich in Ruhental ankam, hörte ich, daß Jvensen schon oben beim Herzog wäre. Ob nun gleich mich dies verdroß, so machte ich mich doch fertig und ging auch hinauf, fand aber außer den Schildwachen sonst nirgend einen Menschen, bis ich an ein Zimmer kam, worin ich reden hörte.

In dasselbe ging ich, es war des Herzogs Schlafzimmer; daselbst fand ich den Herzog und Ivensen, beide sitzend und in einem lebhaften Gespräch begriffen. Ich trat hinzu und küßte dem Herzog die Hand, der mich freundlich anredete: Woher Herr Pastor? Aus Bauske, gnädiger Herr! Wie vom Wetter gerührt, veränderte sich sein Gesicht und seine Zunge verstummte. Ivensen war indeß aufgestanden, und nun standen wir beide und sahen uns an. Das währte so ein paar Minuten; endlich stand auch der Herzog von seinem Sitz auf, ging ans Fenster und von da zum Spiegel, wo er hineinguckte, unentschlossen, was er tun oder sagen sollte. Wir beide hatten ihn dahin verfolgt. Endlich ergriff er eine Rose, deren eine Menge auf dem Tische unterm Spiegel standen, kehrte sich um und reichte sie Ivensen dar mit den Worten: Herr Präpositus, solche Rosen werden Sie wohl in Bauske nicht haben. Ivensen wußte vor Freuden nicht, wie er danken sollte, und ich lächelte, wohl merkend, daß dieses ein Unterscheidungszeichen von Gnade abgeben sollte, beiden ins Gesicht, jenem über die Torheit seiner kindischen Freude mich heimlich aufhaltend. Nun fing der Herzog mit Ivensen weiter an zu reden und fragte ihn unter andrem, ob er nicht wisse, wie sich der Pastor Rosenberger in Mitau jetzt befinde, der mein Schwager war und am Krebschaden darniederlag; da nun Ivensen keine befriedigende Antwort zu geben wußte, so fiel ich ihm in die Rede und sagte: Ew. Durchlaucht! noch immer sehr übel, ich habe mit letzter Post Briefe von ihm. Mit fürchterlich drohender Miene sah er mich darauf an, als ob er sagen wollte: Und du unterstehst dich noch zu reden. Kaum konnte ich mich des lauten Lachens enthalten. Nun war wiederum eine lange Pause, worin der Herzog immer vor sich zur Erde niedersah, und die er damit endigte, daß er uns verließ und in ein benachbartes Zimmer ging. Wir beide gingen hinterdrein. Unterwegs fragte mich Ivensen: Sind Sie zur Tafel geladen? Ich antwortete: nein; sind Sie es? Ja, erwiderte er, und ich gratulierte ihm. Hiermit waren wir in dem nämlichen Zimmer, wo wir des Herzogs wachhabende Offiziere antrafen, die ich becomplimentierte, und der Herzog eine Schrift vom Kastellan bekommen hatte, mit der er am Fenster stand und las. Nach einer Weile rief er Ivensen zu sich und sagte ihm einige nichtswürdige Kleinigkeiten, aber immer abgebrochen und in sichtbar

Verlegenheit. Endlich alles des überdrüssig, begab er sich in sein Schlafzimmer zurück, und nicht lange darnach ließ er durch einen Lakaien Jvensen zu sich rufen, wodurch ich von ihm getrennt wurde und nun allein dablief. Nach ein paar Augenblicken fragten auch die Offiziere, ob ich zur Tafel invitiert wäre, und wie ich's verneinte, rieten sie mir, mich zu retirieren, weil man gleich zum Speisen rufen würde. O ja, war meine Antwort, das will ich gerne tun, nur nicht ohne Abschied zu nehmen, und sogleich ging ich den Herzog aufzusuchen und fand ihn mit Jvensen im Schlafzimmer, wo ich mit lächelnder und Verachtung bezeugender Miene zu ihm trat und mich durch einen Handkuß empfahl. Hierauf ging ich hinunter zum Disponenten v. Ehler, der eben krank war und bei seinen Kindern speiste, erzählte ihm spöttisch, wie unglücklich ich gewesen wäre, und bat ihn, mich an seinen Tisch zu nehmen, wo ich hoffte, daß es mir ebenso gut schmecken würde. Er freute sich boshaft in seiner Seele, das sah ich ihm wohl an, aber ich verachtete beides, sowohl des Herzogs Zorn als seine leere Schadenfreude, indem ich's ganz fühlte, wie lächerlich es sei, wenn ohnmächtige Fürsten sich erniedrigen, es noch merken zu lassen, wie gerne sie einem Schaden möchten, wenn sie nur Gewalt genug dazu in Händen hätten.

(Schluß folgt.)



# Baltische Chronik des Revolutionsjahres 1905.

## I. Zur Vorgeschichte\*.

Der Aufschwung der Industrie in den Ostseeprovinzen begann in den 90er Jahren. Seit dieser Zeit fanden auch die sozialdemokratischen Ideen unter den Letten Verbreitung. Vor allem war es die junge lettische Intelligenz, die mit Begeisterung die Ideen von Marx und Engels aufnahm. Die ökonomischen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen mit ihren Großgrundbesitzern und ihren Fabrikanten, mit der Masse städtischen und ländlichen Proletariats stimmte so sehr mit den wirtschaftlichen Verhältnissen in Westeuropa überein, daß die Lehren der deutschen Sozialdemokraten ohne weiteres auf die Ostseeprovinzen angewandt werden konnten. Die deutschen Agitationschriften, welche die Lehren eines Marx und eines Engels entwickelten, wurden ins Lettische und Estnische übersetzt und fanden unter den Arbeitern weite Verbreitung.

Anfangs dachte das lettische und estnische Proletariat, ebenso wie das russische, noch nicht an einen Kampf gegen die Selbstherrschaft. Die Führer der Bewegung führten anfänglich nur eine ökonomische Propaganda, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß es ein leichtes sein werde, das organisierte Proletariat ins politische Fahrwasser zu bringen, sobald es sich die sozialistischen

\*) Als Einleitung geben wir ein auch durch unsre Tagespresse (zuerst im „Rev. Beob.“ 1906 Nr. 48 vom 28. Febr.) gegangenes Referat über eine in russischer Sprache erschienene Broschüre wieder, die den Titel führt: „II. K., Революционная социалдемократія въ Прибалтійскомъ краѣ.“ (St. Pbg., N. S. Shtjsetinin, 1906.) Der Verf. der Broschüre steht selbst auf durchaus revolutionärem Standpunkt, aber er ist über die Vorgeschichte der Revolution und das Anwachsen der sozialdemokratischen Bewegung ausgezeichnet orientiert und daher sind seine Angaben von großem Wert und sehr instruktiv.

Ergänzend fügen wir einige Daten hinzu, die einem vortrefflich orientierten und mit Belegen versehenen Artikel aus der „Düna-Ztg.“ (1905 Nr. 141 vom 2. Juli) „Die lettische Sozialdemokratie und ihre Agitation auf dem Lande“ entnommen sind.

Im nächsten Heft beginnen wir dann mit der eigentlichen Chronik, die dem Gang der Dinge entsprechend, für die erste Hälfte des Jahres natürlich kürzer gehalten sein muß, als für die spätere Zeit.

Anschauungen des revolutionären Proletariats angeeignet haben würde. Das hat sich bewahrheitet. Die Lehren der russischen Volkstümler (народники) über den Gemeindebesitz waren für den lettischen Arbeiter ganz unverständlich, und daher hielt sich die sozialistische Bewegung im Baltikum vollständig frei von jenen „unwissenschaftlichen“ Strömungen, gegen welche die russischen Sozialrevolutionäre anzukämpfen haben.

Einen wesentlichen Faktor in der Verbreitung der sozialdemokratischen Ideen bildeten die lettischen Handwerker, die sich in Deutschland aufgehalten, und einige deutsche Sozialdemokraten, die in die Ostseeprovinzen verschlagen waren, und dann die lettischen Gefangenevereine und die Vereine zu gegenseitiger Unterstützung. Auch einige von der Zensur gestattete lettische Zeitungen brachten ab und zu Mitteilungen über die Arbeiterbewegung im Westen, ohne natürlich es wagen zu können, Rückschlüsse auf die Ostseeprovinzen zu machen. Dank der Unbildung der Zensoren drangen auch einige deutsche sozialdemokratische Blätter in die Ostseeprovinzen; so bezog man in Dorpat 1896 durch mehrere Monate die „Leipziger Volkszeitung“. Von den lettischen Zeitungen sympathisierte am meisten mit der sozialdemokratischen Bewegung die „Deenas Lapa“, die fast in jeder Nummer, natürlich ohne Angabe der Quelle, Übersetzungen aus der „Neuen Zeit“ brachte. Im Jahre 1897 wurde dieses Blatt, das ein wichtiger Faktor in der Vorbereitung der baltischen Revolution gewesen ist, von der Administration inhibiert. Es war ihr aber gelungen, in gewissen Kreisen der lettischen Intelligenz ein Verständnis für die kapitalistische Produktion zu verbreiten und in den Kreisen der lettischen Arbeiter die Patrioten zu diskreditieren, welche die Hauptaufgabe der lettischen Bewegung in der Kultivierung der ethnographischen Sonderheiten des lettischen Volkes sahen.

Schon in den Jahren 1896 und 1897 wurden in Riga und Libau Massenmeetings veranstaltet und der 1. Mai unter großer Beteiligung gefeiert. Diese Bewegung lenkte natürlich die Aufmerksamkeit der Gendarmerie auf sich. Gleichzeitig mit der Inhibierung der „Deenas Lapa“ und der Verhaftung ihres Redakteurs und der Hauptmitarbeiter wurden 100 Sozialdemokraten verhaftet, die an der Einfuhr illegaler Literatur aus Deutschland beteiligt gewesen waren. Viele von ihnen wurden des Landes verwiesen oder unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Unter ihnen fanden sich auch 14jährige Gymnasiasten und Gymnasiastinnen. Die in Riga und Libau in der Bildung begriffenen Arbeiterverbände zerfielen. Eine Menge Organisationen wurden aufgehoben, und selbst die lettischen Theatervorstellungen wurden einer strengen polizeilichen Kontrolle unterworfen. Die lokalen lettischen Patrioten triumphierten über die Abwehr der „roten Gefahr“.

Das war im Jahre 1897. Bald darauf begannen sich die sozialdemokratischen Arbeiter von neuem zu organisieren, obwohl es an Führern aus der Intelligenz fehlte. Auch wurde jetzt für eine Parteiliteratur in lettischer Sprache gesorgt. Einige Flüchtlinge gründeten in England und Amerika zwei lettische sozialdemokratische Organe, „Muskelis“ und „Latweeschu Strahdneeki“, von denen aber nur einige hundert Exemplare in die Ostseeprovinzen drangen.

Im Jahre 1899 kam es in Riga und Libau zu den ersten Arbeiterunruhen. An dem Streik in Riga nahmen etwa 60,000 Arbeiter teil. Es wurden ökonomische Forderungen aufgestellt. Die Bewegung trug noch keinen politischen Charakter, obgleich nach der Erschießung mehrerer Streikenden die Stellungnahme der Rigaschen Arbeiter zur selbstherrlichen Regierung schon damals völlig ausgeprägt war. Die Empörung der Arbeiter über den Eingriff des Militärs und der Polizei, dem mehrere „Genossen“ zum Opfer gefallen waren, führte zur Demolierung einiger Fabriken. Dasselbe geschah in Libau. Die Fabrikanten machten einige unwesentliche Konzessionen, und der Streik hörte auf, trotz energischer Agitation seitens der Führer. Bald wurden diejenigen Arbeiter, die am meisten in der Bewegung hervorgetreten waren, des Dienstes entlassen, und die Polizei wies sie aus.

Dieser Streik hätte einen ganz andern Ausgang genommen, wenn die Bewegung organisiert gewesen wäre. Das war auch den lettischen Arbeitern klar. Die große Mehrzahl war jetzt überzeugt von der Notwendigkeit einer Organisation und eines politischen Kampfes gegen die Selbstherrschaft. Es fehlte aber an Führern. Die energischsten Elemente waren ausgewiesen und die sozialdemokratische Intelligenz war bereits zwei Jahre vorher in die Verbannung geschickt oder stand unter polizeilicher Aufsicht. Die Arbeit mußte von neuem beginnen.

Erst im Frühling 1901 war die Parteiorganisation so weit erstarkt, daß an eine Propaganda in der Masse gedacht werden konnte, und schon am 1. Mai d. J. konnten zahlreiche Proklamationen, die aus Deutschland kamen, in Riga, Libau und Mitau verbreitet werden, von denen nur ein Teil in die Hände der Polizei fiel. Im folgenden Jahre erschienen dann schon Proklamationen einheimischer Provenienz, die von dem „Lettischen sozialdemokratischen Komitee in Riga“ unterzeichnet waren. Diese Proklamationen hatten großen Erfolg — der Kampf um die politische Freiheit wurde überall als die nächste Aufgabe des lettischen Proletariats anerkannt.

Im Laufe des Jahres 1902 entstanden dann alle Organisationen, die in der Folge in den Bestand der „Lettischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei“ („Partija“) aufgingen: die „kurländische sozialdemokratische Gruppe“, die „Komitees“ in Windau, Libau und

Talsen; vor allem aber die äußerst radikale „lettische sozialdemokratische Arbeiter-Vereinigung“ („Saweeniba“), deren Organ die „Revolucionara Baltija“ war und die außerdem auch noch den „Uspreekshu“ (Vorwärts) und den „Proletareescha“ (Der Proletarier) herausgab. („Düna-Ztg.“ a. a. D.) Das Rigasche Komitee hatte sich schon im Jahre 1901 gebildet. Diese Organisationen entwickelten sehr bald eine sehr energische Tätigkeit, die Komitees in Talsen und Windau namentlich unter den Landarbeitern und den kleinen Pächtern. In dieser Zeit wurden zahlreiche kleine Verbände gegründet, Agitationsversammlungen veranstaltet und massenweise Parteiliteratur verbreitet. Die Polizei merkte nichts.

Im Jahre 1903 kam es in Riga (am Dünaburger Bahnhof) und Mitau zu den ersten Demonstrationen. Das waren die Früchte der in hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten Proklamationen. Diese Proklamationen wurden auf dem Lande hauptsächlich in den Kirchen während des Gottesdienstes verbreitet. Dabei waren die Kirchendiener und sogar die Kolporteure von Missionsblättern sehr nützliche Handlanger. In und bei den Kirchen wurden politische Meetings abgehalten, trotz der Proteste der Gutsbesitzer und der Pastoren gegen diese Schändung des Gotteshauses.

Nach Plehwes Tod im Sommer 1903 machte die „Partei“ den Versuch, die einzelnen Gruppen nach einem gemeinschaftlichen Programm zu verschmelzen, was ihr jedoch bei der „Vereinigung“ nicht gelang, und seit dieser Zeit herrschte im lettischen sozialdemokratischen Lager eine erbitterte Feindschaft, die so weit ging, daß den Anhängern der „Partei“ von ihrem Vorstand verboten wurde, das Organ der Vereinigung „Uspreekshu“ (Vorwärts) zu lesen (nach Angabe eben dieses Blattes vom Mai 1905 Nr. 5). — Ein russisches revolutionäres Blatt, die „Revoluz. Rossija“ charakterisierte die lettischen Parteien folgendermaßen: „Unter den Letten gibt es zwei Fraktionen, die zuerst eine gemeinsame Organisation bildeten und sich erst später geteilt haben. Die eine von ihnen, der Zahl nach stärker, nennt sich „Partei“, die andre, der Zahl nach geringere, aber von energischerem Geist, nennt sich „Vereinigung.““ („Düna-Ztg.“ a. a. D.)

Mittlerweile setzten die lettischen Emigranten in Westeuropa ihre propagandistische Tätigkeit fort. Es konstituierte sich ein „Verband lettischer Sozialdemokraten in Westeuropa“, der den „Latweeshu Strahdneeks“ (Lettischer Arbeiter) herausgab; dieser ging aber infolge Differenzen zwischen den Redakteuren bald ein. Auf die Bewegung in den baltischen Provinzen hatte hinfort nur noch das Monatsblatt „Sozialdemokrats“ Einfluß, das seit 1900 in London und jetzt (1906) in Bern erscheint. Im Auslande erschien eine Menge lettischer Broschüren agitatorischen Inhalts, die in je 2—4000 Exemplaren ins Land kamen. Nach dem bekannten

Königsberger Prozeß nahm die Einfuhr der Parteiliteratur noch mehr zu und erreichte 25—42 Bund im Jahr.

Seit dem Beginn des japanischen Krieges eröffnete sich für die lettischen Sozialdemokraten eine neue Tätigkeit. Zunächst kam es darauf an, zu verhindern, daß Mittel der Arbeiter dem Roten Kreuz und der Flotte zufließen. Die regierungsfreundliche „Rigas Waise“, von der unser Gewährsmann behauptet, daß sie eine Staatsubsidie erhalte, wurde boykottiert. Der Protest des Proletariats war so stark, daß es die Administration nicht wagen konnte, in den baltischen Städten jene bekannten polizeipatriotischen Manifestationen zu veranstalten.

Die russische Armee erlitt eine Reihe von Niederlagen. Es war klar, daß der entscheidende Kampf gegen die Selbstherrschaft unmittelbar bevorstehe. Das führte dazu, daß die lettischen sozialdemokratischen Organisationen sich nach den Demonstrationen in Riga und Libau im Mai 1904, bei denen wieder Blut geflossen war, im Juni den ersten Kongreß der lettischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei veranstalteten. Hier wurde von allen Gruppen ein Programm angenommen, dem das Erfurter Programm zugrunde lag. Das Verhältnis der einzelnen Parteigruppen unter einander und zu den übrigen oppositionellen und revolutionären Parteien wurde festgestellt und beschlossen, in keine Verbindung mit solchen revolutionären Organisationen zu treten, die nicht auf dem Boden des wissenschaftlichen Sozialismus ständen, wie etwa die Partei der Sozialrevolutionäre. Es wurde ein gemeinsames Statut ausgearbeitet, ein Zentralkomitee konstituiert und ein Delegierter auf den internationalen Sozialistenkongreß nach Amsterdam entsandt\*. Der „Sozialdemokrat“ wurde als Parteiorgan anerkannt.

\*) Hierzu ist ergänzend Folgendes anzuführen. Auf den Sozialistenkongreß von Amsterdam schieden beide, sowohl die „Partei“ wie auch die „Vereinigung“, ihre Vertreter hin, um den häuslichen Streit vor das Forum des Kongresses zu bringen. Der Vertreter der „Partei“ Kofinsch verlangte von dem Bureau des Kongresses, daß das Mandat des Vertreters der „Vereinigung“ Kowals nicht anerkannt werde, mit der Motivierung, daß der „Partei“ allein die Vertretung des lettischen Proletariats gehöre und daß die „Vereinigung“ für den Terror sei, daher mit der Sozialdemokratie nichts gemein habe. Kowals bewies dagegen, daß die „Vereinigung“, obgleich für die terroristische Kampfmethod, dennoch nichts mit dem Anarchismus zu tun habe. Der österreichische sozialdemokratische Führer Adler fragte den Delegierten der „Partei“: „Kennt ihr diesen Menschen (auf Kowals zeigend) als ehrliehen Revolutionär?“ — „Wie soll' ich ihn nicht kennen“, antwortete Kofinsch, „Kowals ist mein Mitschüler, außerdem haben wir in ein und derselben Sache im Gefängnis gesessen.“ — „Ah, jetzt verstehe ich“, antwortete Adler, „im Gefängnis könnt ihr zusammen sitzen, aber auf dem Kongreß nicht!“ („Uf preejschu“ Mai 1905 Nr. 5.) Das Bureau ließ daraufhin beide Vertreter zum Kongreß zu. — Auch später auf der Konferenz des Priesters Sapon kam es wieder zwischen den Delegierten der beiden Parteien zu einem Streit, und diesmal gelang es dem Vertreter der „Partei“, den Delegierten der „Vereinigung“ von der Konferenz zu entfernen, ebenso schied aus der Konferenz die größte russisch-sozialistisch-revolutionäre Kampforganisation „Iskra“. („Düna-Ztg.“ a. a. D.)

Damals zählte man in Riga schon 115 sozialdemokratische Arbeitergruppen, zu denen 1500 Genossen gehörten, welche regelmäßige Monatsbeiträge zahlten. Außerdem wurde die Parteiliteratur von etwa 5—6000 Arbeitern gelesen, welche unregelmäßige Beiträge zahlten. Es fanden Meetings statt und Demonstrationen, bei denen wieder Blut floß und mehrere Agitatoren verhaftet wurden.

Im Jahre 1904 gab die neugegründete „Baltische lettische sozialdemokratische Organisation“, bestehend aus dem Rigaschen, Libauschen, Windauschen und Talsenschen Komitee, schon mehr als 300,000 Proklamationen heraus, und das Mitauische Komitee 30,000. Eine ausländische Arbeiterzeitung hatte 3000 Abonnenten in den Ostseeprovinzen. Auf dem flachen Lande verbreitete sich die Sozialdemokratie in Kurland mehr, als in Livland. — In Livland bestanden außer in Riga nur noch in Wenden und Wolmar Arbeiterorganisationen. Doch auch in Livland war die Zahl der unzufriedenen Elemente, die dem Evangelium des Sozialismus ihr Ohr liehen, eine sehr große. Das lettische Proletariat war ein Pulverfaß, in welches nur noch ein revolutionärer Funke zu fallen brauchte, um es zur Explosion zu bringen. Dieser Funke waren die Petersburger revolutionären Vorgänge am 9. Januar 1905.

Am 11. Januar trafen in Riga die Nachrichten über die Petersburger Straßenkämpfe ein. Das Rigasche Komitee, seines Erfolges sicher, beschloß sofort einzugreifen. Noch an demselben Abend fanden einige konspirative Versammlungen statt, und es wurde beschlossen, sofort den allgemeinen Streik zu proklamieren. In derselben Nacht wurde die bekannte Proklamation an die Arbeiter in 15,000 Exemplaren gedruckt, die neben ökonomischen Forderungen die Berufung einer konstituierenden Versammlung auf der Basis des „vierschwänzigen“ Wahlrechts, die Freiheit des Wortes, der Presse, der Versammlungen und der Streiks und die sofortige Beendigung des Krieges verlangte. Sie endigte mit den Worten: „Nieder mit dem Krieg! Es lebe der achttündige Arbeitstag! Es lebe die Revolution! Es lebe die Sozialdemokratie!“ — Am Abend des folgenden Tages war dann die Mehrzahl der Arbeiter im Auslande und am 13. Januar wurde auf keiner Fabrik mehr gearbeitet. — — —

So war das lettische Proletariat in die allgemeine russische revolutionäre Bewegung eingetreten. Und das alles konnte unter den Augen der Gouverneure Paschkow und Swerbejew geschehen!

## Aus Gottfried George Mylich's „Familien-Merkwürdigkeiten und Lebensläufen“.

Schluß.

**A**ls meine zweite Tochter anderthalb Jahre erreicht hatte, ereignete sich ein Vorfall, der mir sehr verderblich hätte werden können. Von wegen der Konföderationsunruhen in Polen standen nicht nur in Bauske selbst russische Soldaten, sondern es zogen da auch von Zeit zu Zeit auch andere durch. — Da geschah es nun, daß 1772 d. 15. November gegen Abend ein aus Polen kommendes Regiment in Bauske eintraf, in der Absicht, dort Nachttag zu halten, und weil wegen der schon vorhandenen Einquartierung wenig Raum mehr war, so wurden zu 30, 40 und mehr Mann in einem Hause zusammengedrängt. Dies verursachte in meiner Nachbarschaft eine Feuersbrunst, die fünf Wohnhäuser außer den Nebengebäuden verzehrte und bis zwei Uhr des Morgens wütete, auch wohl die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt haben würde, wenn nicht der kommandierende General-Major von Rehbinden und der Major von der Bahlen (der jetzt Generalleutnant und Gouverneur von Riga ist) alle Mühe angewandt hätten, der Flamme Einhalt zu tun und vor allen Dingen mein Haus zu retten, das schon zwanzigmal in halber Asche aufloberte, aber immer wieder gelöscht wurde, welches nur deswegen möglich war, weil es ein steinernes Dach hatte. Ob nun gleich das Feuer dadurch gehindert wurde weiter um sich zu greifen und mein Haus an sich stehen blieb, so war es doch gar sehr beschädigt und all mein Hab und Gut darinnen war ausgeräumt, zerstreuet, zum Teil verdorben und zerbrochen, auch manches gar verloren gegangen; ja, ich wäre vielleicht um alles gekommen, aber nur der Güte des Generals hab ich's zu danken, daß das nicht geschah.

Denn nicht nur für die Rettung meines Hauses war er beeeifert, sondern ehe diese noch an sich selbst nötig war, sandte er mir schon unverzüglich einen Unteroffizier und 20 Mann Jäger zu meinem Schutz und zur Hülfe bei Ausräumung des Hauses, und zuletzt war er selbst allenthalben in Person zugegen, sorgte für alles und ließ alles durch Schildwachen behüten und bewahren, weswegen ich denn auch noch so ziemlich ohne großen Schaden davontkam, aber dem verehrungswürdigen General dafür ein unvergeßlich dankbares Andenken bis an mein Lebensende schuldig bin. Ueberhaupt wird und muß dieser teure Mann sowohl als dessen Gemahlin mir immer ein Gegenstand der innigsten Verehrung bleiben von wegen des vielen Guten, so er mir und sie meiner Frau erwiesen, und von wegen der fast vertrauten Freundschaft und ausgezeichneten Wohlgewogenheit, davon die Beweise so häufig waren, daß ich ganze Bogen mit Erzählungen derselben anfüllen könnte und womit beide uns zwei Jahre hindurch im eigentlichsten Sinne beglückt haben. Und doch weiß ich nichts als den edlen, großdenkenden, gütigen Charakter dieses vortrefflichen Ehepaares, und von meiner Seite nichts, als meine Musik, von welcher er ein enthusiastischer Liebhaber war und die er selbst meisterhaft ausübte, anzugeben, was mich bei ihm so sehr in Gunst hätte setzen können.

Im Jahre 1775 hatte der Pastor von Nerst Ernst Friedrich Odel, der jetzt Superintendent ist, den Ruf nach Sahten angenommen und da kam um die Johanniszeit der Nerstsche Kirchenvorsteher Kap. v. Korff aus Grizgaln, der mich kannte und mein Freund war, nach Bauske zu mir, um sich zu erkundigen, ob ich wohl Lust hätte, mich zu verändern und die Vocation nach Nerst anzunehmen. Ich antwortete ihm nach der Wahrheit, daß ich noch nie daran gedacht hätte, mich von Bauske wegzuwünschen, weil es mir da wohlginge und ich als ein Genügsamer auch mit meinen Einkünften zufrieden sein könnte. Eine bestimmtere Antwort aber bäte ich ihn mir so lange zu erlassen, bis ich die Vocation in Händen hätte. — Hiemit zufrieden, ging er nach Nerst zurück, und den 7. August war meine Vocation unterschrieben, die er mir sogleich zusandte. Ehe aber dies noch geschah, war es schon allenthalben bekannt worden, daß man mich nach Nerst hinverlangte und ich den Hingang dahin nicht geradezu von mir abgelehnt hatte. Darüber ward das Bauskesche Kirchspiel aufgebracht, und schämte

sich nicht, weil, wie es sagte, mich lieb hatte und nicht gern von sich lassen wollte, anstatt mich zu bitten, daß ich da bleiben sollte, den ihnen schon längst gewöhnten Weg einzuschlagen, mich so wie alle meine Vorgänger zu kränken. Man machte mir bittere Vorwürfe, und sogar in einer großen Gesellschaft bei Gelegenheit einer Taufhandlung in Jßlitz war der Kirchenvorsteher Kap. v. Schröders unbillig genug, mich durch indignierende Ausdrücke öffentlich zu beleidigen. Zur Fatalität brannte mir auch in meinem Pastorathofe, den ich schon seit einigen Jahren verarrendiert hatte, bald nach Johannis die Kiege ab. Diesen Umstand benutzte das Kirchspiel, mir durch Vermittlung des fürstl. Disponenten, des Kap. v. Ehlert, der schon lange mein sowie aller andern Prediger, mit denen er es je zu tun gehabt, Feind war und mir bishero schon manche Beeinträchtigungen und Chicanen zugefügt hatte, eine fürstl. Kammerkommission auf den Hals zu schicken, wider welche ich große Lust zu protestieren hatte, es aber doch unterließ, weil man mir, ich weiß nicht warum, es widerraten hatte. Sie kam denn wirklich den 13. Dezember und machte mir viel Mängel, Errata und Notata, die ich zwar sämtlich als unstatthaft und widersinnig, folglich lächerlich und keiner Aufmerksamkeit wert in meinen Belegen darstellte, die aber doch der fürstl. Kammer so wichtig vorkamen, daß sie mir zur Vergütung der gefundenen Mängel in meiner Wirtschaft und zum Ersatz der abgebrannten Kiege eine Summe von 628 Rtl. Alb. zu bezahlen auferlegte. Das beste dabei war, daß ich davor nicht kleinmütig erschrak, und vorsichtig genug gewesen war, noch vorher die Wirtschaft meines gegenwärtigen Arrendatoren, welches der Akziseverwalter Dohse war, von den Hauptmannsgerichten untersuchen zu lassen, wo ich den Urteilspruch bekam, daß dieser Arrendator für alle mir von der Kommission etwa zu machenden Mängel stehen und solche verantworten sollte.

Unterdessen war die Kerfische Vocation mir zugeschiedt worden, die ich nun ohne weiteres Bedenken, als nur, daß ich das Pastorat daselbst in Augenschein nahm und einige mir nicht unwichtige Kleinigkeiten mit dem Kirchspiel verabredete, im Vertrauen auf Gott annahm und darauf dem Bauskejschen Kirchspiel davon die pflichtmäßige Nachricht schriftlich zustellte. Hierdurch noch mehr erbittert, soll es wirklich selbst um jene Kammerkommission einstimmig suppliziert und ein Kompatron gar aus Zorn gesagt haben:

„Das soll dem Pfaffen sauer genug werden und er zeitlebens daran denken.“

Mein Abzug von Bauske ward mir wirklich sauer, woran aber die damalige Bitterung und der ganz unfahrbare Weg schuld war. Die Posten, die mich und das meine abführen sollten, fanden sich zur verabredeten Zeit mit Schlitten ein, konnten aber nichts von meinen Sachen bis nach dem Nerstischen Pastorathofe fortbringen, sondern mußten alles unterwegs in den Krügen absetzen, wodurch vieles, weil es da bis Ende April liegen blieb, verdarb, und ich mich genötigt sah, ohne Tische Stühle, Schranken, Wäsche, Gewürze zc. mich unterdessen in Nerst kümmerlich zu behelfen, in welcher Not der Kap. v. Korff aus Griggaln sich meiner annahm und mich mit einem Duzend Servietten und zween Tischtüchern, auch zwei Rühen und 10 Rtl. Geld gütig beschenkte. Vom Nerstischen Hofe fand ich indeß auch ein Geschenk von vier Rühen vor mir, aber in der Kleete nicht eine Handvoll Getreide, nicht einmal die gehörige Gerstenfaat. Ich sah mich also genötigt zur Saatzeit sowohl Haber als Gerste von meinem Nerstischen Kirchenkorn mir zum voraus reichen zu lassen. Das unangenehmste aber und mein wichtigster Verlust war, daß meine ganze Heerde Vieh von 50 und einigen Stücken, die ich in Bauske bisher zusamt dem Höfchen verpachtet gehabt, daselbst zurückbleiben mußte und wegen Futtermangel, auch vorsätzlicher Vernachlässigung, fast gänzlich, bis auf etwa sechs Stück, niederstürzte, wodurch ich auf 250 Rtl. Schaden erlitt. Überdem verlor ich den in Bauske getanen Vorstoß an die Pastoratsbauern, der in einigen 90 Lof Getreide und über 70 Rtl. bares Geld bestand und den man mir auf keine Weise erstatten wollte. Bei dem allen aber kam ich denn doch glücklich und wohlbehalten mit den Meinigen den 19. Februar 1776 an einem Montage in Nerst an; es war also ohne meine Schuld und wider meinen Vorsatz und Willen ein Sonntag durchgefallen, und ich konnte erst den 25. Februar meine Antrittspredigt halten, die ich jetzt, ohne introduziert zu sein, als welches erst sieben Jahre darnach auf ausdrückliche Verordnung meiner Kirchenvisitation geschehen mußte, in Gottes Namen hielt.

Hier in Nerst lebte ich nun geruhig und zufrieden, und lebe so, die Vorsehung sei dafür gepriesen, bis jezo noch, wenngleich auch hier nicht immer nur lauter heitere und kummerlose Schicksale

mich beglückt haben, denn wo ist in der Welt ein Zustand, eine Verfassung vollkommen gut? Indessen habe ich in Nerst wirklich mehr Einkünfte und weniger Ausgaben, als in Bauske, kann auch hier mehr als dort meiner Neigung zum Studieren nachhängen, und werde weniger von täglichen Gesellschaftern zerstreut, die ich überdem, weil ich sie seltener, aber alsdann desto länger um mich habe, auch um so viel besser genießen kann. — Meine Bauskesche Kommissionssache ging indeß ihren Gang fort, und da der Herzog nichts erlassen wollte, so rief ich nun, durch den Spruch des Hauptmanns dazu berechtigt, meinen Arrendatoren Dohse auf, den Forderungen der fürstl. Kammer anstatt meiner ein Genüge zu tun, und weil er sich in Güte dazu nicht verstehen wollte, so mußte es zum Prozeß kommen, der für Dohse nachtheilig ausfiel, wie es auch nicht anders geschehen konnte. Jedoch wurde ihm die Erstattung der Klage erlassen, und er nur verurtheilt, noch eine Summe von 228 Rtl. an den Herzog zu zahlen. Um diese Summe, welche er noch immer, auch ohngeachtet des Richterpruchs, zu entrichten sich hartnäckig weigerte, zu erpressen, verordnete das Gericht die Exekution. Da er aber kurz vorher seines Akziseverwalter-Dienstes entsetzt worden und seiner vielen Schulden wegen endlich bei Nacht und Nebel davon ging und seine besten Sachen mitnahm, so ergab die Auktion seiner zurückgebliebenen Habe bloß 53 Rtl. Diese wurden dem Herrn Kap. v. Ehlerdt, als fürstl. Disponenten, für den Herzog eingereicht, er war aber damit nicht zufrieden und nahm das Geld nicht an. — Darauf aber kam nun einige Zeit darnach ein fürchterlich abgefaßtes Monitorium vom Herzog an mich, mit gerichtlicher Behandlung und strenger Exekution mir drohend, falls ich länger anstehen würde, obige 228 Rtl. vollzählig abzuliefern, und dieses Monitorium sandte mir mein Gönner, der Kap. v. Ehlerdt, begleitet von einem freundlichen Bedauerungsbriefe, damit es mir sicher zu Händen kommen möchte, durch einen Expressen, den Bauskeschen Rechtsfinder, ungesäumt zu. Ich empfieng's, las und antwortete ihm schriftlich: „Ich erkenne die Pflicht, die mir obliegt, auch ohne Monitoria, alle meine Schulden bezahlen zu müssen, hätte sie auch bisher ungeweigert in Erfüllung gebracht; ich wäre aber meines Wissens Sr. Durchl. dem Herzoge nichts schuldig und würde deshalb auch gutwillig an ihn nichts zahlen. Wider Gewalt vermöchte ich nichts, müßte folglich mich

meinem Schicksal überlassen, und wäre entschlossen, alles abzuwarten.“ Dabei blieb es denn bis auf den heutigen Tag, und das Bauskesche Kirchspiel hatte die Freude nicht, nach seinem boshaften Wunsch derbe Rache an mir ausüben zu können, woran es durch meine Entschlossenheit behindert wurde.

In der Kerstischen und in der auch von mir bedienten Isenbergischen Gemeinde fand ich die Unordnung, daß sich die Kommunikanten an dem Tage ihrer Andacht niemals gehörig zum Ansprechen gemeldet, sondern ohne alle weitere Umstände in der Kirche zur Beichte eingefunden hatten, ingleichen, daß von meinen Vorgängern ein jeder Tisch besonders war vorgenommen und behandelt worden, wo sich denn die Hofesleute und Amateeken vor allen andern ausgezeichnet und einen gewissen Vortritt vor den übrigen, als vornehme Menschen, behauptet hatten. Dies schaffte ich gleich beim Anfange, jedoch mit der nötigen Vorsichtigkeit und nach vorhergegangener Verabredung mit einem jeden Patron der Kirche insbesondere und mit gehörig vorläufiger dreisonntäglicher Bekanntmachung von der Kanzel, streng ab. Ohngeachtet dessen aber verursachte das Murren, besonders unter den Vorzugfordernden, und selbst einige Kirchspielspatrone erlaubten sich einige noch beleidigende Reden und Äußerungen darüber, hatten aber doch nicht den Mut, mir selber etwas deswegen zu sagen, sondern begnügten sich, mich insgeheim gewissermaßen anzuseinden. Ich hörte das,kehrte mich aber dennoch an nichts und ging meinen Weg, den ich einmal mit aller Überlegung und der erforderlichen Pastoralflugheit aufgenommen hatte, unbekümmert und getrost fort. Dies ermüdete am Ende meine Murrer, nur der Starost v. Korff, Erbherr von Kerst und eigentlicher Patron der Kirche, ein Mann, der durch seine Freundlichkeit und Feinheit des Umgangs sonst alle um sich her einzunehmen pflegte und selbst mich getäuscht hatte, fand es für gut, sich nicht so artig und aufmerksam mehr gegen mich zu betragen, als bisher, ob allein aus jener Ursache, oder auch, weil er vielleicht besondere Hochachtungsbezeugungen und eine sich vorzüglich auszeichnende Aufmerksamkeit in Demütigungen und Höflichkeitsbesuchen von mir erwartete, mit denen man nur großen Herren aufzuwarten pflegt, die er aber von mir vergebens verlangte, weil ich als ein gerader, ehrlicher Wiedermann nie zu schmeicheln gelernt hatte, auch mich bis dahin zu erniedrigen nicht die mindeste Lust

empfang, oder ob etwas anderes, vielleicht nachtheilige Insinuationen vom Bausteschen Kirchspiel die Ursache davon gewesen, das lasse ich alles ungesagt. Genug, es gefiel ihm so, mich von Tag zu Tag mehr und deutlicher durch allerlei kleine Herabwürdigungen, Schikanen und Neckereien zu beeinträchtigen, mich und insonderheit meine Frau in seinem Hause nicht auf die zukommende Art als seine Gäste zu behandeln, sondern sich's als ein großer Herr, auf eben die törichte Art wie oben der Herzog, merken zu lassen, daß wir in Ungnade wären. Da wir nun dessen nicht achteten und demohngeachtet uns immer gleich blieben, so fing er an, sich um meine Wirtschaft zu bekümmern, und schämte sich nicht, eines und das andere mit Raserümpfen zu bekrütteln, besonders meine Arbeiter Ungehorsam zu lehren, und ihnen anzubefehlen, falls ich's mir denn beikommen lassen sollte, sie deshalb zu bestrafen, darüber bei ihm klagen zu kommen, und was dergleichen Narrenteudungen mehrere waren, die ich alle um des lieben Friedens willen lange großmütig geduldig übersah, aber auch bisweilen wirklich ernsthaft rügen mußte. Insonderheit dachte er klein genug, sich's verbrießen zu lassen, daß ich meinen Wirtschaftler in Gegenwart der Arbeiter Amtmann nannte, weswegen sie ihn auch so nennen mußten, und daß meine Frau, da ihre Töchter noch klein waren und Schule bedurften, zu ihrer Bequemlichkeit in der Hauswirtschaft eine Jungfer hielt, welches er mir wohl zum Hochmut angerechnet haben mochte, der ihm aber wirklich doch nichts anging. Überdem hatte ich aus der Ursache, weil mein Getreide von wegen einiger aufeinander folgender guter Erntejahre keine Käufer gefunden und folglich deswegen zu großen Quantitäten in meiner Kleecke angewachsen war, mir eine Branntweimbrennerei angelegt, wobei ich aber den Starosten vorsichtig zu Räte gezogen und er mir selbst Anschläge gegeben, auch meinen Voratz für nötig erklärt und ausdrücklich gebilligt hatte. Demohngeachtet betrug er sich am Ende dabei so niederträchtig, daß als alles von mir eingerichtet war und ich wirklich Branntwein brannte, er sich darüber als über ein Verbrechen wider die Geseze auf einer Convocation, die des kommenden Landtags wegen gehalten wurde, öffentlich beschwerte, und nebst einigen andern, trotz des Widerspruchs meines Freundes, des Kapitäns v. Korff aus Griggaln, darauf drang, daß es dem Nerstschen Deputierten in seine Instruction gesetzt werden sollte,

daraus auf dem Landtage ein Gravamen zu machen, welches denn auch wirklich geschah, aber zu seinem Verdruß von der Landbotenstube als eine unbedeutende Kleinigkeit, die jetzt nicht de tempore wäre, zurückgewiesen wurde, woraus aber am Tage lieget, welche einen verehrungswürdigen Charakter er hatte, und wie arg seine Tücke und Begierde damals gewesen, mich zu kränken oder womöglich gar zu beschädigen, welches denn am Ende natürlicherweise einen formellen Bruch zwischen uns beiden zuwege bringen mußte, wie auch wirklich geschah und ich jetzt erzählen will.

Ich war im August 1782 mit den Meinen auf ein paar Wochen nach Kurland verreiset und hatte indessen die Wirtschaft meinem Aufseher übergeben, der als Amtmann dem Starosten verhaßt war und in Ansehung dessen besonders er den Befehl erteilt hatte, sobald einer geschlagen werden würde, sogleich bei ihm klagen zu kommen, weswegen ihm die Arbeiter auch keine guten Worte gaben. Da ich nun nicht zu Hause war, so hatten jetzt diese Arbeiter freien Spielraum, und erbitterten meinen Aufseher (den ich, ohne mich an des Starosten Argernis zu kehren, immerweg Amtmann nannte und nennen ließ, dem ich aber sorgfältig eingebunden hatte, sich beileibe vor schlagen zu hüten, sondern das Bestrafen mir zu überlassen) gleich in den ersten Tagen durch Widerspenstigkeit, Necken und Hohnlachen dergestalt, daß er sich nicht überwinden können, anfänglich zu drohen und am Ende gar loszuschlagen. Ob nun gleich dies nur mit einer dünnen Spießrute geschehen war, so riß doch der getroffene Arbeiter solche dem Aufseher aus der Hand, verließ trotzig und pochend die Arbeit und lief mit der Rute geradezu nach dem Hofe, um da zu klagen. Sogleich befahl der Starost ihm, er sollte nicht mehr nach dem Pastorathofe arbeiten gehen, sondern nach seinem Gesinde. Der Arbeiter blieb also fort; gegen Abend kam sein Wirt nach seinen Sachen, diese gab ihm auch ein Weib, das mitsamt ihrem Kert bei mir diente, welches beide ganz fremde, dem Starosten nichts angehende Leute waren, alle heraus, bis auf ein Weib, welches sie nicht finden konnte. Als nach vollendeter Tagesarbeit der Aufseher das erfuhr, schalt er dafür das Weib derbe aus und nahm die Art in seine eigene Verwahrung. Den Morgen darauf fand sich der Wirt wieder ein, die Art zu holen, und ging, vermutlich weil das Weib ihm Nachricht gegeben, wo sie wäre, nach der Herberge

zum Aufseher in sein Zimmer, woselbst er pochend des Arbeiters Art forderte. Der Aufseher versagte sie ihm, und versicherte ihm dabei, er würde sie nicht eher ausgeben, als bis ich nach Hause gekommen sein würde; dies tat er ganz kaltblütig und gelassen. Der Wirt aber beharrte demohngeachtet auf seiner Forderung, ward immer unbescheidener, drohte, lärmte und fing endlich gar an zu schimpfen; das brachte meinen Aufseher auf, daß er ihn beim Flügel ergriff und zum Zimmer hinaus schleuderte. Ein paar Augenblicke darnach trat er wieder herein und forderte jetzt die Art so trotzig und mit solcher Grobheit, daß dem Aufseher alle Geduld ausriß, er die Peitsche ergriff und diesen Ruhestörer zum Hause hinaus prügelte und die Haustür verriegelte. Beim Zurücktreten in die Stube ward er hinter der Thür das Weib gewahr, die vermutlich den Kerl zum zweiten Mal hineingeschickt haben mochte, und jetzt ein groß Maul hatte. Da ergriff er auch diese, und als ihr Kerl pochend darzu gelaufen kam, gleichfalls diesen und peitschte sie beide nach Verdienst derbe durch. Alle diese liefen nun spornstreichs nach Herst, um zu klagen, und der Starost beging die alberne Unvorsichtigkeit, nicht nur seinen eigenen Bauer, sondern auch diese ihn ganz und gar nichts angehenden fremden Leute in ihrer Bosheit zu stärken und seines allmächtigen Schutzes zu versichern, ja er übereilte sich sogar dem Hofesältesten zu befehlen, daß er den Augenblick vier starke Kerle nehmen, nach dem Pastorat reiten und meinen Amtmann gebunden nach Herst bringen sollte. Zum Glück ward diesem das noch eben zu rechter Zeit verraten, daß er imstande war zu entspringen und sich in dem noch unabgemähnten Roggenfelde zu verbergen. Der Älteste kam nun, durch den Befehl seines Herrn aufgemuntert, mit der größten Grobheit, indem er nicht einmal vor unsrer Jungfer in der Stube den Hut abzog, und seine Peitsche wendelnd, alles im Hause zu prügeln drohte, so daß die Jungfer vor Schrecken die Nase bekam, und suchte den Amtmann, den er einen Wahzecten, einen Klaffar nannte, und da der nicht sogleich zu finden war, so durchsuchte er alle Winkel meines Hauses bis auf Boden und Keller, selbst die verschlossenen Zimmer mußten ihm geöffnet werden, und sogar verlangte er Öffnung der Kasten und Schranken; darauf ging er in die Nebengebäude, Herberge, Fahland, Stall, Kleeete, ja in die kleinsten Löcher, immer drohend und lärmend, fand ihn aber zu seinem

Verdruß nirgends und mußte unverrichteter Sache abtrollen. — Weil er indeß strengen Befehl hatte, den Aufseher durchaus zu bringen, so kam er nach einer halben Stunde wieder und durchsuchte alles noch einmal, und da das wiederum vergeblich war, so geriet er auf den häuerisch dummen Einfall, sich an den Sachen des Amtmanns schadlos zu halten; aus der Ursache drang er in die Herberge, nahm da weg, was er fand, worunter auch manches von mir gehörigen Sachen war, und brach sogar ein dort stehendes Bureau, das er dem Amtmann zugehörig glaubte, das aber ein Fremder bei mir abgesetzt und in Verwahrung gegeben hatte, in der Hoffnung auf, da mehrere Sachen von ihm, als Kleidungsstücke und Wäsche zc. anzutreffen; es war aber leer. Und nun mit seinem Raube bepackt, ritt er frohlockend zu seinem Herrn nach Nerft. — Als darauf endlich Ruhe im Hause ward, froch gegen Abend der erschrockene Aufseher aus seinem Mhl im Roggen hervor, getraute sich aber nicht in der Herberge zu schlafen, weil er wohl wußte, daß alle meine Hausleute wider ihn im Komplott standen, und zuverlässig aus Begierde, sich an ihm zu rächen, ihn heimlich überfallen, zum wenigsten verraten haben würden; er schlief also in meiner Stube.

Den Morgen darauf, siehe da! kam sogar der Starost selbst angeritten, und kaum erblickte mein Aufseher ihn zeitig genug, um sich, wiewohl nur durchs Fenster, von neuem in Sicherheit begeben zu können. Da trat nun Se. Exzellenz stolz in die Stube, forderte meine Jungfer auf, den Schurken zu schaffen, und befahl ihr, solchem zu sagen, daß er mit Gutem nach Nerft kommen sollte, wo nicht, so wäre es ihm eine Kleinigkeit, meinen Roggen sogleich abzumähen, welches er schon vor mir verantworten wollte, und ihn greifen zu lassen, da es ihm alsdann ungleich schwerer fallen sollte. Nach dieser erhabenen Verrichtung, wobei er sich noch die frohen Verbeugungen und Rockküsse aller meiner Hausleute großmächtigst gefallen lassen, auch zum kleinen Sohne meines Weibes, ihm freundlichst auf die Achsel klopfend, gesagt hatte: Rabbi Dehlin, tu effi mans dšimts puiss — ritt er davon.

Bei so gestalten Sachen sah nun wohl mein Aufseher, daß ferner keine Sicherheit mehr für ihn war; er verließ also im Nachjäckchen, denn seine Kleider waren weggenommen, unverzüglich die Wirtschafft und ging davon, anfänglich im Vorsatz, zu mir nach

Kurland zu kommen, blieb aber, als ihm dieses widerraten worden, in einem von den Krügen, die ich auf der Rückreise vorbeifahren mußte, um da meine Ankunft, die in vierzehn Tagen erfolgte, zu erwarten. Der Starost, der bei abgekühltem Blute wohl einsah, daß meine Wirtschaft zu sehr darunter leiden würde, wenn in 14 Tagen alles unbearbeitet bliebe, machte nun selbst meinen Amtmann; er ließ den Roggen, der schon reif war, abschlagen, ließ Heu machen &c. und des Aufsehers Sachen schickte er wieder zurück, sogar auch den Kerl und das Weib, mit dem Befehl, ihre Arbeit fortzusetzen. Und so standen die Sachen, bis ich nach Hause kam.

Wie sehr mir diese gefallen haben müssen, kann man sich vorstellen. Die erste Nachricht davon erhielt ich vier Meilen vom Hause in einem Krüge, wo ich zu Abend essen und füttern wollte; sie brachte mich aber dergestalt auf, daß mir alle Eblust verging und ich augenblicklich die Meinen samt der Equipage im Krüge zurückließ, selbst aber zu Fuß nach dem andern Krüge, der nicht gar zu weit davon lag, und wo ich gehört hatte, daß mein Aufseher auf mich wartete, hineilte und nun mir alles kleinhaar erzählen ließ. Nach einer Stunde kamen die Meinigen, und nun nahm ich den Amtmann, der sich zwar fürchtete mitzugehen, dem ich aber allen Schutz versicherte, mit mir, und sann unterwegs darauf, wie ich das Ding anfangen sollte, um die eklatanteste Satisfaktion zu erhalten. Das erste, was ich tat, als ich nach Hause kam, war, daß ich die beiden Menschen, den Kerl und das Weib, die ich vor mir fand, sogleich hinstrecken und derbe auspeitschen ließ, worauf ich sie sofort zum Starosten nach Nerst zurücktrieb, mit dem Befehl, sich seinen vielvermögenden Schutz ferner auszubitten, und mit der Bedrohung, falls sie sich unterstünden, anders als auf meine gerichtliche Abforderung vom Starosten wiederzukommen, sie noch viel härter zu behandeln. Dabei blieb es fürs erste, denn ich wußte noch nicht recht, wie ich's machen sollte, um nichts dabei zu versehen; das war indeß schon mein fester Vorsatz, den Fiskal aufzufordern und deswegen unverzüglich wieder nach Mitau zurückzureisen, befahl auch meinen Leuten, die Equipage sogleich wieder in Ordnung zu bringen und alles gehörig zu besorgen, um auf den ersten Wink anspannen zu können. Dies geschah Freitag spät des Abends. Die Nacht hindurch konnte ich vor Verdruß und Nachsinnen nicht schlafen, verfiel

aber bei etwas mehrerer Blutsabkühlung auf den Gedanken, den Starosten selbst nicht alsbald unmittelbar anzugreifen, weil ich doch nicht hindern konnte, ferner mit ihm zu leben, und er immer Macht genug befaß, mir das Leben mit ihm sehr sauer zu machen, welches zu vermeiden ich einen Nebenweg einschlug. Ich schrieb nämlich sogleich den Morgen darauf einen höflichen, aber ernsthaften Brief an ihn, worinnen ich ihm mein Erstaunen über die in meiner Abwesenheit an meinem Hause und an meinem nachgelassenen Amtmann verübten Greuel eröffnete und mit den grellsten Farben abschilderte; und da diese auf Befehl vom Hofe geschehen, ich aber unmöglich glauben konnte, daß ein so straßenräuberischer, Rebellion, Einbruch, Hausgewalt bewirkender Befehl von ihm selbst unmittelbar gegeben sein könnte, sondern von seinem Amtmann herrühren müsse, so bäte ich ihn um einen Kriminaltermin nicht nur über diesen Amtmann, sondern auch über den Hofesältesten, dessen vier Gehülften, den Wirt und den ungehorsamen Arbeiter, ihn bei seinem Charakter, bei seiner mir versicherten Freundschaft und Pflicht, für mein Wohl, für meine Zufriedenheit und Ruhe zu sorgen, und bei allem übrigen, was heilig ist, beschwörend, wobei ich zugleich meinen Voratz behielt, im Falle er mir diesen Kriminaltermin versagen, oder es sich in solchem ergeben sollte, daß sein Amtmann sich auf erhaltene Befehle von seinem Herrn beriefe, sogleich wider alles fernere Verfahren des Termins zu protestieren und die ganze Sache nun in Mitau fiskalisch fortzusetzen.

Dies wirkte nach Wunsch. So etwas hatte er mir nicht zugetraut. Das kam ihm unerwartet, und da das böse Gewissen ihm sagte, daß nicht sein Amtmann, sondern er hierbei zu kurz kommen dürfte, auch sein Ehrgeiz ihn vor einer öffentlichen Klüge und vor dem Tadel des Publikums zittern machte, so war er in der äußersten Verlegenheit. In solcher unschlüssig, was er tun sollte, antwortete er mir nicht schriftlich auf meinen Brief, sondern nach einigem Hin- und Herfinnen ließ er mir durch den Boten mündlich sagen, er würde morgen zur Kirche und nach der Andacht zu mir kommen und die Antwort selbst bringen. Das mußte ich nun abwarten; er kam auch wirklich mit seiner ganzen Familie, aber etwas zu frühe, die lettische Andacht war noch nicht beendet. Zu seiner Fatalität kam auch der Orizgalnische Koriff, mein Freund,

gleichfalls etwas zu früh. Als er den gewahr ward, winkte er ihm und beide gingen zur Kirche hinaus. Draußen zeigte ihm nun der Starost meinen Brief, vermutlich in der Erwartung, daß er über dessen Impertinenz und Kühnheit erstaunen sollte, aber er irrte sich, denn Korff erstaunte nur über den Inhalt meiner Klage, und sagte: Wenn das alles wahr ist, worüber der Pastor da klagt, Herr Starost, so ist es ihre Pflicht, ihm die größte Genugthuung zu verschaffen. Dies machte seine Verlegenheit noch größer, und nun blieb er zwar in der Kirche und wartete die Andacht ab, kam aber nicht zu mir ins Haus, wie ich erwartete und vermutlich auch anfänglich sein Vorsatz gewesen sein mochte, sondern nur in die Sakristei und sagte: Verzeihen Sie, Herr Pastor, daß ich auf Ihren Brief nicht sogleich geantwortet habe, sein Inhalt erforderte Überlegung. Das kann sein, erwiederte ich, und ich glaube selbst, daß es Ihnen schwer darauf zu antworten sein werde. Aber ich bekomme doch einen Termin? — Ja, den sollen Sie haben, nur fordere auch ich einen Kriminaltermin über Ihren Amtmann, wobei er die Nase rümpfte und das Wort „Amtmann“ mit Nachdruck aussprach. So lächerlich nun diese Forderung war, da er wohl wußte, daß ich weit weniger als er das Recht hatte, über einen deutschen freien Mann ein Terminsgericht niederzusetzen, so spöttisch antwortete ich ihm: Ja, den sollen auch Sie haben, wenn der von mir erbetene wird geendigt sein. Und damit war unsre Konversation und sein versprochenener Besuch geschlossen.

Ich wartete also geruhig ab, was daraus werden würde, bis endlich den Donnerstag darnach Friedensboten aus Herst herangezogen kamen, die mir versicherten, der Starost wüßte die Sache gütlich beilegen zu können und bäte deshalb um meinen Besuch. Was sollte ich dabei tun? Als Prediger hielt ich mich für verpflichtet, einen jeden Friedensantrag willig entgegenzunehmen, bedachte auch, daß bei der Feindschaft des Starosten ich immer mehr verlieren, als ein Prozeß mir Gewinnst einbringen würde, und versprach daher ohne Weigerung den folgenden Tag hinzukommen. Das geschah, und mein Empfang war ganz außerordentlich artig, mit fast übermäßig zuvorkommender Höflichkeit. Nach der Tafel verschwand alles aus der Stube, und nun ergriff der Starost mich bei der Hand und wiederholte seinen Wunsch, der nun im Grunde auch der meinige war, den ich aber doch

nicht befriedigen konnte, ohne wenigstens einige Satisfaktion vor den Augen meiner Hausleute, der Arbeiter und der übrigen aus meiner Nachbarschaft erhalten zu haben. Diese veranlaßte denn einen ziemlich langen Wortwechsel unter uns, der wohl zuweilen etwas warm, aber doch nie beleidigend ward, und am Ende so ablief, daß der Starost mir versprach, den Ältesten und den Wirt sowie den Arbeiter mit Rutenstrafe für ihre Unartigkeiten zu züchtigen, im übrigen aber inskünftige mir Gehorsam und Ruhe in meiner Wirtschaft zu verschaffen, womit ich zufrieden sein konnte, wengleich die Ruten nachher in Peitschhiebe verwandelt wurden, da er mich zugleich mit einem zweifügigen verdeckten Wagen, der noch sehr brauchbar war, beschenkte. Der Kerl hingegen und das Weib wurden bald darauf, weil sie Livländer waren, von ihrem Erbherrn, dem ich Nachricht von ihnen gegeben hatte, aus dem Hofe des Starosten abgefordert.

So hatte ich denn die Genugthuung, den Stolz des Starosten so ziemlich gedemüthigt zu haben, und wir waren seit der Zeit dem Scheine nach die besten Freunde. Aber wie balde fand er Gelegenheit, sich an mir dafür auf eine Art gerächt zu sehen, die mir unendlich weher that, als ihm seine wohlverdiente Demüthigung, denn sie betraf meine Ehre und meine Amtstreue.

Es war nämlich unterdessen in Mitau beschloffen worden, die Kirchen und Pastoratswidmungen im Lande mit einer Visitation heimzuzufuchen, welches schon seit 1736 nicht geschehen war. Zufolge dieses Beschlusses machte die Visitation in diesem nämlichen 1782. Jahre den Anfang mit ihren Arbeiten, und zwar der Ordnung nach in der Selburgschen Diözese zuerst, wo sie, nachdem sie schon ein paar Kirchen besucht gehabt, auch hier in Nerst sich anmeldete und den 27. Oktober ihre Sitzungen anfang. Nun war freilich manches hier für sie zu reparieren, als: die Bauern, welche sonst das Pastorat gehabt hatte, aber nun seit der Pest nicht mehr besaß; das Kirchengelübde, welches jetzt von Nerst nicht mehr in der Quantität, wie gewidmet war, und von Gr.-Wemmelhof garnicht mehr ans Pastorat geliefert wurde, und einige andere abgekommene Sachen zu restituieren, welches sie auch bei den vorher besuchten Kirchen, die aber, man merke wohl! ganz fürsüchlich waren, treulich getan hatte. Weil aber der Beweis, wie die Bauern vom Pastorate abgekommen und wo sie geblieben, aus Mangel schriftlicher Dokum-

mente nicht überzeugend zu führen war, und die Vermehrung des Kirchenforns eben nichts beträchtliches ausmachte, ich auch schon vorhersehen konnte, daß die Visitation bei adeligen Kirchen ungleich nachsichtiger gegen die Patrone und schonender verfahren würde, als bei fürstlichen, und ich folglich nicht nur nichts von meinen Gesuchen erlangen, sondern gar in Gefahr kommen könnte und wohl würde, manches, was ich jetzt hatte und mir in der Vocation nicht ausdrücklich versichert worden, noch dazu zu verlieren; ich überdem den Starosten kannte, wie wenig seiner Freundschaft zu trauen wäre und wie gewiß sein Ehrgeiz und sein Stolz sich beleidigt finden würde, wenn ich eins und das andere forderte, welches er als eine Unzufriedenheit auslegen dürfte, die ihm zum Schimpf gereichte; dahingegen ich wußte, daß ich mich sehr bei ihm empfehlen und er es zuverlässig als eine ihm Ehre machende Schmeichelei ansehen und zu meinem Vorteil mir hoch anrechnen würde, wenn ich öffentlich vor der Visitation bezeugte, daß ich vollkommen mit ihm sowie mit dem ganzen Kirchspiel zufrieden wäre und nichts vorzubringen hätte. So war es bei mir fest beschlossen, das letztere zu tun und das erstere weislich zu unterlassen.

Aber leider! leider! meine Frau hatte diese Einsicht nicht. Sie erträumte sich ungeheure Vorteile von der Visitation, zumal da sie gehöret hatte, wie große die andern Prediger schon von ihr verlangt hatten. Sie drang in mich, sie zu suchen, keiner meiner Gründe galt bei ihr, alle meine Bitten, Vorstellungen, ja am Ende Bösewerden war umsonst, ich brachte sie dadurch nur mehr auf, sie wurde heftig, verkümmerte mir durch Vorwürfe das Leben, und zu allem Unglück führte während dieses Streites Gott den sonst lieben, frommen und gelehrten, aber in solchen Sachen nicht tief genug eindringenden, und aus Gutherzigkeit jedem, der zuerst kommt, rechtgebenden Mann, den alten Präpositus Stender, der die Stelle des Sup. Huhn, den wichtige Geschäfte in Mitau zurückhielten, zu vertreten beordert war, den Sonnabend vor dem Visitationssonntage in mein Haus, um von da aus zur Kirche gehen und die Visitationspredigt halten zu können. An diesen wandte sich nun meine Frau, weil sie selbst mich auf keine Weise von meinem Vorsatz abbringen können, mit ihren Klagen über mich in einer Beredsamkeit und unter einer Tränenflut, die den alten

schwachen Mann ganz betäubte, daß er auf ihre Seite trat und alsbald anfang, auch in mich zu dringen, wobei er alle nur ersinnliche Überredungsgründe, als: Jetzt wäre die einzige Gelegenheit, die vielleicht nicht in 50 Jahren wiederkommen dürfte, etwas zu erlangen; es wäre Pflicht, die ich den Meinen, der Kirche, meinen Amtsnachfolgern und selbst meinem Gewissen schuldig wäre; meine Besorgnisse wären eitel, ohne Grund, und was dergleichen mehr war, ohne Unterlaß an mir verschwendete und am Ende gleichfalls mich mit herabwürdigenden Vorwürfen des Kleinmuths, des Hartsinnes, der Lieblosigkeit und andern mehr überhäufte, nur um mich dadurch den Forderungen meiner Frau endlich doch geneigt zu machen. Indeß blieb ich immer standhaft, aber in einem Seelenzustande, der nahe an Verzweiflung grenzte.

So gingen wir denn den andern Morgen zur Kirche, verordneten beide unser Amt und fuhren nach der Andacht und nachdem die Session gewöhnlichermaßen in der Kirche formirt worden, mit den übrigen Visitationsherren und sämmtlichen Kirchenpatronen nach Kerst zur prächtigen Visitationsmahlzeit, wo sich der Starost recht sehen ließ. Nach gegebener Tafel retirirte ich mich aus der Gesellschaft und ging kummervoll in ein entlegenes Zimmer, mit mir und der ganzen Welt im Streite. Die steife Unzufriedenheit meiner Frau mit meinem Vorsatz, worinnen sie noch dazu Beifall erhielt, quälte mich in der Seele; gern hätte ich ihn aus Liebe zu ihr und zum Frieden aufgegeben; und doch konnte, doch durfte ich ihn nicht aufgeben; ich sah ja alle Übel zum Voraus.

In diesem Kummer traf mich der Präpositus an, der mich vermißet und aufgesucht hatte, und fing nun aufs neue an, mir zureden, und mit Hilfe des Kirchennotarius und eines andern Freundes, die allmählich dazu kamen, von Zeit zu Zeit bis auf den späten Abend dergestalt auf mich loszustürmen, daß ich in voller Verzweiflung endlich um 10 Uhr mich hinsetzte und die ganze Nacht durch einen Aufsatß von einigen 70 der Visitation vorzulegenden Punkten so vorsichtig wie möglich ausarbeitete, bei welchem der Propst und Kirchennotarius, als ich ihnen den Morgen darauf solchen vorlas, ausriefen: Das ist recht, das ist pflichtmäßig! worauf ich aber erwiederte: Meine Herren, Sie werden mich in den Sumpf führen und darin sitzen lassen, welches leider auch geschah. — Zu aller Vorsichtigkeit ging ich auch zum Starosten,

nahm ihn besonders und gab ihm meinen Aufsatz zum Durchlesen mit den Worten: Ich tue es ungern, aber man dringet in mich, diese Punkte der Visitation vorzutragen; geben Sie mir Ihren Rat, soll ich's tun oder nicht? Die Wahrheit zu sagen, ich wollte noch vorher, ehe die Session anging, sehen, wie sie auf ihn wirken würden — und ich sah es. Kaum hatte er die erste Seite durchgelesen, als er vor Zorn außer sich ward, wütend aufsprang und ohngeachtet meines sehnlichen Bittens zur Gesellschaft ins andere Zimmer lief, wo sich alles erschrocken um ihn her versammelte und er mit großem Geschrei ausrief: Da sehen Sie, meine Herren, was der Pastor impertinent genug ist, alles zu fordern. Nun erhob sich ein Getümmel zum Erschrecken, man redete hin und her, man sah mich mit Abscheu an und bezeigte nicht schlimme Lust, loszuschlagen. Und das taten sogar die Kirchenvisitatores, von denen ich fast glaube, daß sie schon damals es beschlossen und dem Starosten versprochen gehabt, mich dafür derbe zu züchtigen, worinnen sie auch redlich Wort gehalten.

Die Session wurde nun ungesäumt eröffnet, und gerne hätte ich jetzt meinen Aufsatz kassiert und unterschlagen, aber es fehlte mir an Zeit zur Überlegung, und dann durfte ich's auch nicht aus Furcht vor meinen Drängern. Kurz, ich war in der Klemme, und übergab, was ich geschrieben hatte, an die Behörde nach einer kurzen Anrede, in welcher ich mich der Gerechtigkeitsliebe der Visitatores empfahl und sowohl dem Starosten als auch dem ganzen Kirchspiel einige Schmeicheleien sagte, aber nur tauben Ohren predigte. Nachdem es verlesen worden, bat sich das Kirchspiel die Extradition desselben zur Beantwortung aus, womit die Session gehoben war. — Aber nun ließ der Starost alle seine Bauern zusammenrufen und sorgfältig ausforschen, ob nicht irgend jemand etwas wider mich zu klagen wüßte; aber zu ihrem Ruhme muß ich's bezeugen, daß auch kein einziger anders als mit Liebe und Achtung von mir sprach. Nur der Küster, der sich's verschiedene Mal, aber auf ausdrücklichen Befehl des Starosten, unterwunden gehabt, Kinder zu taufen, ohngeachtet ich immer laut dawider geisfert, über den ich jetzt bei der Kirchenvisitation klagte, antwortete, als man ihn zur Verantwortung aufforderte, ebenfalls auf Befehl des Starosten: er würde es nie getan haben, wenn ich nicht selbst ihm es aufgetragen gehabt. Man sah mich darüber an,

und ich stugte selbst anfangs, weil ich mich nicht erinnern konnte, wann das sollte geschehen sein. Aber ich kam bald aus dem Traum, als er mich an den Augenblick meines Ankommens in Herft erinnerte. Die Sache verhielt sich so: Als ich eben müde und wegen der fatalen Reise verdrießlich aus dem Wagen stieg, war ein Wirt zugegen, der mich aufforderte, sogleich umzukehren und zu ihm ins Gesinde zu fahren, um sein Kind zu taufen. Ich versagte ihm dies, indem ich die Unbilligkeit seiner Forderung und meine Bewunderung darüber, daß er sein Kind zu Hause und nicht in der Kirche oder im Pastorat taufen lassen wollte, welches mir unerhört vorkam, zu erkennen gab, und versicherte, daß ich niemals zu einem Bauer ins Haus fahren würde, um da zu taufen. Er bestand aber auf seiner Forderung, und behauptete, die vorigen Prediger hätten das immer getan. Demohngeachtet ließ ich mich nicht bewegen, sondern drang auf die Herbringung des Kindes. Als er nun sah, daß ich standhaft blieb, so hat er endlich, ich möchte ihm doch wenigstens erlauben, den Küster zu holen, welches ebenfalls sehr oft geschehen und was gewöhnliches wäre. Dies befremdete mich noch mehr; indessen weil er nicht abließ zu bitten, ernstlich beteuerte, daß das vor mir ohne Weigerung zugegeben worden und ich nicht gleich in den ersten Augenblicken meines Hierseins streng auf Abänderung bestehen wollte, selbst aber nicht imstande war zu fahren, so gab ich für dies einzige Mal nach, um seiner loszuwerden, nahm mir aber ernstlich vor, dergleichen Mißbräuche abzuschaffen, welches ich auch in der Folge getan. Ebenso erzählte ich es der Visitation, die es sogleich ad protocollum nahm, aber wie ich nachher erfahren, so verdrehet und in Schatten gestellt, daß mir ein Amtsverbrechen daraus gemacht worden. Wehe mir, wenn man mich auf wahre hätte ertappen können. So aber war mir nichts anzuhaben, und man sah sich genötigt, dergleichen Nichtswürdigkeiten hoch aufzunutzen, ja sogar Mängel zu verdichten, und da zu tadeln, wo nichts zu tadeln war. Denn als am Freitag darauf den 1. November der Visitationskongreß in der Kirche verlesen ward, hörte ich zu meinem äußersten Erstaunen, wie da Pflichtvergeffenheit und Nachlässigkeiten im Amte, auch die gänzliche Unwissenheit und Religionsblindheit meiner Gemeinde mir öffentlich vorgeworfen und zur Last gelegt wurden; man hatte meine Katechisation bitter getadelt und in Parallele

mit des Küsters seiner (so nannte man das elende, gedankenlose Herbeten des kleinen Katechismus, das ihm alle Sonntage obliegt und der Tor bisher so verrichtet hatte, daß er die Fragen, seine Schüler aber die Antworten hergesaget, welches ich von Stunde an verbot, und befahl, sowie es in allen Kirchen gebräuchlich ist, hinfort mit der ganzen Gemeinde und nicht mehr mit den Schülern zu beten) gestellet, um mir zur Demütigung sie als vortrefflich loben zu können; man ermahnte mich ernstlich zur gewissenhafteren Amtsführung und daß ich nicht mehr aus Bequemlichkeit den Küster tanzen lassen sollte, empfahl mir mehr Fleiß in Abwartung der Gebetsfahrt, warnte mich vor Einführung willkürlicher Taren u. dgl. mehr. Ich stand wie vom Donnerwetter getroffen betäubt da, und wußte nicht, wie mir geschehen war. Das hatte ich nicht auf tausend Meilen weit auch nur im geringsten befürchtet, ich, der ich vom ersten Augenblick meines Predigeramts an sogar in Kleinigkeiten meine Gewissenhaftigkeit beobachtet hatte, die nicht jedermanns Ding ist, und von Kindesbeinen an meine Ehre immer als ein Heiligtum ängstlich zu bewahren gesucht, auch gewohnt war, durch alle Perioden meines Lebens nur Lob und Ruhm und achtungsvolle Auszeichnung jedermann entgegenzunehmen. Man denke sich in meiner Stelle, um zu begreifen, was ich fühlte. Daß man mir den größten Teil meiner Bitten, bis auf das Kirchenkorn, abschlagen, manche zwar erfüllen, aber mir zum Nachteil einschränken, mich um viele kleine Vorteile, die ich bei Annahme der Vocation mir ausbedungen hatte, bringen und überhaupt sein Mütchen an mir fühlen würde, das war ich mir schon vermuten, hatte es ja auch vorhergesagt, aber dies nicht. Ich war aus aller Fassung; was sollte ich tun? Hätte ich nur ein Jota davon vorher argwöhnen können, so würde ich mir noch vor der Publikation des Regesses die Extradition des Protokolls ausgebeten und alles Nachteilige darin genau gerügt haben, so aber war das jezo zu spät. Noch konnte ich appellieren, aber auch das vergaß ich, denn ich war wie von Sinnen. Kurz, ich blieb stumm, wandte mich stumm und ohne Verbeugung von der Visitation ireg und ging betäubt nach Hause. Vor der Thür empfing mich meine Frau, die manches von meinen fünftägigen Trübsalen in Kerst gehört haben und jetzt ihre Zudringlichkeit ernstlich, aber zu spät bereuen mochte, mit großer Freundlichkeit; ich umarmte sie, machte ihr keine, auch nicht

die entferntesten Vorwürfe, denn was hätten die mir geholfen, auch erzählte ich ihr nicht einmal alles, was vorgefallen war, um sie nicht vergeblich mit zu kränken, sondern weinte zu meinem Gott im Stillen.

Als nach einigen Tagen ich wieder etwas zu mir selbst gekommen war, sann ich hin und her, ob sich denn gar keine Möglichkeit fände, meine verletzte Ehre zu entschädigen? Ich verfiel darauf, noch jezo die Appellation zu ergreifen, und im Falle diese mir sollte verweigert werden, wie ich zu besorgen Ursache hatte, das Personal der ganzen Visitation als ungerechte Richter und Calumnianden gerichtlich zu belangen oder aber um eine neue Visitation zu supplizieren usw. Allein alle diese Rettungsmittel kosteten Geld, und vielleicht so viel, daß ich mit den Meinen dadurch an den Bettelstab hätte geraten können. Überdem fiel ich alsdann ja wieder in adelige Hände, die aus Parteilichkeit zur Satisfaktion ihrer dadurch beschimpften Mitbrüder mich gewiß desto besser gekniffen und vielleicht gar um Mantel und Kragen gebracht haben würden; denn es ist tausendmal leichter, ungerechte Anschuldigungen wahrscheinlich machen, als ihre Bosheit unwiderleglich beweisen. Indessen, wäre ich noch unverheiratet gewesen, ich hätte alles gewagt, so aber waren mir die Hände gebunden. Eines hätte ich inzwischen sicher tun können, es fiel mir aber nicht bei, nämlich das ganze Protokoll samt allen Beilagen und dem Rezeffe mit Anmerkungen, die meine Verteidigung ohne Bitterkeit und ohne jemand persönlich anzugreifen, enthielten, drucken zu lassen und so gedruckt dem ganzen unparteiischen Publikum zur Beurteilung vorzulegen, und ich bereue es sehr, daß das nicht geschehen ist, zumal da das Jahr darauf bei der Relation auf dem Landtage die Herren Visitatoren ein Bild von mir entworfen haben sollen, das, ins Diarium gerückt und gedruckt, meine Beschimpfung vollendet, auch sogar gewissermaßen verewigt hat. Gott rechne ihnen diese Sünde nicht zu!

Meine Visitatoren waren: der Semgallsche Kirchenvisitor von der Brinden, Erbherr auf Schedern, der nicht lange darnach starb und es jezt vor Gott verantwortet; der Oberhauptmann Baron v. Knigge, vormals mein Gönner und Beförderer, und der fromme Präpositus Stender, mein enthusiastischer Freund, der mich in seiner Visitationspredigt durch Lobpreisungen von der Kanzel

schamrot gemacht hatte und die Hauptursache mit war von der Eingabe meiner mir so viel Unheil schaffenden Bittpunkten, jetzt aber sich und die Gesellschaft mit seinen lettischen Niederchen amüsierte, indeß der andere an sein gestriges Kartenspiel dachte, beide aber den Visitator v. d. Brincken ohne Argwohn mit Bequemlichkeit machen und schaffen ließen, was er wollte, und da endlich der Rezeß unter seinem alleinigen Diktieren fertig geworden, ihn, ohne das geringste dawider einzuwenden, treuherzig unterschrieben. — In solchen Händen war meine ganze künftige Zufriedenheit, mein Wohl, meine Ehre! Wäre der Sup. Huhn, ein kluger, in solchen Geschäften schon geübter und alles penetrierender Mann, statt des Präpositus zugegen gewesen, so hätte er diese Beleidigungen zuverlässig von mir abgewandt, indem er theils dem v. d. Brincken genauer auf die Finger gesehen, theils dem Baron v. Knigge, der in der That noch immer mein Freund, aber ebenso schwach wie der Präpositus war, aus seinem Seelenschlaf geweckt und auf manches aufmerksam gemacht hätte, welches er mir auch nachgehends, als er erfuhr, wie man mit mir umgegangen war, und von sämtlichen Kirchspielen, ja vom Starosten selbst das freiwillige Geständnis erhielt, daß man mir Unrecht getan hätte, ausdrücklich versichert hat. Denn dem Kirchspiel muß ich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß es mich aufrichtig bedauert hat. Es war wohl anfänglich fast einmütig wider mich aufgebracht und möchte eine kleine Rache vielleicht nicht ungern gesehen haben, aber so mich zu mißhandeln, das war nicht sein Wille, dazu hatte es mich doch zu lieb und liebt mich auch noch sehr dazu, es war auch keiner davon imstande, mir etwas pflichtwidriges vorzuwerfen, sondern alle bezeugten, daß ich jederzeit redlich und treu mein Amt geführt hätte, welches sie einmütig beschlossen und mir zu meiner Beruhigung von freien Stücken versprochen, durch eine von ihnen allen unterzeichnete Schrift öffentlich zu bekennen, die sie am Tage der Introduction in Gegenwart des Superintendenten mir feierlich überreichen wollten. Der Sup. Huhn aber, als sie ihm das erzählten, widerriet ihnen diese Art der mir zu erteilenden Satisfaktion, weil dadurch das Ansehen der Visitation und durch sie das des Herzogs selbst, in dessen Namen sie alles behandeln, beeinträchtigt und herabgesetzt werden würde, welches mir zum Nachteil gereichen könnte. Weil der Superintendent aber doch

auch keine andere füglich auszumachen mußte, so tröstete er mich mit dem elenden Trost der Zeit, die alles vergessen macht, und mit der Überzeugung meines eigenen ruhigen Gewissens. Mit dem Starosten hingegen wurde abgemacht, daß nichts von dem, was der Keßel in meinen Pastoratsbrüßlichkeiten und Rechten abgeändert hatte, unter uns gültig sein, sondern ich zeitlebens ungestört darinnen bleiben und gelassen werden sollte, wogegen ich denn auch für meine Person auf die Vermehrung des Kirchenforns Verzicht tat, welches alles schriftlich unter uns bestätigt werden sollte, aber unterblieben ist. So blieb denn alles, wie gewesen, und jene so eifrig zu meiner Seelenpein betriebenen Forderungen an der Visitation hatten weiter nichts als Kränkungen meiner lebenslänglichen Zufriedenheit und meiner Ehre bis auf die späte Nachwelt bewirkt und zur Folge gehabt. Das beste, was die Visitation ausgerichtet hatte, war, daß sie meine Introdution als unausbleiblich verordnet und anbefohlen hatte, welche denn im folgenden 1783. Jahre den 18. Mai Dom. Cantate vor sich ging, da ich schon über 7 Jahre Prediger zu Nerst und Inselberg gewesen war.

Seit der Zeit lebe ich so ziemlich in Ruhe und, bis auf jene Prostitution, deren Andenken mir noch manches liebe Mal Tränen auspresset, zufrieden mit meinem Schicksal und mit den Fügungen meines Gottes. Meine Kinder hatte ich bisher selbst informiert, da sie aber herangewachsen waren und wichtigeren, auch ununterbrocheneren Unterricht bedurften, der mir zu beschwerlich war, so entschloß ich mich Hauslehrer für sie zu halten, war aber so unglücklich, an lauter elende Menschen zu geraten. Der erste Lehrer war ein alter Kammerrat namens Haupt, den mir der Superintendent selbst empfohlen hatte, ein Mann, der sein Latein wohl verstand, aber nicht die allgeringste Conduite besaß und überdem ganz unerträglich war. Ich nahm ihn 1783 auf Johannis an und in sechs Wochen waren wir geschieden. Im Jahre 1784 bekam ich einen gewissen Krüger, einen Preußen, aus Königsberg gebürtig, der wirklich nichts weiter gelernt hatte, als gut zeichnen und Pastellmalen und deswegen nur ein halbes Jahr bei mir war. 1785 folgte ihm ein Kurländer Namens Saenger, ein Sohn des Oberbartauschen Oberförsters, eines braven Mannes; dieser besaß nicht unebene Kenntnisse, war aber so locker und nachlässig in der

Information, auch dabei so feck, daß wir nach einem Jahre, so er bei mir zubrachte, uns beinahe in offener Fehde von einander getrennt hätten. Endlich bekam ich 1787 wiederum einen Ausländer, der Harmsen hieß, der nicht ungelehrt, aber so lang und groß, so findisch war, und mir alle weitere Lust Lehrer zu halten dergestalt verleidete, daß ich's für weit besser ansah, meine Söhne mit großen Kosten nach Mitau aufs Gymnasium zu schicken, als sie länger so verabsäumen zu lassen.“

\* \* \*

So weit die Mylich'schen Aufzeichnungen. Von einer wörtlichen Wiedergabe des Schlusses können wir Abstand nehmen; er beschränkt sich auf einige kurze, bis 1814 reichende Familiennotizen. Die beiden Söhne zogen bald zum Studium nach Jena. Der ältere, Otto Christian, kehrte 1794 zurück und wurde zunächst Hauslehrer, bis 1797 beim Kammerherrn von Vietinghoff in Dserwen, dann beim Grafen Keyserling in Blieden; 1799 wurde er Pastor in Kaltenbrunn, dann 1803 in Ebsen; er starb 1811. Der zweite Sohn, Gottfried Heinrich, bat sich, wie es in unsren Aufzeichnungen heißt, nach beendetem Studium 1795 vom Vater die Erlaubnis aus, mit seinem Freunde Karl Ferd. Amenda, einem Sohne des ehemaligen Konrektors der Mitauschen Stadtschule und Pastors zu Lippaiken († 1793), eine Fußreise in die Schweiz machen zu dürfen, was der Vater ihm auch gewährte. Mit dieser Reise hatte es nun folgende Bewandnis\*. Die beiden Freunde waren sehr musikalisch — sie spielten die Violine — und hatten den Plan auf einer Reise durch die Schweiz und Frankreich ganz der Musik zu leben. Aber Geldmangel zwang sie sich in Lausanne niederzulassen und Musikunterricht zu erteilen. Zwei Jahre verweilten sie hier, und gingen dann, nach einem Winter in Constanz, über Ulm nach Regensburg und von hier mit den schwedischen Grafen Ruth und Frölich auf deren eigenem Schiff die Donau hinunter nach Wien. Auf die Empfehlung des letzteren wurde Amenda hier Vorleser beim musikliebenden Fürsten Lobkowitz und dann Lehrer der Kinder Mozarts, der kurz zuvor verstorben war.

\*) Vgl. Inland 1836 Sp. 355 ff. Kallmeyer-Otto, Kirchen und Prediger Kurlands. S. 160.

Er lernte hier auch Beethoven kennen, der seine musikalischen Fähigkeiten nicht gering eingeschätzt haben muß, da er ihn aufforderte, mit ihm zusammen eine Kunstreise durch Europa zu machen. Ehe es jedoch dazu kam, wurde Amenda in die Heimat zurückgerufen. (Er † als Pastor zu Talsen 1836.) Mit ihm zusammen kehrte auch der Freund Mylich, der inzwischen in Wien durch Unterricht auf der Guitarre sein reichliches Auskommen gehabt hatte, wieder nach Kurland zurück. Nach dreijährigem Hauslehrertum als Nachfolger seines Bruders in Blieden beim Grafen Keyserling wurde er 1803 Pastor in Blieden († 1837).

Beide Brüder Mylich waren mit Töchtern des Bliedenschen Pastors Ernst Daniel Bursy († 1831) verheiratet, während von ihren Schwestern die eine, Annette, mit dem Pastor von Laffen Ernst Friedr. Stender, die andre, Constantia, mit dem Pastor von Linden Liebegott D. G. Schulz vermählt war.

Der Vater, der Verfasser unsrer Aufzeichnungen, wurde 1803 zum Propst ernannt und starb 1815 in Mitau. Er ist auch als Schriftsteller hervorgetreten mit einigen gemeinnützigen Büchern\*. Sein „Versuch eines Elementarbuches zum Gebrauch für die niederen deutschen Schulen“ (1792) erlebte fünf Auflagen und wurde auch in lettischer Bearbeitung herausgegeben. Er verfaßte auch eine lettische Übersetzung des Neuen Testaments, die zwar gedruckt, jedoch vor der Herausgabe von der Bibelgesellschaft angekauft und eingestampft wurde, so daß sich davon, wie es scheint, nur ein einziges Exemplar in der Bibliothek der lettisch-literarischen Gesellschaft erhalten hat. Eine Abhandlung über die Rechtschreibung lettischer Wörter (1806) und über den Aberglauben der Letten zeigen, daß er auch für diese Dinge Interesse gehabt hat. Auch einen kleinen Katechismus „zum allerersten Unterricht“ gab er heraus (1784), sowie den „Versuch“ eines solchen „für die lettische Jugend“ (1806). Beschäftigt haben ihn auch Fragen, die mehr ins ökonomische Gebiet schlugen, so die „wie der Landplage des jährlichen Bauernvorschusses am sichersten abzuhelpen wäre“ (1787), und „ob man die Juden in unsrem Vaterlande dulden solle oder nicht“ (1788). Er wurde im J. 1803 auch zum Ehrenmitglied

\*) Vgl. Napierstky, Schriftstellerlexikon.

der livl. ökonomischen Sozietät ernannt. Auch sein musikalisches Talent hat Mylich nicht einschlafen lassen; er hat mancherlei komponiert, wovon jedoch nur sein „Choralbuch, welches die Melodien des neuen lettischen Gesangbuchs enthält“, 1810 ediert worden ist, das in Kurland vielfach benutzt worden ist und „viel zu der jetzigen Form des Kirchengesanges“ beigetragen haben soll.



## Aus dem Leben eines livländischen Pastors\*.

Eduard Loffius, Pastor zu Koddasfer und Werro.  
Geb. 1811, gest. 1870.

Am Ende des 18. Jahrhunderts war der Hannoversche Theologe Joh. Friedr. Phil. Brinckmann als Hauslehrer zum Besitzer von Rogofinsky, dem Major v. Glasenapp, nach Livland gekommen und bald darauf als Rektor an die Stadtschule des vor kurzem gegründeten (1784) Städtchens Werro berufen worden. Ungefähr um dieselbe Zeit war auch ein junger Apotheker ins Land gekommen, August Christian Loffius, der Sohn des Pfarrers zu Sömmerda in Thüringen, der sehr arm und kaum

\*) Wir veröffentlichen hier drei Abschnitte aus einer handschriftlichen Biographie des Pastors Ed. Loffius, die uns von seiner Tochter Frau Mathilde verw. Bok zu eventuellem Veröffentlichung übergeben wurde. Diese Lebensbeschreibung beruht zum allergrößten Teil auf autobiographischen Aufzeichnungen. Den einleitenden Teil, der die erste Jugendzeit behandelt, geben wir in verkürztem Auszuge wieder, soweit es zum Verständnis des Folgenden notwendig erscheint; ausführlich dagegen den Teil, der die Schulzeit 1825—30 behandelt und namentlich auch durch die Beziehungen Loffius' zu seinem Lehrer Wilhelm Hey, dem Dichter des unter dem Namen der „Specter'schen Fabeln“ wohl jedem von uns aus der Jugendzeit bekannten Buches. — Der zweite Abschnitt behandelt die Universitätszeit in Dorpat 1830—34 und ist von einem Neffen Pastor Loffius', dem jetzigen Strassburger Professor Eduard Thramer nach Aufzeichnungen und Briefen zusammengestellt worden. Der dritte Abschnitt endlich umfaßt die Amstättigkeit Loffius' in Koddasfer 1843—51, die Zeit also, die im kirchlichen Leben Livlands namentlich durch die sog. Konversionen und ihre Folgen und die Beziehungen zu der Herrnhuter Bewegung charakterisiert wird.

Die Aufzeichnungen dieses ungewöhnlich lauterer und reinen, von Jugend an auf das Ideale gerichteten und von der Wahrheit und Lebenskraft des Evangeliums, das er verkündete, durchglühten und durchgläuterten Mannes dürfen wohl den Anspruch auf ein allgemeineres Interesse erheben. Er stand ja „in persönlichstem Kontakt mit den ruhenden und bewegten wie bewegenden Faktoren seiner Heimat“ und daher war sein Leben nach mancher Richtung auch typisch für die Eigenart livländischen Lebens. Die Red.

imstande war seine große Kinderschar gehörig zu erziehen, des Magisters Christian Loffius, dessen Bruder, Kaspar Friedrich L., ebenfalls Pfarrer war und als Verfasser von „Gumal und Lina“ und andrer vielgelesener Bücher jener Zeit bekannt ist. August Christian Loffius, musikalisch, sehr fröhlichen Gemüths und mit ganz leidlicher Bildung ausgerüstet, ließ sich auch in Werro nieder. Er vermählte sich hier mit Ulrike, der Tochter des Rectors Brindmann. Ihre Kinder waren der 1811 geborene E d u a r d L o f f i u s und seine einzige Schwester Mathilde, nachmals Gattin des Dorpater Stadtarchivars Thrämer. Soviel zur Orientierung über Herkunft und Familie. — —

„Mein Wesen und Leben“ — so äußert sich Eduard Loffius selbst in seinen Aufzeichnungen über seine früheste Jugendzeit — „ist zusammengesetzt aus Thüringenschen und Hannoverschen Elementen. Es überwiegen in mir wohl die ersteren. Es ist ferner zusammengesetzt aus livländischen Einflüssen; und innerhalb aller dieser Lebensbestandteile stellen sich auch noch Pfarrfamiliengeist, rationalistische und gläubige Streiflichter dar.

Meines Vaters erinnere ich mich nicht mehr oder nur sehr wenig. Die Verhältnisse ließen es zweckmäßig erscheinen, mich zeitig aus dem Hause zu geben. Mein Großvater Brindmann hatte sich für 20,000 Rbl. Wco. ein kleines livländisches Rittergut, Parzimois, gekauft und war dorthin gezogen. In meinem sechsten Jahre nahm er mich zu sich und bei ihm lebte ich bis ins vierzehnte Jahr, anfangs allein, hernach mit ein paar fremden Knaben, die er in Pension hatte und unterrichtete. — Es ist eine sehr freundliche Erinnerung, die mich aus jener ersten Jugendzeit begleitet. Das kleine Gut machte in den damaligen Verhältnissen meinem Großvater wenig Mühe. Er hatte es nach damaligem livländ. Recht in Pfandbesitz. Sein Enkel, Sohn der jüngeren Tochter Philippine, verehelichten M i t h e l, die das Gut allein erbt, besitzt es seither mit selbständigem Recht. Das damalige Haus war klein und schlecht eingerichtet, aber es waltete ein sehr einfacher und genügsamer Ton darin. Kein Luxus, keine Eitelkeit, keine Genußsucht ward genährt. Auch trug das Gut knapp die Zinsen des Kapitals, wofür es gekauft war. Die damals noch bestehende Leibeigenschaft und meines Großvaters mildes Regiment ließ sein Verhältnis zu den Esten patriarchalisch erscheinen. Leiden-

schaften, die das Leben erschweren und verbittern, wurden nicht bemerklich. Freundlichkeit, Güte, Milde, Heiterkeit regierten alles. Ich glaube beinah, daß den größten Verdruß meine oft träumerische und lässige Art im Lernen verursachte. Doch war die größte Strafe, deren ich mich erinnere, ein heftiger Knips von den Fingern meines Großvaters, der mich bis zu Tränen rührte.

Mein Großvater war Rationalist von Schule, meine Großmutter eine gläubige Christin, aber ihr Glaube schmachtete unter dem Druck des Rationalismus. Soweit indeß hielt mein Großvater kirchliches Decorum fest, daß er am Sonntag eine Predigt von Zollikofer vorlas. Dafür entschädigte er sich durch ziemlich gutmütige Neckereien gegen meine Großmutter, die in Sturms Andachtbuch und guten alten Gesangbüchern Erbauung schöpfte und es manchmal ihrerseits nicht unterlassen konnte, die Vorzüge ihrer Bücher vor Zollikofer ernsthaft herauszustreichen.

Die eine Wand im Zimmer meines Großvaters war mit einem großen Repositorium ausgefüllt, und es war mir unverwehrt, die Bücher auf demselben herauszunehmen und zu betrachten. Das tat ich mit großem Interesse. Da habe ich zuerst Shakespeare gesehen und durchblättert, da Rousseaus Namen gefunden, da auch die symbolischen Bücher und Reichenberg wieder an ihren Platz gestellt. Reimarus, Lessing sind von dort auch in meine Bibliothek übergegangen. — Einst sah ich im untern Fach ein großes Buch in Leder gebunden. Mühsam schleppte ich es heraus und hob es auf einen Stuhl. Dann schlug ich es auf und las: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde! Da fiel der erste Lichtstrahl der Offenbarung auf den Scheitel meines Lebens. Großvater (er saß an seinem Pult): „Was ist das für ein Buch? Kind, das verstehst du noch nicht, mach es zu und stell es weg.“ Hören war gehorchen, wenigstens in diesem Fall.

Langsam lernte ich Latein und etwas griechische Grammatik, schneller Französisch, und im Deutschen packte mich eine wahre Lesewut. Was ich irgend verstehen konnte, verschlang ich: Gessners Idyllen z. B., auch von Shakespeare den Julius Cäsar und einige romantische Darstellungen der griechischen und römischen Geschichte. Aber ganz verlesen war ich auf Gessners Idyllen und auf die gemeinsame Abendlektüre, wo mein Großvater Schillers Dramen, Scotts Romane, die damals erschienen, und Fouque's „Zauberring“

und „Thiodolph“ mit großer Lebendigkeit vorlas. Bald fing ich auch an Versuche im Dichten zu machen und habe bis in mein 19. Jahr diese ersten Versuche verwahrt, dann bedeutungslos gefunden und verbrannt. Niemand beaufsichtigte und leitete diese Dinge, niemand hinderte mich.

Meine Großmutter hatte einen schönen weißen, echten Pudel, der hieß Vendamme, und ein kleines schwarzbraunes Pferd, das sie 1812 für 50 Kop. gekauft hatte; dieses Pferd hieß Bonaparte. Hieran knüpften sich für mich die ersten zeitgenössischen Sympathien mit den großen Jahren, welche die ersten meines kleinen Lebens sein sollten. Die friedlichen Eindrücke dieser Vierbeine spannen sich in mein Leben hinein und waren vielleicht die Ursache, warum sich mir zuerst Napoleon nicht von gehässiger, sondern von angenehmer, idealer Seite darstellte. Als ich einmal von Vendamme's Gefangennehmung bei Kulm hörte, wußte ich wirklich nicht recht, ob nicht von meiner Großmutter Pudel die Rede war. Aber bei Napoleons Namen klingt mir's noch immer wie das Wiehern eines edlen Schlachtrosses an einem glänzenden Schlachtenmorgen durch die Seele und ich staune seine Größe an und seine Kraft.

Ich erinnere mich sodann aus jenen Jahren der Freilassung der livländischen Bauern, und der Tage, wo mein Großvater von diesen Leuten umgeben war, ihnen das Factum erklärte und die mancherlei Irrtümer zu widerlegen suchte, die sich bei den Leuten an die aufdämmernde Idee der Freiheit knüpften. Bald verstanden sie darunter Vogelfreiheit, bald wollten sie sogleich alle Privilegien der höheren Stände in Besitz nehmen; es wollte ihnen nicht einleuchten, daß sie Bauern bleiben und sogar noch Frohne leisten sollten. Mit großem Interesse hörte ich zu, wie erzählt ward, daß ein Bauer sehr demütig und freundlich herangekommen sei und gebeten habe, ob sein Name nicht hinfort „von Freymann“ werden könne. Freymann wohl, ward ihm erwidert. Ach nein, sagte er, in pffiffiger Verlegenheit sich hinter den Ohren fragend, daran liege ihm nichts, er möchte eben gern von Freymann heißen. Da ihm dies nun als unmöglich dargestellt ward, ging er mit der Bemerkung, daß es ihm dann ganz einerlei sei, wie man ihn nenne.

Ganz besonders deutlich erinnere ich mich, daß mein Großvater eines Tages anspannen ließ, um nach Werro zu fahren,

denn am folgenden Tage werde der Kaiser Alexander I. in Werro eintreffen. Zu meiner Freude nahm er mich mit. Am folgenden Tage zogen viele Menschen dem Kaiser entgegen. Eine Partie Bürger hatte sich um das Stations- und Postgebäude gestellt, und ihnen war eingeschärft, wenn der Kaiser komme, sollten sie Hurra schreien. Aber als der Kaiser mit Wolkonsky angefahren kam, waren sie alle so konsterniert, daß sie ganz still blieben. Während der Kaiser speiste, hatten die Bürger Mut gefaßt, und als er nun einstieg, um wegzureisen, da schrien sie alle mit großer Begeisterung Hurra! Dafür wurden sie hernach ausgelacht. Das leutselige und freie Gesicht Alexander I. hat sich mir an jenem Tage für immer eingeprägt.

Nicht sehr lange danach kam eines Tages mein Onkel aus Petersburg an, der Sohn meines Großvaters, der dort eine Apotheke besaß. Unter den vielen Sachen, die aus dem Wagen gehoben wurden, war auch ein Fäßchen, das man ins Haus hinein rollte. Wenn es gerollt ward, hörte man einen sonderbaren, leise knatternden Ton in dem Fasse. Ich fragte: Onkel, was ist darin? Nägel, mein Junge! war die Antwort. Es waren aber Silber- rubel. Er hatte seinen Anteil aus dem Geschäft herausgezogen und brachte sein erworbenes Kapital mit. Dafür kaufte er hernach ein größeres Rittergut in der Nachbarschaft und dann heirate er ein Fräulein Lisinka Briesemann von Nettig. Er hat mehrere Jahre das Gut gehabt, da es ihm aber nicht gut ging, verkaufte er es wieder und zog nach Kronstadt, wo er wieder eine Apotheke übernahm.

Aber hiermit habe ich vorgegriffen. Die Hochzeit meines Onkels 1824 ward sehr groß gefeiert auf dem Gute Sennen, welches dem Baron Budberg gehörte, und auf dem Koskullischen Gute Menzen. Von da aus ward auch in vielen Kutschen eine Partie nach Marienburg unternommen und der Wintergarten und Park des Geheimrats Baron Vielinghoff daselbst durchwandert. Diese Hochzeit ist recht eigentlich das selbsterlebte Märchen meiner Kindheit, voll Festschmuck, Freudentönen und Herrlichkeiten, ein Lichteffect, mit dem meine Kindheit beim Großvater abgeschlossen wäre, wenn nicht eine tief ernste Erfahrung andrer Art gefolgt wäre — der Tod meines Vaters. —

Mein Großvater hatte lange Jahre viele adlige Pensionäre bei sich gehabt und war als Lehrer dieser Knaben in vielfache Berührung mit dem Adel des Landes gekommen. Da er ein freundlicher, heiterer und umgänglicher Mann war, so achteten und liebten ihn seine Schüler und deren Eltern. Obgleich dies vor meiner Zeit geschehen war, so zogen sich die Folgen davon doch auch in meine Zeit hinein und ich sah ziemlich viel adlige Herren bei meinem Großvater. So wenig dieser sich in seiner Einfachheit und bürgerlichen Lebensweise dadurch beeinflussen ließ, so groß war doch der Eindruck, den des unbemerkten Knaben Gemüt aus dieser Tatsache in sich aufnahm. Die feine, freundliche, leichte Lebensart, die liebenswürdige konventionelle Hülle, mit welcher der Adel sein Leben umgibt und welche das natürliche Kleid dieses bevorzugten Standes geworden ist, macht den Umgang mit ihm so angenehm, daß dem Leben in niedrigen Sphären etwas zu fehlen scheint. Mir, dem Knaben, blieb davon ein großer Respekt vor dem Adel im Gemüt. Es trug sich das später auch auf die Geistesaristokratie über, und sehr begabte, hervorragende Personen, wenn sie nicht sittlich verwerflich waren, haben mich immer ganz ohne Absicht in eine Befangenheit versetzt, die mir in der ungenierten Erweisung meines Wesens hinderlich gewesen ist. Die Frage nach dem Recht meiner Persönlichkeit ändern, besonders Begabteren gegenüber, hat mir in meinem späteren Leben viel zu schaffen gemacht. Ich glaube aber, die Schwäche dieser Richtung nicht verkennend, daß sie eine Eigentümlichkeit des deutschen Charakters ist. Wenigstens ist tiefe Pietät gewiß echt deutsch, und zu reiner und freier Pietät hat sich ohne Zweifel diese deutsche Charakteranlage hindurchzuarbeiten.

Obgleich das elterliche Haus nie meine eigentliche Heimat war, sondern das großelterliche, so gab es doch gewisse Dinge, die sich immer nur mit dem Elternhause verbunden darstellten. In erster Reihe das Weihnachtsfest. An diesem sehe ich als Kind mich immer zu Hause. Die Wartezeit mit ihrer Spannung, der Lichterglanz, die Herrlichkeiten des Baumes und seiner nächsten Umgebung, — das sind kostbare Juwelen der Kindheit.

Ein anderes Interesse war die Apotheke meines Vaters. Als solche galt sie mir natürlich garnichts. Mir war sie nur eine vortreffliche Ruchknackanstalt. Der Provisor H. hatte immer Rüsse

bei der Hand, und mit den schweren Gewichten wurden diese in edlem Wetteifer von ihm und mir auf einem der Repositorien aufgeknaekt und verspeist. Dabei wurden die Eintretenden gemustert. Unter diesen war immer willkommen der Doktor Heine, ein Schüler Blumenbachs in Göttingen, der sich Mandeln und einen Bittern reichen ließ und in heiterer Laune erstaunliche Witze machte. Später, nachdem ich Blumenbach selbst gesehen und gehört und von Dorpat aus Heine besuchte, hat mich die genaue Ähnlichkeit hoch ergötzt, mit der er den alten berühmten Mann und seine Gesichter und sonstigen Originalitäten nachahmte.

Zu denjenigen Dingen, welche dem großelterlichen Hause eigentümlich angehörten und ungewöhnliche Anziehungskraft auf das kindliche Gemüt ausübten, gehörte meines Großvaters Naturalienkabinet, eigentlich eine Raritätensammlung. In einem großen Schrank des Vorhauses, der halb Kommode war, standen eine Menge hölzerner weißer und bunt angestrichener Kästchen und in diesen lagen ohne systematische Ordnung Gegenstände aus dem Pflanzen-, Mineral- und Tierreich. Alle Woche einmal holte mein Großvater abends einige von diesen Schachteln und wies Stück für Stück vor. In späteren Jahren sind die Steine und Muscheln in meine Hände übergegangen und auch von mir verwahrt worden. Überhaupt trug diese Sammlung den Blick durch alle Weltteile und erweckte Interesse für die Naturgeschichte, das später eine kleine Frucht getragen hat.

Komme ich nun zu dem Summieren des innern Lebensgehalts, welchen diese Jahre geweckt hatten, so ist wohl zuerst klar, daß meine positiven Kenntnisse nur sehr geringe sein konnten. Dagegen hatte sich bei mir eine ungemeine Rezeptivität, ein Anschauungseifer und eine Aufmerksamkeit entwickelt, die, gut geleitet, immer noch sehr dienlich werden konnten. Das Gefühl überwog bei mir bedeutend und vermittelte alles. Die Phantasie war sehr rege. Mein Verstand urteilte schnell, aber oft nicht richtig und scharf. Ich war ohne Zweifel in vielen Beziehungen ein verwöhntes Kind, aber die Verwöhnung bezog sich weniger auf Außerliches, als auf allerlei Einbildungen von dem Wert meiner Person. Die Einsamkeit meines Wohnortes und meiner Erziehung nährten eine reflektierende Richtung, die mir später, als sie mit Macht in mein inneres Leben eingriff, viel Kämpfe bereitet hat, bis sie im

höheren Alter langsam wieder zu weichen begann. Der hohe und damals wirklich herrliche Tannenwald, der das Gut meines Großvaters umgab, weckte viel Gefühl des Geheimnisvollen in mir. Die Lage des Hauses auf einer Höhe, die nach der hinteren Seite steil in einen See abfiel, der wieder mit Tannenwald bekränzt war und an seinem einen Ende sich in dichten Wald barg, am andern eine Mühle trieb und in den Mühlbach mündete, der ein kleines Wiesen- und Waldtal durchrieselte, weckte den Sinn für Naturschönheiten.

Etwas mußte aber geschehen, wenn ich weiter gefördert werden sollte, als mein Großvater es vermochte, der auch schon 60 Jahre zählte. Das Jahr 1825 war herangekommen und brachte die Entscheidung. Meines verstorbenen Vaters ältester Bruder hatte aus Gotha, wo er wohnte, geschrieben und das dortige Gymnasium als altberühmtes gepriesen, und die Meinen aufgefordert, mich dorthin zu bringen. Damit verband sich in meinem Großvater der Plan, sein Vaterland noch einmal zu besuchen, und ganz still rüstete er vom Herbst 1824 an, um in Begleitung meiner Mutter mich nach Gotha zu bringen. Mir ward wenig darüber gesagt. Ich sollte ja mit Großvater und Mutter reisen, und das war schön. Das weitere stand in Gottes Hand.“

## I. Schulzeit bis zur Universität.

1825—1830.

In einem livländischen Planwagen, den mein Onkel mit zwei starken Rossen bespannt hatte, welche ein sehr treuer und geschickter Esie, Otto Johannsen, der reines, gutes Deutsch sprach, leitete, traten wir die Reise an. Mein Großvater mit einem Schmerz im Bein, den er nicht beachten wollte, der ihm aber je länger je mehr Leiden brachte. Es sind nur einzelne Punkte dieser langen und langsamen Reise mir im Gedächtnis geblieben. Zuerst ein graues Bild von Riga, wo mein Großvater viele Bekannte hatte und von ihnen in ihren schmalen, hohen, tiefen Häusern gastlich aufgenommen ward; sodann wieder eine lange Landfahrt bis Polangen und eine kurze Seefahrt von da bis Memel. Ich liebte von Kindheit auf allerlei Bläzereien nicht und deren gab es auf der Reise genug. Darüber geriet ich in eine mißmutige Stim-

mung, die mir mein trefflicher Großvater anmerkte und für welche er mich einer wohlgemeinten Ermahnung unterzog. Mein Trotz bäumte sich auf, daß zu den Reisemühen noch Strafpredigten kamen, und auf den sandigen öden Ufern der Ostsee machte ich ganz für mich Revolution, d. h. es löste sich aus meiner desparaten, von Gott verlassenen Seele ein unwilliges, freilich ganz leise gelispeltes Schmähwort gegen den Mann, der vor allem nur demütige Dankesworte von mir verdient hatte. Hörte er es auch nicht, so war es doch geschehen, und oft beim vierten Gebot, freilich erst später, habe ich mich gestraft gefühlt wegen meines kindischen Troges.

Berlin, Magdeburg wurden ohne viel Aufenthalt durchzogen, denn wir wollten in den Harz, nach Klauenthal, Zellerfeld, endlich zum Brocken. Des Hinaufsteigens auf den Ilsestein erinnere ich mich noch. Aber mein Großvater blieb unten wegen seines kranken Beines. Am Morgen der Aufgang der Sonne von dem Turm des Brockenhauses! Endlich Weende bei Göttingen. Ich sehe meinen Großvater noch in seiner einfachen Kleidung mit freudig leuchtenden Gesichtszügen aus dem Wagen steigen und auf das kleine Haus zueilen, worin sein Bruder ihn überrascht willkommen hieß. Aber er wurde bald nach einigen Besuchen in Göttingen sehr krank und lag viele Wochen im kleinen Stübchen seiner Heimat, behandelt von einem Jugendfreunde Dr. Bodenstein. Als eine Refonvaleszenz gelungen war, litt es ihn meinerwegen nicht länger dort. Es mußte für mich gesorgt werden. — Wir reisten nach Gotha, wo mein Großvater bei einem Verwandten Wallrath freundliche Aufnahme fand. Mein Onkel Loffius war sehr erfreut, nicht minder die gute Tante Luise, seine Frau. In ihrem großen Freundeskreise erfuhren die Fremdlinge viel Liebe. Da ich, wie ich war, fürs Gymnasium nicht taugte, so ward beschlossen, mich einem Pfarrer in Töttelstädt bei Gotha, dem später bekannt gewordenen Fabeldichter Wilhelm Hey<sup>1</sup> zu übergeben, der mich für eine obere Klasse des Gymnasiums vorbereiten sollte.

Ich sehe ihn noch mit seiner Frau zur Vorbesprechung bei meinem Onkel eintreten, den nicht großen, mageren Mann mit

<sup>1</sup>) Geb. 1789, seit 1818 Pfarrer in Töttelstädt, 1827 Hofprediger in Gotha, 1832 Superintendent zu Zichtershausen, † 1854. Er ist der Verfasser der „Fabeln für Kinder“, die von Otto Specker illustriert wurden und weit und breit bekannt geworden sind.

etwas steifen Bewegungen. Eine Ahnung von Strenge durchzog mein Gemüt. Aber die Augen des Mannes waren doch freundlich auf mich gerichtet. Ich habe bei späterer Reflexion über das Wesen dieses liebenswerten Mannes diese beiden Momente des ersten jugendlichen Eindrucks sich bestätigen und erweitern gesehen. Er war ein Mann und ein Kind, voll Ernst und voll Heiterkeit, sehr streng und sehr milde, voll dialektischer Schärfe und Gewandtheit und voll unmittelbarer, gemüthlicher Hingebung und Empfindung. Während des Unterrichts schritt er oft mit unnachsichtlicher Bestimmtheit im Zimmer auf und ab. In der Freistunde setzte er sich schäfernd auf eine Fußbank und legte mutwillig scherzend das Haupt auf seiner fränklichen Frau Bett oder Sopha. Er war steif in seinen gefessigen Bewegungen und doch ein sehr gewandter Turner. Sein eckiges, scharfes Wesen ward manchmal wie von einem Heiligenschein umspielt und verklärt durch die weichste, liebevollste Art des Seins. Hart war seine Hand und doch sein Händedruck oft so innig und warm. Seine Züge waren wenig anziehend, sein Auge, ohne schön zu sein, doch wie ein himmlischer Schein mit geistiger Macht diese Züge um- und durchleuchtend. Ein unhemmbarer Lehreifer spornte ihn immer vorwärts. Wenn ein Stück oder Satz des Pensums abgemacht war, sagte er stets: fort! Dies wirkte wie eine Hezpeitsche und war manchmal ängstigend. Seine vertrauteren Schüler, zu denen ich hernach das Glück hatte zu gehören, gaben ihm Schuld, so wenig Ruhe zu haben, daß er auch im Schlaf noch immer rufe: Fort, fort. Er lachte herzlich darüber und ließ sich nicht irren.

Aber ich werde noch so viel von diesem für mein Leben so wichtigen Manne zu reden haben, daß ich hier füglich abrechnen kann. Das Gesagte sei genug zum Eintritt dieser entscheidenden Person in mein Leben oder der Beziehung meines Lebens zu ihr. Da Hey sich willig zeigte unter der Bedingung des Fleißes meinerseits die gewünschte Aufgabe zu lösen, so ward alles abgemacht und der Termin meines Eintritts bei ihm auf den August oder September 1825 festgesetzt.

Indeß zog sich mein Großvater bei Besichtigung des Gothaischen Schlosses eine neue Erkältung zu und ward bald wieder bettlägerig. Auf Empfehlung ward dem Sohne des berühmten Humanisten und Schriftstellers Fr. Jacobs die Behandlung über-

geben. Eine unglückliche Wahl. Denn der Arzt selbst war krank und behandelte meinen Großvater nicht richtig. Dies ward erkannt, als Dr. Bodenstein aus Göttingen meinen Großvater besuchte und ganz zuletzt noch ein anderer Gothaischer Arzt hinzugezogen wurde, der sogleich ein andres, ganz entgegengesetztes Verfahren — aber zu spät — einschlug. Als der Termin meiner Überführung nach Töttelstedt eingetreten war, rief mein Großvater mich an sein Bett. Und jetzt war er es, der mir eine schwarz gebundene neue Bibel übergab. Er sagte, mir seine müde Hand aufs Haupt legend, feierlich die Worte: „Mein Sohn, Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest noch tuft wider Gottes Gebot.“

Ich ahnte wenig von dem, was da eigentlich vorging und ging so aus liebenden, manchmal zu nachsichtigen Händen in treue, mitunter strenge Hände über, — ein Ton in des Töpfers Hand. Die freundliche Aufnahme, die ich in Töttelstedt fand, erleichterte wohl den Abschied, aber die sogleich eintretende strenge Zeitbenutzung war mir ganz neu und auch schwer.

Es waren noch andre Knaben im Hause, ein Gustav Ludwig, Hens Nefte, Julius Walpers aus Mühlhausen und Andreas Berthes, der jüngste Sohn von Friedrich Berthes<sup>1</sup> aus erster Ehe. Ich war der älteste, aber so weit zurück, daß Hens für nötig fand, mich eine Stunde früher zu wecken, also morgens 5 Uhr, und einen Winter hindurch, wo es besonders viel zu lernen gab, sogar um 4 Uhr. Er selbst unterzog sich solchen Mühen nur meinetwegen und zu meinem Besten. Das Griechische ward besonders viel und eifrig betrieben. In den Sprachen ward ich immer allein vorgenommen, in Geschichte, Geographie zc. mit den andern zusammen. Die griechische Formenlehre mußte ich mir in ein Heft abschreiben und auswendig lernen. Nebenher gingen sofort Übersetzungen aus Jacobs griechischem Lesebuch und aus dem Deutschen ins Griechische. Ich erfuhr hier, was Lernen und Arbeiten heißt.

Aber im ersten Halbjahr und auch im Anfang des zweiten traten viele Störungen in den steten Fortgang des Unterrichts,

<sup>1)</sup> Friedrich Berthes (1772—† 1843) war der Begründer der Verlagsbuchhandlung in Gotha, die sein Sohn Andreas B. (1813—† 1890) unter der Firma „Fr. Andr. Berthes“ weiterführte. — Eine Lebensbeschreibung Friedrich B. wurde von seinem Sohne Clemens Theodor B. in drei Bänden (Hamb. u. Gotha 1848—55) herausgegeben.

besonders durch meines Großvaters immer schwerere Krankheit und im Oktober erfolgten Tod. Dieses traurige Ereignis ergriff mich tief und ich habe mich als die Ursache davon angesehen, da er, um mich zu versorgen, die Reise unternommen. Ich erinnere mich, wie freundlich Hey mir solche Selbstanklage ausredete. Mein Großvater ward in Gotha von Karl Hey, Bruder meines Pfarrers, beerdigt, der auch auf seinen 1858 noch wohlerhaltenen Leichenstein den Vers setzte:

Herzenssehnsucht führte ihn ins Vaterland,  
Gottes Waterruf aber in die ewige Heimat.

Den Winter über blieb meine Mutter in Gotha und ich korrespondierte fleißig mit ihr, bis sie im Mai 1826 in demselben Wagen, unter Führung desselben treuen Otto Johannson, die Rückreise in die Heimat antrat und auch glücklich vollendete. Ihre Briefe von der Reise geben Zeugnis von der Lebendigkeit ihres Geistes, insbesondere ihres Gefühls, von der Kraft, mit der sie sich selbst und mich tröstete und zu allem Guten antrieb, — sie schrieb unter andrem: Wir müssen stärker sein als unsre Gefühle! — und von dem teilnehmenden Blick für die Erlebnisse ihrer einsamen, schweren Reise. Auch als sie schon von Hause schrieb, waren ihre Briefe immer wie schöne Geschenke und wurden auch von Onkel und Tante, von Hey und seiner Frau sehr gepriesen.

Nachdem ich nun allein gelassen war, nahm die Schule vornehmlich, nur in den Ferien das Leben in der Familie in Gotha, des Knaben Leben in Beschlag. Doch ging auch in dem stillen Dorfe Deutschlands immer allerlei vor, das die Aufmerksamkeit des Neulings erregte. So war nicht lange zuvor fast das ganze Dorf samt Kirche abgebrannt. Die neu erbauten Wohnhäuser, meist von zwei Etagen, mit ihrem Fachbauwerk, erregten die Aufmerksamkeit, und besonders der Neubau der Kirche. Die innere Einrichtung, so einfach sie war, erschien mir doch sehr hübsch, obgleich erzählt ward, es sei nichts gegen die alte Kirche, welche eine Decke gehabt habe so blau wie der Himmel, mit vielen goldnen Sternen. Ich erinnere mich der Einweihung dieser Kirche, wozu der Superintendent und viele Gäste gekommen waren. Die feierliche Öffnung der Türen, das Gedränge in der Kirche, der besondere Stand für die „Pfarschjungen“, wie wir hießen, — alles war sehr wichtig. Aber an der großen Mittagstafel, gerade als die schöne Torte

am besten schmeckte, wandte sich plötzlich ein junger Pfarrer, Karl Bossius, damals in Iversgehofen bei Erfurt, Sohn des Verfassers von „Gumal und Tina“, an mich und sprach: „Weißt du denn schon, daß dein Kaiser tot ist?“ Ganz erschrocken sah ich ihn an und das Weinen war mir sehr nah, denn diesen Kaiser hatte ich ja selbst gesehen und alle Welt sprach von ihm Gutes. . . .

Demnächst kamen drei neue Kirchenglocken an, wurden aufgezogen und dann drei Tage lang Tag und Nacht geläutet. Auch Pfarrer Rhaman und seine Frau, dessen besondere Physiognomie dem Gerede einigen Nachdruck gab, er sei ein Orientale von Ursprung, ja ein Nachkomme Abderrhamans. Das gemüthliche und fromme Leben dieses Ehepaares schien mir fast gestört zu werden durch die Gestalt und das Wesen ihres Sohnes, der mit seiner Unruhe, seinem ganzen Treiben, ja mit seiner gelben Gesichtsfarbe, seiner dünnen, langen Gestalt, seinem Wohlgefallen an Gewehren, Windbüchsen u. dgl. an einen Beduinen der Wüste erinnern konnte. So rückten dem livländischen Knaben fremde Dinge in den Gesichtskreis.

Es muß einmal in den Ferien geschehen sein, daß ich beschloß, den Pfarrer in Mellenbach, Gräf, der eine Schwester meiner Tante zur Frau hatte, den Erfinder des Telluriums, zu besuchen. Ich weiß noch, daß ich eines Abends spät in das dunkle Wald- und Gebirgstal meinen Einzug hielt, allein und zu Fuß. Sehr freundlich aufgenommen, bewunderte ich des Mannes ausgezeichnetes Gesicht, seine mathematischen Figuren, sein Tellurium und seine herzliche Freundlichkeit. Ob ich dann von da aus zum ersten Mal Rudolstadt besuchte, weiß ich nicht mehr, aber bereichert mit mancherlei Gedanken kam ich in meine Schule zurück. Diese nahm mich je länger je mehr in Beschlag. Es war eine Regsamkeit wie in einem Bienenstock. Voran immer der emsige Pfarrer und seine kränkliche, aber geistreiche und gebildete Frau. Sie hatte auch einige klassische Kenntnisse und oft nahm sie an den Übersetzungen namentlich des Homer teil. Mit solchem Eifer ward Griechisch getrieben, daß der Pfarrer mir schon zu Weihnachten 1826 eine griechische Iliade schenkte und mich daraus große Stücke auswendig lernen ließ, nachdem er sie mir vorher Satz für Satz verständlich gemacht hatte. Vieles davon habe ich vergessen, nie doch

die herrlichen Anfangszeilen, und ein Sinn für die Schönheiten des Gedichts ist mir immer geblieben. Die andern Fächer wurden nicht vernachlässigt, Mathematik besonders ins Auge gefaßt. Aber letztere blieb mir Zwangsarbeit.

Die Schöngesterei war durch Goethes Nähe, der Humanismus durch das Gothaische Gymnasium noch zu wirksam, um in dem geistvollen und lebendigen Pfarrhause keine Stätte zu finden. Eigentümlich war es mit der Religion. Ich hatte bis dahin keinen Unterricht darin gehabt. Jetzt ward der Katechismus nebst ausgewählten Bibelstellen gelernt. Einer Erklärung erinnere ich mich nicht, ausführlichen Unterrichts erst vor der Konfirmation, und hier sind es besonders die dogmatischen Beweise für das Dasein Gottes, die mir in Erinnerung geblieben sind. Während für mich also der Religionsunterricht verschwunden ist, weiß ich doch, daß Herr offenbarungsgläubig war und daß es ihm auch schon damals eine Herzenssache war, daß ich die Bibel brauchen lerne. Aber das alte Testament als im Neuen erfüllt, hatte offenbar damals für ihn weniger Bedeutung, als wohl später, und überhaupt ging die ganze Richtung der Zeit noch nicht in die Tiefe. Wie er dazu gekommen war, inmitten des herrschenden Rationalismus (über den Glauben des Herzogtums Gotha hielt damals Bretschneider<sup>1</sup> Aufsicht) doch offenbarungsgläubig geworden zu sein, hat er mir niemals gesagt. Überhaupt wollte er das Heiligthum im Innersten lieber verbergen, als damit hervortreten. Aber wenn er veranlaßt war davon zu reden, so geschah es mit seiner ganzen Lebendigkeit und mit Ernst. Gewiß ist, daß er eine Scheu hatte, sich von der kirchlichen Fassung der Offenbarung bewältigen zu lassen. Er wollte so viel davon annehmen, als wirklich in seine Überzeugung überging, und damals mochte davon wohl nicht viel mehr als das vom Rationalismus abweichende Prinzip in ihm zur Geltung gekommen sein. So kam es denn wohl, daß sein Unterricht damals mehr schulmäßig als kirchlich war, mehr auf die Erkenntnis wirkte, als auf das Herz, und daß er darum auf mich weniger Eindruck machte. Ich fühle aber, daß ich nicht genug über seine Theologie und seinen Lebensgang weiß, um über meinen geliebten Lehrer etwas Genügendes in dieser Beziehung zu sagen. Aus

<sup>1</sup>) Karl Gottlieb B. (1776—† 1848), seit 1816 Generalsuperintendent und Konsistorialrat in Gotha.

späterem Verkehr mit ihm habe ich viel deutlichere Züge seines herzlichen Glaubens erkannt. Dies nur muß ich hier wahrheitsgemäß hinzufügen, daß der empfangene Religionsunterricht und das Wesen Hey's im Allgemeinen mir eine Achtung vor dem Heiligtum einpflanzten, die späteren Einflüssen den Boden bereiten half. Im Übrigen mußte ich in kurzer Zeit zu viel in mich aufnehmen, um mich nach irgend einer Seite hin auch noch produktiv erweisen zu können. Es beschränkte sich alles auf richtige Wiedergabe des Gelernten.

Die zwei und ein halb Jahre, welche ich in Töttelstedt zubrachte, bleiben mir eine der liebsten Erinnerungen meines Lebens. Der Zwang zu angestregtem Lernen, der von dem lebendigen Eifer des Lehrers wie von einer Liebesmacht getragen war, abwechselnd mit kurzen, angenehmen Erholungen, nahm mich so in Beschlag, daß ich kaum zu unnützen Dingen gelangen konnte, und namentlich schnitt er wie mit scharfem Messer die Träumereien, Besewut, reflektierenden Bespiegelungen und die ganze Hsollersucht der ersten Jugendzeit glatt durch. Leider war diese Zeit zu kurz, um mich gründlich von dieser durch Anlage und erste Erziehung tief gewurzelten schädlichen Kehrseite meines Wesens zu heilen. Dazu kam, daß doch auch in dieser Zeit das Wertlegen auf meine Person eine recht gefährliche Nahrung erhielt. Da ich kein widerspenstiger und fauler Schüler war, auch in meinem Wesen eine gewisse Politur lag, die bei den deutschen Knaben nicht immer zu finden war, vor allen Dingen, da Hey's ein liebend Herz hatten, das auch die strafwürdigen Seiten meines Wesens gern verzieh, so ward mir Anerkennung zuteil, die manchmal in Bevorzugung überging, und wenn sie als solche natürlich nur selten erschien, so trug doch das Bewußtsein von einer gewissen Achtung, die ich genoß, in mir viel zu jenem Wertlegen auf meine Person bei. Bei Gelegenheit ein Gedicht auf mich, ernst oder scherzhaft, voll Äußerungen der liebevollsten Gefinnung, erfreute mich hoch. Wie wahr aber und unbefangen Hey's sich hiebei verhielten, das zeigte ein Ereignis am Schluß meines Töttelstedter Aufenthalts. Die Erinnerung daran erhöht natürlich den Wert meines Verhältnisses zu dem unvergeßlichen Lehrer. Ehe ich aber das Erwähnte erzähle, füge ich noch anderes ein, was zu meinem Töttelstedter Aufenthalt gehört.

Natürlich fehlte es beim Zusammenleben mehrerer Knaben nicht an Knabenstreichen. Solange sie in erträglichen Grenzen blieben, wurden sie nicht Gegenstand von Strafen. Aber manchmal ging's über die Schnur, ohne daß gerade absichtliches Ärgernis nachzuweisen war. Dann gab es Entziehung der Kost, Arrest, mitunter auch Schläge, diese aber sehr selten. Hey's mißbilligendes Gesicht galt schon als Strafe. Nichts aber erregte größere Freude, als wenn er zu manchem puren Mutwillen lächelte. Weil er dies tat, mied man sehr, ihn zu reizen. Am strengsten und ungeduldigsten war er in den Stunden. Schlechtes Lernen reizte ihn manchmal zu sehr. Mir schlug er einmal in einer Mathematikstunde, wo ich schlechterdings die Aufgabe nicht faßte, das Lineal aus der Hand, daß es in eines andern Knaben Revier flog, der nun seinerseits nicht gleich wußte, ob er vielleicht auch bestraft werden solle. Ein andres Mal war ein anderer Knabe stupid, aber zugleich auch widersetzlich und pagig. Das reizte Hey's Zorn demmaßen, daß er mit dem großen Lineal auf den Jungen losging und versuchte, ihn über den Stuhl zu strecken. Aber der Knabe wehrte sich tapfer, und als es Hey eben gelungen war, ihn in die gewünschte Lage zu bringen, packte der kleine pro aris et focis einstehende Kampfhahn das über ihm schwebende Lineal und brach es entzwei. Ein Hieb mit dem Rest erfolgte und darauf kam der Demofrat in Arrest, dann auch bald zu Besinnung und Reue.

Die Kost war für gewöhnlich recht gut. Aber eine Tante der Pfarrerin führte die Wirtschaft, und es lag ihr manchmal daran, nicht ganz frisches Fleisch doch auch noch anzubringen. So gab sie uns eines Abends, wo Hey und seine Frau eben allein speisten, auffallend reichliche Portionen kalten Braten. Der erste Bissen offenbarte uns den Zustand der Speise; wir wußten nicht, was nun zu tun sei, denn essen wollten wir die Speise nicht. Da ging die Tante einen Augenblick in die Küche, und kaum war sie zur Thür hinaus, so standen wir alle auf Kommando auf und jeder schüttete seine Kost rasch zum Fenster hinaus, setzte sich wieder und den leeren Teller vor sich hin. Ganz erstaunt sprach die Tante, als sie wieder eintrat: „so schnell aufgeessen?“ worauf ihr ein nachdrückliches „Ja“ entgegenschallte. „Will vielleicht einer noch etwas?“ fragte sie in meisterhafter Unbefangenheit. „Nein“ war die sehr bezidierte allgemeine Antwort. Doch war das etwas

sehr seltenes, und ich erzähle es nur, weil mir diese Szene sehr lebhaft im Gedächtnis geblieben ist.

Im August 1827 war die Pfarrerin sehr krank, wir wußten kaum wie sehr. Hey konnte keine Stunden geben, weil die Frau ihn unausgesetzt in Anspruch nahm. So beschloß er seine Knaben auf eine Fußreise zu senden und übergab mir als dem Ältesten Kasse, Reisetour und Verantwortung. Es ging über Arnstadt auf die drei Gleichen Schlösser und ein wenig in den Thüringerwald, Glashütte zc. Mir ist von der Tour nichts mehr im Gedächtnis, als daß wir auf einem der Schlösser in einen alten Gang gerieten und plötzlich stehen blieben, denn einer hatte eine Tiefe vor uns erkannt. Da es dunkel war, legte ich mich auf die Erde und senkte den Stock hinab. Kein Grund. Darauf warfen wir kleine Steine hinab und hörten sie nicht niederfallen. Da kehrten wir um aus der Region der finsternen Abgründe, und waren sehr froh, nicht selbst hineingefallen zu sein. Nach zwei bis drei Tagen kehrten wir heim. Schon vor Töttelstedt rief uns ein Dorfbewohner zu: Wißt ihr's denn, die Frau Pfarrer ist tot. Da gingen wir betrübt durch den Garten. Hey kam uns ernst und still entgegen und reichte uns die Hand. Das war der dritte Todesfall, den ich erlebte und der mich nahe anging. Daß meine alte Großmutter in Parzimois im Herbst 1826 gestorben war, hatte die Mutter geschrieben, aber da war ich zu sehr im Zuge des Schullebens und zu fern. Jetzt ward die Schule unterbrochen, um die bekannte und liebe Tote zu besorgen, und so war mein Aufenthalt in Töttelstedt in zwei Todesfälle hineingefast, den meines Großvaters zu Anfang, den der Frau Pfarrerin, die mir viel Liebe bewiesen hatte, zu Ende. Es kamen Verwandte und Freunde aus Gotha, und sie ward auf dem Gottesacker bei der Kirche beerdigt. Der Archidiaconus Hey hielt die Rede, und mancher Nachruf in Prosa und Poesie ward ihr nachgesandt. Der Grabspruch hat sich mir von dem Moment an unauslöschlich eingepägt: Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und fällt ab, flucht wie ein Schatten und bleibet nicht. Hiob 14, 1, 2.

Bis zum September 1827 war die Zeit herangekommen, wo ich auf das Gymnasium übergehen sollte. Hey selbst brachte mich zur Prüfung und Bestimmung der Klasse vor den Direktor Döring.

Nachdem ich eine Ode von Horaz übersezt hatte und im Griechischen ebenso geprüft war, erfolgte die Bestimmung für die Mittelordnung in Prima. Es gab an dem Gymnasio noch eine Classis selecta. Prima bestand aus einer Unter-, Mittel- und Oberordnung und war eine sehr besetzte Klasse, etwa 80 Primaner. Ehe ich aber in dieses Gymnasium illustre und somit zu meinem Oheim ins Haus kam, sollte ich noch nach Töttelstedt zurückkehren, wo Hey die letzte Zeit noch recht zu eifriger Präparation benutzen wollte. Aber zuerst kam Besuch von Verwandten aus Hessen und hernach, sehr wider Hey's Absichten, irgend eine Aufforderung aus Wellenbach oder Rudolstadt, ich möge dorthin kommen. Auch dieses Vergnügen wies ich nicht ab und ging nach Rudolstadt, wohin indeß der Pfarrer Gräf versetzt war und wo der Hofmaler Kotta eine andre Schwester meiner Tante Lossius zur Frau hatte.

Hier berichte ich nun wieder eine Schmach, der ich mich schäme, besonders weil ich meinem teuren Lehrer dadurch weh that. Es dient nicht zur Verminderung meiner Schuld, daß ich in Töttelstedt angestrengt gelernt hatte und nun bei eintretender größerer Freiheit den Schwung meiner Flügel über die Gebühr probierte. Im Gegenteil zeigt es mein geringes Pflichtgefühl, mein kindisches Wohlgefallen an der Behaglichkeit des Lebens, die mir bei den Verwandten entgegengetragen ward, daß ich die Zeit meines Aufenthalts bei ihnen so sehr verlängerte, daß zum Arbeiten bei Hey kaum noch Zeit übrig blieb. Die Art aber, wie ich in einem Briefe an meinen Onkel dies Verfahren rechtfertigte, ist ein Zeugnis von oberflächlicher Veringachtung der von Hey mir angebotenen opferfreudigen Hülfe und schmählichem Herbeiziehen nichtiger, ja frivoler Entschuldigungsgründe. Mein Onkel theilte den Brief, wie ich selbst gewünscht hatte, Hey mit und dieser schrieb mir darauf folgenden Brief, den ich wie alle seine köstlichen Briefe bewahre. Der Brief krönt sein Verhältnis zu mir mit den höchsten Ehren. Er wollte mich möglichst schonen, aber mir doch heilsame Wunden schlagen zu meiner Besserung. Gesegnet sei die Hand, die so schrieb, und das treue Lehrer- und Pfarrerherz, das seines Schülers sittliches Wohl höher achtete, als selbst dessen Liebe. Denn in eitlem Unwillen konnte ich mich möglicherweise von ihm abwenden. Hey schrieb: „Lieber Eduard. Soeben erhalte ich durch deines Oheims gütige Vermittlung deinen an ihn gerichteten Brief mit

der Nachricht über dein längeres Ausbleiben. Daß ich darüber wirklich beunruhigt gewesen, wird dir dein Oheim sagen. Der Brief selbst macht einige Erörterungen notwendig. Mündlich will ich sie dir nicht geben. Ich werde dich zu kurze Zeit sehen und diese soll nicht getrübt werden. Laß mich zuvor noch erwähnen, daß ich in derselben Stunde schreibe, wo heut vor neun Wochen die unvergeßliche Auguste von unschied. So wirst du von selbst voraussetzen, daß ich jetzt gerade niemandem Unrecht tun möchte, am wenigsten dir, den sie so herzlich liebte, von dem sie so viel hoffte. Nichts werde ich dir sagen, was ich nicht, wenn sie noch unter uns wäre, in ihrer Gegenwart und mit ihrer Zustimmung dir sagen könnte. Denn sie war ebenso ernst in dem, was ihre Pflicht forderte, als mild, treu, liebevoll in ihrem Herzen. Wie es ja auch nicht die rechte Liebe wäre, die nicht wagte den, welchen sie liebt, zu tadeln, wenn es sein Bestes fordert. Noch einen Grund meiner Einmischung in deine Angelegenheiten gebe ich dir. Es sind die Zeilen deiner Mutter, die du mir neulich gabst und die mich berechtigten und auffordern, auch ferner freundschaftliche Sorge für dich zu tragen. So will ich tun, solange du nur meine Rede vertragen kannst. Das Blatt, welches dir dein Oheim zugestellt haben wird, sei dir davon der erste Beweis. Dieses Blatt der zweite. Zur Sache. Du hattest von deinem Examen bis zur Schule drei Wochen Zeit. Du weißt, ich hatte erst überhaupt Bedenken über die Reise, und nur der Gedanke, daß du Gräfs in Mellenbach nicht mehr finden würdest, ließ mich beistimmen. Du weißt, was wir uns für die übrige Zeit deiner Ferien zu arbeiten vorgenommen hatten. Du weißt auch, wieviel 14 Tage für einen ernsten Willen wert sind. Da kam der Philippstaler Besuch. Dem durftest du nicht ausweichen, und die Freude war dir sehr zu gönnen. Aber wenn du rechten Ernst, rechte Sorge zur Vorbereitung für die Schule hattest, so mußtdest du nun die Reise aufgeben, denn Gräfs konntest du künftig in Rudolstadt sehen und der Anblick von Mellenbach kann dir kein Ersatz werden, wenn du gleich zu Anfang mit soviel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hast. Doch du reistest. Du hattest dir vorgenommen, Donnerstag nach Schwarzburg und dann zurück zu gehen. So ließ die Wahrheit dich schreiben. Die Enischuldigung strich aus und setzte Freitag darüber. Du wolltest Dienstag in Gotha sein; für

dich fast unmöglich, wenn du Sonnabend erst abreistest. Dienstag in Gotha, vielleicht Mittwoch Abend hier; nächsten Dienstag wieder in Gotha. So war denn die Arbeitszeit auf 6 Tage beschränkt. Der Mensch denkt . . . zu heilig ist der Name, zu fromm und wahr dein Sinn, als daß du wissentlich ihn so gebrauchen solltest. Gott hat keine Schuld. Krank konntest du freilich nach einer halb durchwachten Nacht werden und fern sei von mir der Gedanke an eine Schulkrankheit. Also Sonnabend gingst du nicht, auch Sonntag früh nicht, schon aus Höflichkeit; auch mußte natürlich Gräfs ernst-mildes Wesen dich sehr anziehen. Und hier beiläufig: Führe nicht dir selbst zur Entschuldigung an, daß die freundlichen Leute dich so sehr eingeladen hätten usw. Sie konnten nicht anders, auch nicht wissen, was dich treiben mußte. Oder glaubst du, daß Gräfs auch nur eine Stunde selbst bei den vertrautesten Freunden geblieben wäre, wenn seine Pflicht es anders forderte? Nun führe ich deine eignen Worte an: „Das ist nun geschehen, und da ich wieder wohl bin, so habe ich beschlossen und tue . . .“ Also da du reisen kannst, so — tust du es nicht. Fürchte, lieber Eduard, fürchte diese Schwäche, die der ersten Versuchung nicht widerstand. Bis hierher bist du geführt worden, nun gehst du auf eigenen Füßen. O täusche dich nicht selbst, nicht die Erwartungen, welche die Deinen zu dir hegen. Du weißt, und ich muß dich wieder daran erinnern, daß nur beharrlicher Fleiß, fester Wille dich dahin führen kann, wo manchem andern glückliche Anlagen von selbst den Weg bahnen. Dein Herz ist gut, für das höchste begeistert. Aber dein Wille ist schwach. Du lässest dich zu leicht hierher, dorthin lenken. Wenn ein Besuch bei so trefflichen Menschen, bei einem Manne von Gräfs Ernst und Tüchtigkeit dir Anlaß zu solcher Untreue an dir selbst, an deinem bestimmten Versprechen geworden, was werden erst leichtsinnige Schulgenossen über dich vermögen! Was wird dich halten, wenn dein Wort es nicht kann? Die weiter angegebenen Gründe darf ich übergehen. Du hattest zuvor schon ihre gänzliche Nichtigkeit eingesehen. — Nicht bei mir bedarfst du der Entschuldigung; ich habe ja kein Recht mehr über dich; was du mir gibst, ist freie Gabe. Aber bei dir mußt du nicht entschuldigen, sondern dir vorsetzen, diesen ersten Fehler durch desto größeren Eifer gut zu machen, damit nicht schon deine ersten Schultage dir zum Tadel werden. Denke an deine sorgende Mutter,

deren beste Freude du ja einst werden sollst, an deinen Großvater, und was der wohl sagen würde. Denke an die, welcher ihre mütterliche Liebe zu dir ein Recht gab, mit jenen genannt zu werden. Denke an deinen Onkel und Tante, die dir das Opfer ihres stillen häuslichen Lebens bringen, welches ihnen nur durch dein wirkliches Gedeihen vergolten werden kann. Diese Gedanken mögen deine Schutzengel sein und dich vor dem Leichtsinne bewahren, dessen nächste und notwendige Folge nichts andres ist als jene Arbeitsscheu, die du mit noch härterem, aber gleich wahren Namen bezeichnest. Ich werde Dienstag bei meinem Bruder sein und will gern mit dir zu Schulze und Kries gehen, wenn du es wünschest. Erwarte von mir keinen andern als den herzlichsten Empfang. Der Gruß, den ich am liebsten dir schriebe, tönt nicht mehr auf Erden. Doch ich weiß und halte freudig fest, die Seligen wissen um uns und lieben uns. Grüße herzlichst Oheim und Tante. — Dein W. Hey.“

So lautete dieser Brief, der sich mir ins Herz schrieb. Ich weiß nicht, ob zwischen Hey und mir davon gesprochen ist. Ich weiß auch nicht, ob ich noch nach Töttelstedt ging zum Arbeiten. Im Oktober bezog ich das Gymnasium. Nicht lange danach ward Hey zum Hofprediger nach Gotha berufen, verließ also Töttelstedt, und mir ward dadurch sein Umgang und Rat auch für den Gothaischen Aufenthalt nahgerückt, was für mich von großer Bedeutung war.

So trat ich nun in meines Onkels Häuslichkeit und damit in den Kreis ausgezeichneter Häuser und Familien. Meines Onkels Ehe war kinderlos. Ihre Liebe machte mich zu ihrem Kinde. Mein Onkel war Jurist und Teilnehmer von N. J. Beckers Verlagsbuchhandlung<sup>1</sup>. Becker war tot. Seine lebenswürdige Familie ward mir um so mehr zugänglich, als meine Tante mit ihr verwandt war. Friedrich Berthes lebte schon mit einer Tochter Beckers in seiner und ihrer zweiten Ehe. Auch in diesem Hause hatte ich Zutritt und werde namentlich nie den Glanz der Weihnachtsabende bei Fr. Berthes vergessen. Er war dies nicht sowohl

<sup>1</sup> Rudolf Zacharias Becker (1752—† 1822), Volkschriftsteller, Herausgeber der „Nationalzeitung der Deutschen“ und des „Allgemeinen Anzeigers“. Begründete 1797 die „Beckersche Buchhandlung“ in Gotha. — Sein Sohn Friedrich G. Becker (1792—† 1865) wandelte die beiden Blätter des Vaters 1830 in eine täglich erscheinende Zeitung um. Er war 1848 Mitglied der deutschen Nationalversammlung.

der Glanz der Bäume und der Gaben und des großen, festlich versammelten Familienkreises, es war da in der That eine höhere Weihe, ein tiefer, sittlicher Ernst, ein Zusammenströmen vieler edlen Licht- und Lebenskräfte und Erfahrungen aus dem reichen Leben dieses ausgezeichneten Mannes, getragen von seinem Glauben an Christum den Welttheiland. Es war immer, als sei etwas von jenem Weihnachtsfest bei Claudius dabei, von dem in Berthes' Leben erzählt ist. Caroline war auch da mit ihren Kindern und Enkeln! Hier leuchtete das selige, wenn auch meist still verschlossene Geheimnis von Berthes' Leben, sein individueller Glaube, alljährlich in festlichem Schmuck. Hier trafen Wilhelm Berthes<sup>1</sup> und seine Frau, Agricola und seine Frau, Fr. Becker und seine Mathilde, hier noch manche andere wohlangesehene Freundesnamen und die bezügliche Kinderwelt zusammen.

Es muß in diesem Jahre oder wenig früher oder später gewesen sein, daß endlich die Frage entschieden war, welchem der sächsischen Herzoge das verwaiste Gotha zufallen sollte<sup>2</sup>. Der Herzog von Koburg, früher österreichischer General, war der Erforene und für seinen Einzug schmückte sich die Stadt reich mit Ehrenpforten und Kränzen. Von einem Fenster in der Wohnung meines Onkels konnte ich den feierlichen Zug bequem überschauen. Vor allem fesselte den Blick der Herzog, ein großer, schöner Mann. Hinter ihm kam ein offener Wagen; darin saßen zwei junge Knaben, seine Söhne Albert und Ernst, jener der nachherige Gemahl der Königin Viktoria von England, dieser der jetzige Herzog. Beide jetzt noch klein, doch umgeben von großen Erinnerungen der sächsischen Geschichte und von freundlichen Hoffnungen größerer Art. Abends prangte die Stadt im Glanz der Illumination. Viele große und kleine Transparente unterhielten den Beschauer. Auch der Witz fehlte nicht. In einer kleinen Nebengasse, wohin der Herzog gewiß nicht kam, hatte ein Handwerker einen laufenden Hasen dargestellt, darunter den Vers: Häschen lauf, verstecke dich, der Herzog kommt und schießet dich. Es ging nämlich das Gerüde, der Herzog sei ein leidenschaftlicher Jäger von vier- und zweibeinigem Wild.

<sup>1</sup>) Wilhelm Berthes (1793—† 1853) war ein Sohn von Justus B., dem Begründer der Verlagssfirma gleichen Namens, und dadurch Vetter von Friedrich Berthes.

<sup>2</sup>) Das Herzogtum Gotha fiel durch den Teilungsvertrag vom 12. Nov. 1826 an Herzog Ernst I. von Sachsen-Koburg.

Diese Festlichkeiten gingen bald vorüber und die Arbeiten nahmen ihren Anfang. Das Erscheinen der verschiedenen Lehrer und ihr Wesen machte starken Eindruck auf den Neuling. Auch waren es zum Theil berühmte Männer und das Gymnasium stand überhaupt im letzten Vollglanz des sogenannten Humanismus, in Verbindung mit dem noch herrschenden Nationalismus. Überhaupt scheinen diese beiden Richtungen zusammenzugehören, wie im 16. Jahrhundert in Italien viel ersichtlicher ist als in Deutschland, im 18. Jahrh. aber und im 19. in Deutschland ersichtlicher als in Italien. Es war der größtmögliche Kultus des klassischen Heidentums, nur denkbar, wo der Kultus des Christentums im Verfall ist. Aber es war viel naive Unbefangenheit, nicht absichtliche Feindschaft dabei, es war viel gründliche Gelehrsamkeit und Scharfsinn dabei und es verband sich damit eine Begeisterung für Hellas und Rom, die in der That es verstand, die Schönheiten und den Sinn der Alten aufzufinden und vorzuweisen. Wenn ich hier einiges über die Lehrer des Gothaischen Gymnasiums sage, so könnte ich auf die vollständige und bessere Darstellung in Fr. Jacobs Personalien verweisen. Aber dort redet der frühere Kollege, der berühmte Gelehrte, während ich als Schüler nur rede von dem, was ich als solcher erfahren habe.

Der alte kleine Döring, der Direktor, machte nicht den Eindruck eines tiefen, ernstern Gelehrten, sondern eines jovialen, gemüthlichen Mannes, der übrigens eine große Fertigkeit hatte im Latein und besonders in Erklärung des Horaz in eine oft von den Schülern verstandene, oft auch nicht verstandene Begeisterung geriet, besonders über die genialen Ausdrücke und Sprachherrlichkeiten des Dichters. Viel weniger führte er in den Geist als in den Klang des Cicero und Horaz ein und drang immer, besonders bei den Exerzitien und Disputationen in Selecta, auf Ciceronianischen Ausdruck. Die Schüler wollten freilich die Erfahrung gemacht haben, daß er öfter, wenn sie sogar geradezu lateinische Redensarten des Cicero in ihre Arbeiten aufgenommen hatten, gerade diese auch noch korrigierte und ciceronianischer als Cicero selbst sein wollte. Döring war etwas ins maßlose geraten. Seinen Eifer belächelten die Schüler, aber sie ehrten die Arbeit des Mannes, die den Schnitzern der Schüler gegenüber immerhin in ihrem Recht blieb.

Anders war es mit Kost<sup>1</sup>. Dieser war vielmehr wirklicher Gelehrter. Seine Erklärung ging in die Tiefe und seine griechische Syntax ward mit sprachphilosophischem Geiste vorgetragen und von den Schülern sogar mit Begeisterung angehört. Sein scharfes Organ, sein sonderbares Gesicht, sein nicht tadelloser Lebenswandel hatten ihm, trotz seiner Bedeutung als Gelehrter, den Spitznamen „Schnaarz“ zugezogen, der so treffend war wie nur möglich. Als Mensch hatte er freilich gar keinen Einfluß und insofern diente er dem Humanismus, dem er angehörte, wenig zur Ehre. Zufällig habe ich bei ihm die höchsten Ehren errungen, die das Gymnasium den Schülern bot, hätte sie aber hernach auch fast wieder verloren.

Ganz unvergeßlich ist mir Kries geblieben. Er lebte ganz in dem, was er lehrte: Mathematik, Physik und im Sallust, den er in Prima erklärte. Er war aber nicht Humanist, sondern ein Christ, obwohl er seinen Glauben, wie viele in jener Zeit, für sich behielt. Sein Lebenswandel war musterhaft und seine Handbücher der Mathematik und Physik machten ihn zum sehr geachteten Gelehrten. Wenn er aber in Prima den Sallust erklärte, so trat dabei seine liebenswürdige Natur und ein so auffallender Gegensatz zu der ungeheuren Pietät hervor, mit der die alten Klassiker von andern behandelt wurden, daß die Schüler aufhorchten und aufatmeten, weil Sallust nicht als Halbgott erschien, sondern als Mensch. Kries behandelte ihn ganz kollegialisch. Ja noch mehr. In der Erklärung der jugurtischen Kriege ward er ganz lebendig und jagte den Verfolgten die Speere und Pfeile in den Leib hinein mit gleicher Leidenschaft wie die Verfolger. Seine Pantomimen wurden ganz kriegerisch. Mit den Armen schleuderte er die Waffe auf den Feind. Das Katheder ward ihm fast zu eng. Er geriet bei seiner malerischen Beschreibung selbst so ins fröhliche Lächeln, daß wir Schüler hingerissen wurden, und hätte es gegolten, wir wären alle, Kries voran, in den Krieg nach Afrika gezogen. Seine mangelhafte Aussprache des r und s störte nicht, sondern erhöhte den Genuß und wir gewannen den alten Lehrer ungeheuer lieb. Er war bei dem allen auch sehr ernst und streng und es fiel keinem ein, irgend des Lehrers Gegenwart zu vergessen.

<sup>1</sup>) Valentin Christ. Fr. Kost (1770—† 1862), seit 1814 Lehrer, seit 1841 Direktor am Gymnasium in Gotha. Herausgeber des bekannten griechischen Lexikons.

Von ebenso bedeutendem Ruf als Gelehrter, aber von ganz andrem Wesen war Professor Ufert<sup>1</sup>. Sehr mager und von kränklichem, blassem Aussehen, worin er sich von allen andern Lehrern schon äußerlich auffallend unterschied, war auch sein übriges Wesen scharf und schneidig und ging ins Sarkastische und Malitiose über. Er unterrichtete in der alten und neuen Geographie, im Englischen und Italienischen. Sein Unterricht hat sich mir weniger eingeprägt als seine Person, ausgenommen in den deutschen Aufsätzen in *Selecta*. Er suchte durch seine Aufgaben die Schüler zu selbständiger Benutzung alter Schriftsteller und zu eigentlich gelehrten Arbeiten anzuleiten. So erinnere ich mich eines Aufsatzes über Servius Tullius und seine Regierung, wozu ich fleißig im Dionys von Halicarnas nachlesen mußte, eines andern über die Pest von Athen, wozu Lucrez und Thucydides nachgelesen werden mußten. Dies war durchaus dem Zweck der Schule und dieser Klasse angemessen. Aber man fürchtete sich vor Uferts scharfen Urteilen, war froh, wenn man ungeschlagen durchkam, und ganz verblüfft, wenn einmal ein Lob aus seinem Munde erschallte. Gewiß aber trug Ufert vor allem den Typus des Gelehrten an sich und sein Lebenswandel war tadellos.

Der Lehrer der Geschichte im Gymnasium und der deutschen Arbeiten in Prima war Schulze. Es war gut, daß ich in deutschen Arbeiten zuerst mit ihm zu tun bekam, denn dies war nicht meine Fertigkeit und Schulze forderte noch nicht soviel, und erkannte an, was unter den Mängeln der Sprache doch gutes verborgen war. Auch waren seine Aufgaben mannigfaltiger, aus verschiedenen Gebieten, so daß die größere Begabung für einzelne Gebiete sich darstellen konnte. Ich bewahre noch diese Erstlingsarbeiten mit seinen Urteilen und freue mich an seiner Geduld und an dem Fleiße, mit dem er bei den vielen Aufsätzen doch die Arbeit des Einzelnen erwog. Nie hat Ufert ein Urteil unter eine meiner Arbeiten geschrieben, sondern nur die einzelnen Stellen, die teils sachlich, teils sprachlich verfehlt waren, unterstrichen. Schulze corrigierte mühsam und schrieb dann noch das Urteil über das Ganze. Ich erinnere mich, daß mir dies ein Sporn gewesen ist, mir Mühe

<sup>1</sup>) Friedr. August Ufert (1780—† 1851) gab zusammen mit Heeren das bekannte Sammelwerk „Geschichte der europäischen Staaten“ heraus.

zu geben, während ich bei Ufert keinerlei Ermütigung erfuhr. Auch sprach Schulze sein Urtheil warm und von Herzen, während Ufert immer so sprach, als behalte er den Haupttadel zurück, um den Schüler nicht ganz zu vernichten. Ebenso gewiß als Schulze der erste war, der meine schwachen Arbeiten in seine Kur nahm, ebenso gewiß war Ufert der zweite. Denn seine Verstandesschärfe und seine objektive Art war notwendige und heilsame Hecfel für meinen Flachs, in dem immer über die Gebühr Heede war. Eine Ahnung von einer ordentlichen Arbeit ist mir doch am meisten bei Ufert aufgegangen.

In der Geschichtsstunde trug Schulze lebhaft vor. Manchmal, wenn eine historische Situation ihn tiefer ergriff, nahmen seine Züge etwas begeistertes an, sein Auge blickte wie im Anschauen von etwas geistigem versunken, über seine Umgebung weg, und seine Stimme ward voll Pathos. Dann geschah es wohl, daß die Klasse in ein unartikulirtes halbes Geseul, wie Windesbrausen, ausbrach. Dadurch ließ sich Schulze nicht irren und dann wiederholte sich wohl das Getön, bis Schulze wieder in den natürlichen Ton zurückging. Weder nahm er das übel, noch war es böse gemeint, und Schulze war und blieb ein gerechter Lehrer und Mensch. Über bestimmte Geschichtsabschnitte ließ er Tabellen ausarbeiten, die er dann ebenso genau wie die Aufsätze durchsah und sie zum Auswendiglernen anempfahl.

Die übrigen Lehrer haben keine bleibenden Wirkungen hinterlassen. Der französische Lehrer Millenet (als Romanschreiber M. Tenelli) hielt zwar seine Stunden und las bald aus Moliere, bald Racine ein Stück. Aber die Schüler trieben bei ihm heillofen Unfug, und er wehrte es nicht. — In der Musik nahm ich ohne Erfolg einige Privatstunden. Es fehlte mir an Gehör und Takt. Besser ging's in einer einmaligen Reihe von Tanzstunden. Auch Reitstunden beim herzoglichen Stallmeister Salzman, Bruder des Schnepfentaler Salzman, ließ ich mir nicht entgehen. Doch hätte ich das alles auch unterlassen können, denn die schönen Künste waren für mich verloren. Es war wohl mehr Knabenhafte Eitelkeit, die mich trieb, das alles zu versuchen. Da ich nicht reich war, hätte ich es den Reichen nicht nachmachen sollen, aber es wehrte mir auch niemand, und da ich durchaus keine Neigung zu ungeordneten Lustbarkeiten hatte, so war es vielleicht nicht nutzlos,

daß ich diese Amüsemens suchte, denn zum Theil wirkten sie doch auf Kräftigung hin, und ein wenig Spielraum braucht ein jeder für seine Jugendlust. Aber was dabei vom Übel war, die Neigung zu Glanz und Eitelkeit, hat Gott im späteren Leben in seine Zucht genommen.

Auf dem Gymnasium in Gotha war ein großer Übelstand. Die Landsmannschaften und im Gegensatz zu diesen die Burschenschaft waren hier aus dem Universitätsleben antizipiert und diese Verunstaltung des Gymnasiallebens ward geduldet. In den Landsmannschaften kamen wirkliche Unsittlichkeiten vor. Die Burschenschaft erzellierte in deutschen Röcken und weißgrauen Leinwojen, in zynischer Lebensweise und deutschtümelndem Gebaren. Mir wurde beides widerlich und ich hielt mich davon fern, was mir von beiden Seiten nach versuchter Annäherung verdacht wurde und manche Feindschaft zuzog. Doch war theils der hochgeachtete Familienkreis, zu dem ich gehörte, mir ein Schutz gegen Beleidigungen, theils hatte ich das Glück einige Freunde zu finden, deren ganze Richtung eine ernste und gesittete war. In ersterer Beziehung muß ich mit Dankbarkeit des Hauses des Archidiaconus Hey gedenken, wo junge Leute sich wöchentlich einmal zur Lektüre von klassisch deutschen Dichterwerken zusammenfinden durften, über die der eine oder andere auch schriftliche Urtheile beibringen sollte. Mich traf es zweimal. Einmal hatte ich über ein Schillersches Stück zu referieren, wobei ich in hochtönenden Phrasen ein glänzendes Fiasko machte. Sodann war es Lessings Nathan, den ich zu beurteilen hatte. Dabei glückte mir es so sehr, daß meine Arbeit sogar von Hey an andern Orten besprochen wurde. Mich hatte die Gleichstellung des Christentums mit den andern Religionen verlegt, und ich sprach meine Mißbilligung so entschieden aus und führte meine Meinung selbst gegen Hey's Verteidigung Lessings so siegreich durch, daß ich selbst erstaunte. Mein Lehrer Hey, dem der Bruder auch davon gesagt hatte, lobte mich darum.

Was meinen Freundeskreis betrifft, so ging auch dieser von diesem Hause aus. Da er und seine Frau ihrer kinderlosen Ehe Ersatz gesucht und auch gefunden hatten in der Adoption eines Knaben Heinrich Credner, der älter war wie ich und Selesta bald durchgemacht hatte, und da dieser ernste und tüchtige Mensch (später Oberberggrat in Hannover) sich mir freundlich näherte, so schloß ich

mich zutrauensvoll an ihn, habe dies nicht nur nie bereut, sondern stets mit Dank dieser Lebensführung gedacht. Obgleich er bald auf die Universität ging, waren wir doch solange zusammen, daß unsre Freundschaft sich befestigte und daran bald sich noch andre reiheten. Besonders August Ufert, Sohn des Professors, Friedrich Unger, Hannoveraner, reich und fein gebildet, und sein Hofmeister, der treffliche v. Teubern, wurden mir da liebe und unvergeßliche Freunde. Unger zeichnete und dichtete. Credner war Mineralog, Physiker und Mathematiker. Bei ihm sah ich die erste Mineral-sammlung nach Werner geordnet, recht vollständig, und begann mir selbst eine kleine Sammlung anzulegen, die ich hernach, als ich Gotha verließ, des Gewichts wegen verkaufte. Gewiß war auch hier meine Eitelkeit mit im Spiel und ließ mich Wohlbehagen empfinden, wenn ich, mit dem ledernen Gurt voll eiserner Werkzeuge umgürtet, auszog, um Steine zu klopfen und Mineralien zu suchen. Aber an dem Narrenseil blieb doch immer allerlei hängen, was ich sonst nicht gelernt hätte, z. B. aus den Musikstunden die Kenntnis der Noten, die mir später zu statten kam. So lernte ich hier vielerlei Namen und die Unterscheidung der einfachen Mineralien und der Gebirgsarten zc. kennen. War ich nun einmal zu einem Gelehrten nicht angelegt, so schadete wenigstens die erlangte oberflächliche Kenntnis der Dinge nicht. Die Narrheit hat, wie schon gesagt, der treue Erzieher meines Lebens in Zucht genommen, doch immer so, daß ich's ertragen konnte, ja manchmal so, daß ich denken mußte, der liebe Gott brauche diese Eitelkeit nebenbei wohl auch, um mir allerlei Freude zu machen, wie Er ja aus dem Bösen Gutes erwachsen läßt, wodurch freilich Schuld und Narrheit der Menschen nicht entschuldigt werden kann.

Um hier gleich eine Hauptsache in Betracht zu ziehen, komme ich auf die Berührung mit der Religion während meines Gotha'schen Lebens. Alljährlich ein oder zweimal gingen Lehrer und Gymnasiasten in der Klosterkirche zum Abendmahl. Das stammte noch aus alter Zeit, vielleicht aus der Ernst des Frommen oder gar der Reformation. Überhaupt waren und sind in Sachsen namentlich gottesdienstliche und liturgische Gebräuche erhalten, welche der guten alten Zeit angehörten. Paßte nun das Abendmahl garnicht zu dem Geist der Anstalt, so diente es doch dazu, den Schülern eine Ehrfurcht vor dem Heiligen zu erhalten oder

zu erwecken, die sonst wohl erloschen wäre. In die Kirche ging man zum Archidiaconus Hey, und wollte man einen gelehrten Vortrag hören, zu Bretschneider. Ersterer zog mich mehr an als letzterer; am liebsten ging ich aber zu meinem Hey in die Hofkirche, wenn er predigte, was aber nicht sonntäglich geschah. Hier hörte ich einst Dräsecke<sup>1</sup> als Gastprediger, und erinnere mich, daß, da ich einige Zeit vorher Eclair als König Lear und Wallenstein Gastrollen hatte geben sehen, bei Dräsecke sich mir ein Vergleich mit Eclair<sup>2</sup> unabweislich aufdrängte. War es nun die Meisterschaft, die jeder von beiden in seiner Art besaß, was den Vergleichungspunkt abgab, oder war es etwas anderes, ich weiß es nicht mehr. — Bretschneider gab in *Selecta Religionsunterricht* nach seinem eignen Handbuch. Es ist mir garnichts davon haften geblieben und die russische Zensurbehörde hat mir das Buch schließlich auch noch abgenommen, als ich ins Land kam. Ich muß im ganzen sagen, daß ich für die Tiefen der Religion kein Verständnis hatte und daß dieses auch damals noch nicht geweckt worden ist. Aber Hey's gelegentliche Äußerungen bewirkten doch eine Ahnung von Religion, auch von der Liebe Christi. Doch blieb alles noch unter einer Decke, die später erst unerwartet fiel. Als Bunsen sein Gesangbuch ausgearbeitet hatte, kam an Hey, der ihm befreundet war, eine Sendung mehrerer Manuscripte davon zur Vergleichung, und er brauchte mich, um sie mit ihm durchzugehen. Da habe ich volle Glaubenslieder genug gelesen, aber an ihrer Form oft meinen Witz geübt, doch nicht in frivoler Weise, denn Hey wehrte mir's nicht, sondern lächelte sogar dabei. Auch diese Klänge verflangen damals vor der Musik der alten Heiden und deutschen Klassiker.

Es ist mir später aufgefallen, warum ich, so nah bei Weimar und zu Goethes Lebzeiten, nie einen Trieb empfunden habe, den alten Heros der Poesie zu belauschen und wenigstens zu erschauen, wie „er sich räusperte oder spuckte.“ Nie ist mir das eingefallen. Es mag wohl sein, daß Goethe doch schon sich zu sehr vom Leben

<sup>1</sup>) Joh. Heinr. Bernh. Dräsecke (1774—† 1849), berühmter Kanzelredner und evang. Bischof, seit 1814 Pastor in Bremen, seit 1832 Domprediger in Magdeburg.

<sup>2</sup>) Ferdinand Eclair (1772—† 1840), hervorragender Schauspieler. War seit 1820 Regisseur am Hoftheater in München. Der „Lear“ gehörte zu seinen Glanzrollen.

zurückgezogen hatte und eigentlich nur noch auf dem Paradebett lag, was keinen Reiz mehr ausübte. Vielleicht war es auch seine große Nähe, in der ja die Naritäten gewöhnlich weniger gesucht werden, als aus größeren Entfernungen. Wohl aber gab es noch allerlei Nachlesen seiner Gedichte, von denen manche, als von ihm kommend, unter der Hand mitgeteilt wurden. Eins davon ist mir fragmentarisch im Gedächtnis, welches er in ein Stammbuch geschrieben haben sollte:

Vom Baume fällt das letzte Blatt,  
 Man sieht, es nah die Weihnachtstage.  
 Doch trittst du zum Salon herein  
 Und hörst beim Tee und süßen Wein  
 Zehn Sprachen durcheinander schrein,  
 So zweifelst du nicht im geringsten:  
 Statt draußen Weihnacht, ist's hier Pfingsten!

So ungefähr war der Inhalt, der sehr gefiel. Einmal auch ging ich nach Weimar um des Theaters willen. Dort sah ich den Don Juan, ich denke von Genast<sup>1</sup>.

Leider muß ich bekennen, daß ich so fleißig nicht gewesen bin, wie ich's hätte sein sollen und können. Auch die Vorschrift meines Lehrers Hey für die Gymnasialzeit habe ich nicht befolgt, wie ich's hätte sollen. Er konnte, obwohl mir so nahe und von mir fleißig besucht, doch nicht Gewalt brauchen, denn des Menschen eigene Energie ist ja doch die einzige Quelle jenes unablässigen Zwanges, den ein Lernender sich antut, um etwas tüchtiges zu lernen, jener sittlichen Gewalt, die ein Mensch selbst gebraucht, um in Wissenschaft und Leben nach mühevolem Dienst zu der unbestrittenen und unentreibbaren Herrschaft zu gelangen, die das wahre Wesen des Selbstherrschers, des Menschen ausmacht. Solange ich bei Hey in der Schule war, ersetzte seine Energie den Mangel der meinigen und zwang mich. Auf dem Gymnasio ging das nicht mehr, so nützlich mir's auch gewesen wäre, da ich von Kind auf an ein planmäßiges, anhaltendes und gründliches Wesen nicht gewöhnt war. Es ist und bleibt die Kindheit die Zeit der vollen Berechtigung für strenge und anhaltende Bevormundung

<sup>1</sup>) Franz Eduard Genast (1797—† 1866), Schauspieler, seit 1829 an der Weimarer Hofbühne. Seine Memoiren (4 Bde., Lpz. 1862—66) berichten viel Interessantes aus der Schiller-Goethe-Zeit. — Sein Vater Anton G. († 1831) war gleichfalls Hofschauspieler in Weimar.

und häusliche Zucht, und diese und der Zwang der Privatschule sind für jedes auszubildende Kind die ersten, notwendigsten und größten Wohlthaten. Auch vom Gymnasio geht noch eine Zucht aus, theils durch die zum Lernen bestimmten und fest einzuhaltenden Stunden, theils durch das Wesen der Lehrer und selbst auch der besseren Schüler; aber hier wird doch schon mehr Freiheit wirksam, und weil viele doch nicht mit der vollen Angewöhnung der Zucht auf die Schule kommen, weil selbst an ihnen geübte Zucht sie nicht zu rechter Selbstzucht gebracht hat, so gehen sie an der Freiheit zugrunde, die sie nicht richtig anzuwenden wissen, oder entwickeln sich nicht nach dem Maße, das jeder Individualität angeboren ist. Dieses Maß müßte sonst von jedem erreicht werden, was doch nicht geschieht. Denn viele bleiben selbst hinter ihrer Begabung zurück und kommen nie zur vollen Entfaltung der in ihnen liegenden Kräfte. Die Masse von Geist, die so in der Menschheit verkümmert oder verkommt, ist so beträchtlich, daß man erstaunen muß, und daß schon diese Betrachtung hinreicht, die durch die Sünde herbeigeführte Zerstörung des Menschenlebens darzutun. Freilich geht trotzdem die Bildung der Menschheit vorwärts, ja sie wächst riesenhaft, und das ist wiederum ein Zeugnis für die Fülle des Geistes, in dem alle Geister ihre Quelle haben, der sie leitet und die Menschheit trotz der ungeheuren Zerstörung dennoch siegreich aufbaut.

Daß trotz meiner Versäumnisse die Schule nicht fruchtlos für mich blieb, war auch nicht mein Verdienst, sondern eher das der Schule. Es war unmöglich, bei einiger Aufmerksamkeit in den Gang dieser Schule hineingestellt zu sein, ohne einige Fertigkeit im Lateinischen und Griechischen zu erlangen. Dies ist auch mir geschehn. Aber die gründliche Kenntniss dieser Sprachen, ihre Grammatik namentlich und in dieser wieder der syntaktische Teil wurde nicht mein Eigentum. Ich lese noch im Alter ohne viel Mühe Latein, bringe auch wohl einen lateinischen Brief zustande, auch in das klassische Griechisch könnte ich mich mit einiger Mühe wieder hineinarbeiten, überhaupt ist Sprachkunde mir sehr willkommen, und Werke wie das von May Müller in Oxford sind mir vom höchsten Interesse, ja ich habe mit demselben Vollgenuß den ersten Teil seines Buches vor einigen Jahren gelesen, wie geschichtliche Werke ersten Ranges von Ranke, Sybel und andern.

Namentlich ist mir die Bedeutung der früher etwas verächtlich angesehenen Dialekte aufgegangen, und was Müller von ihrer Bedeutung für die Schriftsprache sagt, habe ich z. B. an dem Dörpt-Estnischen so wahr gefunden, daß mir's nicht zweifelhaft ist, daß das ausgebildete Neval-Estnische bald zur toten Sprache werden muß, wenn es nicht durch den lebendigen und reichen Dörpt-Werroschen Dialekt wieder zu Fluß und Leben gebracht wird. Soll die estnische Sprache noch leben und eine Entwicklung erleben, so geschieht das nur durch die Aufnahme des lebendig quellenden Dialekts in die stagnierende Neval-estnische Schriftsprache. Dies nur beispielsweise.

Zu den Sprachen trat jetzt die Geschichte hinzu und rief meine Aufmerksamkeit wach. Aber abgesehen von Schulzes Wärme, die wohl zuerst mich für die Macht der Weltgeschichte erwärmte, war sie damals noch nicht in richtiger Behandlung, wenigstens in Gotha nicht. Man schwärmte noch für Pölig. Solche Geschichtschreibung führte nicht in die Tiefe und mußte darum verhallen. Ich glaube die russische Zensurbehörde hat mir auch Pölig' Weltgeschichte<sup>1</sup> weggenommen, wie viele meiner Bücher, und mein historisches Interesse ist erst viel später wieder durch Leo geweckt und durch objektivere Historiker genährt worden. Aber zuerst Sinn dafür geweckt zu haben bleibt doch nächstdem, was vereinzelt Lektüre und das Reden der Gebildeten, das ich hörte, getan, das Werk der Schule. Freue ich mich einerseits je mehr und mehr über die vortreffliche Behandlung, welche die Geschichte seitdem erfahren hat, besonders in England und Deutschland, im Ganzen und in einzelnen Teilen durch aktenmäßige Genauigkeit und lebendiges Eindringen in die bewegenden Kräfte der Zeiten und ihre mannigfache Gestaltung, so kann ich es andererseits immer nur bedauern, wenn die alten Sprachen stets mehr von der Bedeutung verlieren, die sie früher gehabt haben, und ich glaube nicht, daß die Bildung dadurch gewinnen wird, wenn die Übersetzungen an Stelle der Originale treten. Gewiß ist die Teilung der Bildung und Schulen in humanistische und realistische richtig, aber wenn humanistisch Gebildete die Erlernung der alten Sprachen für un-

<sup>1</sup>) Karl Heinz Ludw. Pölig (1772—† 1838), seit 1815 Professor der Geschichte in Leipzig. Vielbenutzt war sein 1805 erschienenes „Handbuch der Weltgeschichte“, das bis 1851 sieben Auflagen erlebte.

wesentlich halten, so kann ich dem nicht beistimmen. Denn die eigentümliche Fassung, die die Sprache den Ideen gibt und die durch Übersetzung stets verliert, gehört ebenso zur Bildung wie die Ideen. So scheint es mir, dem in Gotha humanistisch Gebildeten, obwohl ich erfahrungsmäßig zugebe, daß mit den alten Sprachen und Schriftstellern ein Kultus getrieben worden ist.

Von noch nicht genannten, bekannten und angesehenen Persönlichkeiten in Gotha sind mir in Erinnerung geblieben: Hoff<sup>1</sup>, Stieler<sup>2</sup>, Fr. Jacobs<sup>3</sup> und andere, von denen jeder in seinem Fach europäischen Ruf hatte, mit denen ich zwar nicht in nähere Berührung kam, deren Personen sich mir aber für immer eingepägt haben. Überhaupt war es doch ein ganz anderes Leben, das mich umgab und berührte, als das Stilleben daheim in Livland, und viele Anregung strömte fortwährend heran. Ja, Deutschland, meine zweite Heimat, Thüringen besonders, das liebliche, fruchtbare, an schönen Wiesen und an Wald so reiche Land wurde unvergeßliche Stätte meiner aus dem Traum der Kindheit allmählich erwachenden Jugend. Darum bleibt mir's geschmückt mit dem Traumlicht der Kindheit und mit dem Lichte des bewußten Lebens. Wie oft habe ich vom Schloß in Gotha hingeschaut auf den Thüringerwald mit seinem Inselberge. Wie oft auch habe ich mich in lieber Gesellschaft oder allein hineingetaucht in die herrlichen Schatten des alten Waldes! Reinhardebrunn, damals noch alt und zum Teil verfallen, weckte mittelalterlich herrliche Gestalten auf, Wilhelmstal, Eisenach mit seiner Luther-, Sängers- und Landgrafenburg, nach der andern Seite hin Tambach mit seinen Steinbrüchen im tiefen Walde, die Schmücke, Arnstadt, Rudolstadt, Paulinzelle — was für große, belebende, liebliche Bilder prägten sich da der Seele ein!

\* \* \*

---

<sup>1</sup>) Karl A. Hoff (1771—† 1837), herzogl. Beamter in Gotha, seit 1828 Direktor des Oberkonsistoriums.

<sup>2</sup>) Adolf Stieler (1775—† 1836), Kartograph, Beamter in Gotha. Begründer des bekannten „Handatlas“.

<sup>3</sup>) Friedr. Jacobs (1764—† 1847), Altertumsforscher und Schriftsteller, seit 1810 Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts in Gotha.

Hier brechen die Aufzeichnungen Loffius' über seine Schuljahre ab. Zu Ostern 1830 machte er sein Abituriatexamen und im Juli reiste er über Göttingen und Lübeck nach fünfjähriger Abwesenheit wieder in die Heimat zurück. Am 10. Juli a. St. traf er in Parzimois ein.

(Fortsetzung folgt.)



## Literarische Rundschau.



### Die Religion in ihrer Begründung auf das Geistesleben.

Der Mangel einer umfassenden Gedankenwelt, eines allbeherrschenden Lebensideals in der jetzigen Kultur kommt uns inmitten aller Größe und Fülle ihrer Leistungen immer peinlicher zum Bewußtsein. So können die großen Geistesmächte, Kunst, Moral und Religion, unserm Leben nicht die erwünschte Befestigung und Erhöhung bringen, da sie infolge jenes geistigen Mantos keine Begründung im innersten Kern unsres Wesens, noch auch eine der weltgeschichtlichen Lage entsprechende Gestalt finden.

Besonders offen tritt dieser Notstand auf dem Gebiete der Religion zutage. Zu ihr treibt gegenwärtig weite Kreise das Gefühl der Unzulänglichkeit einer bloß weltlichen Kultur und in Verbindung damit das Verlangen nach mehr Tiefe und Festigkeit des Lebens und nach Erhebung über das kleinemenschliche Getriebe. Dabei kann von einer einfachen Wiederaufnahme der alten Form der Religion, wie sie im kirchlichen System vorliegt, gar keine Rede sein. Dazu sind die durch die neuzeitliche Arbeit herbeigeführten Wandlungen in der Gedankenwelt und in der ganzen Lebensrichtung viel zu tiefgehend und nachhaltig; sich ihnen entziehen wollen wäre gleichbedeutend mit einem Verzicht auf Teilnahme an den geistigen Bewegungen der Gegenwart. So scheinen wir für eine spezifisch moderne Religion nur auf das Subjekt mit seinem freiheitlichen Lebensdrang und der Unendlichkeit seiner Stimmung angewiesen zu sein. Es kann dann freilich nicht wunder nehmen, wenn alles und jedes, auch geradezu Entgegengesetztes, wie Liebe und Egoismus, für Religion ausgegeben wird und das Ganze schließlich in individuelle Willkür und in Naturalismus ausartet\*. Aus dieser verworrenen Lage bietet sich nur ein Ausweg:

\*) So bei Kalthof, Die Religion der Modernen. 1905.

Wir müssen den Kampf um einen Grundbestand, um einen Inhalt des Lebens mutig auf uns nehmen; denn das Problem der Religion ist das wichtigste Stück dieses allgemeineren Problems, des Kampfes um Gehalt und Sinn unsres Daseins, und darf sich nicht davon ablösen.

In diesem weiten Sinne und unter stetem Hinblick auf das Ganze des Lebens sucht Eucken, der Hauptvertreter jenes Kampfes um eine neue Lebensgestaltung, einen unverlierbaren Kern der Religion, besonders der christlichen, nachzuweisen. — Ein näheres Eingehen auf die bedeutenden Darlegungen seines Buches\* führt uns zunächst auf die Grundbehauptung aller Religion, mit deren Verfechtung sie nach Eucken steht und fällt: die Eröffnung einer neuen Welt, einer übernatürlichen Wirklichkeit inmitten unsres Lebens. „Es gibt keine Religion ohne die lebendige Gegenwart einer höheren Welt in unsrem Bereiche.“ Das so umschriebene Wesen unsrer Religion läßt sich weder von der denkenden Betrachtung der Welt her, noch aus besonderen seelischen Vorgängen im Gefühl oder Wollen ableiten. Das erstere Verfahren überschreitet unser intellektuelles Vermögen und liefert unvermeidlich dem Anthropomorphismus aus, das letztere schließt den Menschen in einen Sonderkreis ein und hält ihn lediglich bei seinen eigenen subjektiven Zuständen fest, so daß von vornherein jegliche Möglichkeit eines Vordringens zu einer neuen Welt entfällt. Außerdem treten diese Verjuche unter einander in einen schroffen Gegensatz: der eine besteht auf dem Weltcharakter der Religion, der andre auf ihrer seelischen Nähe und Wärme, während das eine doch so notwendig ist wie das andere, sich aber auf den hier versuchten Wegen nicht zusammenbringen läßt. Läßt sich so weder von der Welt noch vom Menschen her ein sicherer Standort für die Begründung der Religion gewinnen, so bleibt nur übrig, nicht von einem gegebenen Sein, sondern vom Lebensprozeß selbst auszugehen. Hier ist das eine auf das andere angewiesen, und die Scheidung führt nicht zu einem starren Gegensatz, da der Zusammenhang inmitten der Trennung stets gewahrt werden kann. Dieser Ausgangspunkt ist von geradezu entscheidender Bedeutung für die ganze Gedankenrichtung Euckens und gibt dieser ihr eigenartiges Gepräge.

Vom Lebensprozeß aus sucht der Verfasser in allmählichem Aufstieg ein den einzelnen Seiten überlegenes Ganze, eine allumfassende Einheit aufzuweisen. Er findet diese in der Tatsache des Geisteslebens. Dasselbe entfaltet gegenüber der Gebundenheit und Vermengung seines nächsten Daseins in drei Stufen eine selbständige Art des Seins: in der Befreiung von der bloß menschlichen Art und vom kleinen Ich durch die Aufnahme einer sachlichen Wahrheit

\*) Wahrheitsgehalt der Religion. Zweite umgearbeitete Auflage.

und eines an sich Guten in das Wollen erhebt es sich über die Vereinzelnung und Zerstreuung der ersten Lage zur Universalität. In Arbeit und Werk gewinnt es eine Befestigung, eine Wirklichkeit im eigenen Kreise und erringt zugleich in Ueberwindung der Spaltung von Subjekt und Objekt einen souveränen Charakter. In Zusammenfassung der Unendlichkeit zu einem Selbst gewinnt es in sich selbst einen festen Grund und zugleich eine Weltüberlegenheit, wird es persönliches oder autonomes Leben. Diese abschließende Stufe ist für uns zwar mehr Aufgabe, als Leistung, aber zugleich ist sie der das ganze Leben tragende Grund und die unerläßliche Voraussetzung der früheren Stufen. So erfolgt im Geistesleben ein Aufsteigen der Wirklichkeit zu voller Selbständigkeit, zu einem wahrhaftigen Selbstleben, und mit der Wendung zu ihm beginnt eine höhere Stufe der Weltentwicklung. Das Innenleben, bisher ein bescheidener Anhang einer fremden Welt, entwickelt sich nun zu einer selbständigen Innerlichkeit, in der sich erst der Kern der Welt erschließt, während die sichtbare Welt, bisher die Hauptwelt, zur bloßen Umgebung oder Vorbereitung wird. So ergibt sich eine völlige Umkehrung der Betrachtung und Schätzung! Als Ganzes erlangt das Geistesleben mit all seiner Unendlichkeit unmittelbare Gegenwart im Menschen und gibt ihm damit die Möglichkeit, sich von innen her zu einem Weltleben und Weltwesen zu erweitern. Solches Teilhaben des Menschen an einem Gesamtleben hebt ihn über alles Kleinmenschliche hinaus und läßt ihn Erfahrungen von etwas Uebermenschlichem machen. Doch vom unmittelbaren Dasein des Menschen aus angesehen ist das Geistesleben ebenso fernes Ziel, fortlaufende Aufgabe, wie innerster Kern, sicherer Besitz. Nur durch ein unablässiges Suchen und Ergreifen desselben als seines wahren Wesens macht er es sich ganz zu eigen; nur durch die Bewegung der Zeit hindurch wird das Geistesleben, das selbst zeitlos ist und im Menschen als Ewiges wirkt, sein voller Besitz. Treffend kennzeichnet Suchen selbst an andrer Stelle\* diesen seinen Standpunkt folgendermaßen: „Das Ansichgute und Ansichwahre Platons, es wird zu einer lebendigen Wirklichkeit für uns nur in Verbindung mit jener Selbsttätigkeit Fichtes.“

So gewinnt der Mensch jenseit des unmittelbaren Daseins und des seelischen Mechanismus einen geistigen Grund, eine metaphysische Tiefe. Daher bedarf es einer deutlichen Scheidung des schaffenden Geisteslebens vom empirischen Seelenleben, und neben der psychologischen Betrachtung, die sich mit dem in der Erfahrung gegebenen Bewußtseinsleben beschäftigt, ist eine noologische anzulegen, die es mit jener geistigen Grundlage zu tun hat und die Selbständigkeit des Geisteslebens als eines Ganzen zur vollen

\*) Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. S. 33.

Anerkennung bringt. Eucken sieht in ihr nur eine folgerichtige Zusammenfassung jener Betrachtungsweise, die namentlich Kant durch sein klares Unterscheiden einer logischen, ethischen, ästhetischen Behandlung von einer empirisch-psychologischen geltend gemacht hat. Solch ein fester Zusammenschluß des Geistigen bei sich selbst ist aber nach Eucken unentbehrlich, weil sich ohne ihn keine Selbständigkeit einzelner Gebiete behaupten läßt. Entweder — ist seine Ueberzeugung — bedeutet das Geistesleben nichts weiter als ein bloßes Anhängsel der materiellen Natur, oder es bildet ein selbständiges Ganze und als solches den innersten Kern alles Seins. Zum Ausdruck gelangt das in der noologischen Methode, indem diese alle besonderen geistigen Werte und Betätigungen aus einem sie umfassenden und begründenden Totalzusammenhang versteht. Dabei stützt sie sich im ausgesprochenen Unterschiede von dem abstrakten Begriffsverfahren einer ontologischen Metaphysik auf ein Erklärungsprinzip, das nicht von außen herangebracht, sondern innerlich gegenwärtig ist, also leztthin auf eine Tatsache und eine Erfahrung. Alle Notwendigkeit einer deutlichen Scheidung der beiden Methoden soll jedoch in keiner Weise eine Verbindung derselben und eine Wechselwirkung der betreffenden Wirklichkeiten — der geistigen Substanz und der seelischen Existenzform — ausschließen. Denn jenes überlegene geistige Leben kommt für uns Menschen nur in letzterer Form zur Verwirklichung und seine Entwicklung schreitet nur durch die Bewegungen und Erfahrungen des Seelenlebens fort. Andererseits aber bedarf dieses als freischwebende Tätigkeit einer Zurückbeziehung auf die Substanz, um nicht vager Unbestimmtheit zu verfallen und alles geistigen Inhaltsbar zu sein. Bei solcher Fassung sind Realismus und Idealismus nicht mehr unvereinbare Gegensätze, sondern Seiten eines umfassenden Lebens, indem sowohl die Selbständigkeit der geistigen Inhalte als auch die natürlichen Bedingungen und Triebkräfte ihrer Entwicklung und Aneignung seitens des Menschen in gleicher Weise Berücksichtigung finden.

Hiernach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Tatsache der Religion in erster Linie eine noologische Behandlung fordert, denn nicht um die Erhaltung des Menschen als solchen, sondern um die Erhaltung des Geisteslebens beim Menschen handelt es sich in ihr. Das Verlangen, das Geistesleben als Ganzes zu erhalten und gegen scheinbar unüberwindliche Hemmungen durchzusetzen, treibt zur Religion und zwar zunächst zu einer Religion von universaler Art. Das Wahrheitsproblem derselben erhält von hier aus den Sinn, ob ein weltüberlegener, absoluter Lebensprozeß als in unserm Bereich wirksam anzuerkennen sei. Die Entwicklung des Geisteslebens, wie wir sie im Vorhergehenden geschildert haben, gibt eine bejahende Antwort auf diese Frage und gestaltet sich so

zu einem Zeugnis für die Religion, indem sie zwingend über die nächste Welt auf eine neue höhere Ordnung hinausweist. Ohne in einer solchen begründet zu sein, bliebe es unverständlich, wie das Geistesleben bei aller Hemmung und Zurückdrängung in dieser nächsten Welt sich ihr gegenüber behauptet und seine Ziele festhält. Führte die weitere Bewegung des Geisteslebens zu einem autonomen Leben, so gilt dem Verfasser das Aufkommen eines solchen in unserm Kreise als der entscheidende Hauptbeweis für die Gegenwart göttlichen Seins. Er erlangt eine unmittelbare Gewißheit in der Möglichkeit eines Heraustretens aus den Weltverkettungen, einer Erhebung zu persönlichem Leben. Erst an zweiter Stelle dient ihm zur Bestätigung der Nachweis, daß das Geistesleben auch in seiner Verzweigung unhaltbar wird, wenn es nicht als Ganzes im absoluten Leben wurzelt.

In diesem Sinne erscheint die Wendung zur Religion als eine Kräftigung und Einigung des Geisteslebens, als seine unentbehrliche Vollendung und begründende Voraussetzung; ohne sie kann sich der Mensch wohl hie und da geistig betätigen, nicht aber als Ganzes das Geistesleben aufnehmen und in eigene Tat verwandeln. Auch alle einzelnen Hauptbewegungen, die unserm Leben einen geistigen Charakter verleihen, gelangen zu keinem Abschluß, wenn nicht die Wendung zur Religion sie ins Ganze, Absolute erhebt, so daß schließlich Wahrheit und Recht unsres gesamten Geisteslebens an dieser Wendung hängt. So zeigt der Verfasser in geistvoller, erschöpfender Begründung, wie das Streben nach Unendlichkeit, nach Freiheit und Gleichheit, nach Ewigkeit, nach seelischer Gemeinschaft, nach Größe — auf eine Religion universaler Art hinweist, und zwar desto entschiedener, je mehr sich diese Begriffe über die ganze Weite des Lebens ausdehnen, — wie auch das Streben nicht entstehen könnte ohne die Gegenwart des absoluten Lebens, das sich in der Religion eröffnet.

In solcher Allgemeinheit gefaßt, wird die Religion kein Sondergebiet ausbilden, sondern mit unsichtbarem Walten die gesamte Lebensarbeit durchdringen. Auch alle ihre Begriffe müssen den Charakter der Universalität tragen. So wird der Glaube von der kirchlichen Religion viel zu eng als die Annahme einer Lehre verstanden, während er doch als ein Aufklimmen des ganzen Seins durch Ergreifen göttlichen Lebens seine erhöhende und befestigende Kraft auf das ganze Leben erstrecken muß. Auf diese Weise wird die einseitig intellektuelle Fassung überwunden, an der alle Religionsbegriffe mehr oder weniger kränken, und die sie doch nie zu einer Sache des ganzen Menschen und seiner Entscheidung machen kann. Nur infolge einer Vermengung von Substanz und Existenzform setzt das kirchliche Christentum für das Leben die Lehre ein und macht die Aneignung einer gegebenen Wahrheit zur Haupt-

sache, wo es sich doch um ein Vordringen zu echter Wirklichkeit, zu einem wesenhaften und wahrhaftigen Leben handelt.

Nur in ihrer Bestimmung als absolutes Geistesleben kann die Gottesidee jene beiden Forderungen — seelische Nähe und Ablösung vom bloßen Menschen — mit einander vereinen. Denn bei aller Erhebung über das Bloßmenschliche läßt uns das Geistesleben erst unser wahres Selbst, die Tiefe unseres eigenen Wesens gewinnen. Auf diese Weise gewinnt die Religion einen genügenden Inhalt und entgeht dem Dilemma einer anthropomorphen oder einer ontologisch-spekulativen Fassung des Gottesbegriffes. Dementsprechend ist das absolute Leben sowohl weltüberlegen als innerhalb der Welt wirksam, wodurch im Verhältnis von Gottheit und Welt der Gegensatz des Dualismus und Pantheismus überwunden wird. Wird ferner der Mensch der Gottheit gegenüber aller freien Betätigung bar gedacht, so ergibt das die schroffste Verfeindung von Moral und Religion und eine Materialisierung der Substanz des religiösen Lebens, indem das Gute uns nur eingelöst, nicht in eigene Tat verwandelt wird. Dem gegenüber bedeutet für die Religion des Geisteslebens die Freiheit nicht eine Minderung, vielmehr eine Bewährung göttlicher Gnade und Moral ist ihr der Hauptweis der Grundtatsache aller Religion, der Gegenwart eines absoluten Lebens.

Besteht sonach volle Gewißheit über die Notwendigkeit der Gestaltung der Religion vom Geistesleben her, so sieht der Verfasser in dem damit erreichten Abschluß doch noch keine endgültige Lösung des Problems. Dagegen scheint ihm schon der Umstand zu sprechen, daß die auf jener Grundlage gewonnene universale Religion nirgends von sich aus eine selbständige Macht und die Ueberzeugung einer größeren Gemeinschaft geworden ist. Zu einer solchen vollen Tatsächlichkeit, wie sie einer geschichtlichen Religion eignet, gehören nach Eucken neue Erfahrungen und Eröffnungen des Geisteslebens, die aus schweren Hemmungen und Widerständen gegen die Religion und das in ihr gesetzte neue Leben hervorgehen. Die von ihm ausgehende geistige Bewegung findet im menschlichen Kreise kein ruhiges Fortschreiten, wird vielmehr in einen harten Kampf verwickelt, nicht nur nach außen, sondern auch gegen sich selbst. In diesem Kampfe siegt oft das Niedere, zieht das Göttliche zu sich herab und entfremdet es dadurch seinem wahren Zwecke. In umfassender Darlegung der Widerstände seitens der Natur und der Kultur, wie auch der im eigenen Gebiet des Geisteslebens, gibt uns der Verfasser ein wahrhaft ergreifendes Bild von der unhaltbaren, widerspruchsvollen Lage desselben in unserm Dasein, von den schweren Verwicklungen im Tun des Menschen, von den unlösbaren Wirrnissen in seinem Ergehen und Geschick. Zeigt sich somit die Gottheit, auf die das Geistesleben

als Weltmacht zurückweist, gegenüber den fremden und feindlichen Mächten des nächsten Daseins ohnmächtig, so scheint ein völliger Verzicht auf ein selbständiges Geistesleben unvermeidlich zu sein. Gegen einen solchen Schluß weist der Verfasser mit Recht darauf hin, wie der Befund unsrer Welt nie soviel Aufregung, Willen und Schmerz erzeugen könnte, wenn nicht in der menschlichen Natur eine aller Willkür überlegene Bewegung zu einer neuen Welt läge, wie die Hemmungen nur deshalb so so groß werden, weil neue, größere Forderungen gestellt sind.

Als ein Gesetz, als eine richtende Macht, die das Unvermögen alles bloß menschlichen Unternehmens klar herausstellt, wirkt so die Geisteswelt innerhalb unsres Daseins, ohne uns aber ein positives Teilhaben an ihr zu gewähren. Solche volle Belebung der in uns angelegten Tiefe kann nach Suchen nur dadurch erfolgen, daß das Göttliche auch mit irgend welchem positiven Wirken in unsrem Kreise erscheint. Diese Weitererschließung des Göttlichen inmitten der Nöte und Kämpfe unsres Daseins ist der Punkt, wo die historischen Religionen mit ihrer Behauptung einsetzen, nur bieten sie statt einer Antwort viele und widersprechende. Es gilt daher danach zu forschen, ob der Entzweiung eine gemeinsame Grundtatsache vorausgehe, von der aus bei den einzelnen Religionen eine Scheidung des Uebermenschlichen vom Bloßmenschlichen erfolgen könnte. Diese besteht in der Erschließung einer reinen Innerlichkeit gegenüber der Weltarbeit eines allen Hemmungen und Verwicklungen überlegenen neuen Lebens. Als eine neue Stufe innerhalb der geistigen Wirklichkeit kann dieses nur hervorgehen aus einem unmittelbaren Verhältnis des Menschen zum absoluten Leben, aus einem Verhältnis von Ganzem zu Ganzem. Daß im Menschen ein selbständiger Ausgangspunkt göttlichen Lebens und damit eine neue Lebensseinheit gesetzt wird, ist die Behauptung der charakteristischen Religion. Ihre Wahrheit hängt davon ab, ob sie eine Fortbildung des geistigen Lebens bringt, ob sie Inhalte und Werte einführt, die über aller subjektiven Reflexion und über aller Willkür des Menschen liegen.

Zum näheren Erweis dessen führt Suchen zunächst aus, wie ohne Anteil an einer überlegenen Innenwelt das Innenleben seine Kraft und Wahrheit verliert, wie Feindesliebe und überhaupt echte Liebe erst jetzt möglich werden, wo die innere Gemeinschaft des neuen Lebens über allen Gegensatz und Kampf hinaushebt. Die von der universalen Religion eingeleiteten Lebensbewegungen, die in der Welt der Menschen große Hemmungen erfahren, bringt die charakteristische Religion wieder in Fluß, nicht sowohl dadurch, daß sie den Widerstand bricht, als dadurch, daß sie das Leben über den Bereich desselben in einen neuen eigentümlichen Kreis erhebt. Erst mit der hier erfolgenden Einigung menschlichen und göttlichen

Lebens kann jenes Verlangen nach Unendlichkeit, Freiheit, Ewigkeit und Größe Befriedigung finden, und diese wird auf das Ganze des Lebens zurückwirken und es verstärken. Die unmittelbare Gegenwart des Gesamtlebens, als deren Entfaltung die charakteristische Religion die Wirklichkeit erfäßt, läßt das Einzelne als einen Ausdruck der Unendlichkeit, als einen Durchbruchspunkt ursprünglichen und bei sich selbst befindlichen Lebens verstehen. — Es ergibt sich damit ein mehr intuitives, künstlerisches Sehen, im Gegensatz zur exaktwissenschaftlichen Betrachtungsweise mit ihrer durchgehenden Kausalverkettung. Das Einzelne gewinnt so einen Selbstwert, eine innere Unendlichkeit und wird zu einem Gegenstande reinen Sehens, selbstloser Hingebung. Alle Kunst wird zum Zeugnis für solches Beisichselbstsein, für jene innere Tiefe der Wirklichkeit. Auch das Handeln kann erst mit jenem Gewinn einer innern Unendlichkeit in sich selbst ruhen, zu sich selbst aus aller Bewegung zurückkehren. Dieses neue Leben läßt sich zwar nach Eucken nur in Bildern und Gleichnissen darstellen, bleibt aber gleichwohl der überzeugendste Beweis der Wahrheit der Religion; nur in ihm gewinnt der Mensch einen sicheren Halt, ein reines Beisichselbstsein, ohne die sein ganzes Leben zusammenbrechen müßte. Immer aber bleibt dabei der Aufweis eines substanzialen Alllebens im Menschen die entscheidende Voraussetzung, die allein diese Wendung, wie sie die charakteristische Religion vertritt, vor einem Sinken in bloße Subjektivität bewahren kann.

Bleibt auch bei der charakteristischen Religion die Hauptsache, was sich unmittelbar und von jedem erleben läßt, so läßt sie sich in ihrer reinen Innerlichkeit doch nur schwer erfassen und festhalten, um kräftig zum Menschen des unmittelbaren Daseins wirken zu können. Dazu bedarf sie einer festen Organisation, die sich auf besondere geschichtliche Vorgänge berufen wird. Doch ergibt das unsägliche Verwicklungen, die alle von dem fast unlöslichen Widerspruch herrühren, daß die neue Welt der Religion innerhalb der alten zur Darstellung kommen soll. Denn das Zeitliche und Menschliche, über das die Religion hinausheben will, erlangt dabei unvermeidlich eine Macht. Besonders groß sind die Gefahren eines Hinauswachsens der Kirche über die Religion. Zur Vermeidung derselben hat die Kirche vor allem ein volltätiges Geistesleben mit seiner neuen, wesenhaften Wirklichkeit zu vertreten und auf die neue Gestaltung des Grundverhältnisses zu Gott in Jesu Leben und Sein hinzuweisen. Die charakteristische Religion wird ferner ein enges Verhältnis zu großen Persönlichkeiten suchen, da diese allein das weltüberlegene Leben in sicherer Wirklichkeit geben, indem sie das Göttliche mit voller Kraft und Anschaulichkeit auf den Menschen wirken lassen. Doch ist solche Einigung von Göttlichem und Menschlichem nicht auf einzelne Höhepunkte beschränkt,

sondern erstreckt sich über das Ganze der Menschheit; deshalb dürfen jene Großen, als ganz zu uns gehörig, nicht bei sich zum Gegenstand religiösen Glaubens werden. In der Geschichte der Religion ist nur das religiös wertvoll, was sich in unmittelbares Leben umsetzen läßt, und die Religion muß immer von neuem aus eigener Arbeit und Erfahrung hervorgehen. Die Geschichte vermag uns die entscheidende Erfahrung und Weiterbildung nicht abzunehmen, nur zu erleichtern.

In einem letzten Abschnitt kommt Eucken noch ausführlich auf das Christentum zu sprechen. Dieses gilt ihm seiner Substanz nach als die am meisten entsprechende Verkörperung der absoluten Religion. Die gewaltige Erweiterung, welche das Ganze der Neuzeit dem Leben gebracht hat, läßt sich von ihm aneignen und kann es sogar in seinem ewigen Kern verstärken. Dagegen dünkt ihm die überkommene Daseinsform des Christentums einer gründlichen Erneuerung bedürftig. Ohne die Gefahr einer Verdrängung aus dem Zentrum des Lebens kann es sich den einschneidenden Wandlungen der neuzeitlichen Kultur nicht entziehen, und seine Gestaltung muß dem weltgeschichtlichen Stande der geistigen Evolution entsprechen, wenn es zum neuen Menschen wirken will. Vor allem aber bedarf es einer neuen Existenzform in seinem eignen Interesse: zur Befreiung des Ewigen in ihm von zeitlicher Form, der geistigen Substanz von menschlicher Fassung. In der Tat weist denn auch Eucken überzeugend nach, wie das überkommene Christentum, an dem Standort eines selbständigen Geisteslebens gemessen, durchgängig zu anthropomorph, zu mythologisch, ja magisch erscheint. Es tut daher eine selbständigere Entfaltung des Geistigen und Göttlichen not, damit die Religion nicht bloß den Einzelnen stütze, sondern das Ganze der Menschheit fördere, damit sie nicht bloß Trost in Mühe und Not, sondern auch Erhöhung für Arbeit und Schaffen gewähre.

Der Erweis der Religion aus der Erfahrung des Lebensprozesses durch die drei Stufen einer grundlegenden, kämpfenden und überwindenden Geistigkeit hindurch — das ist, kurz zusammengefaßt, der Inhalt des Euckenschen Werkes. Dasselbe enthält eine Fülle geistvoller und fruchtbarer Hinweise auf die Religionsgeschichte und trägt in allen seinen Darlegungen das Gepräge einer tiefgründigen, von lauterer Wahrheitsliebe und hohem sittlichen Ernst erfüllten Persönlichkeit. Daß nur mit der Wendung zum Geistesleben und dem Aufweis eines substanzialen Aliebens im Menschen der Religion eine sichere Grundlage und ein charakteristischer Inhalt ersteht, erscheint uns als ein unwiderlegliches Ergebnis seiner Untersuchung. Solche Übereinstimmung in den Hauptpunkten schließt freilich manche Zweifel im einzelnen nicht aus. So halten wir die innere Notwendigkeit, die zu der charak-

teristischen Religion führen soll, nicht für durchaus zwingend; denn wie hart auch die Widerstände gegen eine selbständige Geisteswelt, wie sie die univervale Religion vertritt, sein mögen, wie weit sich auch der Abstand zwischen Forderung und Leistung, Ideal und Wirklichkeit zeigen mag, nicht die Geisteswelt wird dadurch hinfällig, es tritt vielmehr die Unvollkommenheit und das Unvermögen alles bloßmenschlichen Seins und Tuns um so stärker hervor. Die Stärke des Leides, die Härte des Widerspruchs selbst bezeugen ja gerade nach den Worten des Verfassers eine Tiefe unseres Daseins, ein Wirken höherer Kräfte in ihm; und es handelt sich in der Religion doch nur um die Erhaltung des Geisteslebens und nicht um das Glück des bloßen Menschen. Außerdem besteht bei der charakteristischen Religion doch immer die kaum zu vermeidende Gefahr einer Vermenschlichung und Verengung, da sie sich in ihrem reinen Beifichselbstsein ohne Ausbildung eines Sonderkreises nur schwer erfassen läßt und deshalb innerhalb der gegebenen Welt zur Darstellung kommen muß, was, wie der Verfasser selbst sagt, ein fast unlösbarer Widerspruch ist. Im allgemeinen will es uns scheinen, daß bei der charakteristischen Religion rein persönliche Momente eine viel größere Rolle spielen, als bei der univervalen. Es müssen nicht nur besondere Erfahrungen gemacht werden, sondern sie müssen auch auf besondere Weise verarbeitet werden, damit jene zustande komme, während hier das Problem mit zwingender Notwendigkeit aus dem Ganzen der Lebensarbeit erwächst und jeden denkenden Menschen zur Entscheidung für oder wider aufruft. — Doch wie es sich damit auch verhalten mag, soviel dürfte wohl unbestritten sein, daß Eucken im Geistesleben den archimedischen Punkt gefunden hat, von dem aus allein dem religiösen Problem beizukommen ist.

E. v. H e n d e.

---

### Notiz.

---

Die Fortsetzung der Chronik kann aus technischen Gründen erst im Juni-Heft erfolgen.

---

Soeben erscheint:

## **Katalog 107: Polen und Lithauen.**

**Geschichte und Geographie.**

**Literatur** Polens und der ehemaligen polnischen Provinzen.

Drucke dieser Länder. Socinianer.

**Porträts. Karten. Städteansichten** und Flugblätter.

2042 Nummern.

## **Katalog 108: Rußland.**

**Geschichte und Geographie.**

**Literatur. Porträts. Karten.**

**Städteansichten** und Flugblätter. — **Orientalische Kirche.**

1343 Nummern.

**Ludwig Rosenthal's Antiquariat.**

**München, Hildegardstr. 16.**

---

# Die Agrarfrage in Rußland und ihre einfache Lösung.

Von

Gregor von Glasenapp (Friedensrichter).

---

## I.

**W**ie ist es nur möglich, daß man gerade in Rußland, dem größten Reiche der Welt, mit schier unermesslichen, fruchtbaren Länderstrecken und der allerundichtesten Bevölkerung, jetzt so sehr über Mangel an Land, über das Ungenügen an brauchbarem Acker klagt und hieraus die revolutionäre Bewegung ableitet? Man tut es wirklich: die Majorität des russischen Parlaments, die erste Session der Reichsduma hat sich in den ersten Tagen des Mai sofort dieser allwichtigsten Frage zugewandt. Sie gibt in ihrer Antwort auf die Thronrede nicht ein Gutachten ab, meint nicht, urteilt nicht, rät nicht, — nein, sie fordert mit drohendem Lärm, der an die heisern Rufe von der Gasse her erinnert, daß unverzüglich alles dem Staate, der Kirche, den Klöstern, der kaiserlichen Familie und vor allem das den Privateigentümern gehörige Land zwangsweise weggenommen und den Objekten des allgemeinen Mitleids, den „landarmen, landlosen, geknechteten, enterbten, rechtlosen“ zc. zc. Bauern, als den „sich mühenden“ (трудящимся) übergeben werde.

Was versteht man nun aber unter dem russischen Bauern mit seinem angeblichen „Landhunger“? Durchaus nicht etwa bloß den Mann, der Kleingrundbesitzer ist und sich aus innerem Beruf oder anderen Motiven der Landwirtschaft widmet. Im Gegenteil, es gibt unter den zu beglückenden viele Millionen, die teils als Fabrikarbeiter in den großen Städten tätig sind, teils als Handwerker und durch Hausindustrie sich den Unterhalt erwerben und bisher noch nie einen Pflug in die Hand genommen haben. Viele

große Dörfer beschäftigen sich ausschließlich mit der Urmacherei, andre nur mit Drechslerarbeit, mit Spizenklopplern, Spielsachenfabrikation usw. Sie alle sollen erlöst werden; denn russischer Bauer ist nicht der, welcher Land hat, sondern welcher nach gewissen Theorien Land haben müßte; russischer Bauer ist jeder, der oder dessen Vorfahren im Jahre 1859 (als die Leibeigenschaft aufgehoben wurde) in bestimmten Listen und Büchern zum Bauernstande verzeichnet war und nicht etwa später zu einem andern Stande übergegangen ist. So gehört also zum Bauernstande bei weitem der größte Teil des russischen Volkes. Es gibt nicht wenige Richter und andere wichtige Staatsbeamte, auch Offiziere, die zum Bauernstande gehören; besonders häufig sind aber jetzt Bauern unter den eigentlichen Gutsbesitzern (Großgrundbesitzern) zu finden, weil seit dem Jahre 1859 sehr viele Edelleute, welche verarmten, genötigt waren, ihre Güter an Kleinbürger und noch öfter an Bauern zu verkaufen. Denn der Bauernstand hat in allen den Beziehungen, die überhaupt für einen Menschen wichtig sein können, genau dieselben Rechte wie jeder andre Stand und, wie wir sehen werden, darüber hinaus noch einige wichtige Vorrechte.

Worin besteht nun aber das große Unglück der russischen Bauern und aus welcher Knechtschaft sollen sie erlöst werden? Um in diese Frage einen klaren Einblick zu gewinnen, muß man nicht nach dem Landbesitz fragen, den sich viele einzelne Bauern von den oft verschuldeten Edelleuten, Kaufleuten zc. in kleineren oder größeren Stücken erworben haben, sondern nach dem ihnen aufgedrängten Lande, nach dem Landbesitz, den sie weder freiwillig erworben haben noch je verlieren können. Sie bekamen nämlich zugleich mit der persönlichen Freilassung auch Land, das vom Lande der Gutsbesitzer abgetrennt, vom Staate bezahlt und den Bauern (d. h. den bisherigen Nutznießern) formell übergeben wurde. Diese hatten dafür eine gewisse, sehr gering bemessene „Loskauffsumme“ an Zinsen nebst jährlicher Kapitalabzahlung an den Fiskus zu entrichten. Der Rest dieser Loskaufsschuld für ihr Land ist ihnen nun vor einiger Zeit durch kaiserlichen Ukas geschenkt worden, so daß jenes Land den Bauern jetzt tatsächlich schuldenfrei gehört. In einem großen Teile Rußlands ist dieses Land bis jetzt nicht Eigentum einzelner, sondern sog. „Gemeindebesitz“, d. h. die Dorfgemeinde kann es nach Ablauf von je drei, vier oder mehr Jahren, je nach dem Anwachsen oder Abnehmen der Bevölkerung oder ihrem Ermessen, von neuem unter ihre Angehörigen verteilen. — Gerade diesen verhängnisvollen „Gemeindebesitz“ nebst

allen damit zusammenhängenden Einrichtungen, den die Regierung längst gern aufzugeben bereit gewesen wäre, hat die mächtige Partei der demokratischen Slavophilen aufrechterhalten, von jeher als ein unvergleichliches Produkt tiefer russischer Volksweisheit gepriesen, als erzursprüngliche Schöpfung slavischen Geistes, durch die allein schon er dem „faulen Westen“ unendlich überlegen sei. Ja, vor dreißig Jahren wurde noch behauptet, daß infolge dieser Einrichtung in Rußland allein es kein Proletariat gebe und keine soziale Frage geben könne; jetzt freilich heißt es: „tempora mutantur et nos mutamur in illis“; wir haben das Gespenst im Hause, aber weiser werden wir deshalb noch immer nicht.

Im ganzen Süden und Westen Rußlands gehört indessen je ein „Ländanteil“ nicht der Gemeinde, sondern jedem einzelnen „Hof“, d. h. jeder einzelnen Familie, die sich dann in der Nutzung teilen mag.

Obige Daten mußten vorausgeschickt werden, um die jetzige Lage der Bauern begreiflich zu machen; denn es ist wohl klar, daß solche Einrichtungen wie der Gemeindebesitz den ohnedies beim russischen Bauern selten anzutreffenden Sinn für Vermögenserwerb und Sparsamkeit nicht förderten. Nur wer Aussicht hat, daß er selbst oder seine Nachkommen die Früchte seines Schweißes genießen, sorgt eifrig für die Zukunft. Wozu sollte der Bauer sich plagen den Boden zu ameliorieren, der nächstens durch Gemeindebeschluß einem andern zufallen konnte; wozu sollte er überhaupt einen Ländanteil auskaufen (durch Tilgung der ganzen Schuld), wenn er für die Schulden der übrigen noch haftbar blieb und die Gemeinde ihm statt seines guten Landes ein Stück schlechten Bodens als künftigen Anteil zuweisen durfte (und gerade dieser Fall ist oft vorgekommen. Lieber hungerte er jedes Frühjahr etwas und erregte niemandes Neid. Der eigene Neid hinderte jedoch nur zu oft die Bauern das zu tun, was für viele von ihnen erspriechlicher gewesen wäre, nämlich nicht ihr Stückchen Land, sondern ihre gesunden Gliedmaßen für ihr hauptsächliches Kapital zu halten und dementsprechend zum Erwerb einer Stellung in die Welt hinauszuziehen, das Land umsonst den andern überlassend. Denn natürlich hat schon etwa bis zum Jahre 1880 die Landbevölkerung Rußlands sich verdoppelt, bis jetzt längst vervierfacht, so daß für die Bauern, die krampfhaft darauf bestanden, ihren „Anteil“ zu nutzen, die „Planke“ immer schmaler geworden ist; nur diejenigen, die einzusehen vermögen, daß bei einigem Fleiß ihre Körperkräfte und geistigen Fähigkeiten eine bessere Garantie für die Zukunft

bieten, als ein Flickchen vielumstrittenen Ackers, prosperieren meistens.

Den Nöten des Bauerstandes war nun die russische Reichsregierung von jeher mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt abzuhelfen bemüht. Zu wiederholten Malen wurden die massenhaft rückständigen Loskaufszahlungen erlassen; und überhaupt war der Bauer das Schoßkind der Gesetzgebung. Leider war jedoch diese Gesetzgebung nicht immer der unverfälschte Ausdruck wohlwollender monarchischer Entschlüsse oder das Elaborat eines begabten Ministerkopfes, sondern sie erfolgte ganz offenkundig unter dem beständigen Druck der demokratischen oder sog. liberalen Partei und ihrer Presse, die ja bereits zur Regierungszeit Kaiser Alexanders II., des Märtyrers, in Rußland eine äußerst einflußreiche Rolle gespielt hat und de facto eine Art Mitwirkung dieser sich selbst zu Volksvertretern aufwerfenden Leute an der Gesetzgebung darstellt. Die russische Demokratenpartei kennt nun bei ihrer eignen politischen Unreife und Kurzsichtigkeit für jedes Leiden lediglich das, was die Ärzte nennen: eine symptomatische Behandlung. Daß solche zur Linderung der augenblicklichen Schmerzen applizierte Morphinumspritzungen auf die Dauer mehr schaden als nützen, kommt ihr nie in den Sinn. So wurde denn z. B. in der Presse leidenschaftlich darüber gejammert, daß die Bauern verarmen, weil sie schrecklich „ausgebeutet“ werden; sie seien oft genötigt ihr Land zu verpfänden oder zu verkaufen. Als bald erfolgte das von der Presse vorgeschlagene Gesetz: alle solche Schuld- und Kaufverträge seien ungültig; der Anteil des Bauern dürfe, auch wenn er völlig losgekauft sei, höchstens einem andern Bauern derselben Gemeinde verpachtet, verpfändet oder verkauft werden, sonst niemandem. Natürlich verminderte diese fürsorgliche Maßregel nur den Kredit der Bauern, und die Klagen, daß sie gewissenlos und „teuflisch“ von ihren Gläubigern ausgebeutet werden, nahmen noch zu. — Als bald erfolgte das von den Volksbeglückern durch ihre Presse geforderte Gesetz: auch von dem beweglichen Eigentum der Bauern dürfe ihnen nichts schuldenhalber genommen werden ohne die Erlaubnis des Gemeindeältesten. Der Gemeindeälteste gibt diese Erlaubnis meist nur dann, wenn der Gläubiger ein einflußreicher Bauer derselben Gemeinde ist. So genießt denn jetzt der russische Bauer in vollen Zügen das in der ganzen übrigen Welt unerhörte Privilegium, daß er seine Schulden nicht zu bezahlen braucht. — Natürlich leidet eigentlich der Bauer selbst unter diesen abnormen Verhältnissen am meisten: niemand will ihm mehr den geringsten

Kredit gewähren außer einigen dorfgewaltigen Wucherern seines eigenen Standes; und von dieser Menschenklasse darf man mit Horaz sagen:

„Non missura cutem nisi plena cruoris hirudo.“

Doch auch andere Leute leiden darunter; denn es genügt nicht zur Vorsicht zu mahnen und dem Bauern eben nichts zu leihen — es gibt auch Schulden *ex delicto*; auch für den im Walde des Gutsbesizers begangenen Forstfrevler, für die dem jüdischen Händler mutwillig zerschlagenen Waren, für die Abweidung fremder Felder zc. kommt der Bauer nicht auf, da sich von ihm nichts beitreiben läßt. Und da erkennt man deutlich — falls man nicht ein russischer Demokrat ist —, daß der schlimmste Schaden, der dadurch angerichtet wird, die Demoralisierung des Bauern ist und daneben auch die Erbitterung, die das Verhalten dieser Lieblinge der „liberalen“ Partei bei der übrigen Bevölkerung — ob Russen, Polen oder Juden — erregt. Denn der Bauer ist sich seines Hallunkenprivilegiums sehr wohl bewußt; er wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer sorgloser und gewissenloser und moralisch immer schlaffer; er weiß eines sicher: auch wenn es ihm fast garnicht mehr zu arbeiten beliebt und eine Hungersnot eintritt, darf er unbekümmert sein; das Holz holt er sich selbst aus dem fremden Walde, und die Regierung muß ihm, dem „rechtlosen, enterbten“, schließlich doch Korn schicken, sonst droht ihr eine Revolution.

Wie äußern sich also die Folgen der wohlwollenden Agrargesetzgebung, die auf Drängen der Volksbeglückter und nach ihrem Rezept erlassen worden? Sie sind verderblich, wie überall da, wo durch Bevormundung von seiten des Staates oder andrer Mächte einem Teil der Bevölkerung in gewisser Hinsicht der Kampf ums Dasein erspart und durch künstliche Vorkehrungen die natürliche Auslese der Passendsten gehindert wird. Hier äußern sich die Folgen in der zunehmenden Charakterchwäche und moralischen Indifferenz, ja selbst in der Verwilderung des russischen Bauern. Ähnliche unnatürliche Verhältnisse in Deutschland werden unfehlbar auch bald ihre schlimmen Früchte zeitigen.

Hand in Hand mit dieser Agrargesetzgebung, welche die Integrität des gesamten Bauerlandes dadurch gewährleistet, daß sie zwar dem Bauern das Recht gibt, von jedem andern Privateigentümer Land zu kaufen oder zu pachten, aber jedem Nicht-Bauern unmöglich macht, das zum Baueranteil gehörige Land, auf welche Weise es auch sei, zu erwerben, — geht in Rußland die Gerichts-

praxis in allen den vielen Prozeßsachen, die von den Bauern mangels präziser Gesetzesbestimmungen beständig um den Besitz und die Nutzung des Landes geführt werden. Sich stützend auf einige Gesetzesparagrafen und auf das Gewohnheitsrecht, pflegt der russische Richter jedem Gliede der zu einem Hofe gehörigen Familie einen ideellen Anteil an dem betreffenden Lande zuzusprechen, auch wenn der Hof längst de facto geteilt ist und der den Anteil Fordernde nie dort gelebt hat. Denn für einen zur Familie Gehörigen gilt dabei jeder, der selbst, oder dessen Vater oder Mutter, Großvater oder Großmutter, oder Pflegeeltern jemals auf jenem Hofe als „arbeitende“ Familienglieder gelebt haben. Die Tendenz dieser Art der Gesetzesinterpretation (gegen die ich mich als Richter vergebens zu wehren versucht habe) besteht offenbar darin, daß möglichst viele „Bauern“ mit Land, und sei es auch noch so wenig, ausgestattet und auf Höfen untergebracht werden. Zu wirklicher, unmittelbarer Nutznießung der auf solche Weise erstrittenen Landparzellen oder Teile des Hofes kommt es gewöhnlich garnicht: der glückliche Gewinner des Prozesses verpachtet im günstigsten Falle das Land dem bisherigen Besitzer (seinem Mit-eigentümer); oft ist er ein städtischer Handwerker oder gar ein hergelaufener Bagabond und wird durch eine kleine Abtragszahlung bewogen, wieder das Weite zu suchen; oder schließlich unterbleibt die Vollstreckung des gerichtlichen Urteils einfach deshalb, weil die Beteiligten vorausfühlen, daß es dabei doch nicht ohne Totschlag abgehen würde.

Vorhin sagten wir, daß nur in „gewisser Hinsicht“ dem russischen Bauern der Kampf ums Dasein zu leicht gemacht werde; denn selbstverständlich bringen in andrer Hinsicht solche Verhältnisse, die bei der Mehrzahl der eigensinnig an ihren Landanteil sich klammernden Bauern keine Wohlhabenheit aufkommen lassen, einen sehr harten Kampf ums Dasein mit sich; es ist aber fast nur ein physischer Kampf, der natürlich auch fast nur zu physischer Auslese führt — es ist der Kampf mit dem Hunger, der Kälte und Hitze bei der Arbeit, der ihren Körper — wie jeder sich überzeugen kann — gestählt und außerordentlich entbehrungsfähig gemacht hat.

Wahr ist also an der ganzen Agrarfrage wohl das eine: daß der russische Bauer, so wie die tatsächlichen Verhältnisse nun eben liegen, nicht auf Rosen gebettet ist und oft genug darbt.

Jedoch woran liegt das? Wer ist daran schuld? und auf welchem andern als dem bisher eingeschlagenen oder dem von den

sozialdemokratischen Revolutionären der Reichsduma geforderten Wege läßt sich dem Übel abhelfen?

Zuerst muß einem Einwande begegnet werden, denn eigentlich leugnet niemand, daß in Rußland viel Land zum Acker vorhanden ist. Man wird also unsern Ausführungen sofort entgegenhalten, daß ja Land genug da sei und daß sogar für tausende von Millionen Rubeln Korn, Flachs, Zucker und andre landwirtschaftliche Produkte im Laufe der Jahre ins Ausland verkauft werden, daß aber immer noch nicht alles Land den Bauern allein gehöre. Darin bestehn eben die scheußliche Ungerechtigkeit der herrschsüchtigen „Bureaucratie“ in Petersburg und der „besitzenden Klassen“. Also auf eine neue, mit Hintansetzung des Eigentumsrechts durchzuführende Verteilung des Landes komme es an. Das Land sei da, aber es sei nicht in den Händen der richtigen Leute.

Hier ist der Punkt, wo ein lange von der russischen Gesellschaft gepflegtes, jetzt fest in den Köpfen wurzelndes Vorurteil erwähnt werden muß. Es läßt sich ohne Umschweife und rhetorischen Zierrat so aussprechen: Die Menschheit, um die der grübelnde Doktrinär sich bekümmert, teilt er kurz in zwei Gattungen von Menschen — in glückliche und unglückliche, und trifft dann weiter die Entscheidung: Wer Land hat, ist glücklich; wer kein Land hat, ist unglücklich. Daß er überall in der Welt sehr viele Leute gibt, die kein Land besitzen und dabei vollkommen zufrieden sind und sich auch keines wünschen, dafür verschließt man sich vollständig die Augen; denn wo man es liebt, „das ew'ge Ach und Weh aus einem Punkte zu kurieren“, muß notwendig auch ein einziger Punkt an allem schuld sein.

Nichts konnte der revolutionären Bewegung in den letzten Jahren willkommener sein, als dieses zum Axiom und Credo gewordene Vorurteil von der Landarmut, Landlosigkeit, dem Landhunger, und die Lehre, daß dem Bauern eo ipso als solchem ein genügend großes Landareal zukomme, welches ihm immer wieder vom Staate ersetzt werden müsse, so oft er es auch vertrunken, vertan und verspielt haben möge. — In der Presse, im Gerichtssaal und in den Parteiverfassungen war die dramatische Darstellung des Unglücks der Bauern das beliebteste Zugstück der ganzen revolutionären Bühnenwelt. Aber das war nicht genug; man mußte auch den Bauern selbst einreden, daß sie kraft ihrer bloßen Existenz schon das Recht auf vergrößerten Landbesitz haben, und zwar auf den Besitz alles überhaupt irgendwo vorhandenen

Landes. Dabei war es natürlich nötig, ihnen zu sagen, sie seien jetzt durchaus elend vor Hunger und höchst unglücklich, um sie auf fremdes Eigentum lüstern zu machen und zur Revolte zu hegen. So wurde denn dieses Thema zum dankbarsten Agitationsmittel, weil es einerseits die Habsucht reizte und andererseits die Herrschaft des Demagogen täuschend verbarg, ja ihn sogar in seiner Besorgnis um die Rettung des „getretenen“ Bauern selbstlos erscheinen ließ. Und zur guten Stunde traf mit dem Dogma von der Landlosigkeit zusammen das Werk des Amerikaners Henry George („Progress and Poverty“, San Francisco 1879), das als Universalmittel gegen die Armut die Zwangsentziehung (Nationalisation) alles Landes, die Abschaffung aller Art Pachten und Renten empfiehlt. — Nachdem man in Amerika und Europa das paradoxe, aber mit gewandter Feder und in warmem Tone geschriebene Werk dieses Sonderlings längst überzeugend widerlegt und beiseite gestellt hat und höchstens die Sozialdemokraten es gelegentlich benutzen, um solche Köpfe zu verdrehen, die ohnedies etwas wacklig sind, — hat allmählich die russische nicht-studierende Jugend es zu ihrem nationalökonomischen Evangelium gemacht; und auf diese Weise ist es denn auch für die Beschlüsse des russischen Parlaments maßgebend geworden. Wir brauchen das Werk hier natürlich nicht zu widerlegen, sondern wollen die aufgeworfene Frage von einer andern Seite beleuchten.

Für alle Mängel und Fehler an Dingen und Personen — besonders im eigenen Hause — hat der Russe den feinsten Spürsinn von der Welt; er versteht sie aufzufinden, herauszuheben, zu beleuchten und so effektiv, so rührend, für sich und andre erschütternd darzustellen, daß ihn selbst ein Schwindel edler Entrüstung erfaßt. In solchem Taumel erscheint es ihm gleichgültig, wie die zweite Hälfte seines zu vollendenden Werkes, die aufbauende Hälfte, d. h. die Heilung des Schadens vor sich gehen soll. „Haben wir nicht Grund empört zu sein?“ fragt er. „Also wozu noch zögern?“ Es genügt ihm, daß das Gefühl, von dem er überwältigt wird, legitim zustande gekommen ist; darum will er rasch irgend etwas recht radikales vollführen — das alte, abgelebte muß fort! Die Frage nach dem Wie der Heilung scheint ihm nicht mehr wert, kaltblütig überlegt zu werden. Es werden aus den Verhältnissen entweder gar keine oder die extremsten Konsequenzen gezogen. Ob das, was in 50 Jahren verdorben worden, ja eigentlich immer ziemlich mangelhaft gewesen, sich auf einen Ruck gut machen läßt, fragt er nicht. So wird denn leider die zweite, die positive Hälfte

des zu vollendenden Reformwerks wie in einem Zustande des Raufches, ohne Anwendung des Verstandes erledigt.

Um solchem schlimmen Beispiele hier nicht zu folgen, wollen wir bis zuletzt objektiv bleiben und der Frage, ohne immer mediis in rebus zu stehen, eine durchaus nüchterne Beurteilung widmen, bei der weder die Nationalökonomie noch die Psychologie unberücksichtigt bleiben darf.

## II.

Wenn in einem großen Staate, dessen Bodenerzeugnisse mehr als hinreichend sind, um seine Bevölkerung zu ernähren, sich die Bewohner — abgesehen von der Tätigkeit des Lehrstandes, der Beamten und des Militärs — teils mit Ackerbau, Viehzucht, Fischfang, Bergbau, teils aber auch mit Industrie, Gewerbe und Handel beschäftigen, — wie ist dann, muß man sich fragen, die mögliche Arbeitsleistung der gesamten Nation zur Produktion des Ackerbaus, als des eigentlichen Nährvaters aller Landesfinder, in das richtige Verhältnis zu bringen? Wie ist im Interesse der Produktion möglichst vieler Güter zum Nutzen der gesamten Bevölkerung dieses Verhältnis so zu gestalten, daß der Reichtum des ganzen Landes zunimmt und damit allen Bewohnern am besten eine auskömmliche Existenz gesichert wird? Wir fragen also, wie man sieht, nach der Verteilung von Pflichten und Leistungen und nicht nach dem Rechte der zum Bauernstande angeschriebenen Personen auf unentgeltliche Glückseligkeit und auf anderer Leute Eigentum. — Wenn es also klar ist, daß bei Verminderung der Gesamtproduktion an Gütern (oder Werten) fortschreitende Verarmung der Gesamtheit erfolgt, daß dann auch der einzelne weniger bekommt, und wenn solches Mißgeschick eben vermieden werden soll, worauf kommt es dann, fragen wir, bei der Verteilung des Landbesitzes unter die Bewohnerschaft an: darauf, daß von der gesamten Nation resp. von einem Stande jedes einzelne Individuum das ihm, der Größe nach, zukommende Stück Land zum Besiz habe, oder darauf, daß jedes Stück Land den ihm — seiner Befähigung nach — zukommenden Menschen zum Besizer habe?

Keiner, der auch nur etwas diesen Dingen nachgedacht hat, wird hier zögern die zweite Frage zu bejahen und die erste zu verneinen. Denn die Rücksicht auf das Gemeinwohl verlangt nicht, daß jeder Angehörige des Bauernstandes einen Grundbesiz zu eigen habe, sondern daß der Grund und Boden geeignete Besizer habe, die den größtmöglichen Ertrag aus ihm erzielen. Was bedeutet

doch das Zuweisen von Landstücken an jeden der den Pflug zu führen gewohnt ist und gern etwas Land zu eigen hätte (und wer hätte denn nicht gern etwas umsonst für sich!) ohne Rücksicht auf seine Fähigkeit dem Boden auch wirklich Einnahmen abzugewinnen und damit das Gesamtvermögen der Nation zu vergrößern, — was bedeutet es anders als eine künstlich zustande gebrachte Vergrößerung des ackerbautreibenden Standes durch Überfüllung dieses Standes mit wirtschaftlich minderwertigen Elementen, die nur in diesem Stande festgehalten werden durch die Aussicht, allein schon kraft des Rechts ihrer Geburt gratis eine Landparzelle zu bekommen, die tatsächlich als Inhaber selbständiger landwirtschaftlicher Einheiten nichts taugen, hingegen zu einem andern Beruf durch die Eigenschaften ihres Geistes und Charakters noch sehr wohl befähigt sein mögen.

Selbstverständlich ist es ja, daß die Landverteilung unter möglichst viele eine große Menge wirtschaftlicher Einheiten schafft, die ausschließlich auf den Ertrag der Landwirtschaft angewiesen sind. Ist denn aber auch wirklich jeder solche russische Bauer, der, wie wir annehmen wollen, von Kindheit auf an den Ackerbau gewöhnt ist und robuste Glieder besitzt, schon unter den modernen Konkurrenzverhältnissen zur Leitung einer selbständigen Wirtschaftseinheit fähig? Vor 60 Jahren war er es vielleicht, weil damals der Bauer noch nichts zu kaufen und zu verkaufen brauchte und sein „Herr“ für ihn zu sorgen verpflichtet war. Jetzt ist auch der kleinste Landwirt zugleich Geschäftsmann; er muß etwas von der Umsicht und dem weiten Blick des Kaufmanns haben. Denn von ihm läßt sich nicht wie von dem, der als Dienender unter fremder Leitung arbeitet oder von dem Beamten und Handwerker sagen: er könne doch schließlich bei seinem Geschäft nicht mehr verlieren, als er habe. Nein! der Landwirt arbeitet mit Betriebskapital und kann durch Mißwachs, eignes Ungeschick zc. jedes Jahr weit mehr verlieren, als er hat. Dadurch werden dem Geist und Charakter des Landwirts ganz andre Aufgaben gestellt, als dem der übrigen Stände; und diejenigen Personen, die zur gedeihlichen selbständigen Landwirtschaft die erforderlichen Fähigkeiten besitzen, sind unter allen Nationen, also auch unter den russischen Bauern dünn gesät und vererben ihre Fähigkeiten nicht immer auf ihre Kinder. In andern Ländern sieht es nun so, daß man die natürliche Zuchtwahl walten läßt, daß also nicht vom Staate die untauglichen Landwirte durch künstliche Fütterung und Bevormundung auf ihren Stellen festgehalten werden, — sie gehen einfach unter

(wenigstens als selbständige Wirte) und machen brauchbareren Platz. Denn wie die Erfahrung lehrt, ist mancher, der zur eignen Landwirtschaft nicht das Geschäftstalent, die Sparsamkeit, Umsicht usw. besitzt, sehr gut imstande als Arbeiter in fremden Diensten, als Aufseher, Inspektor oder in ähnlicher Stellung sich eine gesicherte und weniger sorgenvolle Existenz zu schaffen.

Im Großen und Kleinen werden die obigen Ausführungen durch die Erfahrungen bestätigt, die man an der Landwirtschaft in Rußland gemacht hat und täglich von neuem macht. Auf etwa zehn Bauernwirte, die nur ihren ursprünglichen, gleich großen „Landanteil“ von 4—8, höchstens 10 Dessjatinen Acker haben, kommt durchschnittlich einer, der durch Ausdauer, Sparsamkeit, Nüchternheit und geschäftliche Veranlagung verhältnismäßig wohlhabend wird. Ein solcher, falls er der Landwirtschaft treu bleibt, versucht indessen meist außer seinem unveräußerlichen „Anteil“ andres Land zu arrendieren oder zu kaufen, was ihm leicht fällt, da viele Gutsbesitzer allenthalben gern ihr Land an Bauern parzellenweise verpachten oder verkaufen. Das erstere tut auch der Staat mit seinen Ländereien, und der Bauer, der arbeiten will, findet immer lohnende Arbeit. Allein, wie gesagt, ungefähr 90 % bleiben arm. Nun gibt es jedoch auch überall unter den wohlhabenderen Bauern, deren Tüchtigkeit also im kleinen bereits erprobt ist, solche, die sich zu Gruppen (Kompanieu) von 10—30 Mann zusammentun und gemeinsam je ein größeres Gut oder einen Teil davon kaufen, wobei etwa 20—40 und mehr Dessjatinen Ackerland auf jeden kommen. Dieses Land wird natürlich mehrents mit Knechten und Tagelöhnern bearbeitet. Und hier läßt sich dann eine weitere Erscheinung beobachten (die sich mir auch aus einer großen Menge von Zivilprozessen ergeben hat), nämlich daß durchschnittlich unter 20 solchen Käufern etwa drei sind, die sich nicht halten können, sondern bei dem Kauf bankrott werden, worauf dann meist ihre Anteile am Gut auf die andern übergehen. Die Lehre ist deutlich: Wer auf 7 Dessjatinen gut besteht, hat deshalb noch garnicht immer das Zeug dazu, auch auf 30 und mehr Dessjatinen fortzukommen. Je größer die Wirtschaft, desto höhere Eigenschaften des Charakters und Geistes erfordert sie; ja schließlich bei einer gewissen Größe macht sie auch noch einige technische Vorbildung nötig.

Die Verwaltung der Appanagenbesitzungen (Güter der kaiserlichen Familie) hat es sich vielfach, besonders im südlichen Rußland, in humanem Streben angelegen sein lassen, den landlos

gewordenen Bauern Stücke von etwa je fünf Dessjatinen Ackerland zuzuweisen; und der Erfolg dieser Maßregel hat wiederum zu instruktiven Beobachtungen Gelegenheit gegeben.

Kommt man, nachdem eine solche Landverteilung an hunderte, ja bisweilen an tausende von Personen stattgefunden hat, etwa nach acht Jahren an denselben Ort zurück, so bietet sich bereits ein ganz anderes Bild dar; von all den beglückten „landlosen Bauern“ ist nur höchstens der fünfte Teil noch als wirkliche Landwirte nachgeblieben, die übrigen haben längst schon ihre Anteile an jene wenigen entweder verpachtet oder, wie sie es nennen, „zu ewigem Besitze“ verkauft; einige von ihnen dienen als Knechte, Waldhüter zc.; einige sind Handwerker oder Fabrikarbeiter in einer Stadt und fühlen sich dabei viel wohler, denn wirklichen „Landhunger“ haben sie nie gehabt. Jene wenigen echten Bauern aber gedeihen und werden auf ihren jetzt vergrößerten Wirtschaften mit jedem Jahre wohlhabender. Auch hier also ergibt sich ganz von selbst eine Auslese, und unter den vielen Berufenen sind wenige Auserwählte.

Erfreuen nun nicht wenigstens, wie man meinen sollte, diese seltenen gutsituierten Bauern (etwa einer auf 5) das besorgte Herz des modernen russischen Volksfreundes, des demokratischen Liberalen, und flößen sie ihm nicht einige Zukunftshoffnungen ein? Im Gegenteil, sie sind ihm zuwider, wie die Spinnen dem Holländer; sie sind ihm ein Dorn im Auge, ein lebendiger Vorwurf, ja gewissermaßen eine fleischgewordene Widerlegung seiner ganzen Theorie vom Volkselend und dessen Ursachen. Noch ingrimmiger aber haßt diese wohlgebeihenden, behäbigen Bauern der echte russische Demagog und Volksaufwiegler unsrer Tage; er nennt sie darum Wucherer („Kulaki“), Blutsauger und Bedrücker der Armen und verabscheut sie ebensosehr wie die Hüter der Ordnung, — die Polizeibeamten. Denn durch solche Leute kommen alle seine Geschäftsgeheimnisse in Gefahr verraten zu werden, vor allem das Geheimnis, daß der Demagog den Demos nur führt, um ihn zu beherrschen und als schlauer Tyrann auszunutzen. Da kommen ihm diese selbständigen, materiell unabhängigen Exemplare aus der Bauerschaft in den Weg, diese herumwandelnden Beweise dafür, daß es fast nur am Fleiß, an der Nüchternheit und Sparsamkeit, kurz an den Charaktereigenschaften der Bauern selbst liegt, wenn der eine reich, der andre arm ist. So etwas stört. Der Demagog und Demokrat will ausschließlich hungernde und zerlumpte Bauern haben; sie bilden das Aushängeschild seiner Firma und

das Thema seiner Freiheitslieder. — Zweifelt man daran, daß diese Darstellung zutreffend sei? Jede Nummer der Zeitungen von „freiheitlicher“ Tendenz, jede politische Broschüre im Sinne des „Fortschritts“ bestätigt die Richtigkeit meiner Angaben.

### III.

Wählt man also den andern Weg: sorgt man (soweit dies von staatswegen möglich) dafür, daß aller zur Landwirtschaft geeignete Boden die bestmöglichen Besitzer hat, d. h. diejenigen, die dem Boden die reichsten und am höchsten zu bewertenden Früchte abgewinnen, so folgt daraus von selbst eine zunehmende Wohlfahrt und Wohlhabenheit der gesamten Bevölkerung. Die Summe der erzielten Werte nimmt zu; die zum Unterhalt der ganzen Nation notwendigsten Bodenerzeugnisse, die ja nur die Landwirtschaft produziert, sind reichlicher vorhanden; sie werden dadurch billiger und jedem leichter zugänglich. Was davon nicht in Rußland verbraucht ist, wird ins Ausland verkauft und bringt Geld ins Land. Die zunehmende Konkurrenz nötigt die Landwirte zu immer intensiverem Betriebe, wodurch eine immer größere Anzahl von Personen bei der Landwirtschaft lohnende Beschäftigung findet. Und dabei gedeihen natürlich nicht nur die Ackerbauer, sondern es gilt das alte Sprichwort: Hat der Bauer Brot, so hat jeder Brot. Die intensivere Landwirtschaft fordert viele Maschinen, Ackergeräte und Gebäude. Die immer wohlhabender werdenden Landwirte haben immer ausgedehntere Bedürfnisse materieller und geistiger Art, so daß Industrie, Handwerk, Handel und Erziehungswesen notwendig auch gefördert werden und vielen andern Personen das Brot geben. Von allen andern Erzeugnissen menschlicher Arbeit kann es ja unter Umständen noch in Zweifel gezogen werden, ob sie auch wirklich nützlich seien und Nachfrage nach ihnen bestehe, von denen der Landwirtschaft — nie. Denn was die Landwirtschaft uns gibt, ist „victus et amictus“.

Das alles ist nun fast selbstverständlich und so einleuchtend, daß ich mich schäme, hier dergleichen noch weitläufig zu begründen; jedoch es haben mich dazu unsere modernen Volksbeglucker genötigt, die sich dagegen die Augen verbinden und selbst die Sonne nicht sehen können, weil jede Rede, die klar und wahr und human ist, bei ihnen im Verdacht steht von der Partei der „schwarzen Bande“ zu kommen und daher ausgepiffen wird. Ich habe, ihrer Meinung nach, auch jetzt noch nichts zur Sache gesprochen, da ich die Schluß-

folgerungen noch nicht so weit ausgedehnt habe, um die Frage zu beantworten, welche Art Grundbesitz zur Erreichung des angegebenen Zieles (Förderung des Gesamtwohls) geeignet sei — der Großgrundbesitz oder der Kleingrundbesitz?

Nun also: Welcher Grundbesitz bringt bei gleich hohen Ansprüchen der Besitzer und Bearbeiter des Landes den höheren Gewinn — der Großgrundbesitz oder der Kleingrundbesitz? — Auch bei der Beantwortung dieser Frage braucht man eigentlich nur das zu wiederholen, was selbstverständlich ist und was die Erfahrung uns beständig vor Augen hält.

Angenommen, die Beschlüsse der russischen Reichsduma werden erfüllt und Güter von durchschnittlich etwa 500 Dessjatinen urbaren Bodens (wie sie im Süden und Westen des Reiches häufig vorkommen) werden den Besitzern zwangsweise weggenommen und unter je 50 Bauern so verteilt, daß auf jede Familie also 10 Dessjatinen kommen; dann mag sich jeder selbst die Frage beantworten, wo die Betriebskosten mehr ausmachen werden, auf den neuentscheidenden 50 bäuerlichen Wirtschaftseinheiten, welche (um des Friedens und der alten Gewohnheit willen alle getrennt) 50 Viehställe, 50 Kornspeicher usw. mit je vier Wänden brauchen, — oder auf dem früheren einen Gute mit einem großen Viehstall, Kornspeicher zc.? und in welchem Falle die Gebäude dauerhafter aufgeführt sein werden, also seltener erneuert zu werden brauchen? Das Gesamtareal der Felder wird jedoch durch die Verteilung unter 50 Familien nicht größer noch erträglicher, sondern um soviel kleiner, um wieviel die 50 Hofsplätze den einen früheren an Umfang übertreffen. Die Rechnung ist so einfach, daß man sie nicht erst auszuführen braucht.

Wenden wir uns jetzt der Frage zu, wo die richtige Anpassung der disponibeln Arbeitskräfte — sowohl der arbeitstüchtigen Menschen als der Tiere, zeiterparenden Maschinen zc. — an die Größe des Besitzes bessere Aussicht auf Gelingen hat — beim Kleingrundbesitz oder beim Großgrundbesitz? Angenommen, in einer Wirtschaftseinheit von 10 Dessjatinen Ackerboden reicht eine aus fünf vollwertigen Arbeitern (Vater, Mutter und drei Kindern) bestehende Familie hin, um alles nötige zu leisten, so kann es jederzeit durch die gewöhnlichsten Zufälle leicht geschehen (z. B. durch Krankheit, Tod, Heirat aus dem Hause, Wehrpflicht zc.), daß sich die Zahl der Arbeitenden von 5 auf 3 vermindert, wofür ja die jetzigen kleinen Bauernwirtschaften beständig Beispiele liefern — was erfolgt dann in der Regel, da doch das zu bearbeitende Landareal und

die Abgaben immer dieselben bleiben und drei Menschen unmöglich die Arbeit für fünf zu leisten imstande sind. Jetzt kann der Bauer noch bisweilen einen Knecht oder eine Magd als Ersatz in den Dienst nehmen, aber wo sollen im Zukunftsstaate, der keine „landlosen, enterbten, geknechteten“ zc. Bauern mehr zuläßt, solche Knechte und Mägde herkommen?

Was indeß meistens bereits jetzt in solchen Fällen in russischen Bauerwirtschaften geschieht, kann jeder selbst sehen. Es wird kein Knecht angenommen, sondern die landwirtschaftlichen Arbeiten werden eben schlechter gemacht als sonst; dem Boden wird weniger Ertrag abgewonnen, indem solche Früchte angebaut werden, die weniger Arbeit erfordern; statt Runkelrüben und Flachs sät man Hafer, Klee oder irgend ein Futtergras, oder man läßt den Boden sogar brach liegen; denn um das überschüssige Land an andre zu verpachten, dazu fehlt es gewöhnlich an der Einsicht oder Gelegenheit. — Und nun frage man sich anderseits, dieselben Proportionen festhaltend, ob es auf einem Gute, wo zur Arbeit 25 Hofsknechte nötig sind, auch vorkommt, daß ihrer nur 15 gehalten werden? Der Ersatz für die ausscheidenden Arbeitskräfte (ob es sich um Menschen, Tiere oder Maschinen handelt) ist hier immer unvergleichlich leichter zu schaffen.

Es kann aber auch zweitens ebenso leicht der entgegengesetzte Fall eintreten; auf einer bäuerlichen Wirtschaftseinheit, für welche gerade drei Arbeitskräfte genügen, stellen sich fünf ein — durch Heirat, Rückkehr aus dem Militärdienst, Heranwachsen der Kinder usw. Auch dann bleibt die Ackerfläche nur ebenso groß, wie sie war, sie ist nicht aus Gummi und läßt sich nicht dehnen und recken je nach der Zahl der Mägen, die sie jetzt satt machen soll. Was geschieht dann erfahrungsgemäß auf dem russischen Bauernhofe, falls keiner der überschüssigen Arbeiter sich entschließt als „Landloser“ anderwärts in Dienst zu treten, sondern jeder sein Recht an dem ganzen Anteil ausnützen will? Es wird meistens von den fünf Arbeitern nicht mehr geleistet, nicht mehr an Erzeugnissen produziert, als früher von den dreien. Auch fünf Menschen finden es bald garnicht schwer, sich in dieselben Arbeiten zu teilen und ihre Zeit dabei irgendwie zu verbringen. Sind sie dabei mitunter müßig und auf knappere Rationen angewiesen, wie es ja in der Natur der Sache liegt, so wächst damit für sie die Versuchung, sich nach unredlichem Gewinn umzusehen. Solche überfüllte Bauernhöfe sind daher oft eine Geißel für das Dorf und die Umgegend. Zu der Zeit, wo der Mensch müßig ist, verbraucht

er, wie man weiß, nicht weniger, sondern mehr, als zu der Zeit, wo er sich seinen Lebensunterhalt erarbeitet.

Jetzt frage man sich auf der andern Seite wieder, ob es auf Gutswirtschaften, wo 15 Hofsknechte zur gesamten Arbeit genügen, auch vorkommt, daß man 25 Knechte hält? — Zieht man noch ferner in Erwägung, daß der Gebrauch vieler notwendiger landwirtschaftlicher Maschinen dem Kleingrundbesitzer wegen der Anschaffungskosten versagt ist, daß Unglücksfälle, die dem Ackervieh zustößen können (Beinbrüche, Gestohlenwerden), leichter bei ihm eine Störung in der Arbeit verursachen, so ist es leicht ersichtlich, um wie viel größere Erträge der Boden beim großen Besitz als beim Kleingrundbesitz liefert, wieviel Kräfte (an Menschen, Tieren und Maschinen) in ihnen gespart und auf den Bauerhöfen verzettelt und verschwendet werden, wie unproduktiv endlich der kleine Betrieb durch den Mangel an rationeller Leitung wird. Alles, was von den erarbeiteten Erträgen der eine Großgrundbesitzer wegen seiner höheren Ansprüche an Komfort und Luxus etwa mehr verbraucht, ist meist verschwindend gering im Vergleich zu dem, was an Kräften und Leistungen auf allen den kleinen Bauerhöfen zusammen in einer Weise verloren geht, daß die Besitzer selbst nicht zu sagen wüßten, wo es geblieben ist. Der Großgrundbesitzer gibt durch seine Luxusbedürfnisse wenigstens in dem Maße, als er das Erworbene ausgibt, andern Leuten zu verdienen; die Arbeitskräfte jedoch, die auf den kleinen Bauerhöfen sorglos und sinnlos verzettelt werden, kommen niemandem zugute. Und daraus folgt dann auch, welche Arten von Wirtschaften den Wohlstand der gesamten Nation eigentlich aufrecht erhalten, fördern und heben und die ungeheuren Quantitäten an Korn, Zucker zc. liefern, die Rußland bisher jährlich ins Ausland verkauft hat. Die einfachste Rechnung zeigt, daß es der Großgrundbesitz ist, der dem Staate zur hauptsächlichsten, mit jedem Jahre reichlicher strömenden und fast unverfälglichen Einnahmequelle dient; daß er die 80 Millionen Rubel und mehr ins Land schafft, die jährlich als Zinsen der Staatsschulden den auswärtigen Gläubigern zu zahlen sind. Daher haben die Personen, die als Eigentümer den Großgrundbesitz zu erhalten verstehen, und diejenigen, die durch Kenntnisse, Willensstärke und Scharfsinn imstande sind, die großen Wirtschaften zu leiten, ihre höheren Einnahmen ehrlich verdient und gehören zu den nützlichsten Staatsbürgern.

Nun will ja aber das jetzige russische Parlament, um nicht gar zu viele Leute gleich anfangs kopfscheu zu machen und sie ins

Lager anderer Parteien zu treiben, sich den Schein geben, als sollten den Gutsbesitzern ihre Güter nicht glattweg geraubt und gestohlen werden; man will sie ihnen nur zwangsweise abkaufen zu einem Preise, den die Volksbeglucker selbst festsetzen, um dann das Land unter die armen, landlosen, hungernden usw. Bauern zu verteilen. Dieser Parlamentsbeschluß klingt so unschuldig, daß es sich lohnt, ihn näher zu betrachten. — Zum Abkaufen von Gütern gehört natürlich Geld; das Geld ist, wie man weiß, nicht vorhanden. Da beginnt bereits die Not. Was tut aber ein guter Christ, wenn er in Not ist? Er geht zum Juden. Sollten nun wirklich, wie Abgeordnete der „Bauern“ im russischen Parlament gemeint haben, die Mendelson, Rothschild und Bleichröder dem „sich erneuernden“ russischen Staate das Geld auf sein ehrliches Gesicht hin schon vorstrecken, um sämtlichen Privatbesitzern ihre Güter abzukaufen? Niemand, der mit seinen Gedanken im praktischen Leben weilt, wird so naiv sein, ihnen, den großen und besonnenen Rechnern, eine solche Torheit auch nur zuzumuten. Nur verrannte Doktrinäre konnten auf diese Idee verfallen, nur Doktrinäre, die sich mit ihrem Schlafrock verwechseln. — Was bleibt also übrig? Der Staat druckt — darüber ist die Majorität des Parlaments schon einig — sog. „Wertpapiere“, mit denen die Gutsbesitzer für die ihnen abgenommenen Güter bezahlt werden; und da an den Wertpapieren doch Coupons sein müssen, die doch schließlich bares Geld repräsentieren, so zahlt der Staat den Inhabern der Wertpapiere jährlich oder halbjährlich Zinsen. Diese Zinsen müssen natürlich durch eine den Bauern für das vom Staate empfangene Land aufzuerlegende Steuer oder Pacht aufgebracht werden. Das ist eine ganz einfache Finanzoperation. Wenn man aber bedenkt, daß die Ländereien der jetzigen Gutsbesitzer fast ausnahmslos bereits in der Staatsagrarkasse in St. Petersburg oder in den vom Staate bestätigten Privatagrarkassen zu hohen Summen verpfändet sind, und daß meistens außerdem auch noch ingrossierte Privatschulden auf ihnen lasten, für die alle ohnedies schon die Renten zu zahlen sind, und wenn man dann ferner im Auge behält, wie wenig nach unsern der Erfahrung entnommenen Daten der russische Bauer als selbständiger Kleingrundbesitzer fähig ist aus seinem Lande Erträge herauszuwirtschaften, wie wenig er selbst die bisherigen Pachtsummen, also ganz minime Pachtsummen, hat leisten können, — dann staunt man über das nationalökonomische Genie des ersten russischen Parlaments, und wundert sich bloß, weshalb nicht lieber die rus-

fischen Abgeordneten proponieren, statt mit den neuzuprägenden Staatsschuldscheinen die Gutsbesitzer mit Bonbonpapieren für ihre Ländereien zu bezahlen. Es kommt auf eins heraus. Auch die dem russischen Parlament vorschwebenden „Wert“(?)papiere werden nur genau den Wert des Papiers haben, auf dem sie gedruckt sind. Bei dieser Prozedur bleibt aber das Papier leider nicht rein; es wird mit Druckerschwärze besudelt, und bedrucktes Papier bezahlt man bekanntlich nur mit etwa einem Kopelen für das Pfund. Darnach habt ihr, meine lieben Gutsbesitzer, — ob ihr nun Edelleute, Bauern, Bürger oder Reichsdumaabgeordnete seid — eure Zukunftspläne einzurichten, und mit euch auch alle, die eure Produkte abkaufen, die euch ihre Ersparnisse geliehen haben, und diejenigen, deren Ersparnisse in den Pfandbriefen der Agrarbanken angelegt sind. Es ist ein „böser Markt“, der zunächst euch, den Gutsbesitzern, bevorsteht; genau wie in dem also betitelten bekannten Gedicht von Chamisso wird euch die Pistole auf die Brust gesetzt, damit ihr für wertlose Fesseln all euren Besitz abgeben sollt. Deshalb verrate ich euch aber auch rechtzeitig, daß, genau ebenso wie bei Chamisso, die Pistole noch nicht geladen ist.

Zweifelt jemand an der Korrektheit der obigen Angaben? Wenden wir uns sofort wieder den Zahlen zu, die den deutlichsten Beweis liefern.

Jenes oben angenommene Durchschnittsgut der zentralen oder südlichen Gouvernements des europäischen Rußland von etwa 500 Dessjatinen brauchbaren Bodens gibt — ob man es nun verpachtet oder selbst bewirtschaftet — nach Abzug der Steuern und Lasten einen reinen Ertrag von etwa 10,000 Rubeln, also pro Dessjatine 20 Rubel. Davon werden — so wie die faktische Lage der Gutsbesitzer jetzt nun einmal ist — etwa 5500 Rubel an die Agrarbank, von der das Gut beliehen worden, zu zahlen sein, und außerdem durchschnittlich etwa 1500 Rbl. Zinsen der Privatobligation, mit der das Gut behaftet ist. Das macht zusammen 7000 Rbl., so daß dem Besitzer etwa 3000 Rbl. reine Revenue übrigbleiben, womit er anständig leben kann. Übergibt man es, wie früher angenommen und wie auch das Projekt der Reichsduma lautet, an 50 Bauerfamilien, deren jede also 10 Dessjatinen bekommt, so müßte, falls man allen Anforderungen gerecht werden will, jede Familie ihren vollen Lebensunterhalt finden und dann noch für ihre 10 Dessjatinen eine Pacht (resp. Steuer) von 200 Rubeln bezahlen. Es müßte dabei also, nachdem die sämtlichen Besitzer und Arrendatoren, die erfahrensten und erfolgreichsten

Landwirte, ganz aus der Landwirtschaft ausgeschlossen sind, mehr Gewinn erarbeitet werden, als bisher. Sollte nun aber tatsächlich unter dem Feldgeschrei der Freiheit die allergrößte Unfreiheit mit der ganzen Bestialität ihrer moralischen Konsequenzen bei uns einziehen, was wird dann, nach der bisherigen Erfahrung, der russische Bauer auf einem Stück Land von 10 Dessjatinen leisten? In Wirklichkeit ist eine Bauerfamilie auf 10 Dessjatinen nicht einmal imstande 100 Rbl. Pacht zu zahlen. In den Verhandlungen der Reichsduma wurde konstatiert, daß 7 Rbl. pro Dessjatine für den Bauern schon eine zu hohe Zahlung wäre, ja die Deputierten der sog. „Bauern“, d. h. die Volksaufwiegler, behaupteten, der Bauer könne nur zwei Rubel von der Dessjatine zahlen. Somit wäre es also, welche Ziffer man auch bevorzugt, den Bauern als Besitzern oder Nutznießern des Gutes niemals möglich, auch nur die Zinsen der Bankschuld als erster Obligation zu tilgen, und alle übrigen Gläubiger hätten das Nachsehen. Alle die inländischen und ausländischen Inhaber von Pfandbriefen und Aktien der Agrarbanken hätten große Verluste (bis über 50 %) zu erleiden; die übrigen Gläubiger jedoch, zumal die bisherigen Gutsbesitzer selbst, wären um all das ihrige geprellt.

Das ist also das Meisterstück der Finanzkunst unsrer Volksbefreier! Sie gehören zu jener, leider nicht nur in Rußland häufigen Spezies von Menschen, die in schwierigen Lebenslagen, wo sich den zu verwirklichenden Plänen irgend welche ökonomische Hindernisse in den Weg stellen, nicht etwa zu sich sagen: da muß man seine Kräfte zusammennehmen, muß tüchtig arbeiten, sparen, sich anstrengen, um das Quantum der Werte zu vergrößern, — sondern deren ultima ratio immer nur lautet: Schuldenmachen! Völlig gedankenlos und ohne zu erwägen, daß der Kredit nur einen Sinn hat, wenn die Bedingungen zur Abtragung der Schuld bereits gegeben sind, schwärmt man für das „Eröffnen von Krediten“, „Erhöhung des Kredits“ und wie die übrigen euphemistischen Umschreibungen für gewissenlosen Leichtsinn sonst heißen mögen. Alte Schulden versteht man nur noch zu tilgen, indem man neue macht. Kein Wunder, daß die russische Parlamentsmajorität auch für alle Nöte des verschuldeten Staates keine andre Panacee aufzufinden weiß, als Schuldenmachen! Wozu hat denn der Staat seine Druckerei, wenn er nicht „Wert“papiere und Coupons verfertigt und sie den Gutsbesitzern an Stelle ihres Landes in die Hand drückt. Merkt es euch! davon wird nie etwas bezahlt

werden — das ist alles Zukunftsmusik des Petersburger Parlamentsdemagogen.

Eine Tat läßt du erwarten,  
Die du einst zu tun gebest;  
O, wir kennen diese Arten  
Wind'ger Schuldenmacher längst!

Die Majorität der „Volksvertreter“ spricht in ihren Eingaben und Beschlüssen mit schmerzverzerrten Mienen von den „schwer arbeitenden Bauern“, als ob die Arbeit für den Menschen ein ausnahmsweise vorkommendes schreckliches Unglück und nicht vielmehr das allgemeine Menschenlos und die Vorbedingung für jedes Glück wäre. Wer das Leben des russischen Bauern aus eigner Anschauung kennt, weiß, daß er noch lange nicht so schwer arbeitet, wie der deutsche, französische und italienische Bauer, daß er aber weniger Sinn dafür hat, Ersparnisse zu machen und infolge dieser Schwäche seine Wirtschaft selten verbessert und leicht von der augenblicklichen Arbeitsgelegenheit abhängig ist. Die Geistesverwirrung und Demoralisation geht jedoch heutzutage in Rußland so weit, daß allein noch die rein physische, in animalischer Muskelkontraktion bestehende Arbeit mit dem Namen „Arbeit“ beehrt werden darf; so weit, daß man es einem Menschen als Frevel am edlen Arbeiterproletariat und dem gesamten Bauernstande anrechnet, wenn er durch lebenslange, unermüdlige Arbeit und Sparsamkeit mit Anspannung aller Geisteskräfte sich ein Kapital erarbeitet, dafür ein Gut gekauft hat und es nun auch behalten will. Weder er noch seine Kinder sollen wagen die Frucht ihrer Mühen zu genießen, indem sie habgüchtigerweise ihr Gut bewohnen und benugen; denn sie entziehen es damit ja dem „arbeitenden“ Teil der Bevölkerung. Daß aber aufgehegte Scharen solcher Bauern, die infolge ihrer Indolenz, ihrer Neigung zum Trunk und zur Vergnügungssucht arm geblieben sind und — was man ihnen auch schenken möge — immer nach kurzer Zeit wieder arm sein werden, daß die in räuberischer Weise über das von andern erarbeitete Hab und Gut herfallen, wird für eine Außerung durchaus berechtigter Triebe erklärt. Und — was allein an dieser Situation wunderbar ist — fast niemand wagt zu widersprechen.

Doch greifen wir wieder den fallengelassenen Faden der Erörterung auf.

Den vorhin gemachten ziffermäßigen Angaben dessen, was eine russische Bauernwirtschaft leistet, wird man vielleicht den Einwand entgegenhalten, daß doch oft der russische Bauer, wenn er

10 Dessjatinen Land pachtet, viel mehr als 100 Rbl. dafür zahlt. Dieser Einwand ist richtig und uns erwünscht, denn er gibt Gelegenheit, durch Vervollständigung der Daten Schlußfolgerungen von einschneidender Bedeutung zu ziehen. Der russische Bauer — nicht jeder, sondern der auserwählte, der fleißige, umsichtige Landwirt — zahlt allerdings für 10 Dessjatinen auch bis zu 250 Rbl. Urrende, aber nur wenn er außerdem schon seinen Landanteil hat, der ihm und seiner Familie den Unterhalt liefert, und gewöhnlich auch nur in dem Falle, daß er nicht nur die 10 Dess., sondern gleich 20 oder 30 pachtet; dann mietet er zur Bearbeitung des Landes von auswärts Tagelöhner und Knechte, also „landlose“ Leute, leitet und beaufsichtigt ihre Tätigkeit; denn nur zufälligerweise kann einmal ein Wirt in der eignen Familie so viel Arbeitskräfte haben.

Hieraus ergibt sich mit unwiderprechlicher Deutlichkeit, bis zu welchem Areal die ökonomischen Einheiten vergrößert werden müssen, damit sie, trotz der nun einmal auf dem Lande lastenden Schulden, rentabel werden, — nämlich bis zur Größe von mindestens 20—40 Dessjatinen. Und hierdurch geraten die sozialdemokratischen Reformatoren in eine Zwischmühle: entweder man gibt jeder Familie so wenig Land, daß sie ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen gegen ihre Gläubiger durchaus nie gerecht werden, ja beim Zuwachs der Bevölkerung selbst nicht mehr satt werden kann, oder man gibt jeder Familie ein Stück Land von genügender Größe (wo sich soviel ergattern läßt), d. h. von 20—40 Dessjatinen, und muß dann für „Arbeitsklaven“ sorgen, nämlich dafür, daß der Bauer Knechte und Mägde halten könne, die natürlich wiederum das bemitleidenswerte „Arbeiterproletariat“ bilden — die Landlosen, Enterbten; denn sonst kämen sie ja nicht auf fremdes Land, um zu arbeiten. — Was soll dann aber mit all jenen Bauern geschehen, die auf kleinen Landparzellen sitzen und nicht zahlen? Einige oder auch viele Gutsbesitzer, die bankrott geworden sind, verlassen einfach ihre Güter oder werden vom Gericht ermittelt. Aber wohin soll man einige Millionen zahlungsunfähiger Bauernfamilien ermittlern? Falls ihre Gläubiger dann das Land in Besitz nehmen, so sind die Bauern ja wieder „landlos“, was gegen das Grundprinzip verstößt.

Man sieht, welch schöne Zukunftsperspektive sich uns bei diesem Versuch der Volksbeglückung eröffnet: der moderne Odysseus, der Nachbeter des Henry George, der die „Nationalisation des Landes“ zu erreichen sucht, gerät aus der Scylla in die Charybdis;

er ist aber nicht wie der griechische — ein Held und steht nicht unter dem Schutze der Pallas Athene.

Aber auch das Minimum von 20—40 Dessjatinen für landwirtschaftliche Einheiten darf uns noch nicht für das Ideal gelten, dem die Agrargesetzgebung zuzustreben habe. Erstens deshalb nicht, weil es eine sündhafte, despotische Vergewaltigung ist, wenn eine durch allerlei „Mittel“ für den Augenblick zusammengebrachte Zufallsmehrheit des Parlaments Verfügungen trifft, durch welche das wohlervorbene oder ererbte Eigentum einem Teil der Staatsbürger zwangsweise weggenommen wird. Zweitens deshalb nicht, weil gerade dieser Teil der Staatsbürger, nämlich die Großgrundbesitzer, für das dauernde Wohlergehen der Gesamtheit besonders wichtig sind. Sie bilden überall mit den begüterten Bauern zusammen das konservativste Element der Bevölkerung; denn da sie bei jeder Störung der staatlichen Ordnung, Wohlfahrt und stetigen kulturellen Fortentwicklung am meisten zu verlieren haben und nicht wie gewisse andre Leute, nachdem sie Unheil angerichtet, den heißen Boden verlassen können, so ist auch ihr Wohl mit dem Wohl aller andern Bevölkerungsklassen — vom Tagelöhner und Fabrikarbeiter bis zum Kaufmann, Fabrikanten, Gelehrten und hohen Staatsbeamten hinauf — auf das engste verwachsen; und sie werden daher schon aus wohlervogendem Egoismus immer am ernstlichsten um das Gesamtwohl besorgt sein und auch in diesem Sinne ihre Stimmen im Parlament abgeben. Dabei ist es unzweifelhaft, daß die gesamten Bodenerträge in Rußland durch Vervollkommnung der Landwirtschaft, besonders durch rationelle Wasserwirtschaft (Berieselung des Bodens) enorm gesteigert werden können, nicht aber dadurch, daß der Boden, so wie er ist, dem einen geraubt und dem andern geschenkt wird.

Was aber das Wesen der Arbeit betrifft, so möge statt der Gemeinplätze ein Bild aus dem Leben diese Betrachtung schließen und die Sachlage illustrieren. — Vor uns liegt ausgebreitet das Feld eines großen Gutes, auf dem Weizen, Runkelrüben oder anderes gebaut wird; im Frühling bei der Saat, im Herbst bei der Ernte, und darauf, wenn das Korn dort mit der Dampfdreschmaschine gedroschen, und dann endlich, wenn die Erzeugnisse zur Mühle, zur Eisenbahn oder zur Fabrik abgeliefert werden, — wer sind von Anfang bis zu Ende die wirklichen Arbeiter, die die Produkte zustande bringen? Bauern, Tagelöhner, also „Muschiki“ und wieder „Muschiki“ bewegen sich auf dem Felde bei der Arbeit; höchstens ein Aufseher oder Maschinist steht müßig daneben. Seht

ihr wirklich niemanden weiter die Arbeit vollbringen? Das Auge des Nationalökonomens sieht dort auch alle jene, die einst den Boden aus Wald, Wüste, Sumpf- oder Steppenland zum fruchtbaren Acker umgeschaffen und wertvoll gemacht haben; alle, die die landwirtschaftlichen Geräte verfertigt und die vielen Maschinen erfunden und vervollkommenet, die Speicher auf dem Gute und die Behausungen für das Ackervieh aufgeführt. Alle die Techniker, Handwerker, Kulturingenieure und Architekten sieht er dabei mit an der Arbeit — sie, die den Ackerbau durch ihre einstige Arbeit so weit gefördert haben, bis er so bedeutendes leistet. Er sieht aber endlich auch den Besitzer oder Pächter des Gutes mitarbeiten, der durch Unternehmungsgeist, Kenntnisse und die Gabe, richtig mit seinen vielen Leuten umzugehen, erst befähigt wird, das Ganze zu leiten, der also für so selten vereint anzutreffende Leistungen auch einen ganz andern Gewinn erhalten muß, als derjenige, der nur zum Tagelöhner tauglich ist. Denn der Unternehmer riskiert ein Vermögen dabei — Kapitalien, die wieder von andern Menschen an andern Orten des weiten Erdenrunds durch geleistete Arbeit zusammengebracht worden und jetzt zur Löhnung der Arbeiter, Anschaffung der Maschinen, der Gebäude zc. verwandt werden und die der Kapitalist nicht jedem anvertraut. — Alles das sieht der Nationalökonom; er weiß, daß drei Faktoren zur Produktion zusammenwirken: Arbeit, Kapital und Land, und daher drei Parteien sich in den Gewinn teilen müssen — der Arbeiter, der Kapitalist, der Landeigentümer. Wie viele sich regende Hände, wie viele schweigende, sich mühende Köpfe sind außer dem „sich mühenden Muschik“ noch als unsichtbare Mitarbeiter auf diesem Ackerfelde zugegen! Auch sie muß man erkennen und mitzählen. Im Geiste wirken sie und verdienen ihren Lohn. Doch der russische Parlamentsdemokrat sieht sie nicht, denn aller Geist ist unsichtbar für den, der selbst keinen hat.

#### IV.

Jetzt, nachdem wir in Kürze kennen gelernt, worin die russische Agrarfrage besteht und wie aussichtslos die Versuche ausfallen müssen, sie in der bisher vorgeschlagenen Weise zu lösen, erwächst uns die Pflicht, eine tauglichere Remedur für die vorhandenen Schäden zu empfehlen. Und schon aus dem bisherigen läßt sich entnehmen, daß unser Lösungsversuch einen total andern Charakter an sich tragen wird, als dasjenige, worauf die Sozialdemokraten des russischen Parlaments verfallen sind: auf einen

dem Krallenhieb des Raubtieres gleichenden plötzlichen Griff nach fremdem Eigentum, womit als Tröstung ein verzweifelter Versuch, wieder neue Schulden zu machen, verbunden ist. Wir kennen keine so schnelle Lösung und besitzen keine so drastischen Mittel. Wird es aber auch dem Demokraten des Parlaments in den Kopf gehen, daß es soziale Probleme gibt, die sich in Wirklichkeit nur langsam lösen lassen?

Alles, was wir bringen, besteht in nichts andrem als rastloser, geduldiger, ruhiger Arbeit, und zwar erstens in aufklärender, selbstloser Verstandesarbeit der höher entwickelten Bevölkerungsklassen; zweitens in gesetzgeberischer Arbeit des Staates; drittens in zusammenwirkender Arbeit der Gesellschaft und des Staates, worüber im allgemeinen nur bemerkt sei, daß ohne sittliche Erhebung die Gesellschaft auch nie wird sittliche Aufgaben lösen können.

Erstens gilt es eine Reihe verderblicher Vorurteile zu bekämpfen, die teils allgemein in der Gesellschaft verbreitet sind, teils im Parteiinteresse von den Sozialdemokraten gefördert werden. Ein ganz allgemeines russisches Vorurteil ist die grenzenlose Verehrung, die man mit doktrinärer Einseitigkeit für den „Bauern“ hegt. Es ist eine Begriffsvergötterung, denn sie betrifft nicht den einzelnen Bauern; den findet man, bei Licht besehen, immer schon ziemlich verdorben; aber der Bauer „an sich“, die Bauerschaft als solche gilt im Gegensatz zur verrotteten, zerfahrenen „Intelligenz“, Bourgeoisie zc. für eine gewaltige Kraft, etwas ganz unerschütterlich starkes, für die unverstümmte Quelle alles echten und unverfälschten guten. Der vulgäre Patriotismus äußert sich in einer so blinden, kritiklosen Verherrlichung der dem gebildeten Russen eigentlich recht unbekanntem niederen Volksmasse, wie sie bei keiner andern europäischen Nation vorkommt. Dies Idol haben sich einst ziemlich konservative Patrioten (von Turgenejew an) in aller Aufrichtigkeit gesetzt, und die jetzigen Parlamentsdemokraten machen es sich flug zunutze, um sich eine große Heerde von Stimmvieh zu schaffen. Nur unter dem Drucke dieses Vorurteils ist der Bauerschaft eine solche Zahl von Sitzen im Parlament zugewiesen worden, wie sie ihnen garnicht ihrer Bedeutung nach zukommt.

Welche Wirkung heute ein solches Vorurteil haben muß, ist sonnenklar; denn gilt der unerschütterliche Glaubenssatz, daß der Baum gut ist, so folgert man, daß auch die Frucht, mag sie uns scheinen wie sie wolle, eigentlich gut sein müsse. Dementsprechend bemüht sich die russische Gesellschaft und Presse der verschiedensten

Schattierungen, allem, was von der allgemeinen Masse der Bauern ausgeht, eine günstige, vielverheißende Deutung zu geben. An alles andre wagt die zersekende Kritik des zivilisierten, denkenden Russen sich heran, die Koryphäen seiner eignen Bildungsklasse zerpfückt sie mit unbestechlicher Aufrichtigkeit, doch vor der Majestät des Bauern „an sich“ verstummt sie wie ein Schaf vor seinem Scheerer. Um doch noch auf irgend eine Weise die Seele an der Größe des eignen Volkes erheben zu können, hat sich der skeptische, defadente Patriot den „Muschit“ in abstracto gewählt und ihn heilig gesprochen. In jener unterschiedslosen, dumpfen, vor allem aber noch unbekanntem Masse des Volkes, in jenem amorphen Residuum muß für ihn das Große, nach dem er sich sonst vergebens umsieht, und das Heil des Vaterlandes liegen. So macht es meist der moderne Russe, während der Deutsche bisher auf Luther, Kant, Goethe und Bismarck stolz war, nicht aber auf die noch unausgebrüteten Eier. Die moderne deutsche Sozialdemokratie hat freilich auch das Sensorium für die Wahrnehmung geistiger Größen verloren, weil sie selbst keine hervorbringt.

Dementgegen sollte man nun die Augen aufmachen und erkennen, daß allerdings der russische Bauer sich nicht nur durch schlichte Würde und Takt im Benehmen auszeichnet, sondern überhaupt ein gutmütiger, liebenswürdiger, mit künstlerischen Anlagen und scharfem Verstande begabter Mensch ist; daß aber von seiner besonderen Kraft (natürlich nicht in Hinsicht der Muskeln, sondern des Charakters) zu sprechen und auf seine Stärke die Zukunft Rußlands bauen zu wollen eine entsetzliche Torheit wäre. Der russische Bauer kann schon jetzt viel leisten und wird es in Zukunft wohl entschieden weiter bringen, allein nur falls er noch auf lange hinaus sich beständig unter fester Leitung befindet. Er ist von der Charaktermündigkeit weit entfernt; sich selbst überlassen, ist er meist leichtsinnig, unzuverlässig und jeder Art Verführung zugänglich. Das hat sich in den letzten Jahren darin gezeigt, daß es den sozialistischen Agitatoren meist so leicht wurde, die Bauern gegen die Gutsbesitzer aufzuheizen, so daß sie ihnen die Höfe niederbrannten, ihre Habe raubten und vielfach die Zuckerfabriken zerstörten, von deren Betrieb ja doch die Existenz der Bauern selbst abhing. Es zeigt sich auch noch darin, daß die Bauern, durch Konflikte einzelner Personen erregt, sich so leicht zu Judenhezen bewegen lassen, wo sie zu wilden Tieren werden, und daß während des russisch-japanischen Krieges die einberufenen Reservisten, wo sie ohne strenge Aufsicht blieben, sich in vielen Fällen unversehens

geradezu in Räuberbanden verwandelten. — Daher tue man nicht so, als sei der russische „Muschit“ sich in seinem dunkeln Drange auch schon immer des rechten Weges bewußt, als sei „vox populi vox Dei“; man höre auf in der Bauerschaft eine selbständig wirkende Potenz des sittlich Guten zu sehen und sie des rechten Gebrauchs der parlamentarischen Freiheit schon für fähig zu halten. Aus dem russischen Bauern kann viel werden, doch hoffe man nicht zu früh! Fürs erste ist er ein schwaches, sehr schwaches, der Führung durchaus bedürftiges Wesen. Er hat daher auch immer Führer gehabt, und wir alle wissen, wer jetzt seine Führer sind.

Ein zweites Vorurteil, das die einsichtige und gebildete russische Gesellschaft bekämpfen sollte, ist schon früher erwähnt worden, — es ist das Vorurteil gegen die Landlosigkeit. In allen Staaten gibt es sehr viele Personen, die kein Land haben, und andre, die sich mit dem Ackerbau befassen und teils eignes Land besitzen, teils nicht; sie gehen aus dem einen Zustande in den andern über und brauchen weder in dem einen Falle glücklich noch in dem andern unglücklich zu sein. Einzig und allein in Rußland bildet man sich ein, daß jeder, der zur Bauerschaft verzeichnet ist, durchaus sein genügend großes eignes Stück Land haben müsse, sonst sei er unglücklich; und wie der Morphiothophag schließlich, von einer Art Tollwut ergriffen, um sich Morphinum zu verschaffen, zu jedem Verbrechen bereit ist, so der russische Sozialist, um dem Bauer Land zu verschaffen.

Mit diesem Vorurteil gegen die Landlosigkeit hängt nun ein drittes, allgemeineres Vorurteil zusammen, das nicht spezifisch russisch ist und dessen Pflege zur sophistischen Taktik der Sozialdemokratie gehört. Denn fragt man, weshalb denn der landlose Bauer so bedauernswert sei, so bekommt man zur Antwort: weil er, durch die Not gezwungen, bei andern dienen muß. Er, der durch das Werk seiner Hände (ebenso wie der Fabrikarbeiter) alle die Werte, die Kapitalien schaffe, sei auf diese Weise abhängig von andern und verdiene doch am meisten die Selbständigkeit. — Daß bei dieser Argumentation bloß die physische Arbeit in Anrechnung gebracht wird, und nicht die geistige, wurde schon früher erwähnt.

Aber fragen wir uns doch offen, was diese Abhängigkeit eigentlich bedeutet und ob sie wirklich für den Bauer durchaus ein Unglück ist? Jeder Mensch in jeder seiner Lebensstellung ist schließlich sehr abhängig, nicht nur von ökonomischen Verhältnissen

und von der Natur, der Witterung zc., sondern besonders von andern Menschen.

Wie abhängig ist nicht der Gutsbesitzer, Lehrer, Kaufmann und wohl am meisten der Beamte von den Personen, mit denen er in Verbindung tritt und nach denen er sich beständig in irgend einem Sinne richten muß. Je höher jemand gestellt ist, um so vielfältiger pflegen seine Beziehungen zu andern zu sein, die er auf Schritt und Tritt zu berücksichtigen hat. Und nun sollte nur der zum Bauernstande gehörige Mensch von allen andern eine Ausnahme machen und nicht von andern abhängig sein dürfen! Mit dem Fortschritt der Kultur vervielfältigen sich die Relationen, in die ein Mensch zum andern tritt; jede dieser Beziehungen bedeutet ihrem Wesen nach eine neue Abhängigkeit, einen engeren Zusammenschluß der lebenden Kulturwelt. Das braucht aber niemanden verdrießlich zu machen, so wie die Glieder des Organismus von einander und dem Ganzen abhängen müssen, damit es ihnen wohl geht. Der Mensch soll garnicht, wie das Tier der Wüste oder wie der sibirische Pelzjäger, für sich allein dastehen. Im dem sog. Dienstverhältnis liegt an sich nichts entwürdigendes, da der Dienende sittlich ebenso selbständig ist wie der Dienstgeber; seine Arbeit ist um keine Spur weniger wert als das Geld, das er dafür bekommt. Daher ist er auch immer nur sein eignes Brot und nicht das Brot dessen, dem er dient, und die Abhängigkeit ist immer gegenseitig. Es ist eine Frucht moderner Mißverhältnisse, daß heutzutage Dienende und Dienstgeber sich für die Vertreter kollidierender Interessen halten und um feindliche Standarten scharen. Sie gehören vielmehr zu einander wie die rechte und die linke Hand. Unwürdig ist allein die Abhängigkeit des Parasiten, der das Brot, das er isst, nicht durch ehrliche Arbeit verdient noch bezahlt hat. Die Abhängigkeit, die überall in der Welt und in allen Gesellschaftsklassen sich von selbst einstellt, gliedert sich auch zum eignen Heil der „Abhängigen“ in verschiedene Grade, je nach der größeren oder geringeren Selbständigkeit der Charaktere. — Der russische Bauer, der auf seinen Landanteil angewiesen ist und auf seinem eignen Hofe lebt, ist nun bisher, wenn man von gelegentlichen kleinen Schikanen der Beamten absieht, fast lediglich von zwei Mächten abhängig gewesen — vom Hunger und vom Dorfkurat (Wucherer). Das ist aber, wie jeder sich mit eignen Augen überzeugen kann, eine viel drückendere, erbarmungslosere Abhängigkeit, als die Abhängigkeit des Bauernknechts und Hofsknechts, und sie hat auf den Charakter des Bauern bisher wahrlich keine erfreuliche

Wirkung geübt, oft zu Ausbrüchen der Zügellosigkeit und Wildheit geführt und oft den Bauern der Belehrung und Aufklärung sich verschließen lassen. Wozu also die Angst, einen Teil der russischen Bauern in Abhängigkeit von Dienstgebern zu bringen! Mancher wird dadurch in eine angemessenere, ja naturgemähere Lebensstellung kommen, als er sie bisher gehabt hat. Unerträgliche Härte ist in diesem Verhältnis deshalb ausgeschlossen, weil die Arbeit des Bauern in dem besteht, wonach immer starke Nachfrage ist; ein ehrlicher und fleißiger Arbeiter, dem es bei dem einen Dienstgeber nicht behagt, findet immer sofort bei dem andern Beschäftigung. Lebt jetzt mitunter der russische Bauer im Elend, so liegt das nicht daran, daß er sich bisweilen in Dienstverhältnisse begibt, sondern an der Schwäche seines eignen Charakters; Charakterfehler lassen sich aber nicht durch Parlamentsbeschlüsse wegschaffen.

Wie viel wird also schon zur Beruhigung des Landes und zur Förderung friedlichen Zusammenwirkens der Gesellschaftsklassen durch Bekämpfung dieser drei allgemein verbreiteten Vorurteile gewonnen sein! Erst dann werden die folgenden, vom Staate vorzunehmenden, auf freiheitliche Entwicklung abzielenden Gesetzreformen richtig aufgefaßt werden und segensreich wirken.

Erstens ist der in den zentralen Gouvernements bisher bestehende Gemeindebesitz und die Haftbarkeit der Gemeinde für die Zahlungen des einzelnen Bauern aufzuheben, was auch die Regierung in ihrer Erklärung an die Reichsduma vom 14. Mai 1906 bereits vorgeschlagen hat; denn infolge dieser Haftbarkeit hatten immer die Fleißigen und Sparsamen auch für die Faulen und Säufer die Steuern zu entrichten. Jeder Bauernwirt ist fortan für den unbeschränkten Eigentümer desjenigen Landanteils nebst allen Gebäuden zu erklären, den er jetzt eben innehat, und erhält damit das Recht, ihn jedem beliebigen andern Menschen zu verpachten, verschenken und zu verkaufen. Das Gebot, die bäuerlichen Landanteile in der Größe, die sie jetzt haben, ungeteilt zu erhalten, würde eine Minimalgröße für das Bauerngut schaffen und der unbegrenzten Zerplitterung vorbeugen; dennoch möchte ich von einem so schroffen und schwer durchzuführenden Eingriff in alte Gewohnheiten abraten. Meine Vorschläge sollen in jeder Hinsicht Freiheit und nicht Zwang bringen.

Daher ist zweitens das Erbrecht dahin zu reformieren, daß jeder das Recht erhalte, testamentarisch auch über den ererbten Immobilienbesitz (also auch über seinen Landanteil) völlig frei zu

verfügen, zu wessen gunsten es ihm beliebt. (Die Intestatserbfolge mag unverändert fortbestehen, wie sie im 1. Teil des X. Bandes des *Svod Sakonow* festgesetzt ist.)

Es ist klar, welches Ziel diese Gesetzesreformen erstreben. — Der tüchtige Bauerwirt, der auf seinem bisherigen Lande gut fortkommt, vielleicht noch anderes dazu kauft und seinen Hof vergrößert, blickt mit Wohlgefallen auf seinen Besitz und gewinnt sein Eigentum lieb. Erfahrungsgemäß erstreckt sich solche Liebe bis über den Tod hinaus, d. h. was er mit Fleiß und Sorgfalt geschaffen, möchte der Besitzer auch in Zukunft in gutem Zustande erhalten und möglichst lange in guten Händen wissen. Daher wird er bei freiem Verfügungsrecht es meist testamentarisch demjenigen von seinen Erben vermachen, den er für den tauglichsten und würdigsten hält. Dann weiß der Erblasser, daß er wenigstens e i n e m der Seinigen die Existenz gesichert hat, während bei einer Teilung des Landes alle zu kurz kämen. Der allgemeine „Landhunger“ ist etwas ebenso eingebildetes wie die „auri sacra fames“ des Petronius Arbitr; der Hunger wird doch immer mit Brot und nicht mit Land gestillt. Daher hat, wer arbeitet, Recht auf Brot, aber noch nicht auf Land. Erst wer sich in der Landwirtschaft tüchtig erweist, erwirbt Land, ohne andere zu beschlen und hat auf diese Weise sein Recht auf Land am besten dargetan.

So fände bereits eine Muskele brauchbarer Bauernwirte statt und der Staat hätte nur die gerichtlichen Prozeduren beim Vererben und Verkaufen möglichst zu vereinfachen, damit sie den einfachen Mann nicht abschrecken. Die übrigen Familienglieder hätten ihr Auskommen anderwärts zu suchen, was sie ja auch bis jetzt oft getan haben, was für sie kein Unglück bedeutet, sobald man nur aufhört den Leuten einzureden, daß jeder von ihnen das Recht habe, umsonst Land zu bekommen.

Das dritte und wichtigste jedoch, was zur Lösung der russischen Agrarfrage zu geschehen hat, läßt sich nicht durch die Gesetzgebung allein erreichen, sondern nur dann, wenn einerseits der Staat durch Legislation und Verordnungen, andererseits die zu bewußtem sozialem Leben erwachte Gesellschaft in ihrem Wirken Hand in Hand gehen. Gerade dieses Zusammenarbeiten ist bisher den Russen ganz unbekannt; es ist indessen nötig; denn ob nun ein Staat konstitutionell oder ob er absolut monarchisch regiert wird, die Regierungsmaschinerie ist doch schließlich nicht ein lebender Organismus, der die Kräfte zum Vollbringen großer Aufgaben aus sich selbst schöpft. In den entscheidenden Fragen muß immer

der legislativen und administrativen Gewalt die Gesellschaft in unmittelbarer und aktiver Weise zu Hilfe kommen. Und die Reform, die in unserm Falle von beiden vereinten Mächten durchzuführen wäre, können wir mit dem einen Wort Dezentralisation bezeichnen.

Bisher zerfällt fast die ganze russische Gesellschaft bloß in zwei Teile; der eine ist der Regierung feindlich, ist wohlorganisiert und eifrig tätig; der andre stimmt mit dem staatserkhaltenden Streben der Regierung zwar überein, verläßt sich aber darauf, daß alles, was zur Erhaltung und Wiederherstellung des Friedens und der Ordnung an tatsächlichen Leistungen nötig ist, schon von der Regierung allein besorgt werden würde („dazu ist Petersburg da!“ sagt man). Dieser Teil ist noch immer zu indolent, um sich zu organisieren; er sieht noch nicht ein, daß seine eigne Existenz, nicht etwa nur die sog. „Bureaucratie“ in Frage gestellt ist, falls er sich nicht entschlossen auf die Seite der Regierung stellt und, sich organisierend, ihr mit Taten, nicht bloß mit Worten beisteht. Doch dies nur beiläufig!

Die von uns empfohlene Reform durch Dezentralisation gleicht, wie man wohl sieht, durchaus nicht einem symptomatischen Medikament gegen die sog. „agraren“ Erzeße der Bauern. Denn ein solches, nicht die Ursache des Übels entfernendes Mittel zeitweiliger Beruhigung der künstlich durch Erregung des Raubtierinstinkts aufgehezten Massen bestände nur in schneller, kriegsrechtlicher Exekution der Mordbrennerscharen und in noch strengerer Bestrafung der gewissenlosen Agitatoren. Das ist die Pflicht der momentanen Selbstverteidigung jedes Staatswesens; jedoch die Dezentralisation, die auch künftigen Verheerungen den Boden entziehen, die Bevölkerung mündiger machen und zu dauernder Gesundheit führen soll, kann nur ganz allmählich, im Laufe langer Jahre Schritt vor Schritt und Stufe um Stufe durch einmütiges Zusammenwirken von Staat und Gesellschaft zustande kommen. Sie wird sich in den zu bildenden, keimhaft zum Teil schon vorhandenen sozialpolitischen Einheiten (sog. Selbstverwaltungskörpern) von größerem und kleinerem Umfange — den Gouvernements, Kreisen, Stadt- und Dorfgemeinden — auf viele Sphären des Verwaltungswesens, Gerichts- und Schulwesens, der Besteuerung und der öffentlichen Wohlfahrt zu erstrecken haben. Hier kann nicht ein Operationsplan für diese nach und nach immer weiter auszudehnende Selbstverwaltung gegeben werden; einige Andeutungen mögen daher genügen. Zu beginnen wäre mit dem arg

vernachlässigten Schulwesen, wobei man sich aber nicht, wie bisher, damit zu begnügen hätte, Gebäude zu schaffen und Geldsummen zu assignieren; man hätte vielmehr allem zuvor taugliche Lehrer auszubilden und ihnen eine menschenwürdige Existenz zu sichern. Dann soll die Bevölkerung aber auch nicht, wie meist bisher, nur die Ehre haben, das Geld aufzubringen, sondern ihr soll ein allmählich immer weiter gehendes Bestimmungsrecht über die Verwendung der Mittel, die Wahl und Kontrolle der Lehrkräfte eingeräumt werden. Und wenn im Schulwesen, so wie auf andern Gebieten, auch anfangs von seiten der sich selbst verwaltenden manche schlimme Fehler gemacht werden, so möge der Staat sich nicht gleich einmischen und die einmal verliehenen Rechte, wie das bisher vielfach — z. B. bei den Wahlfriedensrichtern und der städtischen Verwaltung — geschehen ist, suspendieren oder wieder ganz wegnehmen; denn wie soll eine ewig am Gängelbände geführte Gesellschaft zur Selbständigkeit erzogen werden? Überall müssen bittere Erfahrungen gemacht werden, und mancher, bei dem die weiseste Belehrung nicht fruchtet, nimmt sich das Beispiel anderer, die vor seinen Augen untergehen, zur Lehre, oder wird endlich durch eignen Schaden klug. Wo es sich um den Übergang zu selbständigem politischem Leben handelt, da sollte diese pädagogische Methode auch bei uns endlich Eingang finden. Mit der Zeit hätten sich die Kompetenzen der Selbstverwaltung auf die Wahlen der Richter und vieler anderer Diener des Staates — außer den Hochgestellten — zu erstrecken.

Was sind nun wohl die Vorteile der unentwegt durchzuführenden, weitgehenden Dezentralisation? (Daß damit auch Nachteile verknüpft sind, die man mit in den Kauf nehmen muß, ist selbstverständlich.)

Zunächst ist ersichtlich, daß man auf diese Weise den „Tschinownik“, den bürokratisch gedrückten, von der Zentralregierung in St. Petersburg ernannten Beamten allmählich immer mehr und mehr entbehren kann; wenigstens kann man das in den unteren, mit den Bauern am meisten in Konnex kommenden Stellungen. Die Beamten sind ja auch nur ein Teil des russischen Volkes und an sich nicht schlechter als irgend ein anderer Teil. Der Tschinownik ist nicht, wie man ihn in einigen Gegenden auffaßt, ein böses Wesen; und man tut sehr unrecht, die Beamten als eine zusammenhängende, kompakte Masse darzustellen, die, um ihre Interessen besorgt, die übrige Bevölkerung bedrückt. Eine Bedrückung erfolgt bisweilen leider, aber nie um Klasseninteressen zu wahren. Da

die Stellen ja nicht erblich sind und die Tschinowniki nicht einer aparten Klasse oder Kaste, sondern durchaus allen Schichten der russischen Bevölkerung entnommen werden, so darf man nicht hoffen, durch Entfernung sämtlicher jetzt im Dienst stehender und durch Anstellung neuer, nach andern Prinzipien auszuwählender Beamten, Leute von edlerem, uneigennützigem Charakter an die Stelle zu bekommen. Nur Tauschspieler verstehen das Kunststück, aus einer und derselben Flasche mehrere Sorten Wein einzugießen. Die russischen Revolutionäre haben also hier nicht den Vorwand, den die französischen No. 1789 hatten. An die Stelle der jetzigen Beamten kämen Leute, die sich bestenfalls in garnichts andrem von ihnen unterscheiden würden, als darin, daß sie weniger Erfahrung und geschäftliche Routine hätten. Es ist ein alter Fehler auch der ehrlich gemeinten politischen Opposition, die Mißstände im Staat, statt aus der allgemeinmenschlichen Fehlerhaftigkeit, — einzig und allein aus der eben herrschenden Regierungsform und dem jeweiligen Beamtenstande abzuleiten. Aber die Dezentralisation wird die Tschinowniki, die ja immerhin in mancher Beziehung ein Übel sind, vielfach überhaupt entbehrlich machen. Denn sie stehen nur unter dem Gesetz und ihren Vorgesetzten, ihr Wohl und Weh fühlen sie nicht verknüpft und verwachsen mit dem der Bevölkerung und des besonderen Ortes, wo sie wirken. Sie werden durch diese Isolierung zwar nicht herrschüchtig, wie man ihnen bisweilen mit Unrecht vorwirft, — gerade ihre Teilnahmslosigkeit schützt sie davor. Sie werden aber oft zu seelenlosen Maschinen und lassen sich in ihrer Handlungsweise fast nie von dem Gedanken leiten, daß ihr Lebenszweck darin besteht, das wahre und dauernde Wohl des Volkes gerade an dem Fleck des russischen Reiches nach Kräften zu fördern, an den sie eben hingelegt sind. Wie heimatlose Fremdlinge sind sie jeden Monat darauf gefaßt, freiwillig oder unfreiwillig wohin anders versetzt zu werden, wo sie nichts von den Nachwirkungen treuer Pflichterfüllung am Ort ihrer bisherigen Wirksamkeit mehr merken können. Es ist indessen für des gesamten Vaterlandes Wohlergehen hinreichend gesorgt, falls nur jeder an seinem besonderen Platz seine Pflicht tut. Dann braucht er sich um das Schicksal des übrigen weiten Vaterlandes wenig zu grämen. Man findet auch selten, daß einem Tschinownik seine moralische Überzeugung teurer ist als seine dienstliche Stellung; dann nämlich, wenn er die Wahl hat, das eine oder das andere aufzugeben.

Allein nicht nur den Tschinownik loszuwerden und dafür

selbstgewählte, gebildete Kommunalbeamte mit wärmerer Theilnahme und mehr Verständnis für ihre Aufgaben zu bekommen, wird das Werk der Dezentralisation sein. Nein! erst sie erzieht die Bevölkerung zur werkkätigen Liebe für ein engeres Heimatgebiet, d. h. zum Lokalpatriotismus. Bisher kennt der Russe beinahe nur den Patriotismus im weiten: eine wortreiche, oft poetisch erhabene Schwärmerei für die Gesamtheit des Volkes und Reiches, die dann gelegentlich auch ihren Ausdruck findet in großartigen Geldspenden (als testamentarisches Vermächtnis oder zu Lebzeiten der Geber) zu patriotischen Zwecken, die aber nur ausnahmsweise in dem sich bewährt, was dem Vaterlande viel mehr not täte, nämlich darin, daß der patriotisch Gesinnte seine Mühe und Arbeit, sein Wirken und Streben ganz unmittelbar dem Vaterlande widmet. Zu solcher patriotischen Tätigkeit, die erst die wahrhaft nützliche ist, wird aber der Mensch natürlich am leichtesten im Kreise einer engeren Heimat (sozialpolitischen Einheit) erzogen, mit deren Interessen er selbst unlösbar zusammenhängt, in der man ihn schätzt und wiederliebt und wo er die Früchte seines selbstlosen Wirkens auch reifen sieht. Nur dieser Lokalpatriotismus bereitet, wo er fest gegründet ist, den Boden für die zuverlässige, hingebende Liebe zum Gesamtvaterlande. Daß jedoch die bisherige Zentralisation in jeder Beziehung die Entwicklung solcher Gefühle der Bevölkerung, auch der bäuerlichen, gehemmt hat, ist klar.

Was ist nun, fragen wir rückblickend, der kurze Sinn der russischen Agrarfrage und der zu ihrer Lösung gemachten Vorschläge?

Der Sinn ist, daß wirklicher Mangel an Land in Rußland überhaupt nicht besteht und jedem Bauern, der kaufen will, Land zur Verfügung steht. Durch Vervollkommnung der bäuerlichen Landwirtschaft wäre Rußland imstande das Doppelte der jetzigen Bauernschaft zu ernähren; und wenn das Korn, das jetzt zu Branntwein verbrannt und vom Bauern durch die Rehle gejagt wird, nachbliebe, so ließe sich das Vierfache der jetzigen Bevölkerung ernähren. Daß der russische Bauer hungert, ist nur im bildlichen Sinne wahr; es bedeutet, daß er arm ist; aber am Hungertode stirbt kein russischer Bauer, während in London jährlich mehrere und in Indien tausende daran sterben. Also mehrtheils ist die Agrarfrage kein Natur-, sondern ein Kunstprodukt, — ein Phantom, eine künstliche Schöpfung der revolutionären Agitatoren. Ebenso wie einst die Leiter der französischen Revolution wirkame

Schlagworte brauchten, um die Heerde, die sie führten, zu elektrifizieren und in Feuer und Flammen zu setzen (welche Schlagworte z. B. die „Menschenrechte“, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit waren), so brauchen auch die Revolutionäre, die in Rußland jetzt die Massen in ihre Gewalt bekommen wollen, zündende Lösungsworte, die immer wiederholt werden. Auf der einen Seite ist es die stürmisch geforderte „politische Amnestie“, „Abschaffung der Todesstrafe“, wodurch sie unter dem Schein der Friedensliebe der Regierung und loyalen Bevölkerung eine Verteidigungswaffe nach der andern aus den Händen zu winden bemüht sind; dann erst, wenn das Opfer an allen Gliedern gebunden, wehrlos am Boden liegt, zieht der Schlächter sein Messer heraus. — Auf der andern Seite hat sich der angebliche Hunger des russischen Bauern nach Land unter dem Titel des „Rechts des Bauern auf Land“ als das allerwirksamste Schlagwort der Hezer erwiesen. Es ist so wirksam, daß sogar die konservativen Kreise sich zum Teil davon haben hypnotisieren lassen. Der Zweck dieses Schlagworts ist aber nur, das Volk zum Aufstande zu bringen; hat es diesen Zweck erfüllt, so läßt man es laufen. Nicht darauf kommt es an, daß man den Bauern das Land gibt, sondern daß man es den Gutsbesitzern nimmt; denn vom Glauben an die furchtbare Landnot durchdrungen ist im Parlament nur die blöde Heerde, nicht diejenigen, die sie leiten.

Und schließlich der kurze Sinn der reformatorischen Vorschläge, die wir zur Lösung der Agrarfrage, soweit sie wirklich da ist, gemacht haben? — Einfach: man achte und verteidige jedes bestehende Recht, bekämpfe die falschen Vorurteile und störe nur nicht die innerhalb der Rechtsgrenzen vorsichgehende freie und natürliche Fortentwicklung der Bevölkerung! Noch einfacher: man lasse der natürlichen Zuchtwahl freien Lauf! Sie wird das passende erhalten und das untaugliche, wertlose gleichgültig untergehen lassen, wie sie es allenthalben in der Welt getan hat. In Rußland allein hat man seit langem mit einer wahren Affenliebe den Bauernstand gehätschelt, seine Vergehen verziehen, ihm seine Schulden erlassen, ihn daran gewöhnt, keine Schulden zu bezahlen, Brot und Almosen anzunehmen und ihm schließlich eingeredet, er habe große Verdienste, sei der rechtmäßige Herr des ganzen Reiches, ein Urquell aller Kraft und Abgrund von unschätzbaren Eigenschaften. — Soll man sich wundern, daß bei dieser verdrehten Erziehung etwas verzärteltes, launisches, moralisch minderwertiges zustande gekommen ist, — ein Wesen von ganz erstaunlicher

Charakterschwäche, das, wie man überall sieht, im Kampf ums Dasein mit keiner einzigen andern Nationalität die Konkurrenz aushalten kann, nicht einmal mit Giljaken und Jakuten, geschweige denn mit Esten, Letten, Juden und Finnen. Und dies selbe bisherige System der entkräftenden Willensverweichlichung und Bevormundung, das System des Favoritentums würde durch die geforderte Ackerverteilung nur fortgesetzt werden. Gäbe man dem Bauern auch noch so viel Privilegien und Land, gäbe man ihm ganz Europa, so hätte er nach einer Generation schon den kostbaren Boden entwertet und stände ebenso elend und nach Land schreiend da, wie jetzt. — Das schlechteste Erbe, das Eltern ihren Kindern ins Leben mitgeben können, ist Verzärtelung; und dasselbe gilt von den pädagogischen Pflichten des Staates gegenüber den einzelnen Klassen der Bevölkerung. Wir befürworten die Freiheit des Individuums und verabscheuen jeden Eingriff in seine Rechte, jedes Attentat auf das, was sich jemand erworben hat, während das russische Parlament den Zwang und die Gewalttat befürwortet. Wir wiederholen es: Will man, daß der russische Bauernstand wieder erstarke, eine feste Rasse aus ihm werde, daß er würdig seinen Platz ausfülle und selbst ohne Hilfe von außen jede zukünftige Agrarfrage zu lösen fähig sei, so lasse man der natürlichen Zuchtwahl freien Lauf.

So sind die Rollen ausgeteilt und alles wohlbestellt;

So wird die kranke Zeit geheilt und jung die alte Welt.




## Aus dem Leben eines livländischen Pastors.

---

Eduard Loffius, Pastor zu Koddaber und Werro.  
Geb. 1811, gest. 1870.

---

### II. Die Studienjahre 1830—34.

u Beginn des Herbstsemesters 1830 machte sich Loffius in Begleitung der Mutter, welche ihm die erste Einrichtung selbst besorgen wollte, nach Dorpat auf und bezog eine einfache Erkerwohnung von zwei Zimmern am Fischmarkt, die trotz ihrer Anspruchlosigkeit von Mutter und Sohn sehr wohnlich und hübsch eingerichtet wurde. Er stellte sich nun zunächst dem Rektor (Parrot) vor und wurde von diesem auf seine Gothaischen Zeugnisse hin ohne weitere Prüfung als Student der Theologie immatrikuliert. An der Hand seines Studienplanes von Hey wählte er seine ersten Kollegia aus: Encyclopädie der Theologie bei Busch, Paulinische Briefe bei Kleinert, Psychologie und Logik bei Jäsche, endlich nach eigenem Ermessen — theoretische und experimentale Physik bei Parrot! Gleich nach Beginn des Semesters stattete er seinem väterlichen Freunde über die Wahl dieser Kollegia Bericht ab, in Bezug auf die Physik, deren Wahl für einen angehenden Theologen freilich ihr Überraschendes hat, mit nicht ganz gutem Gewissen. „Zürnen Sie mir nicht“, schreibt er an Hey, „daß ich Physik höre wider Ihren Rat, aber es waren keine Kollegia weiter da, die für mich paßten, und da wählte ich dieses.“

Mit dieser Wahl legte Loffius seine vom Großvater geerbte und geweckte Neigung für die Naturwissenschaften an den Tag, und diese hat ihn durchs spätere Leben begleitet, soweit der

von ihm gewählte Beruf die Befriedigung solcher Liebhaberei gestattete. Schon als Knabe machte ihm, wie wir wissen, die Naturaliensammlung des Großvaters große Freude. Diese Sammlung vererbte sich dann auf ihn selbst und stets hat der Muschel- und Mineralienschrank in seinem Studierzimmer einen Ehrenplatz behauptet. Und, bereits mehrere Jahre in Koddasfer Prediger, schrieb er sein „Kokiramot“ (estn. Schulbuch), eine kurz gefaßte Darstellung des Mineral-, Pflanzen- und Tierreichs, welche den Ton eines estnischen Volksbuches so glücklich traf, daß der Verfasser kurze Zeit vor seinem Tode des Werkchens dritte Auflage erscheinen sah.

Die ersten Eindrücke des Studentenlebens waren für Loissius durchaus unerfreuliche. In gesellschaftlicher Beziehung standen ihm zwar durch die Verbindungen seiner Familie mit Dorpat zahlreiche Häuser offen, doch fühlte er sich zunächst in ihnen noch nicht heimisch und hielt sein Auge mit Sehnsucht auf Parzimois und Gotha gerichtet. Dazu kam noch, daß er sich anfänglich in den Erwartungen, welche er auf die theologischen Professoren gesetzt hatte, getäuscht glaubte. Aus diesen ersten Eindrücken heraus schreibt er seinem Lehrer: „Wohl tat es mir weh, lieber Herr Hofprediger, mich so bald aus den Armen meiner Lieben in Parzimois zu reißen, aber ich gedachte Ihres Rates, der mir Mut gab. Nun will mir dieser aber allgemach sinken. Einen Genossen habe ich noch nicht, stehe ganz allein. Wohl bin ich in viele Häuser eingeführt, aber das kann mir keinen Ersatz geben für das, was mir in Gotha blieb. Ich begreife noch nicht, wie ich jetzt, so ganz auf mich allein angewiesen, mit Erfolg mich zu meinem Beruf vorbereiten soll. Getroster werde ich jedoch, wenn ich mir Ihr Beisein vorhalte.“ In ähnlicher Stimmung schreibt er nach sechswöchentlicher Erfahrung an die Mutter: „Manchmal möchte ich am Studieren verzweifeln, wenn ich das Wesen hier in der theologischen Fakultät ansehe. Vier Lehrer, von denen der eine noch nicht anwesend ist, zwei mit unerhörter Schnelligkeit ihre Lehrgegenstände vom Katheder rufen und einer allein einen guten Vortrag hat. O, daß ich meinen Hej hier hätte, mit welcher Freude, mit wie ungleich besserem Erfolge wollte ich studieren!“

Der 24. August, sein Geburtstag, trieb ihn aus Dorpat fort zu den Seinigen. Kurze Besuche wie dieser, so wohl sie allen

taten, ließen Loffius dann freilich die Vereinsamung in Dorpat doppelt empfinden. „Mutter, Mutter“, ruft er nach einem solchen Besuch aus, „wie soll das werden, wenn's so fortgeht, wenn mir jeder Abschied von Euch so unendlich schwer wird!“ Oder ein andres Mal, als er nach Dorpat zurückgekehrt zu seinem Bedauern konstatiert, daß er, ohne etwas zu versäumen, zwei Tage länger in Parzimois hätte bleiben können, straft er seine Schwäche: „Wie schwach bin ich, das Angenehme der Pflicht vorzuziehen. Doch nein! Schwäche möchte ich's nicht nennen, ist es doch die Allgewalt der Liebe, der durch lange Entbehrung und kurzes Weisammensein noch so wenig befriedigten Liebe. Also ist's eine Kraft in mir, vor der freilich die andern Kräfte sich neigen!“

In Deutschland unter besonders günstigen Verhältnissen aufgewachsen, beurtheilte Loffius die heimischen zunächst allzu ungünstig, wenn man auch dieses Urtheil in seiner besonderen Lage erklärlich finden kann. In der Dorpater Luft vermißte er den rechten deutschen Hauch: „Ihr, ihr, seid die einzigen deutschen Herzen hier“, schreibt er am 3. Oktober 1830 nach Parzimois, „in jeder Beziehung deutsch, und darum fühle ich mich auch nur bei Euch so recht von Herzen wohl. Bin ich aber von Euch getrennt, so erwacht mit doppelter Gewalt das Heimweh nach dem deutschen Lande, wo mir der teuerste Freund lebt. Nur unter Euch kann ich das schmerzliche Gefühl, ihn entbehren zu müssen, unterdrücken. Kann ich's Euch besser sagen, was Ihr mir seid, als wenn ich bekenne, daß nur bei Euch die Erinnerung an ihn ein stiller, fort-dauernder Dank ist voll ruhiger, heiterer Liebe, während sich diese Liebe hier stets mit dem Schmerzgefühl der Entbehrung mischt.“

Wie viel Loffius in dem entfernten Lehrer zu entbehren hatte, kann nur verstehen, wer einen Blick in das eigenartige Verhältniß tut, in welchem diese beiden Menschen zu einander standen. Das Pfarrhaus zu Töttelsiedt hatte zwischen dem kinderlosen Mann und dem vaterlosen Knaben ein unlösbares Band gefestigt, denn ein jeder hatte für das, was er in dem eigenen Kreise entbehren mußte, in dem andern Ersatz gefunden. Loffius vermißte nun mit Hey nicht nur den treuen Lehrer, sondern auch den Vater, ja noch mehr — das Ideal seiner jugendlich schwärmerischen Seele. Man höre, was er seiner Mutter schreibt: „Wenn ich an meinen Hey denke, so schwillt mir das Herz von

Wohl und Weh, einen solchen Freund gefunden zu haben und nun sein entbehren zu müssen! Ich fand in seinem Herzen die volleren und besseren Wiederklänge des meinigen, ich fühle mich fest an ihn geknüpft, nicht nur durch das Band der Dankbarkeit und Ehrfurcht, sondern durch das unzerreißlichere der Liebe. Ich vergrub mich gleichsam in seinem Herzen, denn ich fand dort volle Befriedigung meiner Sehnsucht nach einem früh geschaffenen Ideal eines geisteskräftigen, edlen Menschen und Freundes. Und trotz der Verschiedenheit der Jahre verbindet uns eines in gleicher Weise — das Streben nach einem Ziele, dem höchsten, heiligsten. Und darum muß ich Prediger werden; in keinem Beruf kann ich ihm ähnlicher werden, ihm näher verbunden sein. Jetzt fühle ich es lebhaft, ich muß einst verkündigen Gottes Wort, Seine Liebe, Größe und Herrlichkeit. Drum frisch gearbeitet, der gute Zweck führe zur guten Tat!“

Unmittelbar nachdem er solches geschrieben, trafen die lang ersehnten ersten Nachrichten aus Gotha ein. Da sie einen offenen Blick in Lössius' Beziehungen zu diesem Orte tun lassen, so möge hier einiges im Auszuge folgen. Sein alter, 62jähriger Onkel Friedrich Christian, vielleicht der am lebhaftesten empfindende Lössius, ruft ihm zu: „Komm an mein Herz, geliebter Eduard, fühle, wie treu es Dich liebt! Auch, ich selbst empfinde jetzt immer deutlicher in meinem Innern den Ruf nach Dir, fühle immer mehr die Leere um mich her, fühle immer tiefer, daß ich von Dir nicht lassen kann. Bei der sicheren Ruhe, während wir Dich besaßen, schlummerte der Gedanke, Dich verlieren zu können, und als Deine Abreise heranrückte, schien es mir, solange ich Dich noch um uns sah, als zöge auch ich mit Dir und lange begleiteten Dich meine Gedanken. Aber wenn ich von den Geschäften zu meiner Luise zurückkehrte, ihren Schmerz sah und zu trösten versuchte, sah ich mich nach Trost für mich selbst um. Ich wurde mir nun klar bewußt, daß Du wirklich von uns geschieden seiest, und wenn sich mit dieser Gewißheit die Ahnung verband, daß bei meinem Alter ich Dich hienieden nicht wiedersehen dürfte, dann fühlte ich mich schmerzlich verwaist. Dein Gemüt kannte ich längst und das Entfallen seines Schmuckes hat mich oft mit geheimer Freude erfüllt. Bei den vielen Täuschungen, die ich erfahren, kann doch kein Zweifel über Dich in mir aufkommen; ich lebe und sterbe darauf,

daß Du nie Deine sittliche Würde entweihen, keine gerechten Erwartungen vereiteln, keine schöne Hoffnung vernichten wirst.“

Gleiche Liebesworte, doch in andrem Tone, schreibt Hey: „Habe Dank, geliebter Eduard, für Deinen Brief, der so viele Beweise treuer Anhänglichkeit bringt. Die Stimme der Liebe tut gar zu wohl, zumal denen, welche arm sind an diesem köstlichsten Gut des Lebens.“ Darauf redet Hey von wissenschaftlichen Dingen, mahnt von vorschnellen Urteilen über das noch kaum kennengelernte Dorpat ab, spricht dem Mutlosen zu und schließt mit folgenden Worten: „Schreibe bald und nenne mich du! Gehe freudig Deinen Weg, er ist auch der meine; Du dort, ich hier, wenn wir ernstlich das Rechte, die Wahrheit, die Sache Gottes wollen, so sind wir bei einander!“

Umgehend antwortete Loffius: „Heute früh, teuerster Freund und Lehrer, bekam ich Eure Briefe, die Boten der Liebe. Sie hatten eine Wirkung, so ermutigend, so erquickend! Zuerst nun meinen Dank für die Erlaubnis des Du. Es war eine herrliche Überraschung für mich, und ich bin glücklich, daß Du mich dieses Zeichens der Vertraulichkeit würdigst. Wie ich's las, hätte ich Dir um den Hals fallen, Dich im Gefühl näherer Vereinigung umfassen und nimmer lassen mögen. Aber ich lasse Dich auch nicht. Schon früher war ich unauflöslich an Dich gebunden und jetzt hast Du mich durch diese Erlaubnis berechtigt, mich für den reichsten Menschen anzusehen. Mit großer Bewegung las ich Deinen Brief, den ersten, den ich hier, so fern von Dir, erhielt. Ich bedurfte des Trostes und fand ihn reich darin. Schreibe mir oft, so werde ich ruhig und getrost die Jahre hier studieren und mich dann freudig Deiner Prüfung unterwerfen. Ich freue mich unendlich darauf, Dir einst Rechenschaft abzulegen über mein Denken und Handeln, und dann, von Deinem Segen begleitet, hinzugehn und zu tun wie Du tust. Ja, ich bin glücklich, Theologe geworden zu sein.“ Darauf folgen Berichte über die Studien. Loffius klagt, wie schwer es ihm falle, sich in die Logik hineinzu- arbeiten. Das Kolleg der Exegese behagt ihm auch nicht. „Ich habe in meinem Kopf keinen Platz für diese Unzahl von Erläuterungen, die mich wenig interessieren, da mir die viele Kritik den schönen Sinn ganz verleiden kann.“ In der Beantwortung dieses Briefes beginnt Hey folgendermaßen: „Wollte Gott, daß alle

jungen Leute so ernst, ich darf sagen so frommen Sinnes wie Du ihre theologischen Studien anfangen. Dann stände es besser um das Pfarramt. Daß ich das im Ernst sage, sehest Du hoffentlich voraus. Ich glaube aber auch es sagen zu müssen, weil Du nach Deiner Weise Dich selbst zu quälen scheinst. Es mag sein, daß Dir Deine Kollegia nicht recht zusagen; zum Theil mag's auch begründet sein. Aber glaube darum nur nicht, daß es anderswo viel vollkommener sei: die Wirklichkeit bleibt immer hinter der Vorstellung zurück. Mache es Dir also nicht mit Sorgen, wie es besser sein könnte, schwer, sondern benutze was da ist." Dann geht Hey, ein treuer Berater, auf alle einzelnen von Loffius berührten Punkte ein, gibt ihm zu, daß seine Mißstimmung über die Handhabung der Exegese nicht ganz unbegründet sei, indeß: „der Überfluß an Erklärungen ist nicht bei Euch allein zu finden, so geht's fast überall in Kollegien dieser Art, und obgleich es mir eigentlich nicht gefällt, so wüßte ich den Exegeten doch auch keinen Rat zu geben, wie sie es besser machen sollten. Denn unbekannt können sie die Zuhörer doch nicht mit den verschiedenen Versuchen der Auslegung lassen. Nichte Dein Augenmerk nur darauf, die einzelnen Ansichten nicht als bloße Ansichten hinzunehmen, sondern, je nach dem Sinne der Dogmatik, von der sie ausgegangen sind, zu klassifizieren, so wird Deine Erkenntnis und Dein Urtheil auch an diesem scheinbar schwer verdaulichen Gegenstande wachsen." — An die bei Loffius rüchftlich der Logik zutage tretende Ungebuld knüpft Hey Bemerkungen, welche wohl aus richtiger Auffassung von seines Schülers Eigentümlichkeit geflossen sind. „Dieses Fach“, sagt er, „würde Dir bei jedem Lehrer schwer werden, einmal um Deiner Richtung willen, da Du lieber warm empfindest als scharf denkst und eben darum an solcher Schärfe kein sonderliches Gefallen findest. Der andre Grund der Schwierigkeit ist Dir mit allen jungen Leuten gemein: diese strenge, rein formelle Wissenschaft ist Dir ganz fremd, ihre Ausdrücke, Formen, Erklärungen, alles muß Dir wie böhmische Dörfer vorkommen. Aber stoße Dich daran nicht! In den Kopf muß die Logik doch — und je schwerer sie Dir zuerst wurde, desto größer ist nachher ihr Gewinn für Dich.“

So sehen wir Hey mit väterlicher Umsicht den Jüngling auf seinen ersten selbständigen Schritten begleiten und ihm mit gutem Rat an die Hand gehen. Und dieses Verhältnis ist durch die

Reihe der Studienjahre dasselbe geblieben, ja in der ersten Hälfte dieser Zeit hat der entfernte Lehrer auf die geistige Entwicklung des Jünglings einen größeren Einfluß geübt, als die geistigen Strömungen an Ort und Stelle. Mit allem, was in Sachen seines Denkens und seiner Wissenschaft ihn bewegt, sehen wir ihn zu seinem alten Lehrer sich flüchten; mit ihm wird regelmäßig über die Wahl der Kollegia verhandelt, sein Rat in Bezug auf zu benutzende wissenschaftliche Werke befragt und befolgt, ihm über innere Vorgänge, über Glauben und Zweifel, Erkenntnis und Unsicherheit ausführlich Bericht erstattet. Die Seele des Jünglings liegt offen vor dem milden Blick des ernstesten Mannes, der bei aller Überhäufung des eignen Berufslebens stets Zeit findet, allem, was für den jungen Freund von Bedeutung ist, seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Je länger je mehr wohlthuend wirkte auf Loffius der Verkehr bei den Professoren Sartorius und Busch; des letzteren geistreiche und liebenswürdige Frau bildete in ihrer Sphäre einen geistigen Mittelpunkt, und wird allen, die sie gekannt haben, unvergeßlich bleiben; bei Direktor Almus, dem Vater des bekannten Dozenten der Zoologie, bei dem absonderlichen Professor Kruse, beim Oberpastor Dienemann, dessen Familie mit der Loffius'schen schon damals herzliche Beziehungen unterhielt, Beziehungen, die bis auf den heutigen Tag dieselben geblieben sind; endlich beim Dozenten Köhler, wo man die Abende in gemüthlichem Gespräch oder unter Lektüre Kossegartens, Jean Pauls und anderer verbrachte.

Über Jean Paul urtheilt Loffius in damaligen Briefen: „Das ist ein sonderbarer Schriftsteller. Man ärgert sich, kann ihn doch aber nicht lassen. Er ist ein großer Herzenskündiger, und gerade weil man in ihm dunkle Gefühle ausgesprochen findet, fühlt man sich angezogen, wenn auch zugleich durch seine übertriebene Sentimentalität abgestoßen. Herrlich sind seine schwelgenden, brausenden, steigenden und sinkenden Phantasien und Schilderungen und wie schön spricht er von der Liebe; er lößt Liebe zur Liebe ein, wenn man sie noch nicht kannte oder übte!“ Oder ein andres Mal: „Ich habe den Hesperus durchgelesen. Ein seltsames Buch! schön, erhaben, rührend und langweilig!“

Vom studentischen Treiben hielt Loffius sich fern. Ein Duell, dem er beigewohnt, imponierte ihm nicht sonderlich. Er schreibt

darüber: „Der Kopf wird eingehüllt in einen großen ledernen Helm mit so langem Schirm, daß Nase und Mund hinlänglich geschützt sind. Den Hals umgibt eine Binde. Die Beine sind vorn in große lederne Kapseln gesteckt, über denselben ragt eine dicke Brustbinde hervor, so daß die Fechtenden nur am rechten Oberarm, an den Schultern und an einem etwa drei Zoll breiten Streifen der Brust entblößt sind. Da hauen sie nun sieben Gänge hindurch und treffen nicht, so daß ich darüber beinah eingeschlafen wäre.“

Anstatt den Überschuß an jugendlicher Kraft auf Messuren und beim Gläserklingen auszutoben, zog Loffius es vor, die von Kollegien, Arbeiten und Familienbesuchen übrig bleibende Zeit in der Stille seines Stübchens bei guter Lektüre oder in traulichem Gespräch mit seinen fernen Lieben zu verbringen. Im zweiten Semester, März 1831, schreibt er an Hen: „Vieles ist für mich hier in Dorpat jetzt besser geworden. Ich bin nun doch so weit gekommen, daß ich mich meines Studiums freue, obgleich ich das Bedauern über die Einseitigkeit unsrer Universität nicht ausdrücken kann. Reformationsgeschichte hören wir nun schon zwei Semester. Heute erst wurde Fuß verbrannt. Ich braunte auch.“ — Ein Jahr später, 1832 im Januar, hören wir dieselbe Klage: „Die Kirchengeschichte will kein Ende nehmen!“ Und wieder ein Jahr später (Sem. I 1833) lesen wir zu unsrem Staunen: „In diesem Semester erst beenden wir Kirchengeschichte, die vor fünf Semestern mit einem Kolleg von zwei Stunden täglich begann! Ein Glück, daß der evangelische Sinn, der gute Wille und Neanders Kirchengeschichte überall hervorleuchteten und zum Nachlesen in letzterer anregten.“

Mit Bewunderung spricht Loffius jetzt von Kleinert, von seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit, dem großen Scharfblick und gläubigen Gemüt dieses Mannes. Rücksichtlich der ihm vorgeworfenen überspannten Christlichkeit bemerkt er: „Ich glaube, dieser Vorwurf ist dem Umstande zuzuschreiben, daß K. es zu einem wirklichen Leben in Gott und Gottes in ihm gebracht hat. Ich freue mich jedes bei ihm verbrachten Abends. Überspanntes habe ich da noch nichts gehört. Supernaturalist ist er freilich in hohem Grade, darum ich es doch vermeiden muß, mich seiner speziellen Leitung anzuvertrauen. Wie er mir sagt, ist er nicht Herrnhuter,

aber schildern kann ich sein Leben nicht. In froher Begeisterung ihres Glaubens müssen die ersten Christen so gelebt haben.“

Und im Oktober 1831: „Unsre Professoren im Ganzen erinnern durch ihr Benehmen zu sehr an ihr Amt, wollen mehr reden als hören und heißen einen armen inländischen Propheten mit gar zu nachdrücklicher Superiorität, mit zurückgebogenem Kopf und vorgeschobener Brust willkommen. Wenn sie die Hand noch so freundlich reichen, sie haben doch einen ganz eigenen Kommt, so zu drücken, daß man sich drei Schritt zurückgeschoben fühlt. Kleinert ist der einzige, der nichts weniger als kalt, vielmehr die reine, gleiche Liebe jedem beweist, der sich ihm vertrauend naht.“

— Aus derselben Zeit findet sich anlässlich der Schilderung einer Universitätsfeierlichkeit in einem Brief an die Mutter über denselben Mann noch eine beachtenswerte Stelle: „Heute war Thronbesteigungsfest. Morgenstern hielt eine langweilige Rede über Klinger, die aber den feierlichen Eindruck der ganzen Festlichkeit nicht zu verwischen vermochte. Die Professoren kamen in langer Reihe, von einem gewaltigen Tusch empfangen, in den Saal und nahmen ihre Plätze ein. Bei einer besonders weichen Stelle der Musik trat Kleinert, der sich verspätet hatte, in den Saal. Hatte mich das ganze Wesen der Versammlung bis jetzt beschäftigt und nicht ohne Eindruck gelassen, so richtete sich nun mit dem äußeren Blick auch der ganze innere auf den seltenen Mann, wie er, eine hohe Gestalt, in edler Glaubenseinfalt dahertrat und den letzten Platz einnahm. Leicht der gelehrteste in der ehrenwerten Versammlung, jeden in seinem Fach genommen, aber auch an moralischem Wert der am höchsten stehende, kam er mir so unwiderstehlich vor, daß ich meinen Blick nicht von ihm wenden mochte. Dazu schien er mir heute heiterer, und dann ist er wirklich hinreißend.“

Zweierlei war es, was bei alledem Loffius vom warmen Anschluß an Kleinert zurückhielt; einmal von seiner Seite „ein zu großer, fast an Scheu grenzender Respekt vor dem hohen Geist des Glaubens und der Weisheit, wie ihn jeder im Glauben noch Unreife vor dem Wiedergeborenen hat.“ Dann aber noch in Kleinerts Wesen „eine gewisse kleinlaute, gedrückte Stimmung, die bisweilen fast wie Unselbständigkeit aussieht.“ Doch das verlor sich mit der Zeit und der alte Lehrer Hey war es selbst, der den

Jüngling zu engerem Anschluß an den neuen Lehrer drängte. Am 10. November 1831 schreibt er: „Wenn Du so freundlich meiner gedenkst und mich vermissst, weil Du Dich gegen mich über Deine Studien mehr als gegen sonst jemand aussprechen könntest, so danke ich zwar, Gott weiß wie herzlich, für Deine Liebe, aber möchte Dich doch freundlich erinnern, nicht das, was Du hast, gegen das Entfernte und Unerreichbare zurückzusetzen. Deine Lehrer sollen Dir geistige Väter sein, das ist Euer natürliches Verhältnis zu einander, also von deiner Seite ein kindliches, offenes, aber zugleich bescheidenes Vertrauen, von ihrer Seite Freundlichkeit, Geduld, aber auch jene Würde, die im Verhältnis liegt und die Du mehr wigig als angemessen schilderst (vgl. oben). Ich danke Gott, der Dich einen Mann finden ließ wie Kleinert. Du könntest nach einem gleichen, wie er aus Deinen eigenen Darstellungen vor mir steht, viele Universitäten umsonst durchziehen. Was Du als einen Mangel an ihm rügst, das scheinbar Gedrückte, Kleinlaute, wird (wenn es nicht aus der Kränklichkeit R.'s hervorgeht) vielleicht schwinden, wenn Du Dich mehr an ihn schließt; der Respekt aber soll und wird sich schön in das schöne, nach Wort und Sinn deutsche Vertrauen auflösen. Auch den andern Lehrern werde nicht fremd, aber wolle nicht allen gleich nahe stehn. Du gerade mußt Dich irgend einem fest anschließen! Und der entfernte Freund, denn diesen Namen nehme ich für mich in Beschlag, er soll Dir ein willkommener Anlaß werden, von Zeit zu Zeit mit Dir klare Rechnung zu machen, zu übersehn, wie weit Du mit der Aufgabe Deines Berufs, Deines wissenschaftlichen und christlichen Lebens gekommen bist, was Dir noch schwierigeres für Arbeit, für Überzeugung, für Anwendung vorliegt. Indem Du so Dich aussprichst, lernst Du Dich selbst besser kennen und gibst was mir das liebste ist. Wie viel oder wenig dann mein guter Wille wiederzugeben vermag, ohne Gewinn bleibt er Dir nicht!“

Bald darauf meldet Loffius (Jan. 1832): „Kleinert bin ich nun näher getreten durch eine gute Veranlassung, und es kostete weiter nichts, als ein freundlicheres, innigeres Wesen von meiner Seite. Er legte in seiner Exegese zum Johannes dem Fußwaschen sakramentale Bedeutung bei. Mir schien's unpaßend. Ich schrieb etwas auf und bat ihn, es durchzusehen. Er tat es und wir verhandelten nachher mündlich über den Gegenstand, ohne bis jetzt

zu völliger Einigung gekommen zu sein. Er versprach mir im nächsten Semester mehreres von Älteren darüber mitzuteilen. Er ist überraschend tief in seinen Erklärungen und Ansichten. Die Heiligung und Erleuchtung hat bei ihm einen hohen Grad erreicht, obgleich er noch nicht älter ist als 29 Jahre! Er reißt in Geisteskraft und Körperschwäche schnell dem Himmel entgegen!"

Unter den Vorlesungen des ausgezeichneten Exegeten machte keine einen größeren Eindruck auf Lössius, als die Exegese des Evangeliums Johannes. Er schreibt hierüber: „Es ist etwas Herrliches um dies Buch. Das einzige Evangelium Johannes sagt für mich so viel und mehr, als das ganze neue Testament. Es ist etwas darin, was über Alles erhebt, was eben nur Johannes in seine Schriften zu hauchen vermochte. Das ist das Göttliche, die Liebe — dazu nun Kleinerts vortreffliche Erklärungen. Er hat selbst ein Johanneisches Gemüt. Sein fester Glaube, seine Liebe, seine selten klare Einsicht in das Wort des Herrn lassen ihn verstehen, was so manchem dunkel bleibt. Wie so gar armselig erscheint da ein Bretschneider oder Paulus mit seinen superverständigen, begreiffüchtigen Darlegungen. Das sind Gottesgelehrte, die des Herrn Wort verstümmeln.“

Je mehr Lössius im weiteren Verlauf der Semester aus den propädeutischen Disziplinen sich in die Tiefen der Wissenschaft selbst eingeführt sieht, um so mehr wächst seine Anerkennung dessen, was ihm Dorpat zu bieten vermag. Bald ist es auch Walter, dessen durch Gläubigkeit und philosophische Klarheit ausgezeichneten Vorträge ihn fesseln. Auch von Sartorius fühlt er sich befriedigt, bedauert jedoch seinen Standpunkt „starrer Orthodorie“. Es erfährt ihn eine rechte Lust am Studieren und der Trieb zu selbständigem Arbeiten regt sich; der Pentateuch wird eifrig in der Ursprache studiert, neutestamentliche Schriften und der Eusebius exegetisch gelesen, für den dürren Vortrag in der Kirchengeschichte durch Selbststudium von Handbüchern Entschädigung gesucht.

Eine in das Gewand eines Traumes gekleidete Charakteristik der vier theologischen Professoren in einem an die Mutter gerichteten Briefe vom Ende des dritten Semesters möge hier noch Platz finden: „Es ist doch nichts mit dem Arbeiten, wenn das Semester zu Ende geht. Immer kommt es mir in den Sinn, daß nach 14 Tagen in Parzimois goldene Zeiten für den Faulenzer angehen.

So heißt's Basta und damit Holla und dann ein Punktum. — „Adieu, ma chère“, sagt man zur Wissenschaft, und „bonjour, mon aimable, ma charmante“ zur süßen Ruhe, und obgleich man das „à revoir“ an die Wissenschaft nicht vergißt, so ist einem das doch bloß wie ein kleines Pulverchen! Neulich träumte mir, ich wäre in einer Apotheke und es standen da vier Gläser mit ihren Signaturen. In diesen vier Gläsern befanden sich die vier theologischen Professoren — im größten Walter, dann Kleinert, dann Sartorius, endlich Busch, alle ganz in Duodez, doch waren sie bei alledem Mirtur! Die Waltersche Mirtur war klar und rein, so daß ein hereinbrechender Sonnenstrahl in den schönsten Regenbogenfarben auf alle umstehenden Gegenstände reflektierte. Das lockte, von der Mirtur zu kosten. Und ich kostete. Da ward mir so wohl, so klar, so sicher zu Mute. Ich glaubte mich vollkommen befriedigt und glücklich. Nach einer Weile fehlte mir indeß doch etwas. Der gute Apotheker mochte mich wohl für verrückt halten, denn er hatte sich mit allen Gehülfen zurückgezogen und lauerte hinter der Thür. Mein Blick fiel auf das Glas, darin Kleinert stand. Jetzt ging es mir sonderbar. Ich wollte schmecken, aber es gelang nicht. In vollen Zügen mußte ich trinken, fast wider Willen, und dennoch sah ich kein Abnehmen, kein Ende im Glase, sondern es ward immer voller und voller, tiefer und tiefer. Mein Durst wurde gelöscht — ein neues inneres Leben schien mir aufzugehn, ich konnte mich vom Glase nicht trennen. Da lief der Apotheker herbei und nahm mir beide Gläser weg. Ich war außer mir, lief nach, griff zu und behielt die beiden Signaturen in der Hand. Auf der Walters standen die Worte:

Willst du, denkender Freund, die Wahrheit ergründen —

Durchforsche die Schrift und die Welt und dich, so wirst du sie finden.

Auf Kleinerts Signatur stand:

Willst du, Sünder, den Weg zu Gott dem Dreieinigem finden,

Liebe! und glaube der Schrift und bete und büß deine Sünden.

Ganz vertieft in diese Worte, hörte ich kaum, daß es neben mir sprudelte und zischte. Ich sah empor, und siehe, der Kork von Sartorius' Glase war abgesprungen und der kleine dicke Kerl stieg oben heraus, hochschwingend seine allgemeine Einleitung in die heilige Schrift, zuerst mit dem Zeigefinger freundlich darauf hinweisend, dann drohend. Im selben Augenblick entsproß aus Buschs

zu völliger Einigung gekommen zu sein. Er versprach mir im nächsten Semester mehreres von Älteren darüber mitzuteilen. Er ist überraschend tief in seinen Erklärungen und Ansichten. Die Heiligung und Erleuchtung hat bei ihm einen hohen Grad erreicht, obgleich er noch nicht älter ist als 29 Jahre! Er reißt in Geisteskraft und Körperichwäche schnell dem Himmel entgegen!“

Unter den Vorlesungen des ausgezeichneten Exegeten machte keine einen größeren Eindruck auf Loffius, als die Exegese des Evangeliums Johannes. Er schreibt hierüber: „Es ist etwas Herrliches um dies Buch. Das einzige Evangelium Johannes sagt für mich so viel und mehr, als das ganze neue Testament. Es ist etwas darin, was über Alles erhebt, was eben nur Johannes in seine Schriften zu hauchen vermochte. Das ist das Göttliche, die Liebe — dazu nun Kleinerts vortreffliche Erklärungen. Er hat selbst ein Johanneisches Gemüt. Sein fester Glaube, seine Liebe, seine selten klare Einsicht in das Wort des Herrn lassen ihn verstehen, was so manchem dunkel bleibt. Wie so gar armselig erscheint da ein Bretschneider oder Paulus mit seinen superverständigen, begreiffüchtigen Darlegungen. Das sind Gottesgelehrte, die des Herrn Wort verstümmeln.“

Je mehr Loffius im weiteren Verlauf der Semester aus den propädeutischen Disziplinen sich in die Tiefen der Wissenschaft selbst eingeführt sieht, um so mehr wächst seine Anerkennung dessen, was ihm Dorpat zu bieten vermag. Bald ist es auch Walter, dessen durch Gläubigkeit und philosophische Klarheit ausgezeichneten Vorträge ihn fesseln. Auch von Sartorius fühlt er sich befriedigt, bedauert jedoch seinen Standpunkt „starrer Orthodorie“. Es erfährt ihn eine rechte Lust am Studieren und der Trieb zu selbständigem Arbeiten regt sich; der Pentateuch wird eifrig in der Ursprache studiert, neutestamentliche Schriften und der Eusebius exegetisch gelesen, für den dürren Vortrag in der Kirchengeschichte durch Selbststudium von Handbüchern Entschädigung gesucht.

Eine in das Gewand eines Traumes gekleidete Charakteristik der vier theologischen Professoren in einem an die Mutter gerichteten Briefe vom Ende des dritten Semesters möge hier noch Platz finden: „Es ist doch nichts mit dem Arbeiten, wenn das Semester zu Ende geht. Immer kommt es mir in den Sinn, daß nach 14 Tagen in Parzimois goldene Zeiten für den Faulenzer angehen.

So heißt's Pasta und damit Holla und dann ein Punktum. — „Adieu, ma chère“, sagt man zur Wissenschaft, und „bonjour, mon aimable, ma charmante“ zur süßen Ruhe, und obgleich man das „à revoir“ an die Wissenschaft nicht vergißt, so ist einem das doch bloß wie ein kleines Pulverchen! Neulich träumte mir, ich wäre in einer Apotheke und es standen da vier Gläser mit ihren Signaturen. In diesen vier Gläsern befanden sich die vier theologischen Professoren — im größten Walter, dann Kleinert, dann Sartorius, endlich Busch, alle ganz in Duodez, doch waren sie bei alledem Mixtur! Die Waltersche Mixtur war klar und rein, so daß ein hereinbrechender Sonnenstrahl in den schönsten Regenbogenfarben auf alle umstehenden Gegenstände reflektierte. Das lockte, von der Mixtur zu kosten. Und ich kostete. Da ward mir so wohl, so klar, so sicher zu Mute. Ich glaubte mich vollkommen befriedigt und glücklich. Nach einer Weile fehlte mir indeß doch etwas. Der gute Apotheker mochte mich wohl für verrückt halten, denn er hatte sich mit allen Gehülfsen zurückgezogen und lauerte hinter der Thür. Mein Blick fiel auf das Glas, darin Kleinert stand. Jetzt ging es mir sonderbar. Ich wollte schmecken, aber es gelang nicht. In vollen Zügen mußte ich trinken, fast wider Willen, und dennoch sah ich kein Abnehmen, kein Ende im Glase, sondern es ward immer voller und voller, tiefer und tiefer. Mein Durst wurde gelöscht — ein neues inneres Leben schien mir aufzugehn, ich konnte mich vom Glase nicht trennen. Da lief der Apotheker herbei und nahm mir beide Gläser weg. Ich war außer mir, lief nach, griff zu und behielt die beiden Signaturen in der Hand. Auf der Walters standen die Worte:

Willst du, denkender Freund, die Wahrheit ergründen —

Durchforse die Schrift und die Welt und dich, so wirst du sie finden.

Auf Kleinerts Signatur stand:

Willst du, Sünder, den Weg zu Gott dem Dreieinigen finden,

Liebe! und glaube der Schrift und bete und büß deine Sünden.

Ganz vertieft in diese Worte, hörte ich kaum, daß es neben mir sprudelte und zischte. Ich sah empor, und siehe, der Kork von Sartorius' Glase war abgesprungen und der kleine dicke Kerl stieg oben heraus, hochschwingend seine allgemeine Einleitung in die heilige Schrift, zuerst mit dem Zeigefinger freundlich darauf hinweisend, dann drohend. Im selben Augenblick entsproß aus Buschs

Glase ein Vergiftmeinnicht, und ich gedachte der Kirchengeschichte, die ich noch ganz besonders bearbeiten muß — und der Traum hatte ein Ende. Jetzt liegt Buschs Kirchengeschichte vor mir und ich will sie mir einprägen, dabei aber auch Sartorius' Drohung nicht vergessen.“

Hatte Vossius schon früher es schmerzlich empfunden, unter seinen Studiengenossen keinen übereinstimmenden Freund zu finden, so steigerte sich das Gefühl solchen Entbehrens noch mehr, je reger sein Interesse für das Studium sich gestaltete. Denn ist schon unter allen Umständen eine von mitstrebenden Genossen isolierte Stellung ein schlimmer Hemmschuh rüstigen akademischen Fortschreitens, so mußte sie es ganz besonders für eine Natur sein, wie die Vossius', gemacht zu warmem Anschluß an Gleichgesinnte, zu freudigem Geben und Nehmen in geistigen und gemüthlichem Wechselverkehr. Auch dem treuen Tödtelstedter Freunde will die Isolirtheit in dieser Beziehung nicht gefallen und er mahnt mit trefflichen Worten: „Wirklich vertraute Mittheilungen auf ganz gleichem Fuße, mit voller sorgloser Hingebung, Ernst und Scherz, Zweifel, Streit — und wieder dasselbe in umgekehrter Reihe zum zweiten und zehnten Mal —, dieser rechte Zunder und Nährstoff geistigen und wissenschaftlichen Lebens kann nur unter Alters- und Studiengenossen sich finden. Wenn Du das nicht hast, mußt Du es suchen.“

Ende 1831 endlich finden wir Vossius im Verkehr mit zwei Altersgenossen, dem Theologen Kauzmann<sup>1</sup>, seinem nachmaligen Sprengels-Amtsbruder und dem Juristen Vermehren<sup>2</sup>. Eine Charakterzeichnung der beiden Genossen findet sich in seinem Briefe an Hey im Januar 1832: „K., der Theologe, besitzt eine gewisse Langsamkeit im Handeln, Denken und Sprechen. Große Demuth, tiefes Gefühl machen ihn sehr liebenswürdig, und will ich meinem Gefühl freien Lauf lassen, so gehe ich zu Freund K. Er hört's geduldig an und fühlt mit. Bei alledem ist er selbständig, von festem Glauben, jeder der ihn kennt, liebt ihn. — Das totalste Gegentheil von diesem ist der andere, V. Die größte Lebhaftigkeit

<sup>1</sup>) Moritz Kauzmann, Pastor, 1837–40 zu Saara, 1840–49 zu Kannapäh und 1850–72 zu Odenpäh. † 1874 in Gottha.

<sup>2</sup>) Karl Vermehren, stud. 1830–37 Diplomatic. War später 1843–56 Lehrer am Findelhaufe in Gatschina. † 1856.

bei großen Fähigkeiten, aber noch ganz ohne Erfahrung — eine Mischung von Kindheit und Mannheit: manchmal kindlich, oft auch kindisch und dann wieder recht ernst und voll Eifer für hohe Gegenstände. Er ist noch nicht mit sich im Reinen. Religiosität ist da, aber noch versteckt, Kenntnis von der Religion noch garnicht, daher auch nichts darauf bezügliches mit ihm zu sprechen ist. Doch hat er mich, ein theologisches Buch mit ihm zu lesen. Wir taten es; er paßte auf, stritt ein wenig, kam noch einmal und blieb dann weg. Wir trinken unsern Tee gemeinschaftlich, scherzen, lesen Belletristisches, wobei K. öfter in Versuchung gerät, einzuschlafen, was wieder Anstoß zu Scherz gibt u. . . . Um regeres Leben unter einige zu bringen, habe ich zehn Kommilitonen vorgeschlagen, zu einem Zeitschriftenzirkel und zu wissenschaftlichen Besprechungen und Vorträgen zusammenzutreten, bisher leider ohne Erfolg.“

Eine sehr anziehende Bekanntschaft machte Vossius an einem Studiosus Joh. Fr. Hellmann, mit dem er im Köhlerschen Hause Miteinwohner war. Zwischen den beiden sehr verschiedenen, aber gerade durch ergänzende Gegensätze stark zu einander hingezogenen Naturen wäre wohl bald ein inniger Bund geschlossen worden, hätte nicht jäher Tod den einen hingerafft. Über das unglückliche Ende dieses Genossen berichtet Vossius am 7. Mai der Mutter: „Höre meine traurige Geschichte! Du kennst ja Hellmann, der hier oben bei Köhlers wohnt. Er schloß sich freundlich, angelegentlich an mich an. Einmal, als ich bei ihm war, stritten wir lebhaft über religiöse Dinge; er griff mit scharfen Waffen an. Natürlich kam, wie bei all solchen Streitigkeiten, nichts heraus. Doch freute ich mich, als er sagte: „Übrigens will ich garnicht dafür stehen, daß ich meine Ansicht nicht einmal ändere. Ich beneide diejenigen, die fest an ihren Gott und Christum glauben. Sie haben den Halt, dessen wir in Glück und Unglück bedürfen.“ Ich hatte ihn während unsres Umgangs sehr lieb gewonnen, in seinen Augen lag der Ausdruck seines — bis auf den Punkt der Religion — schönen und gediegenen Innern. Am Freitag waren wir bis zwei Uhr zusammen. Sonnabend und Sonntag sah ich ihn nicht. Sonntag läßt mich die Köhler rufen und erzählt mit Tränen, Hellmann habe ein Pistolenduell gehabt und eine Kugel zwischen Unterleib und Hüftknochen bekommen; er läge schwer auf der Klinik darnieder.

Moier habe vergeblich versucht, die Kugel herauszuziehen. Der Gegner ist nicht bekannt und Hellmann schweigt wie das Grab, in dem er wohl bald selbst ruhen wird. Denn es ist keine Aussicht, ihn zu retten, wie ich heute bei Hellmann vom Arzt erfuhr. Schwer hat mich das ergriffen und ich kann nicht ohne ängstliches Gefühl an seinen Tod denken. Es war ein kräftiger, reichhaltiger Geist, außerordentlich gebildet, dabei gefällig im höchsten Grade, bescheiden, äußerst fein und trotz seiner scheinbaren Eiseskälte von warmem Gefühl. Nur schade, daß er sich die Lebenstendenz gewählt, alles durch sich allein zu leisten und anderer Menschen Hilfe nie zu gebrauchen, ihnen dagegen, soviel in seinen Kräften, stets zu helfen, selbst mit großen Opfern. Diese eigentlich stolze Tendenz führte er in der größten Stille und Bescheidenheit durch und daher war er jedem, der ihn näher kannte, liebenswert. Der Ärzte haben die größte Achtung vor ihm, wie still und ruhig, ja groß er all sein Leiden trägt. Mündlich mehr von diesem Menschen, den Gott wohl zu sich nehmen will, um ihn in einer andern Welt noch besonders für das Höchste auszubilden; denn daß Er solche Menschen verdammen kann, glaube ich nicht.“ Den folgenden Tag werden als Nachschrift die kurzen Worte hinzugefügt: „Heute um 9 Uhr ist Hellmann gestorben. Gott habe ihn zu sich genommen.“

Wir haben nun Loffius durch den ersten Abschnitt seiner Studienzeit begleitet. Seinem Briefwechsel mit Hen waren durch den ebenso langsamen wie kostspieligen Postverkehr jener Zeit Schranken auferlegt; die Briefe von und nach Deutschland bildeten mehr seinen Festtagsgenuß. Doch fehlte es Loffius daneben nicht an dem täglichen Brote, denn 54 Werst von Dorpat lebten ja die Seinigen, und keine Woche verging, in der nicht ein ausführlicher Bericht nach Parzimois abgegangen und eine Antwort nach Dorpat zurückgelangt wäre. Eine große Freude bereitete es den Seinigen, daß der Verkehr mit ihnen für das in Deutschland Zurückgelassene und in Dorpat Vermißte Loffius einen größeren Ersatz bot, als sie selbst gehofft hatten. Sein Ernst und sein Scherz in Briefen und bei persönlichen Besuchen, die glücklichen Ferienzeiten in Parzimois, das alles warf auf das beiderseitige Leben einen warmen Sonnenschein! Und wie sollte es auch anders sein, wo treue Liebe von Herzen zu Herzen ihre Wurzeln trieb!

„Schon der Gedanke an Parzimois“ — schreibt einmal Loffius — „versetzt mein Gemüt in eine glückliche Stimmung. Es ist mir so erquickend, daß ich dort ein Plätzchen weiß, wohin ich mich jederzeit flüchten kann, um mich zu erholen und zu stärken, wo ich Menschen weiß, deren Herzen mir immer offen stehen. Es ist ein so schönes Sicherheitsgefühl, etwa wie wenn man, bei kalter oder ungünstiger Witterung draußen, gesellig drinnen beim warmen Ofen sitzt und es draußen wehen und stürmen läßt. Aber da denke ich ja schon wieder an den Parzischen Ofen und um den herangerückten Tisch Euch und mich! Ja, solange ich Euch drei, meines Herzens Stützen und meiner Liebe Pfeiler nahe habe, will ich mich des Glückes freuen und tun, als wäre garnichts da, was mir Ärgernis geben könnte.“ Kommt die Zeit der Ferien heran, so schwebt ihm „das Bild der teuersten Menschen am teuersten Ort“ lebhaft vor Augen und er zählt die Stunden, bis die Glocken des greisen Rosselenters Ditto, der einst den Knaben von Parzimois bis Gotha brachte, vor der Tür erklingen. Den Weihnachtsabend muß er, allen im Wege stehenden Hindernissen zum Trost, in Parzimois sein, denn „es ist der Abend der inneren Weihe und Wiedergeburt, und den muß ich mit Menschen feiern, die ich mir gleichfühlend weiß, in deren Herzen ich meines wiederfinde.“

Das erste Semester 1832 bezeichnet in der Entwicklung Loffius' einen folgereichen Wendepunkt. In Dorpat existierte ein theologisches Seminar für Kronstudenten. In dieses als außerordentliches Mitglied aufgenommen zu werden hatte Loffius schon längere Zeit gewünscht und jetzt ging dieser Wunsch endlich in Erfüllung. Am 28. Januar 1832 wurde er von Walter zum außerordentlichen Mitglied aufgenommen. Durch diese Aufnahme wurde einer bisher von ihm schmerzlich empfundenen Lücke in seinen Studien Gelegenheit zur Beseitigung geboten. „Ich fing mancherlei bisher an“, schreibt er früher einmal an Hey, „da ich aber keine Aussicht hatte, meine Arbeiten kritisieren zu lassen, so blieb das Begonnene immer wieder liegen.“ Im Seminar bot sich nun die Möglichkeit zu wissenschaftlichen Arbeiten und deren Kritisierung. Unter den neuen Aufgaben fesselte Loffius besonders ein von Kleinert gegebenes Thema: „Über die Entwicklung des Sündenfalles“ — längere Zeit. Schon durch diese Veränderung seiner äußeren Verhältnisse mußte sein Blick mit vermehrtem

Ernst auf die erwählte Lebensaufgabe gerichtet und sein Gemüt zu tieferem Schöpfen aus dem Quell christlicher Erkenntnis geführt werden.

Es kam indeß in eben demselben Semester 1832 noch eine zweite und eingreifendere Anregung hinzu. Ein Kreis junger Theologen, ergriffen von der damals speziell von Herrnhut ausgehenden pietistischen Strömung, hatte in Dorpat einen theologischen Verein gegründet und zum Eintritt in denselben wurde nun auch Loffius aufgefordert.

Ein Halbjahr später schreibt er an Hey: „Es ist lange her, daß ich Dir nicht geschrieben habe, so daß wohl Vieles nachzuholen wäre. Wenn ich mein Leben überblicke, strömt aus dem Herzen Dank für die Barmherzigkeit und Treue, der ich so unwert bin. Als ich am Abend vor meiner Abreise aus Gotha am Grabe meines Großvaters, das Neue Testament in der Hand, zum Herrn rief, mich anzunehmen als Seinen Knecht, da legte Sein Geist den ersten Keim zum Wendepunkt meines Lebens. Ich wußte nicht, was ich da tat. Ich kannte das rechte Gebet nicht, auch nicht den Mittler in seiner rechten Bedeutung. Das Gebet ist dennoch von Gott erhört. Ich reiste ab, und als ich nach Hause kam, da hatte sich's auch hier verändert, sie hatten den Heiland erkannt und redeten von Ihm. Das befremdete mich anfangs, aber ich konnte nichts einwenden. Der Geist hatte mich willig gemacht, und ich merkte bald, ich war auch geistig nach Hause gekommen. Nun gedachte ich Deines Wortes: ich würde mich „einst wohl zu den Mystikern zählen.“ Aber noch war es nichts Festes; weil ich es von andern so hörte, innerlich kein Widerstreben fühlte, so nahm ich's an, historisch, äußerlich. In meinem vierten Semester war ein junger Mann meines Alters, Masing<sup>1</sup>, nach Dorpat gekommen, um Theologie zu studieren. Zur Bruderkirche gehörend, von bedeutenden Fähigkeiten, war er sogleich in eine Versammlung gläubiger Theologen getreten, die sich Sonnabend Abends bei Gebet und Gesang zu inniger Gemeinschaft in Jesu Namen vereinigten. Als wir bekannt wurden, veranlaßte er mich einzutreten. Das tat ich unbesorgt, denn die Versammlung ist vom Rektor bestätigt. Das war ein großes Förderungsmittel.

<sup>1</sup>) Karl Johann Masing, Pastor 1835–60 zu Mustel (Diel) und 1860–78 an der Michaelis-Kirche in Petersburg. † 1878.

Da erst wurden mir die Augen geöffnet über mein früheres halbes Wesen und ich lernte den Herrn inbrünstig lieben. Die Ferien kamen und ich reiste mit Mutter und Schwester nach Petersburg. Daß ich in meines Onkels Hause keinen Anklang finden würde, wußte ich, aber das stolze Herz hoffte die Welt zu überwinden, also auch wenigstens eine Seele aus jenem teuren Hause. Aber siehe, der Herr drehte aus unendlicher Weisheit die Sache um. Der böse Feind steckte sich hinter die unschuldigen Freuden des geselligen Familienlebens, hinter die wirklich große Liebe meines Onkels zu mir und hinter noch etwas, das mündlich besser zu nennen ist, und bald war der Herr nicht mehr Ein und Alles meines erkalteten Herzens. Da machte mich ein Wort meiner beobachtenden Mutter aufmerksam. Ich sah meine Umwandlung und es ward mir die Kraft, mich von der Hauptschlinge loszureißen. In der Hinsicht ward ich frei, aber ich sah nun, wie tief ich hineingeraten war in den Strom der Welt, der mich so umfangen hatte, daß ich nicht mehr mit Andacht beten konnte. — Bald ging es nach Hause zurück und dann hierher nach Dorpat, wo ich nun in diesem Semester viel zu kämpfen hatte, denn ich wollte immer selbst. Aber da lehrte mich der Herr, daß nichts mit unsrer Kraft getan ist, sondern allein mit der völligen Hingabe an Ihn. Seit einigen Tagen hat Er diese Erkenntnis durch recht freudige Empfänglichkeit für Seine Gnade gesegnet. Er, der zur Selbstverleugnung hilft, wird mir ja auch noch das Kreuz recht auflegen, denn meine Sünde erkenne ich noch nicht in ihrer ganzen Verworfenheit, immer bleibt's bei der Erkenntnis der Schwäche und Jämmerlichkeit stehn.“

Einige Worte über diese religiöse Richtung werden genügen. Als Reaktion gegen den Rationalismus hatte sie sich in Livland zunächst unter dem Einfluß Herrnhuts ausgebildet. Die große Mehrzahl der Vertreter eines positiven Christentums stand damals auf diesem Boden. Denn hier fand das unter rationalistischem Einfluß verkümmerte Gemütsleben reiche, ja überreichliche Nahrung. Zweck und Ziel alles Strebens war die Gewinnung persönlicher Liebesgemeinschaft mit Christo; der Weg zum Ziele natürlich auch hier Sündenkenntnis und Buße. Die Art und Weise, wie man diesen Weg beschritt, das war das Charakteristische dieser Richtung. Unaufhörlich beobachtete man seine Stimmung und Empfindungen,

sorgfältig durchspürte man sein Herz nach großen und kleinen Sünden, war mit dem erlangten Bewußtsein „seiner Schwäche und Jämmerlichkeit“ nicht zufrieden, sondern ruhte nicht eher, als bis man sich in aufrichtigem Entsetzen als einen wahren Höllebrand erkannt hatte. So tief dann die Reue, so zerknirscht die Buße, so groß dann auch die Seligkeit zu den Füßen des Gnade und Versöhnung darreichenden Hohenpriesters und Mittlers, Jesus. — Aber nachdem man nun die Seligkeit der Rechtfertigung in Christo an sich erfahren, gab man die Selbstanlage und Peinigung nicht auf. Man wollte ganz in Christo sein und bleiben, auch das Alltäglichsste in bewußter Heilsgemeinschaft mit Gott verrichten, immer und überall die Seligkeit des Glaubens empfinden. Diese hoch gegriffene Forderung wurde natürlich nicht vollkommen befriedigt, und so sehen wir denn auch die Gläubigen sich immer wieder der Kälte und Laueheit gegen ihren Herrn anklagen und sich fort und fort im Kampfe aufreiben, anstatt in dem Bewußtsein der durch Christo erworbenen Kindschaft getrost ihren Erdenweg zu wandeln.

Wenn man dieser Richtung um ihrer aufrichtigen und warmen Religiosität willen die Anerkennung nicht versagen kann, so wird sie doch dem Vorwurf der Krankhaftigkeit nicht entgehen. So ehrlich und ernst man es meinte, so sehr man danach rang, die zerstreuen Beziehungen zur Welt von sich abzuwehren und allein dem einen und großen Zweck der Heiligung zu leben, so ist es doch keine Frage, daß man einerseits mit übertriebener Askese zu Werke ging und in frommem Eifer manche Blume zertrat, die sich am Wege harmlos ihres Daseins freute und von Gott bestimmt war, auch seiner Menschen Herzen zu erfreuen, anderseits sich von ueuevangelischer Geselligkeit nicht freihielt.

In jenem Falle befand sich auch Loffius in einem durch seine eigenen Worte oben andeutungsweise berührten Verhältnis zu „dem gewissen Etwas“, das ihm während seines Petersburger Besuchs soviel schweren Kampf gekostet hatte. Dieses Etwas war die viel jüngere Schwester der allezeit sonnig, schelmisch heiteren Tante Lisinka, der Frau seines Onkels Fritz, Amalie Briesemann von Mettig, ein Wesen, das dort, wie wir wissen, nicht zum ersten Mal in Beziehung zu Loffius trat, sondern, ihm von Kindheit auf bekannt, nach langer Trennung damals nur von neuem ein Gefühl

in ihm erregte, das schon im Knaben seine Wurzeln gefaßt hatte. — In Petersburg sahen sich nun beide wieder. Sie waren von gleichem Alter, Amalie vielleicht etwas älter; kaum konnte man sich zwei besser zu einander passende Wesen denken. Schon ihre äußere Erscheinung schloß sich zu einem harmonischen Ganzen zusammen, und wer die beiden schönen Menschenkinder neben einander hinwandeln sah, erfreute sich ihres Zaubers. Ihr Wesen war verschieden: er eine Gefühlsnatur, zwar mit vollem Verständnis für des Lebens heitere Seiten, zugleich aber mit einem starken Zuge zur Innerlichkeit, zu tiefer Erfassung des Lebens-ernstes; sie, zwar nicht ohne Verständnis für den Ernst des Lebens, aber mit einem mehr auf die Außenwelt gerichteten Blick, mit einer Fülle von Heiterkeit und Frische das Leben erfassend, und stets darauf bedacht, Freude um sich zu verbreiten — so ergänzten sich beide in wesentlichen Punkten. Kein Wunder daher, wenn sie sich zu einander hingezogen fühlten!

Loffius schreibt hierüber selbst: „Durch sehr wirksame Mittel griff sie in mein Gemüt und zog mich mit unbekannter Gewalt aus den Armen der göttlichen in die der irdischen Liebe. Objekt sowohl als Neigung sind mir von Kindheit auf garnicht fremd, aber immer war letztere durch mächtige äußere Gründe unterdrückt. Nun auf einmal vier Wochen hindurch nicht bloß den Umgang, sondern auch die merkliche, ja starke Gegenneigung Amaliens zu ertragen, ohne mächtig erschüttert zu werden, war für mein im Glauben noch so schwankendes Herz ein Ding der Unmöglichkeit.“

Aber wie gewaltig sich auch Loffius zu dem lieblichen Wesen hingezogen fühlte, das entscheidende Wort kam doch nicht über seine Lippen und mußte wohl auch nach seinem damaligen religiösen Standpunkt unausgesprochen bleiben. Denn sie, zu der ihn das Herz zog, stand auf einem andern Boden; sprudelnd von Lebenslust, freute sie sich ohne Grübeln der schönen Welt, und verstand es, auch denjenigen, die sich ihres Wesens Einflusse hingaben, heitere Lebenslust einzusüßen. — Wie aber vertrug sich sorglose Lebenslust mit einer Gemütsrichtung, die, von der Gehaltlosigkeit alles Irdischen überzeugt, als alleiniges Lebensziel die Heiligung in Gott erkannt hatte!

So lag die Sache, und anstatt die Geliebte auf den Ankergrund, um den es ihm zu tun war, hinzugeleiten, geriet Loffius

in Gefahr, den eigenen zu verlieren. Er prüfte sich und sah mit Schmerz, daß in ihm unvermerkt eine Wandlung vor sich gegangen, daß die irdische Liebe, zu tiefgehender Neigung geworden, die göttliche Liebe in den Hintergrund gedrängt habe. Und so sich in seiner religiösen Stellung ernstlich gefährdet sehend, fand er nur das eine Mittel, sich mit raschem Entschluß von seiner Neigung loszureißen. Im Bewußtsein entsagen zu müssen, gebot er seinem Herzen Schweigen und kehrte „frei“ in die Heimat zurück.

Nach der Petersburger Reise warf Loffius sich mit Eifer auf sein Studium. „Im allgemeinen kann ich sagen“, schreibt er an Henj im Oktober 1832, „daß sich meine Liebe zur Theologie als Wissenschaft stets vermehrt, je tiefer ich hineinkomme. Nur verhindert mich mein sanguinisches Temperament gar zu leicht am festen Nichten und Anspannen des Denkvermögens auf einen bestimmten Gegenstand zur Zeit und oft muß ich mich von Hegels Wort getroffen fühlen: „Manche kommen vor lauter Einfällen nicht zum reinen Gedanken.“ Besser geht es, wenn ich mit der Feder in der Hand Konsequenzen und eigene Sätze hervorbringe.“

An übereinstimmenden Freunden fehlte es Loffius nun nicht mehr; unter den Gliedern des genannten Kreises traten ihm mehrere nahe: „ein frischer, einfältiger Glaubensmann David<sup>1</sup>, Theolog; der philosophisch gebildete Masing; Ungern-Sternberg<sup>2</sup>, ein kräftiger, noch etwas selbstgerechter Naturwissenschaftler.“ Letzterer scheint seinem Herzen der nächste gewesen zu sein, denn er schreibt über ihn der Mutter: „Mit U. bin ich fast alle Abende zusammen und gewinne ihn sehr lieb. Ich bin in kurzer Zeit mit ihm herzlicher bekannt geworden, als mit irgend einem andern.“ Weitere von Loffius oft genannte Freunde sind: Reich<sup>3</sup>, Wasem<sup>4</sup>,

1) Ernst Wilh. David, Pastor 1836–52 in den Wolgafolonien, 1852–78 zu Demmen in Kurland. † 1888 in Windau.

2) Wohl Konst. Aug. Baron Ungern-Sternberg, stud. 1831–33 Kameralia. Besitzer von Annia, Awaser und Pitwa in Estland; bekleidete viele Landesposten.

3) Julius Reich, Theol., 1833–35 Lehrer an einer Privatschule und 1835–55 Inspektor an der Kreisschule in Werro. † 1855.

4) Herm. David Wasem, stud. Oekonomie — 1836. Später Vorsteher einer Privatschule in Dorpat, Hausvater der Anstalt für verwahrloste Kinder in Plestodahl bei Riga; Direktor des Waisenhauses der Annenschule in Petersburg.

Grimm<sup>1</sup>, Becker<sup>2</sup>, Früauf<sup>3</sup>, alle nicht seltene Teilnehmer am Ferienleben in Parzimois. Die in diesem Kreise herrschende pietistische Geistesrichtung entsprach, wie schon bemerkt, der damaligen Gemütsstimmung Lössius' durchaus. Aber wie sehr ihn dieselbe auch gefangen hielt, so machte sich dennoch in ihm, wenn man näher zusieht, immer ein gewisses Gegengewicht gegen die Überschwänglichkeiten der Brüderkirche geltend. Das bewies er z. B. nach Kleinerts Rückkehr aus Deutschland (August 1832), als ein großer Teil der gläubigen Welt den Behruf erhob: Kleinert sei vom Glauben gefallen (durch Einfluß des Hegelianismus), sei kalt und freisinnig zurückgekehrt. Damals schreibt Lössius der Mutter: „Kleinert ist nicht kälter, wohl aber frischer und heiterer und ebenso innig zurückgekommen, als er vorher war. Mag er immerhin seine Ansichten in etwas geändert haben, sein Christentum wird und kann dieser Mann nach seinen Erfahrungen nicht aufgeben.“ Kleinert hatte in der That seinen Glauben nicht verloren, sondern die Anknüpfung an Hegel zu einer philosophischen Vertiefung seines Glaubens benutzt.

In das zweite Semester 1832 fällt ein kleiner Konflikt Lössius' mit seinen Gothaer Freunden. Hervorgerufen wurde er durch einen Brief an seinen Onkel Lössius. Bei seiner Abfassung war er, wie er seiner Mutter erklärt, von der Absicht geleitet worden, seinen veränderten religiösen Standpunkt den Pflegeeltern darzulegen, um sie, die in den rationalistischen Anschauungen einer älteren Zeit fortlebten, für das zu erwärmen, wofür sein Herz glühte. In diesem Briefe hatte er auch der Erlebnisse in Petersburg gedacht, aber hier so wenig als in dem schon oben angeführten Briefe an Hey den Grund der Gefährdung seines Glaubenslebens ausdrücklich genannt, sondern im allgemeinen erklärt, daß das Familienleben und die Liebe der Menschen auf dem besten Wege gewesen wären, die Liebe zu Gott aus seinem Herzen zu verdrängen, bis es ihm endlich gelungen, solche Versuchungen von sich abzuschütteln. Dies und anderes hatte er in etwas „füßlicher Rede“ den Gothaern auseinandergesetzt, bei ihnen

<sup>1</sup>) Adolf David Grimm, stud. Theol. -- 1833. † ca. 1834.

<sup>2</sup>) Wohl Karl Friedr. Becker, stud. Theol. -- 1833. † 1834.

<sup>3</sup>) Karl Frühauf, Theol., 1836—39 Divisions-Prediger in Zerkulst. † 1839.

aber kein Verständnis gefunden. Im Gegentheil hatten sie ihn völlig mißverstanden. Man hatte aus seinen Worten nichts geringeres herausgelesen, als daß er ein asketischer Eiferer geworden sei, für den Familienleben, harmlose Geselligkeit und alle menschlichen Bande keinen Wert mehr hätten. Sehr charakteristisch ist, was ihm der alte Onkel in folgedessen schreibt: „Du scheinst, mein Lieber, beim Festhalten der Wichtigkeit Deines Strebens, bei Deinem edlen Ringen das Minderwichtige zu fast zu nehmen. Doch will ich Dich darin nicht stören. Während die arme Luise schon fürchtet, Du möchtest sie und uns überhaupt eines ferneren liebevollen Andenkens nicht mehr für wert genug halten, beruhige ich sie und mich selbst mit meinem eigenen Entwicklungsgange. In Deinen Jahren war auch ich; aber die damalige Zeit hatte eine unselige Richtung genommen. Wir besseren Jünglinge setzten unsre Würde in streng sittliche Haltung und unser Stolz war die Stoa. Vor ihr mußten alle die zarten und weichen, dem Gefühl entkeimenden Verhältnisse zurückstehen. Zum Exempel: Meine gute Mutter, die ich wegen Geschäfte lange nicht von Jena aus besucht hatte, sehnte sich nach mir und bat mich dringend zu kommen. Ich gab nach, wanderte bis vor Erfurts Tore, als schon Dämmerung eintrat, die mich ernster stimmte. Ich schämte mich nun meines weichen Gefühls und des Nachgebens und — kehrte um! Dein Ziel ist erhabener, Deine Führerin ist die heilige Religion, Dein Wandel Demut; aber auch Du darfst die edlen, süßen Bande, womit die Gottheit die Menschen zu Familien und Freundschaftskreisen vereint hat, darum nicht gering achten; auch sie sollst Du heilig halten, wie darin unser Herr und Meister uns allen ein Vorbild gewesen ist. Alle unschuldigen Freuden des Lebens soll der Mensch als Geschenk der göttlichen Liebe betrachten und dankbar genießen. Denkst Du also an uns, lieber Eduard, so höre die Stimme Deines Herzens, widerstrebe ihr nicht. In Deinem nächsten Briefe wirst Du uns Erfreulicheres verkünden, das hoffen wir.“

Es ertönte aber noch die Stimme eines andern treuen Warners. Auch Heny fühlte sich, wiewohl in den wesentlichen Grundlagen des Christentums mit jenem einig, durch Loffius' letzten Brief zu ernstern Bedenken veranlaßt. Ein längerer Brief, den er in folgedessen an den jungen Freund richtete, läßt uns in

das treue und demütige Herz, den gesunden Sinn und klaren Geist dieses seltenen Mannes tiefe Blicke tun. Am 31. Januar 1833 schreibt Hen aus Jätershausen, wohin er inzwischen als Superintendent von Gotha versetzt worden war: „Soeben, geliebter Eduard, habe ich Deinen Brief an die Gothaischen Lieben gelesen und stelle mich hin Dir zu schreiben. Deines christlich ernstern Willens und Strebens freue ich mich von Herzen, und hoffe zu Gott, daß Er Dich darin immer mehr gründen und vollbereiten wolle. Denn ich bin der Überzeugung, daß nur auf diesem Wege Du und jeder von uns ein echter Prediger des Evangeliums, überhaupt ein würdiger und für andre segensreicher Christ werden kann. Aber doch ist in Deinem Briefe manches, was mir Sorge macht, mir nicht gefällt. Tue ich recht, in weite Ferne hin, wo zu den warnenden Worten Du nicht den freundlichen Blick, Ton und Händedruck gewahren kannst, so zu schreiben? Doch Du liebst mich, zweifle also auch nicht an meiner Liebe; dazu, was ich schreibe, ist nur meine Ansicht, und ich bin alt genug geworden, habe oft genug bessere Überzeugung annehmen müssen, daß ich nicht zu viel Nachdruck auf die Bilder und Meinungen lege, die eben durch meinen Kopf gehen, habe oft genug in dem, was ich erst anfocht, später entschieden das bessere erkannt. Also glaube mir nicht etwa aufs Wort, sondern prüfe, widersprich, und könntest Du auch das nicht, so gib doch nicht vorschnell auf, was sich in der Tiefe Deines Gefühls als recht und christlich dargestellt hat. Was mir in Deinen Briefen nicht gefällt, ist der durchweg fromm sprechende Ton. „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über“ sage ich mit Dir. Aber es macht doch einen Unterschied, zu wem man spricht! Wissenschaftliches, Philosophisches — wie sehr Deine Seele im Augenblick davon erfüllt sei — sprichst Du doch nicht zu Leuten, die dem fremd sind. Was Deine liebste geistige Beschäftigung ist, wirst Du natürlich gegen sie nicht verleugnen können, aber Du gibst, was und wieviel ihnen faßlich ist, ungesucht, unabsichtlich, durch das angeborene Gefühl des Zweckmäßigen. Und sie verlieren darum nicht, für sie holst Du wieder anderes aus der Tiefe Deines Herzens hervor, — Ausdruck der Liebe, Teilnahme an ihrem Tun und Wesen, Mitteilung dessen unter dem Deinen, was ihrer Teilnahme nicht fremd bleibt. Diese durch sich selbst und ewig gültige Regel kann auch beim

Christentum keine Ausnahme erleiden. Wohl geht das alle an, soll allen das Höchste sein, und nie dürfen wir durch Schweigen diejenigen rechtfertigen, denen es fremd oder ein Spott ist. Aber anders redest Du doch zu Leuten der theologischen Wissenschaft, anders zu Christen, die im innern Wachstum mehr oder minder fortgeschritten sind; anders zu solchen, die Deine Vorstellungen völlig teilen, und zu solchen, die von andern ausgehen, obgleich es ihnen ebenso ernst sein kann! Hiergegen hast Du, glaube ich, in Deinem Gothaischen Briefe gefehlt. Wie brav und voll Liebe Deine dortigen Verwandten sind, wie im Oheim unter unscheinbarer, eckiger, rauher Außenseite der regste Eifer glüht, welch reines, von des Schöpfers Hand so glücklich begabtes Herz in Deiner Tante schlägt, wie beide, jedes nach seiner Natur, auch das Göttliche suchen, vielleicht minder in Christo, als neben ihm (wie sie leider zu einer Art Mißtrauen gegen das Evangelium vom Gekreuzigten gewöhnt worden sind) — das alles weißt Du. Wärest Du nun mitten unter ihnen, so müßte sich Dein freudiger Christenglaube offen gegen sie aussprechen. Aber Du schreibst ihnen, beschränkt auf den Raum eines Blattes, führst sie unmittelbar in die ihnen fremde Welt Deines inneren Lebens, Deiner sehr ernstlichen Erfahrungen und Kämpfe. Fühlst Du, daß sie Dich da nicht verstehen konnten, nur Deine pietistische Richtung, Selbstquälerei usw. beklagen mußten? Wieviel anders könntest Du ihnen schreiben, alles das in ruhiger Erzählung, wie es sich in Dir gestaltet habe, was Dich vorzüglich beschäftige, was Dir gleichgültig oder gefährlich geworden sei. Übrigens bin ich schuldig zu sagen, daß Dein Tun mich erfreut hat und so auch von mir verteidigt worden ist. Euren Konventikel (denn diesem Namen konnte es nicht entgehen) finde ich recht. Schreibe mir, was Ihr da tut? Ist kein älterer Freund, der leitet, zügelt? Zunge Gemüther schwärmen so leicht! Deine Flucht vor der weltlichen Lust in die Stille Deiner Studien heiße ich gut. Sobald Du fühltest, daß dort Deine Liebe zu Jesu schwächer werde, blieb Dir nichts andres übrig. Aber daß es so ist, das macht mir Sorge. Noch scheinst Du zu wenig fest zu sein, daß Dich der leichteste Anlaß abziehen kann. Denn solche Zerstreuungen, wie sie Dir dort begegneten, sind einmal nicht zu vermeiden, und was wäre das für ein Glaube, der darin nicht fest stehen könnte. Woher nun bei Dir diese beson-

dere Schwäche, und was ist zu thun, um Dich für unvermeidliche ähnliche Fälle zu sichern?“

Hier muß daran erinnert werden, daß auch Hey den wahren Grund der Flucht aus Petersburg nicht kannte. Daher bemerkt Vossius in seinem Antwortschreiben: „Hätte ich Dir den rechten Grund geschrieben, so hätte seines bedeutenden Gewichts wegen mein schnelles Wanken vor Deinen Augen eher Entschuldigung gefunden.“ Doch einmal auf unrechter Fährte, schreitet Hey konsequent weiter fort, sieht den Grund des schnellen Schwankens um geringer Versuchungen willen in der zu großen Weichheit von Vossius' Charakter, der sich allzu leicht äußeren Einflüssen hingebte und sich vom Gebet und Lesen der Schrift abziehen lasse. „Hast Du z. B. in Petersburg beides geübt und, wenn Du die Macht der Zerstreuung fühltest, mit doppeltem Eifer geübt? Neben beidem aber auch die Geduld. Daß wir nicht Gott und dem Heiland vorschreiben: Morgen, heute mache den Glauben in mir lebendig! Warten, Zeit und Stunde Gott anheimstellen ist auch eine Tugend des Christen. Leidenschaftliche Ungeduld bringt keine reife Frucht. Stille Ergebung in Gottes Willen, verbunden mit aufrichtiger und demüthiger Erkenntnis unsrer Schwäche, das ziemt uns, und Gott wird uns nicht umsonst hoffen lassen. Hast Du diese Geduld? Oder kommt Dein Klagen daher, daß Du immer und jeden Augenblick die beseligende Nähe des Herrn empfinden willst? Lieber, Du hast kein Recht, Ihm das Maß vorzuschreiben, darin Er Dir seine Gaben zuteilen will. Hüte Dich vor Übereifer, lerne stille sein, dem Heiland treu. Jenes Stillesein in Ihm wird Dir erst die rechte Freiheit geben. Dann noch: hüte Dich vor Einseitigkeit. Du bist jetzt, soviel ich beurteilen kann, in den Ansichten der Brüdergemeinde, die Gott in Christo sucht. Gerade das ist auch meine Richtung, während ich freilich in manchem andern abweiche. Überdies weiß ich aus ihren eigenen Konferenznachrichten, daß diese Gemeinde gerade in Deiner Heimat segensreich wirksam ist, daß auch der ernste Geist und Streit, der bei Euch durchgeht, wohl von ihr zum Theil entsprungen ist. Ich kann Dich also nicht tadeln, daß Dein Glaube eben in dieser Form erscheint. Aber urtheile darum nicht einseitig über andre Formen ab. Du sprichst über A. und B.'s Hegelci, fragst mich um meine Ansicht über dieses System. Antwort: Ich verstehe nichts davon, der Begriff ist und

bleibt tot für mich; ich bedarf eines wesenhaften Gottes, bedarf seiner Menschwerdung in Christo. Aber sollte nicht ein tieferer philosophischer Geist das wahrhaft Heilsame auch dort finden, wie Marheineke, Göschel, Nojenkranz und viele gläubige Christen? Du bist jung, es ist Deine Pflicht, Philosophie zu studieren. Was der ernste Kleinert mit solchem Eifer ergreift, darf Dich nicht zurückschrecken, aber blindlings folge ebenso wenig. Hüte Dich vor Einseitigkeit, sie ist der Liebe Tod! Und nun genug, mein theurer Eduard! Prüfe recht um Deines Friedens, Glaubens, Lebens willen.“

Loffius' Antwort auf diesen trefflichen Brief ist leider zur Hälfte verloren gegangen. Das erhaltene Fragment klärt Hey über den Sachverhalt in Petersburg auf und handelt dann von Dingen der Wissenschaft und des Studiums. Soweit sich indeß aus einem gleichzeitigen Brief an die Mutter urtheilen läßt, hat er die freundlichen Mahnungen dankbar auf sich wirken lassen, soweit sie in seiner damaligen Stellung auf ihn wirken konnten. Der Pietismus jener Tage war eben nichts gemachtes, sondern etwas historisch gewordenes, bezeichnet also eine notwendige Entwicklungsphase, welche fast alle aufrichtigen Christen jener Zeit mehr oder weniger durchgemacht haben, ob sie nun, wie in Livland, sich zur Brüdergemeinde neigten, oder, von dieser unabhängig, aber in ähnlicher Richtung die Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses suchten. Und Hey mag nicht Unrecht gehabt haben, wenn er behauptete, daß die herrnhutische Form für Loffius die angemessene erscheine. Daß sie aber solches nur als Durchgangsstadium war, beweist seine spätere Entwicklung, die ihn unter die Zahl derjenigen Geistlichen führte, welche den Herrnhutismus bekämpft haben, nachdem er sich zu einer Gefahr für das kirchliche Gedeihen der Ostseeprovinzen ausgebildet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

# Zur Geschichte der Universität Dorpat 1865—1902\*.

Von

Dr. Alfred von Gedenström.

Der erste Band der Geschichte der Universität Dorpat von E. Pjetuchow, umfassend den Zeitraum von 1802—1865, erschien 1902. Der zweite Band, der die letzte Periode von 1865—1902 behandelt, ist kürzlich im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung im Oktober-, November- und Dezemberband 1905 und im Januarband 1906 veröffentlicht worden. — Der Verfasser, seit 1895 ord. Professor der russischen Sprache und slavischen Philologie an der Universität Jurjew, hat für seine Arbeit nicht nur das gesamte in Betracht kommende gedruckte Material herangezogen, sondern auch die Archive des Ministeriums der Volksaufklärung, der Universität und der Kanzlei des Kurators benutzt, denen sein Werk manches für die Zeitgeschichte interessante und charakteristische Dokument verdankt. Das vorliegende Referat ist in der Sitzung der Gesellschaft für Geschichte und Altertumsfunde der Ostseeprovinzen Rußlands vom 12. April 1906 verlesen worden.

Im ersten Kapitel resumiert zunächst der Verfasser die Auslassungen der ausländischen deutschen, der russischen und baltischen Presse und politischen Literatur der 60er Jahre über die Dorpater Hochschule, ihre Bedeutung für die deutsche Kultur der baltischen Provinzen und die Frage ihrer Reorganisation. Die damaligen Anschauungen der Regierung sieht der Verf. klar ausgedrückt in

\*) E. В. Пётуховъ, Курьевскій, бывшій Дерптскій университетъ въ послѣдній періодъ своего столѣтняго существованія (1865—1902). — Историческій очеркъ.

der Rede Kaisers Alexander II. vom 14. Juni 1867 in Riga, in welcher Reformen im Sinne der Zentralisation angekündigt wurden, und in der Denkschrift des Generalgouverneurs B. Ubedinski vom März 1868 über die Notwendigkeit einer allmählichen Russifizierung des Schulwesens. Nach Ansicht des Verfassers ist diese Reform hintertrieben worden durch das „Memorial der litländischen Ritterschaft“ und die „Supplik der estländischen Ritterschaft an Kaiser Alexander“ v. J. 1870. Eine indirekte Bestätigung dieser seiner Annahme findet der Verf. in der Aftusrede vom 12. Dez. 1881 zum Gedächtnis des Kaisers, in der Alexander II. als Beschützer der Lehr- und Lernfreiheit der Universität Dorpat gefeiert wurde.

Kurator des Lehrbezirks war im Anfang der dritten Periode der Geschichte der Dorpater Hochschule Graf Alexander Keyserling, den der Verfasser als korrekt, vorsichtig, unabhängig, als einen Mann der Wissenschaft charakterisiert, der über den politischen Parteien stehend, vor allem Verteidiger der Freiheit der Forschung war. 1869 verließ Graf Keyserling den Posten eines Kurators, weil er nicht die Hand zu einer Russifizierung des Schulwesens bieten wollte. Sein Nachfolger wurde Peter Karlowitsch Gervais (1869—75), bisher Gouverneur von Suwalki, ein Russifikator aus Überzeugung. Erreicht hat er aber nichts, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Die Anschauungen der Regierung hatten sich mittlerweile geändert und der Kurator fand daher für seine russifikatorischen Bestrebungen nicht die notwendige Unterstützung in Petersburg; 2) war Gervais überhaupt für den Posten eines Kurators eine durchaus ungeeignete Persönlichkeit. Der Verfasser vergleicht ihn bezeichnenderweise mit dem früheren Kurator Kraftström. — Die einzige wichtige Maßregel seiner sechsjährigen Tätigkeit war die Überführung der Verwaltung des Lehrbezirks von Dorpat nach Riga im Jahre 1870. In der Motivierung seines Gesuches vom 22. Februar 1870 wies er darauf hin, daß die Autonomie der Hochschule ihm die Beaufsichtigung der letzteren erschwere, und daß er in der Kontrolle der Mittelschulen, die in Riga konzentriert seien, seine wichtigere Aufgabe sehe.

1875 wurde Gervais zum Kurator in Charkow ernannt. Sein Nachfolger wurde A. Saburow, ein taktvoller, hochgebildeter Mann, der die Frage der Reorganisation der Hochschule mit Milde und Takt behandelte. Da er in direkte Beziehungen zur Professoren-

schaft der Universität zu treten wünschte, erwirkte er 1876 beim Ministerium die Zurückführung der Bezirksverwaltung nach Dorpat, wo dann das Haus des Kurators zum Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens wurde. 1880 wurde Saburow zum Minister der Volksaufklärung ernannt. Unter dem folgenden Kurator Alexander Baron Stackelberg (1880—83) wurde das ruhige wissenschaftliche Leben der Hochschule durch keine besonderen Ereignisse gestört.

Unter dem folgenden Kurator Michael Kapustin (1883—90) begann die systematische Russifizierung des ganzen Schulwesens des baltischen Gebiets, die von dessen Nachfolger Nikolai Sawrowski (1890—99) endgültig durchgeführt wurde. Das Verdienst für die Russifizierung des baltischen Schulwesens gebührt nach Ansicht des Verfassers in erster Linie der persönlichen Initiative Kaiser Alexanders III., der tief durchdrungen war von der Notwendigkeit der Einbürgerung russischer Staats- und Kulturprinzipien in den Ostseeprovinzen. Die Reorganisation des Schulwesens vollzog sich daher im engen Zusammenhange mit der allgemeinen Russifizierung der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden im baltischen Gebiet. Die Revision des Gebiets durch den Senator Manassein 1882/83 lenkte wieder die Aufmerksamkeit der russischen Presse und Gesellschaft auf die Sonderstellung der Universität Dorpat. Der Verf. zitiert hierbei einen von fanatischem Haß erfüllten Artikel des bekannten Publizisten J. Aksakow in der „Rusj“ v. J. 1884, in dem es unter anderem heißt: „Die Universität Dorpat bildet für die örtliche Bevölkerung, mit Ausnahme einer verschwindenden Minderheit, nicht einen Faktor der Aufklärung, sondern der Finsternis. Als eine deutsch-baltische Universität dient sie nicht der Wahrheit, sondern der Lüge; nicht dem Guten, sondern dem Bösen; nicht der Freiheit, sondern der Bedrückung; nicht dem Frieden, sondern der Feindschaft; nicht dem Triumph der Wahrheit, sondern dem der Heuchelei.“

Der Verf. resumiert weiter die Auslassungen der ausländischen Presse zur geplanten Reform des baltischen Schulwesens und zitiert hierbei mehrere Artikel der „Akademischen Revue“ in München v. J. 1895 und 96, welche die damals fast schon beendet Russifizierung der Universität verteidigten. Für seine Person verzichtet der Verf. darauf, schon jetzt ein Urteil über den Erfolg resp. den Mißerfolg der Russifizierung der Dorpater Hochschule in kulturell-politischer Beziehung abzugeben, da diese Frage delikater Natur sei, dabei sehr kompliziert und erst eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit seit dem Beginn der Reorganisation (1889)

verfloßen sei. Ein endgültiges Urtheil über den Grad des wirklichen Erfolges der Schulreform in den Ostseeprovinzen werde man erst fällen können, wenn ein neues Geschlecht auf Grundlage dieser Reformen im baltischen Gebiet erwachsen sein werde.

Im II. Kapitel behandelt der Verf. zunächst das Universitätsstatut v. J. 1865, welches das des Jahres 1820 ablöste. Er konstatiert hierbei, daß das Dorpater Statut mit dem russischen liberalen Universitätsstatut v. J. 1863 im allgemeinen übereinstimmte, vor allem in der Frage der Autonomie. Abweichend vom russischen Statut war das Honorarsystem geordnet. Der Etat der Dorpater Hochschule war viel geringer als der der andern russischen Universitäten. Er betrug im J. 1865 nur 209,200 Rbl. mit Einschluß der Kronsubsidie im Betrage von 83,447 Rbl. und 34 Kop. und wurde in den folgenden 24 Jahren (bis zum J. 1889) nur sehr geringfügig vergrößert, wobei die Kosten für Neubauten und Errichtung neuer Katheder größtenteils aus eigenen Mitteln bestritten wurden. Ferner hatte das Universitätsgericht eine größere Kompetenz, war die Studentenschaft korporativ gestaltet und besaß die Dorpater Hochschule eine Fakultät, die den russischen vollkommen fehlte — die theologische.

Im Zusammenhang mit der Justizreform begann die tatsächliche Reorganisation der Universität im I. Semester 1889 mit der Russifizierung der juristischen Fakultät. Schon zwei Jahre vorher hatte der Minister der Volksaufklärung Graf J. Deljanow eine darauf bezügliche Vorlage dem Reichsrat gemacht, letzterer sie aber als ungesetzlich zurückgewiesen. Zwei Jahre später reichte der Minister dieselbe Vorlage direkt mit Umgehung des Reichsrats als Doklad beim Kaiser ein und erwirkte einen entsprechenden Allerhöchsten Befehl vom 4. Februar 1889. Der Verfasser bezeichnet diesen Befehl als ersten Schritt auf dem Wege der Russifizierung der Hochschule. Im selben Jahre 1889 stellt der Minister mit vorhergegangener Allerhöchster Zustimmung im Reichsrat den Antrag, in Bezug auf die Wahl des Rektors, des Prorektors, der Dekane und Professoren die entsprechenden Bestimmungen des Statuts von 1865 aufzuheben und durch die des allgemeinen russischen Universitätsstatuts von 1884 zu ersetzen, d. h. anstatt des autonomen Wahlprinzips die Ernennung durch die Regierung. In der Motivierung seiner Vorlage behauptete der Minister, daß das Wahlsystem einen Parteikampf großgezogen und allerlei Mißbräuchen Tür und Tore geöffnet habe. „Fast keine Wahl erfolgt ohne Protesterklärung, ohne Beschuldigung der Unredlichkeit und falscher

Stimmenabgabe, wodurch ein gespanntes Verhältnis in die Professorenenschaft getragen wird, was wieder schlecht zurückwirkt auf die allgemeine Lage der Universität und nicht ohne schädlichen Einfluß auf die Studenten bleibt.“

Leider teilt der Verf. nicht die Stellungnahme des Reichsrats zu dieser Ministervorlage mit, welche freilich schon vor ihrer Beratung in der hohen Körperschaft die Zustimmung des Kaisers gefunden hatte. Der Verf. begnügt sich mit der kurzen Bemerkung, daß diese Vorlage am 20. November 1889 Allerhöchst bestätigt wurde.

Die wichtigsten Maßregeln in der weiteren Russifizierung der Hochschule waren:

1889 Abschaffung des Universitätsgerichts auf Antrag des Kurators.

1893 Umbenennung der Universität Dorpat in Jurjew.

1895 Einführung der Inspektion.

Eine wichtige, wenn nicht die wichtigste Rolle in der Russifizierung der Hochschule spielte nach Ansicht des Verfassers die Geldfrage. Gleich bei Beginn der Reorganisation wurde der Etat der Universität erhöht. Trotzdem petitionierte der Rektor A. Budilowitsch in den 90er Jahren fortwährend um eine weitere Erhöhung des Stats aus Kronsmitteln, wobei er die Notwendigkeit neuer Assignationen dadurch motivierte, daß allein der Geldmangel die Schuld daran trage, daß die Universität Jurjew in wissenschaftlicher Beziehung nicht das sei, was die Universität Dorpat war. Das Ministerium der Volksaufklärung unterstützte derartige Gesuche Budilowitschs, die aber an dem Widerstande des Finanzministers Witte scheiterten. Letzterer motivierte 1898 seine Verweigerung neuer Assignationen damit, daß die Universität Dorpat bei weit geringeren Mitteln in wissenschaftlicher Beziehung mehr geleistet und dem Reiche größeren Nutzen gebracht habe, als die reorganisierte Universität Jurjew. — Wie Budilowitsch, erblickte auch der Kurator A. Schwarz in dem Mangel an Mitteln die Hauptursache der schwachen Entwicklung der Universität in wissenschaftlicher Beziehung, speziell den Grund für den Mangel an geeigneten Professoren, „deren Stelle von jungen Leuten oft ohne gelehrte Grade eingenommen werde, da nur solche sich für den schweren Dienst in der Grenzmark bereit finden lassen<sup>1)</sup>.“

<sup>1)</sup> Schreiben des Kurators an das Ministerium der Volksaufklärung vom 12. Mai 1900.

Mein die theologische Fakultät wurde von der Russifizierung nicht berührt, nahm daher eine Sonderstellung in der Universität ein, was nach Ansicht des Verfassers „eine gewisse Disharmonie ins neue System bringen mußte.“

Der Kurator Kapustin schlug 1887 dem Ministerium vor, diese Fakultät aus der Universität auszuschneiden. Er motivierte diesen Vorschlag unter andrem auch mit folgender Darlegung: „Selbst in Preußen gibt es für theologische Bildung zwei besondere Institutionen: die theologische Akademie in Münster und das Lyceum Hosianum in Braunsberg. Um so zweckmäßiger muß eine derartige Auscheidung bei uns erscheinen<sup>1)</sup>; eine Lehranstalt in Petersburg oder in Moskau könnte mit größerem Nutzen Pastoren für ganz Rußland ausbilden. Der Dienst der Zöglinge einer solchen im Zentrum von Rußland gelegenen Schule würde der lutherischen Kirche einen großen Nutzen bringen, weil die theologische Ausbildung frei wäre von den örtlichen Bedingungen und Beziehungen, denen die Geistlichkeit in den baltischen Provinzen sich unterworfen hat.“

In den 90er Jahren kam der Rektor Bubilowitsch wiederholt auf dieses Projekt Kapustins zurück, aber ohne Erfolg. Das Konseil der Universität im J. 1901 und ebenso die Petersburger Kommission zur Reform der Hochschulen v. J. 1902 sprachen sich für Beibehaltung der theologischen Fakultät in der Dorpater Universität aus.

Das III. Kapitel behandelt das Personal der Universität. Die Rektoren und Prorektoren, die Professoren und Lektoren aller Fakultäten werden in chronologischer Ordnung namentlich angeführt. Der Verfasser verzichtet auf ein Urteil über die Tätigkeit der Rektoren Menkow und Bubilowitsch, „die viel Mühe und Energie auf die Reorganisation der Universität verwandt haben.“ Er begnügt sich mit der Wiedergabe der Grabrede, die Professor A. Guljaew dem verstorbenen Rektor Menkow am 5. Febr. 1894 hielt, der ihn als Patrioten und Kämpfer gegen veraltete Vorurteile feierte. Der Verf. erörtert auch die Frage der Herkunft der Professoren teils aus dem Innern des Reiches, teils aus den baltischen Provinzen, teils aus dem Auslande und charakterisiert hierbei den

<sup>1)</sup> Die beiden genannten Hochschulen hatten im J. 1887 zwei Fakultäten, eine katholisch-theologische und eine philosophische. Ferner gab es im J. 1887 an den preussischen Universitäten Bonn und Breslau außer der protestantischen eine katholisch-theologische Fakultät. Schließlich ist Preußen kein protestantischer Staat im dem Sinne, wie Rußland ein orthodoxer.

politischen Antagonismus zwischen baltischen und reichsdeutschen Professoren, der speziell in der Frage der Reorganisation der Hochschule sich ausbildete. Aus diesem Grunde wählte das Konseil, wenn zwei Kandidaten, ein baltischer und ein reichsdeutscher, für eine vakante Professur in Vorschlag gebracht wurden, gewöhnlich den Baltten, „aber — die Gerechtigkeit verlangt die Konstatierung der Tatsache — nicht immer.“

Das IV. Kapitel ist dem nach Ansicht des Verfassers wichtigsten Moment — der russischen Sprache gewidmet. In vier Abschnitten behandelt er 1) das Fach der russischen Sprache und Literatur, 2) die russischen Sprachkenntnisse der Studierenden, 3) das Russische als Vortragsprache und 4) als innere Geschäftssprache. Bis zum J. 1890 sei es mit der Kenntnis der russischen Sprache schwach bestellt gewesen. Die Schuld daran habe sowohl die Universität und die örtliche Gesellschaft getragen, welche beide sich systematisch einer Russifizierung widersezt hätten, als auch die Regierung, deren Maßnahmen in dieser Frage unsystematisch und schwächlich gewesen wären. Die Reorganisation habe eine Wendung zum Besseren geschaffen; gleichwohl seien noch in den 90er Jahren nach dem Zeugnis des Rektors Budilowitsch die russischen Sprachkenntnisse vieler Studierenden ungenügende gewesen. — Weiter zeigt der Verf. an der Hand der Statistik den schnellen Sieg der russischen Vortragsprache, die zuerst im J. 1889 in der juristischen Fakultät und dann in den übrigen Fakultäten, mit Ausnahme der theologischen, eingeführt wurde. Am 15. Januar 1893 schlug der Kurator Sawrowski dem Ministerium vor, binnen zwei Jahren die russische Unterrichtssprache für alle Fakultäten, auch die theologische, endgültig einzuführen und nur den Professoren Hörschelmann und Schröder die Benutzung des Lateinischen an Stelle der deutschen Vortragsprache zu gestatten. Der Minister Graf Deljanow hatte gegen den letzten Vorschlag nichts einzuwenden, erklärte aber, daß er der Einführung der obligatorischen russischen Vortragsprache in der theologischen Fakultät nicht zustimmen könne. Falls aber, fügte er in seinem Antwortschreiben vom 12. März 1893 hinzu, ein Professor der theologischen Fakultät den Wunsch äußern sollte, sein Fach in russischer Sprache vorzutragen, so würde er die Erlaubnis dafür erwirken. Der Verf. bemerkt hierzu, daß bis dato sich eine derartige Persönlichkeit unter den Gliedern der theologischen Fakultät nicht habe finden lassen.

Kapitel V behandelt das Universitätskonseil, Akkusreden, verschiedene Festfeiern, Budgetfragen, Universitätsgericht, orthodoxe

Hauskirche, Domanlagen, Studentenkonvikt, Vater Rhein-Prozeß. — Der Verf. schildert ausführlich die Tätigkeit des Konseils in den Jahren 1865—1902. Aus seinen Ausführungen geht hervor, daß in den 90er Jahren das Konseil die Arena für Parteikämpfe der verschiedenen russischen Professoren unter einander abgab. Leider gibt der Verf. kein klares Bild über den Charakter dieser mit großer Leidenschaft geführten Kämpfe. Aus seinen ziemlich dunkeln Andeutungen scheint hervorzugehen, daß die innerrussischen politischen Gegensätze im Konseil aufeinander platzten. Das Universitätsgericht wurde 1889 aufgehoben und 1902 wieder in veränderter Form eingeführt.

Gleich nach Beginn der Russifizierung tauchte unter den russischen Professoren und den Gliedern der Verwaltung des Lehrbezirks der Gedanke auf, eine orthodoxe Universitätskirche zu errichten. Dieser Gedanke fand sofort lebhafteste Unterstützung beim Minister Grafen Deljanow, der 1893 in Dorpat war, und dem Rigaschen Archierei Arsseni. Anfänglich wurde geplant, die Universitätsbibliothek in eine orthodoxe Kirche umzuwandeln, in der Hoffnung, die Regierung würde für den Bau eines neuen Bibliothekgebäudes die nötigen Summen bewilligen. Als man sich aber überzeugen mußte, daß die Verwirklichung dieses Projekts keine Chancen habe, wurde beschlossen, das meteorologische Kabinet im Universitätsgebäude in eine orthodoxe Hauskirche umzuwandeln. Der Reichsrat bewilligte einen Teil der dazu notwendigen Summe, der Rest wurde aus den Spezialmitteln der Universität gedeckt. Das Inventar wurde von einigen Moskauer „Wohltätern“ und mehreren Professoren gespendet. Die Einweihung vollzog der Archierei Arsseni am 23. November 1895 in Gegenwart des Ministers der Volksaufklärung.

„Um die wünschenswerte Einigung zwischen Professoren, Universitätsobrigkeit und Studierenden herzustellen“<sup>1)</sup>, wurde ein Studentenkonvikt für 150 Personen auf dem Domberge errichtet. Der Bau war 1904 fertig gestellt und kostete der Regierung 225,000 Rbl.

Der gegen die Universität seit 1896 geführte Prozeß um die Statue des „Vater Rhein“, der seinerzeit großes Aufsehen machte, wird vom Verfasser sehr kurz dargestellt und ohne Angabe der Gründe der Entstehung des Prozesses. Die Universität gewann

1) Zirkular des Ministers der Volksaufklärung vom 21. Juli 1899.

ihn in zwei Instanzen; die beabsichtigte Vernichtung der Statue ist aber durch den Prozeß verhindert worden.

Das VI. Kapitel behandelt die Geschichte der wissenschaftlichen Institute und Anstalten der Universität und den Unterricht in nichtwissenschaftlichen Fächern an der Hochschule, wie Zeichnen, Musik, Fechten, Tanzen und Reiten. Der Unterricht in diesen Künsten mußte der Russifizierung zum Opfer fallen.

Im folgenden Kapitel geht der Verfasser zur Geschichte der Dorpater Studentenschaft über. — Die liberalen Vorschriften für die Studierenden des Jahres 1868 wurden 1893 durch die jetzt geltenden ersetzt, die den innerrussischen nachgebildet waren. Der § 52 enthält eine Aufzählung aller der Personen, denen die Studenten eine Ehrenbezeugung zu erweisen haben. Der § 56 definiert die Studenten als „einzelne Besucher der Universität, denen jede Handlung, die einen korporativen Charakter trägt, verboten ist.“ Der § 58 verbietet jede Art von Ansammlungen und „Schöden“, die von der Universitätsobrigkeit nicht gestattet worden sind. — 1894 wurde durch einen Allerhöchsten Befehl die Uniform eingeführt und den Korporellen das Tragen ihrer Abzeichen verboten. 1896 wurde den Studenten Allerhöchst das Tragen der „Tuschurka“ (eines kurzen Rockes) gestattet, über dessen Benutzung das Ministerium der Volksaufklärung genaue Regeln ausarbeitete.

Die Studentenunruhen des Jahres 1899 führten zu einer Verstärkung der Inspektion, „um die Studenten besser beaufsichtigen und nach Möglichkeit vor schädlichen Illusionen bewahren zu können.“ Die weiter fortbauenden Studentenunruhen auf allen russischen Universitäten führten dann zu neuen Maßnahmen der Regierung, welche der Studentenschaft durch Anerkennung des korporativen Prinzips, der Einrichtung des Universitätsgerichts, der Studentenkuratoren zc. entgegenkommen wollte, ohne aber den gewünschten Zweck der Beruhigung zu erreichen.

1895 wurde die Universität vom Ministerium um ihr Gutachten über die von der Regierung geplante Verteilung der Abiturienten unter den Universitäten des Reiches nach der geographischen Lage der einzelnen Lehrbezirke ersucht. Das Konseil sprach sich in seinem Gutachten vom 31. Januar 1896 gegen dies Projekt aus, benutzte hierbei aber die Gelegenheit, um mehrere Maßnahmen in Vorschlag zu bringen, welche die Frequenz der Universität Dorpat erhöhen könnten. Als solche Maßnahmen bezeichnete das Konseil: Errichtung neuer Katheder, neue Zuwendungen aus allgemeinen Staatsmitteln, Vermehrung der Zahl der Stipendien

und Zulassung der Absolventen von Seminaren und Realschulen. Die Frage über die Aufnahme von Seminaristen war schon im Jahre 1894 vom Kurator Lawrowski aufgeworfen worden. Das Ministerium hatte aber seinen diesbezüglichen Antrag mit der Motivierung verworfen, „daß eine derartige Maßnahme die Qualität der Studentenschaft bedeutend herabsetzen würde, was in der jetzigen Zeit, wo die Universität sich im Übergangsstadium befindet und die Aufmerksamkeit des ganzen baltischen Landes auf sich lenkt, durchaus nicht erwünscht wäre.“

1895 erneuerte der Kurator Lawrowski seinen Antrag auf Zulassung der Seminaristen mit dem Hinweis darauf, daß die historisch-philologische Fakultät aus Mangel an Zuhörern einzugehen drohe, welches Schicksal in geringerem Maße auch die physiko-mathematische Fakultät bedrohe, und daß die Aufnahme von Seminaristen das russische Element innerhalb der „fremdstämmigen und andersgläubigen“ Bevölkerung stärken würde. Die wieder ablehnende Antwort des Ministeriums veranlaßte den Kurator zur Erneuerung seines Gesuches mit der Modifikation, daß den Seminaristen nur der Eintritt in die historisch-philologische Fakultät gestattet werden solle. Aber auch damit wollte sich das Ministerium nicht einverstanden erklären. „Eine derartige Maßnahme“, heißt es im Antwortschreiben vom 26. September 1895, „würde bei dem derzeitigen ungenügenden Unterricht in den alten Sprachen in den geistlichen Seminaren die Bedeutung der historisch-philologischen Fakultät in den Augen der lernenden Jugend herabsetzen, indem man sie Personen zugänglich macht, die vielleicht sehr schwach in der klassischen Philologie sind.“

Unterdessen hatte aber schon die Aufnahme von einzelnen Seminaristen in allen Fakultäten der Universität stattgefunden, jedes Mal mit besonderer Erlaubnis des Ministers. 1896 betrug ihre Zahl 47. Augenscheinlich sollte dies eine Probemaßnahme sein, über dessen Resultate der Kurator um sein Gutachten ersucht wurde, das er in zwei Schreiben vom 13. Januar und 14. Juli 1897 abstattete. Er teilte hierin mit, daß „die aufgenommenen Seminaristen sowohl in Bezug auf ihre Führung als auch in Bezug auf ihre Fortschritte den gestellten Anforderungen voll und ganz entsprochen haben.“

Aber schon vorher, am 13. Juni 1897, war ein Allerhöchster Befehl erlassen worden über die Aufnahme von Seminaristen in die Zahl der Studierenden aller Fakultäten, mit Ausnahme der

theologischen, nach Ablegung einer Aufnahmeprüfung<sup>1</sup>. Der Verf. führt nicht an, durch wen dieser Allerhöchste Befehl erwirkt worden ist. Seiner Meinung nach hatte aber „diese Maßnahme für die Dorpater Universität in der kritischen Epoche ihres Übergangsstadiums eine ungeheure Bedeutung, indem sie ihr in den folgenden Jahren einen genügenden Zuflut von Hörern sicherte.“

Ein weiteres Mittel für die Vergrößerung der Zahl der Studierenden sieht der Verf. in den Kronstipendien, deren es nur sehr wenige in Dorpat gab. 1890 gelang es dem Rektor Budilowitsch nach längeren Bemühungen eine Erhöhung der Kronstipendien um 9750 Rbl. von der Regierung zu erlangen in der Weise, daß verschiedene Stipendien innerrussischer Universitäten nach Dorpat übergeführt wurden.

Disziplinarvergehungen der Studenten wurden vom Universitätsgericht nach Ansicht des Kurators Kapustin zu milde geahnt, was ihn 1837 veranlaßte in einem Falle die Strafe von sich aus zu erhöhen. Dem Ministerium gegenüber motivierte er die Notwendigkeit der Aufhebung des Universitätsgerichts durch den Hinweis auf die übergroße Nachsicht des Universitätsgerichts, dank welcher „die Studenten fast straflos in der Stadt skandalieren können.“

Über das studentische Burshengericht und das Ehrengericht schweigt der Verfasser sich aus. In Bezug auf studentische Duelle bemerkt der Verf., daß sie häufig stattfanden, speziell unter den Korporellen, im allgemeinen ungefährlich waren, mit Ausnahme der Pistolenduelle, die nicht selten einen tödtlichen Ausgang hatten.

In Bezug auf das Interesse der Studenten an politischen Fragen und ihre aktive Beteiligung an solchen bemerkt der Verf., daß die Studierenden vor der Russifizierung sich um politische Bewegungen im Innern des Reiches nicht kümmerten, wohl aber für Fragen baltischer Politik Interesse hatten. Sehr ausführlich schildert er dann eine politische Demonstration der Studenten gegen den Privatdozenten C. Walcker im J. 1869.

Sehr kurz äußert sich der Verf. über die Studentenunruhen in Dorpat, die 1899 begannen und wiederholt zur zeitweiligen Schließung der Universität und der Relegation vieler Studierenden führten. Er weist darauf hin, daß sie im Zusammenhang mit der allgemeinen politischen Bewegung in Rußland am Ende des 19.

<sup>1</sup>) Bis dato ist der Fall nicht eingetreten, daß ein Seminarist wegen nicht bestandener Aufnahmeprüfung zurückgewiesen ist.

und im Beginn des 20. Jahrhunderts standen, über die an dieser Stelle kein Urteil abzugeben wäre.

Das VIII. Kapitel berichtet über das wissenschaftliche und gesellige Leben von Professoren und Studenten.

Von den in Beziehungen zur Universität stehenden wissenschaftlichen Gesellschaften bewahrte die 1838 gegründete „Estnische Gelehrte Gesellschaft“ auch nach der Reorganisation der Hochschule ihren deutschen Charakter, infolgedessen die Zahl ihrer Mitglieder und Mitarbeiter zusammenschumpfte und ihre Sitzungen schwach besucht wurden. — In einem engeren Zusammenhange mit der Universität stand seit dem Jahre 1878 die 1853 gegründete „Naturforscher-Gesellschaft“, die seit dem J. 1884 eine jährliche Kronsubvention von 500 Rbl. erhielt, die 1901 auf 1000 erhöht wurde. Durch den Beitritt vieler russischer Professoren und Dozenten der physiko-mathematischen und medizinischen Fakultät verlor diese Gesellschaft ihren rein deutschen Charakter, indem die russische Sprache in den Verhandlungen und Schriften der Gesellschaft die vorherrschende wurde.

Da es den Gliedern der historisch-philologischen und juristischen Fakultät an einem wissenschaftlichen Einigungspunkt fehlte, regten der Verfasser und die Professoren Pustorosslew und Philippow die Gründung einer Gesellschaft an, welche diesem Mangel abhelfen sollte. So entstand 1896 die „Gelehrte literarische Gesellschaft an der Jurjewer Universität“, die von Anfang an von der Universität, seit 1901 auch von der Regierung subventioniert wurde. Ihr erster Präsident war der Rektor Budilowitsch. Der Verf. verzichtet auf eine Kritik der Tätigkeit dieser Gesellschaft und bemerkt nur, daß es ihr „aus verschiedenen Gründen“ nicht gelungen sei, die bei ihrer Gründung auf sie gesetzten Erwartungen zu rechtfertigen.

Die öffentlichen populär-wissenschaftlichen Vorträge der Professoren, die sich in der Stadt einer großen Popularität erfreuten, begannen nach der Russifizierung einzuschlafen, und zwar weil nach Ansicht des Verfassers die landfremden Professoren den örtlichen Fragen ein sehr geringes Interesse entgegenbrachten und neben andern privaten Ursachen die Studentenunruhen der letzten Zeit einen störenden Einfluß auch hierauf ausübten.

Die wissenschaftliche Tätigkeit der Professoren will der Verf. nicht einer Kritik unterziehen. Er bemerkt nur, daß in den 70er Jahren in der baltischen Presse darüber geklagt wurde, daß die Dörptischen Professoren relativ wenig an der Kulturarbeit im Lande teilnehmen.

Was das Verhältnis der Professoren untereinander betrifft, so konstatiert der Verf., daß zwischen den baltischen und den reichsdeutschen Professoren ein Antagonismus sowohl in akademischen als auch nichtakademischen Fragen bestand. Den Reichsdeutschen wird hierbei nachgerühmt, daß sie ein größeres Verständnis für die Idee des Staates besaßen, als die Balten. Der Kurator Kapustin suchte und fand unter ihnen Bundesgenossen für die geplante Russifizierung. Der Verf. führt hierbei den Wortlaut mehrerer Privatbriefe des verstorbenen Kurators an. In einem dieser Schreiben (vom 3. Januar 1889 aus Riga) heißt es in Anlaß verschiedener Preßangriffe: „Ich hoffe, daß man mich noch des Diebstahls und Mordes bezichtigen wird, sobald die russische Unterrichtssprache in einer größeren Anzahl von Schulen eingeführt sein wird; der Kriminalkodex ist noch nicht ganz erschöpft. Wer eine öffentliche Sache vertritt, muß auf allerlei Unannehmlichkeiten gefaßt sein.“ — Dazu bemerkt der Verfasser: „Die hier ausgesprochene Befürchtung ist in Bezug auf den verstorbenen Kurator nicht in Erfüllung gegangen, aber etwas ähnliches passierte tatsächlich einem andern Vertreter der Universitätsadministration, und zwar in den Räumen der Anstalt selbst. Es ist dies eine Angelegenheit, die viel von sich reden gemacht hat, in Wirklichkeit aber albern war, — die Brennholzaffaire im Februar und März 1893, die als vollständiges Phantasieprodukt kein tatsächliches Interesse bietet, aber in prinzipieller Hinsicht charakteristisch ist in ihrer logischen und historischen Verbindung mit den oben angeführten Worten M. N. Kapustins.“

Nach Beginn der Russifizierung begann allmählich die Bedeutung der Partei der Balten als auch der der Ausländer zu sinken, da die Zahl ihrer Glieder mit jedem Jahre abnahm. Die russischen Professoren besaßen bald die Majorität im Konseil. Aber unter den russischen Lehrkräften bildeten sich drei Parteien, und zwar folgende: Eine Partei trat bedingungslos für die Russifizierung ein und verlangte ihre schonungslose Durchführung; eine zweite war im Prinzip nicht Gegnerin der Reorganisation, wünschte aber sie in schonender Weise und in Anlehnung an das Bestehende zu verwirklichen; eine dritte Partei sympathisierte überhaupt nicht mit der Russifizierung, die sie für einen politischen Fehler erachtete. Die üblichen politischen Parteienamen liberal und konservativ wurden von der einen und der andern Gruppe angenommen, wobei sich in den heftigen Kämpfen ergab, daß die Konservativen eine radikale Ausrottung des Bestehenden forderten, die

Liberalen umgekehrt nach Möglichkeit die Konservierung der alten Verhältnisse vertraten. Zu den politischen Gegensätzen gesellte sich noch persönliche Disharmonie zwischen den einzelnen russischen Professoren und „die bekannte Unfähigkeit russischer Männer, sich zwecks gemeinsamer Durchführung einer Sache gegenseitig Konzessionen zu machen.“ Dies alles schuf „eine drückende Atmosphäre des Universitätslebens, die wieder in der einen oder andern Weise zurückwirkte nicht nur auf die persönliche Stellungnahme, sondern auch auf die dienstliche Tätigkeit und die wissenschaftliche Produktivität der Professoren.“ Das Ministerium der Volksaufklärung sprach sich in einem Schreiben vom 6. November 1896 höchst abfällig über die fortwährenden Konflikte zwischen den Professoren aus, da dadurch der normale Verlauf der Universitätslebens gestört werde, und wünschte, „daß Maßregeln getroffen würden, um in Zukunft die Zänkereien (препекания) der Professoren in den Konseilsitzungen zu verhindern.“ Dieser Wunsch des Ministeriums ging aber nicht in Erfüllung, denn, wie der Verf. anführt, fanden gerade die heftigsten Konflikte im Konseil in den Jahren 1897, 1899, 1900 und 1902 statt.

Das Leben in den Korporationen und die Tätigkeit des Chargiertenkonvents schildert der Verf. an der Hand der Schriften von N. v. Sernet, E. Kraus, W. v. Riparski, E. Fehre, Charusin und Budilowitsch. Legterer veröffentlichte 1901 eine anonyme Broschüre über die Dorpater Korporationen. Die Darstellung des hier bloß referierenden Verfassers bietet an und für sich nichts neues. — Interessanter sind seine Mitteilungen über die Stellungnahme der Bureaukratie zu den Korporationen. Ein feindliches Verhalten zu ihnen zeigte von Anfang an der Kurator Kapustin. Der Verfasser führt als Belege mehrere Stellen aus Schreiben des Kurators an den Minister Deljanow aus den Jahren 1885 und 1887 an, in denen er den Korporationen die Vertretung baltischer politischer Tendenzen vorwirft, sie als eine Art Freimauerei bezeichnet und im Mai 1887 erklärt: „Ich habe mich an die Erforschung der Geschichte der Korporationen gemacht, um mir ein festes Urteil über die gegen sie zu treffenden Maßnahmen zu bilden. So weiter gehen darf es nicht.“

Die Anschauungen M. Kapustins über die Korporationen teilte vollständig sein Nachfolger N. Lawrowski. Am 27. Juli 1892 schlug er in einer ausführlichen Denkschrift dem Ministerium die vollständige Auflösung der Korporationen sowohl in Dorpat als auch in Riga vor. Das Ministerium hielt aber eine solche

Maßnahme für verfrüht. Auch der Procureur des Rigaschen Bezirksgerichts hatte sich im J. 1890 gemüßigt gesehen, die Frage der Aufhebung der Korporationen anzuregen, und zwar in der Form, daß er dem Justizminister Mitteilung über eine Duellsache machte, in welcher der Verteidiger angeblich behauptet hatte, daß die Korporationen eine Satisfaktion der verletzten Ehre nur durch die Waffe gestatten. Der Procureur hatte es nicht für möglich erachtet, diese Behauptung des die Angeklagten verteidigenden Rechtsanwalts L. in das Protokoll der Gerichtssitzung einzutragen zu lassen, dagegen für nötig angesehen, sie dem Minister mitzuteilen „für den Fall, daß es für notwendig angesehen werden sollte, die von den Angeklagten selbst durch ihren Verteidiger abgegebene bereckte Erklärung über den Schaden der Dorpater Studentenkorporationen als ein Argument für die Notwendigkeit der Aufhebung dieser Korporationen zu benutzen, deren schädlicher Einfluß sich nicht nur in der Universität, sondern auch in bedeutendem Maße im ganzen öffentlichen Leben der baltischen Provinzen zeige<sup>1</sup>.“

Ein Verteidiger der Korporationen fand sich aber in der Person des livländischen Gouverneurs M. Sinowjew, der in seinem alleruntertänigsten Bericht vom 12. Oktober 1893 über das Gouvernement für das Jahr 1892 rühmend hervorhob, daß es zu gar keinen Konflikten zwischen den Offizieren des nach Dorpat übergeführten 18. Armeekorps und den Studenten gekommen sei, was unzweifelhaft auch ein Verdienst der Korporationen wäre, in denen ein solidarisches korporatives Ehrgefühl entwickelt sei.

Andererseits hatte derselbe Gouverneur über die Korporationen in seinem alleruntertänigsten Bericht für das Jahr 1889 geurteilt, in welchem die Korporationen als „eins der Hemmnisse der Administration bei der Durchführung des Regierungsprogramms“ charakterisiert wurden. Auf diesen Widerspruch wies der Minister der Volksaufklärung Graf Deljanow hin in seinem alleruntertänigsten Bericht über die Revision des Rigaschen Lehrbezirks im Herbst des Jahres 1893. In Bezug auf die Korporationen gibt er deren günstige Einwirkung auf die Studierenden nur insoweit zu, als durch sie das Gefühl für die Ehre der Hochschule geweckt resp. gepflegt werden kann. „Andererseits bringen sie in das Studentenleben auch viele destruktive Prinzipien hinein: Saufen, Bummeln und Prügeleien (драка) ziehen viele Studenten von ihrer Arbeit

<sup>1</sup>) Archiv des Departements der Volksaufklärung. Nr. 175,825—4808.

ab und verderben einzelne, oft sehr fähige junge Leute.“ Ferner, meint der Minister, dürfe man den Umstand nicht außer Acht lassen, daß die Philister den Zusammenhang mit ihren Korporationen auch im späteren Berufsleben pflegen, worauf die „Festigkeit baltischer Anschauung und ihre heimliche Hinneigung zu reichsdeutschen (германскимъ) Ideen beruhe.“ Dieselben Anschauungen, teilweise sogar mit denselben Worten, befundete der Minister auch in seinem untertänigsten Bericht über das Ministerium der Volksaufklärung für das Jahr 1894 und in seiner Motivierung der Einführung der obligatorischen Studentenuniform in Dorpat. 1894 verschwanden die bunten Mützen der Korporellen von den Straßen der Stadt. 10 Jahre darauf wurde durch Allerhöchsten Befehl vom 20. Oktober 1904 das öffentliche Tragen der Farben wieder gestattet.

1891 wurde auf Antrag des Kurators Lawrowski die „Akademische Muffe“, ein Versammlungspunkt für Professoren, Studenten und Bürger der Stadt, vom Ministerium geschlossen. Eine Abteilung der Muffe, das Lesekabinet, blieb im beschränkten Maßstabe als „Akademische Lesehalle“ bestehen, die im Jahre 1896 besondere Regeln erhielt.

Der Verf. zählt dann in chronologischer Ordnung unter Beifügung kurzer Notizen sämtliche studentische Vereine auf, die neben den Korporationen bestanden. — Nach Erlass des Gesetzes vom Jahre 1893, welches die Organisation von Kreisen oder Vereinen unbedingt verbot, wurde die Gründung neuer Vereine nicht mehr gestattet, die bestehenden aber nicht aufgehoben. 1899 änderte sich infolge der Studentenunruhen die Anschauung der Regierung und die Bildung von unpolitischen Studentenvereinen wurde wieder gestattet, ja sogar als wünschenswert empfohlen. Auf Grundlage der 1901 erlassenen „Regeln über die Bildung von studentischen Organisationen“ wurden im Anfang des 20. Jahrhunderts 5 neue Vereine gegründet. — Am Schlusse dieses Kapitels schildert der Verfasser speziell das Leben der russischen Studenten in Dorpat. Ihre Zahl war bis 1889 sehr klein, begann von diesem Jahre an dank der Russifizierung sich zu vergrößern, stieg dann rapid seit 1897 durch Zulassung der Seminariisten, so daß zum Schluß die Russen innerhalb der Studentenschaft die Majorität erlangten. — Die Schilderung des Verfassers erstreckt sich aber nur auf die Zeit vor 1889 und zwar vornehmlich an der Hand der Erinnerungen von Eugen Degen, eines Schülers der Dorpater Hochschule, die 1902 in der Zeitschrift „Mir Boshij“ erschienen sind. Der Verfasser dieser

interessanten Memoiren erklärt resp. entschuldigt den auffälligen Umstand, daß bis zum Jahre 1889 die russischen Studenten in Dorpat nicht einmal den Versuch gemacht haben, einen Widerhall der periodischen Studentenunruhen auf den übrigen Universitäten des Reiches auch in Dorpat hervorzurufen, in folgender Weise: „Wenn die Universität oder die Stadt verlangt hätten, wir sollen uns ruhig verhalten, oder unsre Zusammenkünfte verboten oder irgend welche andre Beruhigungsmittel ergriffen hätten, so hätten sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Dorpater Studenten nicht schlechter oder besser als alle übrigen erwiesen. Aber die Obrigkeit dachte überhaupt nicht daran, uns irgend einen Anlaß zu geben; sie ignorierte vollständig unsre aufgeregte Stimmung; und ich bin überzeugt, daß zur selben Zeit, wo wir Nächte hindurch, schweißend vor Erregung, uns in kühnen Tiraden überboten, der Prorektor den Schlaf des Gerechten schlief oder seelenruhig hinter seinen dicken Büchern saß. Wir hatten gar keinen Grund der Obrigkeit irgend welche Forderungen zu stellen, denn wir besaßen alles das, wovon unsre Kameraden auf andern Universitäten nicht mal zu träumen wagten.“

Im letzten IX. Kapitel referiert der Verf. über besondere Ereignisse im Universitätsleben, Besuch hoher Personen, Teilnahme der Universität an den Ereignissen des russisch-türkischen Krieges und zieht dann in einem kurzen Schlußwort das Fazit der 100jährigen Kulturarbeit der Dorpater Universität: Ihre Aufgabe habe die Universität bis zum Schluß der 80er Jahre darin gesehen, „eine Vermittlerin der Kultur zwischen Rußland und Westeuropa“ zu sein und gleichzeitig auch den kulturellen Interessen des baltischen Landes zu dienen. Dem gegenüber habe oft der Dienst für die Interessen Rußlands zurücktreten müssen. Dieser Umstand habe schon in den 30er Jahren die Zentralgewalt zum Kampf gegen die in der Universität herrschenden Strömungen bewegen, doch sei dieser Kampf damals ohne klares Programm und ohne Konkurrenz geführt worden. Erst Ende der 80er Jahre wurde durch die Russifizierung der Universität und des gesamten Schulwesens des Landes der alte Zustand gestürzt. „Ein bestimmtes Urteil über die Resultate dieser staattlich so wichtigen Maßregel zu fällen, wäre verfrüht. Jedenfalls beschränkt dank dieser Reform die Universität einen breiteren Weg, sie diene fortan in kultureller Beziehung nicht nur den Interessen der baltischen Provinzen, sondern auch denen des ganzen übrigen Rußlands.“

Mit diesem in die Form einer Behauptung gekleideten Wunsch schließt das interessante und mit dankenswerter Objektivität geschriebene Werk von Professor E. Njetuchow. Der Verfasser hat manche interessante und wichtige Frage aus der neuesten Geschichte der Hochschule nur flüchtig gestreift oder mit mehr oder weniger dunklen Andeutungen abgetan; eine Urteilsfällung hat er fast immer vermieden. Hat er schweigen müssen? Ich weiß nicht, wie weit seine Arbeit der Zensur einer bürokratischen Behörde unterlag. Oder sollte es ihm gelungen sein, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu erwirken? Aber vieles liest man zwischen den Zeilen, vieles, was den Verfasser, einen russisch fühlenden und objektiv denkenden Gelehrten, mit Schmerz und Trauer erfüllt haben muß. Warum mußte sich durchaus hier russische Kultur und russische Bürokratie so unauflösbar verquicken, daß für viele aus zwei Begriffen einer geworden ist? Die öffentliche Meinung in Rußland, der Reichstag haben den Stab über das bürokratische System gebrochen, viele leidenschaftliche Anklagen sind gegen dies System erhoben worden. Das Werk von Professor E. Njetuchow ist in seiner Art auch eine Anklage und eine sehr schwere; es zeigt, wie in einem Winkel des großen russischen Reiches die Bürokratie es verstanden hat, in kurzer Zeit ihr fremde Kultur einzustampfen, ohne aber dann neues blühendes Leben schaffen zu können. Mit Totengräberarbeit allein ist den kulturellen Interessen Rußlands nicht gedient. Dorpat ist tot, Jurjew totgeboren. Was wird uns die Zukunft bringen?

